Digitized by Google

Geschenk Fresenius

Europa
und
seine Bewohner.

Ein
Hand- und Lesebuch
für alle Stände.

In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben

von

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann,

auswärtigem Ehren-Mitgliede der Royal Geographical Society of London, Mitgliede der pariser Société de Géographie, so wie mehrer anderer gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes.

In acht Bänden,

mit drei Karten, neun Städtegrundrissen und vielen andern Abbildungen.

SIEBENTER BAND,

enthält: Das Kaiserthum Oesterreich,

bearbeitet von Dr. W. F. A. Zimmermann.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

1837.

[illegible]

Oesterreichs Länder und Völker.

Natur- und Sittengemälde des Kaiserstaates.

Von

Dr. W. C. A. Zimmermann.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.
1837.

Europa und seine Bewohner.

Von

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann.

Siebenter Theil.

Das Kaiserthum Oesterreich.

Geschichtliche Einleitung.

Der österreichische Kaiserstaat ist seiner Lage, seiner Ausdehnung und Bevölkerung nach einer der mächtigsten von ganz Europa. Zusammengesetzt aus den fremdartigsten Theilen, aus einander feindlich gegenüberstehenden Völkern, als Deutschen, Böhmen, Polen, Ungarn, Kroaten, Griechen, Italiern, Serben, Tirolern u. s. w. hält eine weise Staatskunst und Politik das künstliche Gewebe zusammen, das immer den Einsturz zu drohen scheint und doch immer fest und unerschüttert steht, siegreich aus jeder neuen Gefahr hervorgeht.

Nicht gewaltige Kriege und Eroberungszüge haben der großen Monarchie diese Gestalt, diese innere Zusammensetzung und äußere Abrundung gegeben, sondern Bündnisse, Heirathen, Friedensschlüsse anderer Mächte, welche freiwillig diesen oder jenen Theil an Oesterreich abtraten, um dasselbe zu bewegen, ihren Planen nichts entgegen zu setzen, endlich Kauf, wodurch es kleine Enklaven oder Landstrecken, welche zungenförmig in das Gebiet des großen Reichs eindrangen, für sich gewann, waren die Mittel, wodurch sich dasselbe zurundete, und so haben selbst die furchtbaren Stürme einer Zeit, welcher das jetzt lebende Geschlecht angehört, die gewaltigen, vernichtenden Völkerwanderungen von Westen nach Osten, den früheren entgegengesetzt, so haben die Feldzüge Napoleons, denen Franzosen, Spanier, Italier, dann zuletzt Deutsche, gegen Deutsche fechten müßend, folgten — diesem Staate weniger geschadet, als den mehrsten andern, seine Grundfesten nicht erschüttert. Alle erobernden Staaten waren immerwährenden Schwankungen ausgesetzt, das Eroberte ward durch einen Friedensschluß herausgegeben, durch einen neuen Krieg etwas Anderes gewonnen, das man durch einen neuen Frieden wieder verlor. — Oesterreich aber erhob sich aus einem kleinen deutschen Fürstenthume zu einer Macht, welche, wenn seine Herrscher herrschsüchtig gewesen wären,

zu einer Universalmonarchie hätte den Weg bahnen können, ohne daß jemals von dem gewonnenen Lande etwas zurückgegeben werden durfte. So kam es denn auch, daß die wachsende Macht der deutschen Kaiser, deren Erblande den österreichischen Staat bildeten, die deutsche Kaiserkrone in gewisser Art erblich machen konnte, und daß das Wahlreich nur noch eine Form war, welche zu verletzen man nicht wagte, welche aber, so wie sie bestand, den Absichten der deutschen Kaiser auch gar nicht hinderlich war, bis zu dem Zeitpunkte, da das sogenannte römische Reich durch Napoleons Dazwischenkunft aufgehoben wurde, und die bisherigen deutschen Kaiser den Titel als Kaiser von Oesterreich (mit völliger Erblichkeit, ohne ein sie bestättigendes Wahl-Kollegium deutscher Kurfürsten) annahmen.

In der Zeit der großen verheerenden Völkerzüge, von Asien nach Europa herüber, war das Land an der Donau einem im höchsten Grade unheilvollen Wechsel seiner Bewohner und seiner Herren ausgesetzt. Erst mit der Regierung des großen fränkischen Königs Karl erhielt es die etwas festere Gestalt einer Gränzmark, und ward gegen die Ungarn das, was jetzt die Militärgränze gegen die Türken ist — eine Vormauer, welche das allzudreiste Eindringen der wilden Fremden hinderte, und welche wegen ihrer, zum übrigen Deutschland, östlichen Lage, den Namen des Ostreichs (Oesterreich) bekam. Als Karl der Große seine glorreiche Regierung antrat, besaßen die Avaren und die Bojaren jenes Land, und waren darin durch den Ensfluß getrennt. Die Bojaren oder Baiern waren in einer gewissen Abhängigkeit von dem fränkischen Reiche, sie wurden demselben ganz einverleibt, als der Herzog Thassilo unvorsichtige Versuche machte, sich der Oberherrlichkeit zu entziehen, Baiern ward dem karolingischen Staatssisteme einverleibt, und der Herzog selbst zu gefänglicher Haft gebracht. Dieser hatte die Avaren um Beistand gegen Karl gebeten. Dieses Volk, das eine gute Nachbarschaft mit den Bojaren gehalten, mit ihnen wahrscheinlich gleichen Stammes war (wie denn noch jetzt, wo eine gewisse Spannung und Feindseligkeit zwischen Oesterreichern und Baiern eingetreten ist; der höchst ähnliche Dialekt beider Völker auf ganz gleichen Ursprung schließen läßt, da einer mit dem andern so verwandt ist, daß er dem Fremden für identisch erscheint, und nur der geborene Oesterreicher oder Baier in seines Nachbars Sprache einen Unterschied von der seinigen finden kann), trat zum Schutze Thassilo's auf — kam zwar zu spät, um ihn vor der Gefangennehmung zu schützen oder ihn zu retten, wollte ihn jedoch, da jenes nicht gelang, wenigstens rächen, und ward so zum erbittertsten Feinde des Reiches, das Karl immer weiter auszubreiten mußte, und dessen unmittelbare Nachbarn die Avaren, durch die Einverleibung des Bojarenreiches, geworden waren. Sie mach-

ten daher immerwährende Fehde- und Raubzüge gegen die Franken, welche sich gegen ihre schnellen und gewandten Rosse, wie gegen die muthigen Führer derselben nicht zu vertheidigen mußten, fast immer unterlagen, und so in Karl die Ueberzeugung erweckten, daß auch noch dieser Strich Landes sein werden müße; wenn er Ruhe haben wolle. Große Eroberer finden leicht Gründe zu neuen Eroberungen — es galt hier nicht die Avaren zurückzuweisen, es galt sie in ihrem Lande aufzusuchen — eine gewaltige Heeresmacht ward von Karl zusammengezogen; er drang in das Land ein und vollendete durch einen mehrjährigen Feldzug, von 791 bis 799 die Eroberung desselben, worauf dieses Land zwischen der Ens und der Raab die südöstliche Gränzmark des karolingischen Reiches wurde, einen Markgrafen, als Regenten, erhielt, und, da die politische Existenz der Avaren fast vernichtet war, eine ruhige Provinz des großen Staatensistems blieb. — Der Name Avarien wurde in provincia orientalis oder regnum orientale, und zu deutsch in Ostarik oder Oesterreich verwandelt.

Ludwig der Fromme, Karls Sohn, trat im Jahre 814 das Reich seines Vaters an, und theilte im Jahre 817 das ganze Reich unter seine drei Söhne, wobei Lothar Italien, Pipin Aquitanien, und Ludwig der Deutsche Baiern und Ostarik bekam. Diese Vormauer gegen die östlich wohnenden Feinde war aber zu schwach, um ihnen zu widerstehen, als innere Unruhen dieselben herbeiriefen und nicht die Gesammtkräfte des großen Ganzen zusammengenommen werden konnten, um jenen die Stirne zu bieten. So wurde das unbewachte Land von der Raab bis an die Donau eine Beute der Ungarn oder Magyaren. Dieß geschah im Jahr 899, als Arnulf den deutschen Thron usurpirt hatte, wozu er, der Herzog von Kärnthen, durch Karls des Dicken Kanzler selbst bewogen worden. Arnulf hatte sich kühn und fest auf dem Throne des mächtigen Reiches behauptet, doch dem Herzoge Swentibold von Mähren zu viel vertraut, ihn durch Belehnung mit Böhmen und den mehrsten slavischen Landen zu stark gemacht, — er empörte sich gegen Arnulf, und dieser zog mit einem Heere wider ihn, rief aber, da er sich selbst dem an Leuten reichen Fürsten nicht gewachsen fühlte, die Ungarn zu Hülfe, welche soeben von den Petschenegen aus Asien westwärts getrieben worden, über den Dnieper nach Bessarabien, der Moldau und der Walachei gegangen waren, und sich mit dem byzantinischen Kaiser Leo V. verbunden hatten, um die Bulgaren zu bekämpfen.

Das rohe, wilde Nomadenvolk, das keine Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden fühlte, weil seine Heimat überall war, wo es Waiden für seine Heerden fand, folgte dem Rufe gern und leicht; die herrlichen grasreichen Fluren Pannoniens, die europäischen Savannen, gaben ihm un-

übertreffliche Hordenplätze, und obschon Swentibold die Zeit der Zerrüttung des mächtigen römischen Reiches, da sich Italien und Frankreich von Deutschland losriß, gut gewählt hatte, um sich in seinem slavischen Reiche zu befestigen und unabhängig zu machen, so ward er doch von den Deutschen einer- und von den Ungarn andererseits so gedrängt, daß er um Gnade und Frieden bat, Geißeln stellte, Tribut zahlte, aber auch vor Gram und gekränkter Ehrsucht bald starb.

Die Freundschaft gegen Arnulf, mit dem der Ungarfürst Brazlaw auf dem Hengstfelde (Marchfeld oder Hengistburg in Steiermark?) eine Zusammenkunft gehabt, hielt den Letztern ab, bei Lebzeiten des Kaisers etwas gegen sein Reich zu unternehmen; doch als dieser 899 starb, drangen die Ungarn, welche unterdessen schon von Mähren und einem Theile Böhmens Besitz genommen, nach Deutschland vor, und da sie in Pannonien sechs Jahre der Ruhe gepflegt, ihre Mannschaft und ihre Pferde rekrutirt, so überfielen sie mit einer ungeheuren Uebermacht Deutschland, besetzten die Mark Oesterreich bis an die Ens, und waren von den Baiern nur durch die größten Anstrengungen im Zaum zu halten; denn mehr als ihre Tapferkeit, siegte die unglaubliche Schnelligkeit bei ihren Ueberfällen, die stets ungestraft vollzogen wurden, da sie eben so schnell entschwanden, wenn sich ein Heer sammelte, um ihnen die Spitze zu bieten. Das schöne Reich schien gänzlich verloren, über fünfzig Jahre lang wütheten die Ungarn in dem östlichen Gränzlande, verheerten dasselbe gänzlich, ließen nirgends einen Stein auf dem andern — und wie wenig Mühe ihnen während eines halben Jahrhunderts dieses gekostet haben mag, sieht man daraus, daß bei einem Einfalle in Baiern sie an einem einzigen Tage eine Strecke von fünfzig Meilen Breite und sieben bis zwölf Meilen Länge, je nachdem sie mehr oder minder vorgedrungen waren, völlig zur Wüste machten.

Der beständige Kampf, den die Baiern gegen jene wilden thierischen Horden zu bestehen hatten (welche gefürchteter als die mächtigen Normannen, nicht als Menschen, sondern als räuberische Bestien angesehen, den wüthendsten Vertilgungskrieg führten), machte ihre Wachsamkeit nothwendig, aber wie sie auch, und der ihnen von dem fränkischen Könige dem Ersten zugetheilte Herzog, fochten, so waren sie doch nicht im Stande, ihr Land frei zu halten von den Ungarn, viel weniger die verlorne östliche Gränzmark wieder zu erobern; erst als Otto der Erste die Zügel der Regierung ergriff, befreieten sich die deutschen Lande wieder von den Verwirrungen, die durch die Auflösung des großen karolingischen Reiches hereingebrochen waren. Einheit, die Mutter der Kraft, erhob die getrennten zerstreuten Stämme, und in der berühmten Schlacht am Lech (955) fühlten die gänzlich vernichteten Ungarn, daß ihnen die Deutschen

an Tapferkeit und Kriegskunst überlegen waren; sie flohen nach der Mark Oesterreich, aber auch hier verfolgt, mußten sie sich in die Ebenen jenseits der Raab zurückziehen und die verlorne Gränzmark wurde von der Ens bis nach Mölk wieder hergestellt. Verarmte baierische Kolonisten bevölkerten das verwüstete, aber fruchtbare, segensreiche Land, und Graf Burkhardt ward als Markgraf eingesetzt, die Gränze zu beherrschen, und durch seinen tapfern Arm zu vertheidigen.

Als die Ruhe einigermaßen im Osten wieder hergestellt war, und Kaiser Otto II. nach Italien zog, begleitete ihn Markgraf Burkhardt und fiel in der Schlacht bei Bastanello (982), worauf ein Babenberger, Leopold I. zum Markgrafen eingesetzt wurde, und ihm, so wie seinen Nachkommen, Oesterreich erblich verblieb, bis zum Erlöschen des Geschlechtes.

Von dem tüchtigen deutschen Helden ward besser als bisher für das, allen feindlichen Einfällen ausgesetzte Land gesorgt, vielleicht nur deßhalb, weil er das Land als sein und seiner Kinder Gut betrachtete, und also bei dessen Erhaltung ein erhöhtes Interesse hatte, als wenn er nur auf kurze Zeit damit belehnt gewesen wäre. Leopold nahm den Ungarn die Feste Mölk ab, schlug in derselben seine Residenz auf, und vertrieb die Feinde aus der Umgegend. Auf seinen Vorschlag ertheilte Kaiser Otto III. allen Deutschen, die sich dort ansiedeln wollten, durch eine im Jahr 985 ausgestellte Urkunde bedeutende Vorrechte, befreite sie von Staatslasten, zog viele Kolonisten dahin, legte aber auch den ersten Grund zu vielfältigen Streitigkeiten zwischen Baiern und Oesterreich, und vielleicht zu einer Nationalfeindschaft, dadurch, daß er die Unterthanen des Markgrafen in Streitigkeiten, in Rechtssachen, der Gerichtsbarkeit des Markgrafen entzog, und sie der des Erzbischofs von Passau unterwarf.

Leopold I. herrschte nicht lange. Er verlor im Jahr 994 (10. Juni) zu Würzburg sein Leben, indem ein Feind seines Neffen, Heinrich von Schweinfurt, nach demselben, der neben Leopold ritt, mit einem Pfeile schoß, seines Ziels aber verfehlte und den Markgrafen traf. Ihm folgte in der Markgrafenwürde zuerst sein ältester Sohn Heinrich I. und nach dessen Tode 1018, sein zweiter Sohn Albrecht, mit dem Beinamen der Sieghafte. Unter diesem Herrscher vermehrten sich die Deutschen an den Gränzen von Ungarn außerordentlich, das Land ward so von innen, als von außen her durch Einwandern stark bevölkert, und das ruhige, Wohlstand zeigende, Leben, so wie die ganze Verfassung diente den Ungarn zum Muster. Einer ihrer Häuptlinge, der erste, welcher sich den Titel eines Königs beilegte, Stefan, nahm deutsche Söldner als Leibwache an, unterdrückte mit diesen einen Häuptling nach dem andern, errang die Oberherrschaft über alle, führte das Kristenthum ein und ordnete Kirche und Staat nach dem ihm nahe liegenden Vorbilde des deutschen Reiches; ihn

beehrte der römische Stuhl mit dem Titel des Heiligen und der Königskrone. Er regierte zwei und vierzig Jahre und ward durch seinen Neffen, Peter, welcher in Griechenland und Rom wohl manches Unnütze, doch auch, neben Hang zum Vergnügen und starker Lüstelei, die Bildung, die Gelehrsamkeit und den wohlthätigen Einfluß des Kristenthums schätzen gelernt, im Reiche gefolgt.

Der neue Regent trieb seine Vernachläßigung der Ungarn und seine Begünstigung der Deutschen zu weit, das Volk empörte sich, jagte ihn sammt den Deutschen aus dem Lande, sah ihn jedoch bald wieder mit verdoppelter Macht in seinen Gränzen erscheinen, denn Albrecht der Sieghafte, Markgraf von Oesterreich, nahm sich seiner thätig an, weil er seine Schwester zur Gemahlin hatte, und der deutsche Kaiser Heinrich III. sah diese Sache für die der Deutschen an, weil Peter um der Deutschen willen verjagt worden. Mit zwei starken Heeren kam er ihm zu Hülfe, führte ihn durch die Gewalt der Waffen wieder in sein Land, besiegte in zweien Feldzügen die empörten Ungarn völlig, und gab deutscher Sitte einen festen Boden in dem fremden Lande.

Auch hier vergrößerte sich das Markgrafenthum Oesterreich wieder, denn Peter nahm sein Reich vom Kaiser zu Lehen, und Oesterreich gewann ein Stück Landes von bedeutendem Umfange. Bis an den Fluß Leitha ging nunmehr die Gränze. Bis zum Jahre 1056 regierte Albrecht das so ausgedehnte Reich, da starb er, und auch der deutsche Kaiser, Heinrich der Dritte, ging mit Tode ab, und ihm folgte sein sechsjähriger Sohn Heinrich IV., unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes. Mit gewaltiger Hand hatte der Kaiser die Unruhen im Innern unterdrückt, und so dem Lande den äußern Anschein von Frieden erhalten, welches bis zu seinem Tode währte, nun aber brachen die nicht beschwichtigten, sondern nur ferne gehaltenen Stürme los, alle Leidenschaften kämpften gegeneinander, und Agnes stand mitten in dem Toben empörter Elemente und hatte nichts, um sie zu zügeln, als ihres Herzens Güte und ihres Geistes Kraft. Ihre Gegner mehrten sich, weil sie des Kaiserthums und der Ordnung Gegner waren, ihre Freunde verminderten sich; nur Albrecht des Streitbaren Nachfolger, der Markgraf Ernst I., ein Sohn des Verstorbenen, blieb ihr treu ergeben, in allen zweifelhaften Fällen, zur Seite, wofür sie ihm durch eine eigene Urkunde (deren Aechtheit zwar bezweifelt, deren Gültigkeit jedoch anerkannt wird) die Advokatie über die Bisthümer Salzburg und Passau ertheilte. Treu der Sache des jungen Kaisers ergeben, focht er für dieselbe, bis ihn nach zwanzigjährigen Diensten der Tod in der Schlacht bei dem Kloster Hohenburg an der Unstrut (9. Juni) überraschte, bevor er noch seines Reiches Angelegenheiten geordnet. Der dankbare junge König aber, der einen voll-

ständigen Sieg über die Sachsen davon trug, setzte des treuen Dieners Sohn, Leopold den Schönen, in der Würde des Markgrafen, seinem Vater zum Nachfolger, obwohl er diese Güte bald zu bereuen hatte, da Leopold II. sich des Königs Feinden anschloß, indem er sich durch den Bischof Altmann von Passau bewegen ließ, von dem Wege seines Vaters abzuweichen.

Der Streit zwischen Heinrich IV. und den deutschen Fürsten hatte eine der Kirche nachtheilige Wendung genommen, deßhalb diese, ihre Interessen gefährdet sehend, sich so viel Freunde als möglich zu machen suchte. Leopold II. ward gewonnen, und die Kirche belohnte seine Bereitwilligkeit durch die Vogtei über die zahlreichen Güter des Bisthums von Passau, welche fast alle in Oesterreich lagen.

Ernstliche Folgen waren von diesem Abfalle für Leopold II. zu besorgen, denn Heinrich IV. drang im Jahr 1079, von Baiern aus, mit einem bedeutenden Heere in Oesterreich ein und nöthigte den Markgrafen zur Unterwerfung, doch ließ er ihm großmüthig den Besitz seines Reiches, hoffend, ihn durch diese edle Handlungsweise an sich zu fesseln. Aber kaum war des Königs Heer aus Leopolds Erblanden gezogen, als er auch schon wieder feindselig gegen den Herrscher auftrat, sich dem Gegenkönige desselben, Herrmann von Luxenburg, anschloß, und dadurch des Königs Zorn ernstlich erweckte, so daß er ihn seines Lehens für verlustig erklärte und den Herzog Wratislaw von Böhmen zum Markgrafen von Oesterreich einsetzte. Der von seinem Volke geehrte, von seinen Vasallen unterstützte Fürst lächelte zwar zu der Drohung, allein Oesterreich, bisher durch langjährige Ruhe zum blühendsten Wohlstand erhoben, erfuhr nun doch auch die Gräuel eines in seinem Innern wüthenden Krieges; denn der Herzog von Böhmen machte Anstalt, sich des ihm zugesprochenen Markgrafenthums zu versichern; er drang im Jahr 1082 in Oesterreich mit einem Heere ein, das jenes Leopolds in der Schlacht am Mailberg schlug. Allein bald war ein neues Heer versammelt, mit Hülfe dessen der Markgraf die Böhmen aus seinem Lande vertrieb, auch sich bis zu seinem Tode im ruhigen Besitze der Markgrafschaft behauptete; auch muß er sich in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Könige versöhnt haben; dieser wenigstens machte keinen Versuch, die natürliche Erbfolge zu hindern, und so kam 1096 Leopolds des Schönen Sohn, Leopold III. oder der Heilige genannt, zur Regierung der Markgrafschaft.

Heinrichs IV. Streit mit der Kirche nahm kein Ende, und die Unzufriedenen mehrten sich, ja zuletzt stellte sich sein eigener Sohn (Heinrich V.) an die Spitze der Gegenparthei und bekriegte seinen Vater, welcher schon oft Versöhnung mit dem Papste versprochen, doch nie sein Wort gehalten hatte. Als manchfache Vermittlungsversuche erfolglos blieben,

und Heinrich V. offenkundig die Waffen gegen seinen Vater ergriff, entschied sich Leopold der Heilige für den Sohn, und dieser legte ein solches Gewicht auf die Hülfe des jungen Fürsten, daß er ihm seine Schwester (Agnes, die Wittwe des schwäbischen Herzogs Friedrich von Hohenstaufen) zur Gattin gab, wodurch eine nahe Befreundung der österreichischen Fürsten mit den Hohenstaufen bezweckt wurde, welche später, da diese gewaltigen Männer den deutschen Kaiserthron bestiegen, von wichtigem Einflusse auf die Vergrößerung und Befestigung der Macht von Oesterreich war, ja gleich nach des Kaisers Tode ward dem Markgrafen Leopold III. die Kaiserkrone angeboten, welche er nur aus Rücksicht auf seinen Verwandten, Hohenstaufen, ausschlug, was nun zwar nicht die Wahl desselben, wohl aber eine noch innigere Verbindung der beiden Häuser zur Folge hatte.

Der Norden von Deutschland gab nun der Kaiser- oder deutschen Königswahl dahin den Ausschlag, daß Herzog Lothar von Sachsen die Krone erhielt, was einen Krieg zwischen den Sachsen und Hohenstaufen zur Folge hatte, in dessen Verlauf sich der, immer schroffer werdende und für Oesterreichs Geschichte wichtige, Gegensatz zwischen Nord- und Süd-Deutschland — damals noch speciell in zweien Familien, der Welfischen und der Hohenstaufischen, ruhend — ausbildete. Die letzteren, an sich schon mächtige Fürsten, behaupteten sich in ihren angestammten Besitzungen sowohl, als auch in der Kaiserwürde, welche bald wieder an ihre Familie überging. Der damalige Markgraf von Oesterreich, Leopold der Dritte, starb jedoch (1137), bevor dieser Zwist zum vollen Ausbruche kam, nachdem er, so mild als tapfer, sein Volk beglückt, die Kirchen und geistlichen Stiftungen reich bedacht, und die wilden Angriffe der Ungarn zweimal siegreich zurückgeschlagen. Ihn weihte Papst Innozenz VIII. zum Heiligen.

Nicht der älteste von seinen achtzehn Kindern, sondern der zweite, Leopold IV. mit dem Beinamen der Freigebige, folgte ihm in der markgräflichen Würde, und in dem nämlichen Jahre, da er dieselbe angetreten, starb Kaiser Lothar, und Leopolds Stiefbruder, der Hohenstaufe Konrad III., erhielt den Thron, obgleich des vorigen Herrschers Schwiegersohn, der Welfe Heinrich der Stolze, sich sichere Rechnung auf die Wahl gemacht; daher entspann sich, wie nach Lothars Thronbesteigung, ein Krieg zwischen dem Kaiser und den Welfen nebst ihren Anhängern, den Sachsen, in welchem Oesterreich einen mächtigen Schritt zur Vergrößerung vorwärts that, denn Heinrich ward in die Acht und seines Herzogthums verlustig erklärt, worauf Konrad Sachsen an den Markgrafen von Brandenburg, Albrecht den Bären, gab, mit Baiern aber seinen Stiefbruder Leopold IV. belehnte. Diese Verleihung des Erbreichs eines Andern würde nun zweifelsohne einen langwierigen, zweifelhaften Krieg herbeige-

führt haben, wenn nicht die beiden Betheiligten gestorben, und ihre Nachfolger in Güte übereingekommen wären. Heinrich nämlich starb ein Jahr nach seiner Achtserklärung, und ließ seine Ansprüche dem unmündigen Sohne, Heinrich dem Löwen, dessen Oheim Welf dem Markgrafen Leopold den Besitz Baierns streitig machte; noch ein Jahr später starb auch Leopold, und hinterließ seinem Nachfolger, seinem jüngern Bruder Heinrich II. Jasomirgott, nichts als Ansprüche, welche erst durch die Gewalt der Waffen zu **Rechten** werden sollten. Heinrich aber zog den Frieden vor, er vermählte sich daher mit des geächteten Herzogs Wittwe, mit der Mutter Heinrichs des Löwen, und dieß hatte zur Folge, daß der Sohn zu Gunsten seiner Mutter dem Herzogthume Baiern entsagte, dafür aber Sachsen zurückerhielt. Diese Erwerbung war von hoher Wichtigkeit für Oesterreich, denn obschon Heinrich der Löwe bei seiner Mündigkeit seine Forderungen auf Baiern wieder hervorbrachte, wie vorauszusehen gewesen, so hatte Oesterreich diese Landesvergrößerung doch auf rechtmäßigem Wege gewonnen, und konnte nur durch eine bedeutende Entschädigung bewogen werden, sie wieder herauszugeben. Jasomirgott (so genannt, weil er als Betheurung die Worte: „ja so mir Gott helfe" oft brauchte) erwiederte daher auf alle an ihn gestellten Fragen verneinend, und behauptete sein Recht gegen Welf, Heinrichs des Löwen Oheim, mit gewaffneter Hand, obwohl er von der andern Seite durch die Ungarn bedrängt, gegen König Geisa ein Haupttreffen an der Leitha (1146) verlor, in welchem 7000 Baiern fielen. Der Kreuzzug Konrads III. brachte ihm einige Ruhe; denn er, so wie sein Gegner Welf, begleiteten den Kaiser. Da unterdessen Heinrich Jasomirgotts Gemahlin (des Löwen Mutter) starb, vermählte sich derselbe zum zweitenmal mit Theodora, der Tochter des griechischen Kaisers zu Konstantinopel, worauf bei seiner Rückkehr aus Palästina sogleich neue Feindseligkeiten zwischen Heinrich und den Welfen ausbrachen. Da jedoch Konrad starb, und hierdurch Barbarossa Kaiser ward, welcher dem Hause der Welfen so nahe verwandt war, als dem der Babenberger, so vermittelte dieser einen Frieden zwischen den streitenden Partheien, in welchem zwar Heinrich der Löwe Baiern zurückerhielt, aber Oesterreich dafür durch das reiche herrliche Land ob der Ens und durch den Herzogstitel, nebst großen Vorrechten, entschädigt wurde. Hierdurch erschien Oesterreich als der erste völlig geschlossene Staat in dem Verbande deutscher Reiche, und von hoher Wichtigkeit war die Urkunde, nach welcher der nunmehrige Herzog sein Herzogthum erblich (was bisher nur stillschweigend genehmigt, nun aber als Rechtsgrundsatz ausgesprochen war) erhielt, und daß er dasselbe beim Erlöschen des Mannsstammes sowohl auf weibliche Nachkommen, als auf andere von ihm beliebig gewählte Personen vererben konnte. Ueberdieß erhielt Oesterreich freie Ge-

richtsbarkeit (es war nicht mehr einem andern Fürsten in Rechtssachen unterworfen), Befreiungen von Lasten und Abgaben, und es hatte nur im Falle eines großen Krieges gegen die Ungarn Heeresfolge zu leisten.

Heinrich Jasomirgott, der erste Herzog von Oesterreich, verlegte nun seine Residenz nach Wien, und vermochte von dort aus seinen Einfluß auf die Ungarn immer weiter zu verbreiten, immer mehr zu vergrößern, denn er stand mit denselben in den besten freundschaftlichen Verhältnissen, und verband sich sogar mit ihrem Könige Stephan III., indem er ihm die Hand seiner Tochter Agnes gab. Es setzten sich immer mehr Deutsche in Ungarn fest, Ortschaften, ganze Städte wurden von denselben erbaut, und die wilden, noch immer nomadisirenden Ungarn durch Mauern und Festungswerke im Zaume gehalten, zurückgewiesen auf die Steppen, welche das flache Land zu beiden Seiten der Donau in mächtiger Ausdehnung durchziehen. Durch sein Bündniß mit Stefan ward er zwar in dessen Krieg mit den Byzantinern verwickelt, aber auch dieß vermehrte den Einfluß der Deutschen auf die Ungarn, denn deutsche Heere gingen durch das Land, und Tausende von Deutschen blieben hier und dort auf dem Rückwege als Ansiedler in demselben, so daß sich unsichtbar Oesterreichs Gränzen immer weiter über die Raab und die Theiss hin ausdehnten.

Diese still vorbereitete Eroberung war nicht das einzige, was in kurzer Zeit zu Oesterreichs Vergrößerung geschah. Außer einer bedeutenden Vermehrung der Bevölkerung durch Uebersiedlung von Deutschen anderer Provinzen, außer einer höchst wichtigen Erhöhung der Kultur des Bodens, vermehrte noch ganz Kärnthen die schon bedeutend angewachsene Ländermasse.

Es folgte auf Heinrich II., der im Jahr 1177 starb, Leopold V., mit dem Beinamen der Tugendhafte, der älteste Sohn seines Vorgängers. Dieser zog zweimal nach dem gelobten Lande, woselbst er sich durch manche kühne That auszeichnete, doch von Richard Löwenherz, einem ächten Britten, so tapfer als brutal, stets mit Geringschätzung behandelt wurde, ein Fehler, der dieser Nation noch jetzt anhängt, da kein Engländer einen andern Menschen, als wieder einen Engländer, schätzt und alle andere Leute ihm nur als untergeordnete Dinge und Gegenstände vorhanden sind. Leopold V. hatte sich bei der Eroberung Jerusalems als einer der kühnsten Krieger hervorgethan, und der beharrlichen Tapferkeit der Deutschen dankte man wohl allein die Eroberung der gut vertheidigten Stadt. Dennoch that der grobe und wilde Richard alles Mögliche, um sie zu kränken, und that ihnen zuletzt, so wie dem Herzoge von Oesterreich, den größtmöglichsten Schimpf an. Leopold hatte nämlich, nach Sitte der damaligen Feldherrn, auf seiner Wohnung sein Banner aufpflanzen lassen. Richard sah dieß, ergrimmte, und befahl in der höchsten Wuth, sogleich die Fahne herabzu-

reißen, er hielt zu Roß vor dem Hause, bis sein schmachvoller Auftrag durch seine Schergen vollzogen war, und ließ dann das Banner in den Koth der Straße treten. Wie pöbelhaft dieß war, so war es doch im höchsten Grade beleidigend, da die Handlung von einem Könige ausging. Leopold und die Deutschen hätten den Schimpf gewiß gerächt, wenn sie nicht um neun Zehntheile schwächer gewesen wären, als die vereinte engländische und normännische Heeresmacht, sie mußten sich daher damit begnügen, den Schauplatz ihrer Siege und ihrer Schmach zu verlassen und der Heimath zuzuziehen. Bald kehrte auch Richard Löwenherz zurück aus Palästina; ein Sturm verschlug ihn und warf ihn bei Aquileja an's Land, von wo er seinen Weg durch Europa nach England fortzusetzen gedachte, und es, da er des Schimpfes wegen, den er Oesterreich angethan, Rache befürchtete, in einer seines Standes unwerthen Vermummung that. Dennoch ward er bei Wien erkannt und auf den Befehl Herzogs Leopold V. verhaftet, welcher ihn sogleich an Kaiser Heinrich VI. auslieferte. Dieß ist der wahre Hergang der Sache, um derenwillen der Herzog so wie sein Volk, manches Jahrhundert hindurch bis auf unsere Zeiten, gar bittern Tadel dulden mußte, obwohl eine so gelinde Rache für eine so unerhörte Beschimpfung, eigentlich ganz außer dem Karakter des rohen Zeitalters lag und eher Lob als Tadel verdient hätte.

Heinrich VI. bewahrte den hohen Gefangenen an mehren festen Orten, weil er ihn an keinem Orte sicher genug glaubte. Endlich ward, wie man sagt, durch den Sänger Blondel der Aufenthalt desselben entdeckt und ansehnliches Lösegeld gezahlt, das der Kaiser zum großen Theile für sich behielt; der Dienst, den Leopold ihm durch Gefangennehmung des Königs von England erzeigt, ward jedoch nicht vergessen, und als Ottokar VI., der erste Herzog von Kärnthen (das durch Friedrich I. zu einem selbstständigen Herzogthume erhoben worden), ohne Kinder aus dem Leben schied, und er Leopold, seinen Vetter, zum Erben einsetzte, bestättigte der Kaiser (dessen Wille hier allein entscheidend war) das Vermächtniß, und Oesterreich war seit diesem Augenblicke um eine wichtige Provinz vermehrt, welche nicht mehr von dem stets wachsenden Staatenverbande getrennt ward.

Es hatte den Anschein, als sollte unter den unmittelbaren Nachkommen Leopolds V. Oesterreich nicht so bedeutend wachsen, doch geschah ein wichtiger Schritt vorwärts durch Leopold VI., den Glorreichen, welcher an der Stelle seines Bruders, Friedrich I., der auf kriegerische Abenteuer auszog, regierte. Unwandelbar blieb er dem Hause der Hohenstaufen getreu, unterstützte Philipp von Schwaben bei seinen Thronstreitigkeiten mit Otto IV., und schloß sich sogleich an Friedrich II., da derselbe nach Deutschland kam, an, seines Hauses Rechte gegen Otto den Welfen gel=

tend zu machen. Dieß verband den jungen Herzog dem Kaiser auf das Innigste; er vermählte seinen Sohn Heinrich (den römischen König), im Jahr 1225, mit Leopolds Tochter Margaretha, wodurch er in noch nähere Verwandtschaft mit den Hohenstaufen kam, und schützte, da Leopold, nach seines Bruders Tode selbst Herzog geworden und, von ritterlichem Geiste getrieben, zwei Kreuzzüge nach Spanien und Palästina machte, sein Land, und half ihm bei Streitigkeiten, welche in Ungarn ausbrachen, der unterdrückten Parthei Recht verschaffen.

Leopolds VI. Regierung verdiente ihm mit Recht den Beinamen des Glorreichen, denn außer strenger Rechtlichkeit, hohem Muthe, zierte sein Leben auch die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, welche sich an seinem Hofe zu seltenem Flor erhoben. Die berühmtesten deutschen Sänger Walther von der Vogelweide, Reinmar der ältere und Heinrich von Ofterdingen lebten zu Wien und geleiteten ihn auf seinen Reisen und Heereszügen; der Handel ward großmüthig unterstützt, der Wohlstand der Unterthanen gehoben; nicht drückende Abgaben, nicht unerschwingliche Lasten verleideten dem armen Landmanne sein Leben; weise Sparsamkeit setzte den Herzog in Stand, eine glänzende Hofhaltung allein von den Einkünften seiner Güter zu bestreiten, prachtvolle Bauten in seiner Residenz auszuführen und endlich noch dem Bischoff Gerold von Freising die Güter, welche derselbe in Krain, in einem sehr ausgedehnten Bezirk hatte, abzukaufen, also, wie sein Vorgänger, „ein Mehrer des Reiches" zu sein, denn nicht nur, daß dieser Besitz wirklich sein Land vergrößerte, so bahnte es Oesterreich auch den Weg zur wirklichen Gewinnung des ganzen Fürstenthums Krain, wiewohl es dahin nicht mehr kam, so lange das babenbergische Haus regierte. Dieses nämlich erlosch mit Leopolds jüngstem Sohne, Friedrich dem Streitbaren, welcher, nach verheerenden Kriegen in und außer seinem Lande, nach Entsetzung seiner Herzogswürde, nach Wiedereroberung seines Reichs und nachdem er dasselbe gegen die Mogolen, die über Ungarn herfielen, geschützt, im Kriege gegen dieselben blieb, als er sie in der Schlacht an der Leitha geschlagen.

Der Letzte seines Stammes, fiel Oesterreich und Steiermark als erledigtes Reichslehen an den Kaiser zurück. Obwohl die bereits oben erwähnte Verordnung, daß auch weibliche Descendenten sein Lehen erben konnten, vorhanden war, so herrschte doch, da er, in der Schlacht geblieben, hierüber nichts bestimmt hatte, die größte Verwirrung in dem Lande, und als der Kaiser dahin entschied, daß jene Verordnung sich nur auf Kinder des regierenden Herzogs beziehe, und Seitenverwandte ausschließe, wußte man gar nicht mehr, auf wen die Reiche fallen würden. Friedrich II. aber ließ Steiermark durch den Grafen Mainhard Görz,

Oesterreich durch Otto von Baiern verwalten, und wie nun von allen Seiten an den reichen blühenden Staaten gezupft und gerissen ward, Baiern seine Ansprüche an das Land ob der Ens hervorsuchte, der Bischof bedeutende Theile von Steiermark sein nannte, die Ungarn die Gränze bedrohten, endlich der Kaiser starb und der Graf Görz seine Statthalterschaft niederlegte, da schien das künstliche Gebäude völlig in Trümmer zu zerfallen.

Solche Theilung und Zerstückelung zu verhüten, versammelten sich die Stände des Herzogthums im Jahr 1251, fünf Jahre nach des Herzogs Tode, zu Triebensee, und beschlossen einen Sohn der Schwester ihres letzten Herzogs, der edlen Konstantia, welche mit dem Markgrafen Heinrich von Meißen vermählt war, zur Regierung des verlassenen Staates zu berufen. Eine Deputation ward an denselben abgesandt, doch von Ottokar, dem Könige von Böhmen, durch dessen Land sie zog, gefangen, eingekerkert und erst nach dem feierlich geleisteten Versprechen, zurückzukehren und die Stände zu bewegen, daß sie ihn, den König Ottokar, erwählten, losgelassen.

Ottokar, nicht zufrieden hiermit, wollte sein Gesuch noch auf seine Art unterstützen, folgte daher den heimreisenden Abgeordneten auf dem Fuße und bemächtigte sich des Markgrafenthums Oesterreich, während König Bela von Ungarn Steiermark besetzte. Im folgenden Jahre vermählte sich Ottokar mit der zweiten kinderlosen Schwester Friedrichs des Streitbaren, um einen Rechtsgrund zur Besitznahme des Herzogthums zu haben, begann mit Bela einen Krieg, welcher einige Jahre dauerte, bis der Papst 1254 einen Frieden vermittelte, in welchem Ottokar einen großen Theil von Steiermark bekam, und im Jahre 1259 auch noch den Rest, der bis dahin in Bela's Besitz geblieben war, erhielt, indem die Steiermärker sich gegen den König von Ungarn empörten und den Böhmenkönig zum Regenten erwählten.

Als der harte Mann sich so des Reiches Herr sah, glaubte er des Werkzeuges, das ihm mit einem Schein von Recht dazu verholfen, nicht mehr zu bedürfen und verstieß deßhalb Margaretha, und nahm, statt ihr, Kunigunde, die Prinzessin von Ungarn zur Gemahlin und ließ sich dann vom Könige Richard mit Oesterreich und Steiermark belehnen.

So war das Reich denn durch manchen harten Strauß glücklich durchgekommen und unzerstückelt erhalten, ja Ottokar gewann noch Krain und Kärnthen dazu, indem der kinderlose Herzog Ulrich ihm diese Fürstenthümer vermachte, welche dann auch Ottokar sogleich nach dem Tode desselben (1269) besetzte, obwohl der rechtmäßige Erbe, Ulrichs Bruder, Philipp, noch lebte, jedoch zu schwach war, sich dem gewaltigen Könige zu widersetzen.

Seitdem mit des unglücklichen Konradin schmachvollem Tode, welcher ein ewiger Schandflecken in der Regentengeschichte Frankreichs bleiben wird, (Karl von Anjou hieß der Frevler, welcher den jungen blühenden Heldenknaben, die letzte Hoffnung eines erlöschenden Kaiserhauses zu Neapel, auf öffentlichem Markte, in seinem sechszehnten Jahre hinrichten ließ), der Mannsstamm der Hohenstaufen erloschen war, — hatte, nicht mehr von kräftiger Mannshand regiert, das Steuerruder des deutschen Staatsschiffs hin und her geschwankt, und das Reich war in jedem Augenblicke mit neuer Gefahr und zuletzt mit einem völligen Schiffbruche bedroht. Die deutschen Fürsten sahen nun, daß es an einem tüchtigen Oberhaupte fehle, das die wankende Maschine von Neuem in eine feste Bahn bringe, und es sollte ein Kaiser gewählt werden. Hier aber traten hundert verschiedene Rücksichten ein, welche sich in Summa auf zwei einander eigentlich direkt widersprechende, zurückführen lassen — nämlich: auf möglichste Kraft und Heldenhaftigkeit mit Staatskunst vereinigt — nothwendig um das, während des Interregnums seiner Auflösung nahe gekommene Reich in dem alten Glanze wieder herzustellen — aber auch möglichste Schwäche, rücksichtlich persönlicher Mittel, so daß die deutschen Fürsten nicht fürchten durften, daß der neue Kaiser gleich den Hohenstaufen, durch sich selbst mächtig genug, sich von ihnen unabhängig mache und sie zur Verantwortung ziehe wegen der Unbilden, welche sie sich in der Zwischenzeit erlaubt.

Solch ein Mann ward lange vergeblich unter den Fürsten gesucht. Da schlug der Erzbischof von Mainz, Werner von Eppenstein, den Grafen Rudolf von Habsburg zum Kaiser vor.

Er selbst war von Rudolf durch die Schweiz geleitet worden, als er nach Rom zog, um das Pallium zu holen, und hatte ihn dort als tüchtigen Mann, als Mann von Muth und Gerechtigkeitsliebe kennen gelernt. Des Bischofs Kapellan trug auch eine besondere Vorliebe für den Grafen im Herzen; einst, als Geistlicher seiner Funktion nachgehend, mit dem Allerheiligsten in Händen, kam er an einen geschwollenen Gießbach; in Verlegenheit wie er wohl hinüberkomme, begegnete ihm Rudolf, welcher von seinem herrlichen Rosse stieg, dem Geistlichen hinaufhalf und ihm, als er andern Tags dankend dasselbe zurückbrachte, das edle Thier schenkte.

Dieser lenkte des Bischofs Gedanken über die Kaiserwahl auf Rudolf, und den Bemühungen beider gelang es, die übrigen Fürsten für denselben zu stimmen. Der eine hoffte, die geringe Macht des Grafen werde ihn ungestört in dem Besitze seiner, nicht eben zum rechtmäßigsten erworbenen Besitzthümer lassen, der andere hoffte durch Verbindung mit den Töchtern oder den Söhnen des Kaisers seinem Hause neuen Glanz

zu geben. Kurz die Wahl ging einstimmig durch; nur Ottokar von Böhmen ward von der Kur ausgeschlossen, weil er kein deutscher Fürst war, und stimmte daher nicht mit für ihn.

Es ward am 29. September 1273 zu Frankfurt, in feierlichem Wahlkollegium, seine Erhebung zum römischen König ausgesprochen, und im Lager vor Basel brachte der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, dem Grafen die Nachricht von seiner Erhebung. Als die Stadt Basel die Erhebung Rudolfs vernahm, öffnete sie ihm die Thore, und der Bischoff von Basel, der des Grafen seltenes Glück und sein immer rascheres und höheres Steigen mit Neid bemerkt hatte, rief aus: „Lieber Gott, sitz fest auf deinem Thron, sonst erklimmt ihn Rudolf auch noch!"

Schon einen Monat nach seiner Erwählung ward er gekrönt (28. Oktober 1273 zu Aachen) und belohnte diejenigen, welche seine Wahl gefördert hatten, den Pfalzgrafen zu Rein, den Herzog von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg durch Verheirathung mit dreien seiner Töchter, andere durch Bestättigung ihrer alten, und Belehnung mit neuen Lehen, hielt dann 1274 den ersten Reichstag zu Nürnberg und verkündete daselbst den allgemeinen Landfrieden. Obwohl nun Alfons von Kastilien sich ihm als Gegenkaiser gegenüber stellte, und Ottokar von Böhmen die Kaiserwahl als ungültig erklärte, weil er nicht mitgewählt hatte, erhielt Rudolf doch die Bestättigung von Papste Gregor X., doch mußte der Gesandte, welchen Rudolf deßhalb nach Rom schickte, Alles zu halten versprechen, was Otto IV. und Friedrich II. dem Papste zugesichert hatten, nämlich, das päpstliche Gebiet durch Sardinien und Korsika zu vergrößern, Karln von Anjou, den Mörder Konradins, im Besitze von Neapel zu lassen, einen Römerzug zu machen, d. h. sich persönlich vom Papste in Rom krönen zu lassen, und endlich einen Kreuzzug nach Jerusalem zu unternehmen.

Ottokar aber weigerte sich immer, Rudolf als Kaiser anzuerkennen, behandelte ihn stets als Grafen von Habsburg, verweigerte den Zehnten an ihn zu zahlen, wie das Konzilium verordnet hatte, verweigerte den Kreuzzug in seinem Lande predigen zu lassen und vor dem Kaiser zu erscheinen; zwei Mahnungen ergingen deßhalb vergebens an ihn, erst auf die dritte Vorladung schickte er den Bischof Heinrich von Sekkau zum Reichstage nach Augsburg, woselbst dieser eine sehr heftige Rede hielt, in der er von der Ungültigkeit der Wahl sprach, da Wähler wie Gewählter im Banne gewesen. Rudolf ergrimmt, befahl ihm deutsch zu reden, (die Protestation war nach Sitte damaliger Zeit in lateinischer Sprache verfaßt) und erklärte den Anwesenden, was der Bischof gesagt. Kaum vermochte nun aber sein ganzes kaiserliches Ansehen den Bischof vor

Mißhandlungen durch die anwesenden Fürsten zu schützen, welche im höchsten Grade erbittert waren über den ihnen angethanen Schimpf, und sich an der Person des Bischofs zu rächen trachteten. Der Kaiser hatte mehr Mäßigung, denn es handelte sich ihm nicht um die Anerkennung seiner von Seiten Böhmens, das eine bloße Formalität war, deren er wohl entbehren konnte, sondern um die Herausgabe der babenbergischen Besitzungen, Oesterreichs, der Steiermark, Kärnthens und Krains, welche Ottokar sich widerrechtlich zugeeignet, und welche Kaiser Rudolf nun für das Reich in Anspruch nahm. Dasselbe fand mit einzelnen Theilen des hohenstaufischen Herzogthums Schwabens Statt, davon fünfzehn schwäbische Grafen, ferner Baiern, Wirtemberg, Baden, Freiburg u. s. w. sich Stücke zugeeignet hatten. Die kleinen Fürsten und Grafen wurden durch Rudolf geschreckt und bewogen, für's Erste ihre Ansprüche unentschieden zu lassen, und sich nicht selbst Recht zu nehmen; dann beschloß der Kaiser einen Krieg gegen Böhmen, und um sich einen festen Rückhalt zu erwerben, vermählte er seine Tochter Klementine mit Wladislaw, König von Ungarn, und bewog ihn zum Beistande gegen Böhmen, seinen Erbfeind. Mit dem Grafen Mainhard von Tirol verband er sich gleichfalls, dessen Tochter verlobte sich Rudolfs Sohne Albrecht; und nun fiel Mainhard in Krain und Kärnthen ein. Nach solchen gewichtigen Vorbereitungen ließ er durch den Erzbischof von Salzburg den Bann über Ottokar aussprechen, und entbot alle deutsche Fürsten, mit ihm gegen Böhmen zu ziehen.

Diese Maßregeln erschreckten den Herzog von Baiern, Heinrich, welcher sich sogleich von seinem Bündnisse mit Ottokar zurückzog; darauf versprach er mit Mannschaft und Geldern zum Heere Rudolfs zu stoßen, wenn derselbe seine Tochter Katharina mit des Herzogs Sohne Otto vermählen, und ihr Oberösterreich als Brautschatz geben wolle. Der Vertrag ward genehmigt und Rudolf fiel 1276 in Oesterreich ein. Jenseits Wien, gedeckt durch die Donau, welche Rudolfs Heer von dem seinigen trennte, stand Ottokar mit 20,000 Mann den Feind erwartend. Rudolf entschlossen, ein Feind alles Zögerns, schlug sogleich eine Schiffbrücke und rüstete sich zum Uebergange. Da fand Ottokar sich durch die ernstlichen Demonstrationen bewogen, Friedensvorschläge zu machen, welche denn auch genehmigt wurden, er mußte Oesterreich, Steiermark, die wendische Mark, Kärnthen, Krain, Eger und Portenau herausgeben, dagegen sollte er mit Böhmen und Mähren förmlich belehnt werden, eine Doppelverbindung zwischen zweien Kindern Rudolfs und zweien Kindern Ottokars ward beschlossen und dann in Wien die Belehnung vollzogen, wobei Ottokar die nicht geringe Beschämung hatte, im höchsten Ornat, mit orientalischer Pracht geschmückt, vor einem Manne niederknien zu müs-

sen, der in einfachem schmucklosen Rocke — absichtlich ohne alle Zier — sein Kaiser, vor ihm stand, da er sonst dessen Waffenbruder, dessen Feldherr gewesen.

Ottokars Hochmuth ertrug solche Beschämung nicht, er beschloß den Krieg, und kaum aus Wien entfernt, begann er, noch mehr aufgehetzt durch seine Gattin, eine hochmüthige Polin, Feindseligkeiten gegen Rudolf, trennte die Verbindung zwischen Rudolf und den Herzogen von Baiern, suchte den König von Ungarn umzustimmen, und die reinischen Fürsten zum Abfalle zu bewegen. Auch in Oesterreich gewann er sich viele Anhänger dadurch, daß er ihnen Abgabefreiheit versprach, während Rudolf dem Lande und selbst dem Klerus Steuern auflegen mußte. Ja Rudolf soll selbst mehre Male in Lebensgefahr gewesen sein, da Ottokar es nicht verschmähte mit Gift und Dolch seinem Feinde zu nahen. Des Kaisers Lage, der sein Heer größtentheils entlassen hatte und sich in Wien eingeschlossen fand, ehe er daran dachte, war sehr schwierig, und die Bürger von Wien machten diese Lage durch ihren Rath, sich Ottokar zu ergeben, nicht besser, indem Rudolf daraus deutlich entnehmen konnte, daß ihr Muth gesunken, und er auf ihre Treue nicht eben gar zu fest bauen dürfe; doch gewann er sie durch vermehrte Privilegien, und ertheilte ihnen sogar die Reichsfreiheit. Bald kamen auch Hülfstruppen in großer Zahl, sein Sohn Albrecht führte ihm Reinländer zu, die Bischöfe von Regensburg, Salzburg und Passau, die Steiermarker und Kärnthner sandten ihre Mannschaft. Mit dieser und den Leuten, welche er bei sich behalten, setzte er über die Donau und griff Ottokar an. Der Krieg zog sich in die Länge, erst am 16. August 1278 kam es auf dem Marchfelde zur Schlacht. Sie war blutig, aber für Rudolf siegreich. Sein Gegner ward gefangen und von einem Steiermärker, dessen Bruder er hatte hinrichten lassen, durchstochen. Rudolf, obwohl sein Roß mit ihm gestürzt, und er eine Zeitlang unter demselben gelegen, verfolgte doch die fliehenden Schaaren, eroberte Mähren, fand sich gegenüber dem Markgrafen von Brandenburg, Otto, dem Neffen Ottokars, hatte jedoch keinen hartnäckigen Kampf mehr zu bestehen; es kam bei Kollin zu einem neuen Bündnisse, nach welchem Wenzel, Ottokars Sohn, Böhmen und Mähren zu Lehen vom Kaiser empfing, und des Letzteren Sohn Rudolf, sich mit des nunmehrigen Königs von Böhmen Schwester, mit Agnes, vermählte. Als Entschädigung für die durch den Krieg verursachten Kosten verblieb Mähren dem Kaiser fünf Jahre lang. Rudolfs Schwiegersohn Otto, der Sohn des Herzogs von Baiern, bewerkstelligte eine Versöhnung zwischen dem Kaiser und seinem abtrünnigen Vater, und Rudolf gewann auf diese Weise freie Hand über Oesterreich; diejenigen, welche Ansprüche darauf machen wollten, wußte er hinzuhalten, zu beschwichtigen, abzufin-

den u. s. w. kurz es dahin zu bringen, daß seine beiden ältern Söhne zu Augsburg im Jahr 1282, ohne Widerspruch zu erfahren, mit Oesterreich, Krain, Steiermark, Kärnthen und der wendischen Mark belehnt werden konnten. Durch Rudolfs des Sohnes Tod, kam ganz Oesterreich an Albrecht, so daß die bisher zerstreuten Stücke nunmehr wieder unter eines Fürsten Herrschaft standen, ein Ganzes ausmachten, das durch Krain, Kärnthen und Wendischmark sehr vergrößert worden war.

Albrechts herrischer finsterer Karakter machte ihn verhaßt, und vergebens suchte Rudolf von Habsburg auf ihn die Königswahl schon bei seinen Lebzeiten zu lenken. Der Kaiser starb, und Adolf von Nassau ward durch den Erzbischof Gerhard von Mainz vorgeschlagen und zum Kaiser gewählt. Albrecht suchte sich zu trösten, indem er mit unbeschreiblichem Geize, Schätze auf Schätze häufte, sich, da die Markgrafschaft Burgau als ein durch den Tod des Besitzers eröffnetes Reichslehen an das Herrscherhaus zurückfiel, in Besitz desselben setzte und sich selbst damit beschenkte, auf seine Macht sowohl durch die Erbschaften seines väterlichen Nachlasses in Schwaben wie in der Schweiz, und durch Vorenthaltung des, seinem Neffen Johann von Schwaben gehörigen Erbes, zu vergrößern suchte, bis der Erzbischof von Mainz, unzufrieden mit Adolf von Nassau, welcher nicht Willens war, sich von ihm gängeln zu lassen, den Kaiser seines Reiches entsetzte, und Albrecht dafür auf Deutschlands Thron erhob.

Der bisherige Kaiser erkannte die Kompetenz des Gerichtes nicht an, es galt daher mit den Waffen in der Hand die Gültigkeit des Beschlusses zu beweisen. Hiezu war Albrecht bereit und mächtig genug. Die Heere der beiden Streiter um Deutschlands Kaiserthron trafen sich am 2. Juli 1298 bei Gellheim, am Fuße des Donnersberges, und Adolf nahm die Schlacht, die ihm geboten wurde, an, ohne auf die ihm versprochenen Verstärkungen zu warten. Er focht mit kaiserlichem Muthe, sein Gegner mit feiger Heimtücke. Mann gegen Mann stritt Adolfs Heldenheer, — doch gegen die Rosse richtete sich die Schlauheit der Gegner. Albrecht hatte nämlich seinen Leuten befohlen, nur die Pferde der Feinde zu verwunden oder todt zu stechen; die Ritter so um ihre Rosse gebracht, vereinzelt, unter schweren Rüstungen niedergeworfen, vermochten nicht sich gegen einen zahlreichen Schwarm von Knappen und Söldnern zu wehren, und unterlagen. Der Kaiser Adolf ward, wie viele behaupteten, von Albrechts Hand selbst erlegt, dieser aber hat die Thatsache immer geläugnet, und so bleibt es unentschieden, wer ihn getödtet, die Schlacht aber war dadurch auf das vollständigste für Albrecht gewonnen und er im Besitz der Krone.

Albrechts Habsucht verleitete ihn zu manchen Ungerechtigkeiten und

brachte ihm zuletzt den Tod. Er wollte seine schwäbischen und in der Schweiz gelegenen Besitzungen vergrößern, ausdehnen, namentlich waren es die Waldstädte, welche, ganz von habsburgischen Erbgütern umringt, mit Recht besorgten, von diesen verschlungen zu werden. Albrecht trug ihnen zu verschiedenen Malen eine solche Einverleibung unter Zusicherung großer Vortheile an, sie wollten jedoch nichts davon wissen, suchten um die Bestättigung ihrer schon früher erworbenen und von Adolf von Nassau anerkannten Reichsfreiheit an, wurden abgewiesen, und als endlich der Kaiser auf ihr wiederholtes Verlangen ihnen Vögte schickte, welche ihre Angelegenheiten schlichten sollten, waren es solche (wie der berüchtigte Geßler), die des Kaisers harten Sinn kannten, und entweder dazu beauftragt waren, oder durch eigene Machtvollkommenheit die Schweizer quälten und drückten, wie sie nur vermochten, auf daß diese ihrer Reichsunmittelbarkeit überdrüssig, selbst darum bitten sollten, daß man ihre Lande mit den habsburgischen vereine.

Wohin dieß führte ist bekannt, Geßler ward erschlagen, die Eidgenossenschaft entstand, und es war jeder Versuch, den starken Gebirgsbewohnern ein Joch, das sie einmal abgeschüttelt, wieder aufzuzwingen vergeblich. Albrecht hatte die Absicht sie mit Krieg zu überziehen, doch bevor es dazu kam, erlag er von seines Neffen Hand. Johann, seines Bruders Sohn, hatte, längst volljährig, ihn gebeten, ihm seine Güter herauszugeben; Albrecht hatte es stets verweigert, und ihn zuletzt mit verwundendem Spotte, als ein Kind, dem wohl Spielzeug, aber nicht ein Reich mit Land und Leuten gehöre, abgewiesen. Dieß erbitterte Johann von Schwaben (später mit dem Beinamen Parricida) so sehr, daß er beschloß, den Kaiser zu ermorden. Albrecht im Begriffe nach der Schweiz zu ziehen, hatte sich auf dem Wege von Baden nach Reinfelden von seinem großen Gefolge entfernt, bei Windisch setzte man über die Reuß; Johann, nebst einigen Rittern, welche um seine Absicht wußten, drängten sich in die kleine Fähre, welche nur wenige Mann faßte — und angekommen am gegenseitigen Ufer, woselbst der Kaiser von aller Hülfe abgeschnitten war, ermordete Johann denselben, und er und seine Mitschuldigen entflohen. Albrechts Söhne, deren er fünf hinterließ, besaßen seine österreichischen Länder gemeinschaftlich; doch waren nur Friedrich und Leopold erwachsen. Beide machten sich berühmt; der erste (der Schöne) durch seine, selbst im Lande der Treue, in Deutschland, mit Ehrfurcht angestaunte Treue, wider Ludwig den Baier, seinen Gegenkönig; der andere Leopold der Glorreiche, durch seinen Kriegsmuth, seine Siege, seine Niederlagen, und seine treue Anhänglichkeit an seinen Bruder. Beide theilten sich in die Regierungsgeschäfte dahin, daß der kriegerische Leopold die zerstreuten Besitzungen des Stammhauses Habsburg in der

Schweiz, in Schwaben und im Elsaß, Friedrich aber Oesterreich selbst verwaltete. Die Versuche, welche ihr Vater gemacht, Böhmen zu gewinnen, waren mißglückt, auch Ungarn, welches als erledigtes Reichslehen betrachtet und eingezogen werden sollte, ward durch den Papst einem Seitenverwandten des verstorbenen Königs zugesprochen. Nach Albrechts Tode ward Heinrich von Luxenburg unter dem Namen Heinrich VII. deutscher König. Er streckte nun nach Böhmen, das durch den erblos gestorbenen (ermordeten) Wenzeslaus, als Reichslehen erledigt war, seine Hand aus, und man erwählte ihn zum Könige, nachdem zuvor zwei Söhne Albrechts bereits halb und halb im Besitze dieses Reiches gewesen. Als aber König Heinrich starb, erhoben sich nicht nur hierüber, sondern auch über die deutsche Krone Streitigkeiten; das habsburgische Haus suchte sie für sich zu gewinnen, und dessen Parthei lenkte die Wahl auf Friedrich den Schönen, die andere Parthei erwählte Ludwig von Baiern. Zu bekannt ist der Streit zwischen den beiden Gegenkaisern, zu bekannt der Ausgang desselben, als daß ich hier noch mehr darüber zu sagen brauchte.

Friedrich starb 1330 kinderlos, seine jüngeren Brüder, statt den Streit mit Ludwig dem Baier fortzusetzen, versöhnten sich mit demselben, und suchten ihre Erblande durch eine milde Regierung die Wunden vergessen zu lassen, welche ein achtjähriger Krieg denselben geschlagen. Es ward ein Vertrag mit Ludwig geschlossen, durch welchen sie für die Anerkennung Ludwigs und als Ersatz für die Kriegskosten, die vier Reichsstädte Reinfelden, Schaffhausen, Breisach und Neuburg verpfändet erhielten. Dieses Bündniß machte, daß Ludwig sich gegen des Kaiser Heinrich VII. Sohn, Johann, welcher in Böhmen herrschte, ziemlich kalt zeigte und sich immer fester an Oesterreich anschloß, welcher Freundschaft Oesterreich die Erwerbung von Tirol verdankte. Der Graf von Tirol hatte Kärnthen zum Theil besessen, er war ohne männliche Nachkommen, aber vom Kaiser war seiner Tochter Margaretha Maultasche die Erbfähigkeit zugesichert. Als diese sich indessen mit dem Sohne des Königs Johann von Böhmen, Johann Heinrich, verband, sah Ludwig scheel zu der Vergrößerung der Macht des nicht befreundeten Herrschers, zog daher die Erbversicherung zurück und belehnte die Herzoge von Oesterreich im Jahr 1335 förmlich mit ganz Kärnthen und Tirol als mit erledigten Reichslehen; doch erst später kamen sie in den wirklichen Besitz dieses Landes, denn der König von Böhmen überzog Oesterreich mit Krieg, und obwohl Ludwig die Herzoge unterstützen wollte, so verlangte er doch eine so bedeutende Entschädigung für die Kriegskosten, daß sie lieber für jetzt auf Tirol verzichteten, und einen Frieden mit Böhmen schlossen (1336), durch den sie Kärnthen ganz und ungeschmälert erhielten, und in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem Hause Luxenburg traten.

Während der Herrschaft Albrechts II., des Weisen, ward Oesterreich noch durch den Ankauf zweier Grafschaften, Schelklingen und Rappers-wyl, durch seine Vermählung mit der Gräfin von Pfirt aber auch noch durch diese dritte Grafschaft vergrößert. In der Schweiz aber stand Albrecht in entschiedenem Nachtheile. Die Eidgenossenschaft bildete sich immer weiter aus, das habsburgische Haus verlor daselbst immer mehr von seiner Macht und seinem Ansehen, und von dorther schreibt sich der Widerwille aller Habsburger, sowohl gegen die Schweiz, als die von dort aus sich verbreitenden Ideen von Freiheit und Volksherrschaft. Albrecht lebte bis zum Jahre 1358; da ihm sein ältester Sohn Rudolf IV. folgte, und weil er die Untheilbarkeit der österreichischen Lande anerkannt, in den Besitz von allen bisher zu Oesterreich gekommenen Landen trat. Durch seine Vermählung mit der Tochter des Kaisers Karl IV. aus dem luxenburgischen Hause, gewann er, was schon seinem Vater zugesagt war, ganz Tirol. Margaretha Maultasch (so von dem Schloß Maultasch in Tirol benannt, nicht, wie man fälschlich glaubt, von ihrem großen Munde) war ihres Gatten, Johann Heinrich von Böhmen, überdrüssig und ließ sich von ihm scheiden, weil er unfähig sein sollte, sich einen Erben zu verschaffen. Ludwig der Baier schied die Ehe selbst, und Margaretha vermählte sich mit dem ältesten Sohne desselben, indem sie den Frauenschleier auf den Altar niederlegte und den Jungfernkranz wieder aufsetzte, sagend, trotz einer zehnjährigen Ehe gebühre ihr dennoch diese Ehre oder falle auf ihren ehemaligen Gatten diese Schmach. Sie gebar ihrem zweiten Gatten einen Sohn, Mainhard IV., dieser jedoch, wie ihr Sohn, starben beide (wie man glaubte von ihr selbst vergiftet) und Margaretha verschrieb ihrem Vetter, dem Herzoge von Oesterreich ganz Tirol, ja trat ihm dasselbe zuletzt noch während ihres Lebens ab, zog nach Wien und starb daselbst 1366. Herzog Rudolf ließ sich im Jahr 1364 von Tirol huldigen. Kaiser Karl IV. bestättigte die Schenkung und die Ansprüche, welche Baiern erhob, wurden mit 116000 Goldgulden abgekauft.

Noch bedeutendere Aussichten zur Vergrößerung des immer mehr wachsenden Reiches eröffnete der Herzog seinen Nachkommen durch die Erbverbrüderung, welche er mit dem luxenburgischen Hause im Jahr 1364 schloß, nach welcher dasjenige Haus, welches das andere überdauerte, des Ausgestorbenen sämmtliche Besitzungen bekommen sollte; auch ward unter seiner Herrschaft das österreichische Land zum Erzherzogthum erhoben und dieser Titel späterhin von Friedrich III. dem deutschen Kaiser bestättigt; der junge Fürst starb übrigens schon in seinem sechsundzwanzigsten Jahre, nachdem er kaum die Universität Wien gegründet und die Stefanskirche beendet hatte.

Das Reich hinterließ er seinen beiden Brüdern Albrecht III. und

Leopold III., welche sich in dasselbe so theilten, daß Albrecht Oesterreich, Leopold aber alle übrigen Besitzungen erhielt. Der erstere, ein milder friedliebender Mann, sorgte für das Glück, Leopold für die Vermehrung seines Landes; er erwarb die Grafschaft Montfort in Vorarlberg für 36000 Goldgulden von dem Grafen von Fürstenberg, den Breisgau mit den Städten Breisach, Villingen, Neuburg und Kenzingen, von den Grafen von Werdenberg, die in Vorarlberg gelegene Grafschaft Pludenz, die Landvogteien in Ober- und Niederschwaben, von dem römischen Könige Wenzeslaw, welcher ihm dieselben für 40000 Goldgulden überließ, ferner die Stadt Freiburg im Breisgau, welche sich ihm freiwillig unterwarf, und die Stadt Triest, die sich dem venetianischen Statthalter entzog und unter den Schutz des Erzherzogs begab. Nur in der Schweiz war er nicht glücklich, seine Herrschaften daselbst brachten ihn in immerwährende unangenehme Berührungen mit den Schweizern, und die Schlachten, die er schlug, fielen fast immer zu seinem Nachtheile aus; zuletzt blieb er in der Schlacht bei Sempach 1386.

Sein Bruder Albrecht übernahm für Leopolds vier unmündige Söhne die Regierung, die beiden ältesten starben, die andern, Ernst der Eiserne und Friedrich mit der leeren Tasche, theilten wieder gleich ihrem Vater, gegen die ursprüngliche Uebereinkunft der Familie, die Erbschaft so, daß Ernst Steiermark, Kärnthen und Krain, Friedrich aber Tirol und die vorderösterreichischen, schwäbischen und schweizerischen Besitzungen erhielt. Diese Trennung brachte dem Staate Unheil. Oesterreich, ein so mächtiges Fürstenthum, daß es ganz Deutschland trotzen konnte, war in drei Theile gespalten, deren jeder nicht mächtiger war, als irgend ein anderer Theil Deutschlands. Friedrichs unvorsichtiges Benehmen bei dem Konzilium zu Konstanz 1415, brachte ihn um den größten Theil seiner Länder, welche Kaiser Sigismund einzog, indem er ihn seiner Staaten verlustig erklärte, — tiefe Demüthigung, und seines Bruders Ernst hülfreiche Hand erretteten zwar einen Theil, (da Sigismund vieles sogleich verschenkte und verkaufte) — aber nach seinem Tode 1439 und dem seines Sohnes 1496 (welcher Sigismund hieß), fiel ganz Vorderösterreich, der Breisgau, die Fürstenthümer in Schwaben und die sechs vorarlbergischen Herrschaften wieder an Oesterreich zurück, nachdem durch jenen Ausspruch des Kaisers, welcher Friedrich entsetzte, bereits die Grafschaften Kyburg, Neuenburg, Bremgarten, Mellingen, Aarau, Lenzburg, Bruck, Zopfingen und viele andere kleinere Besitzungen in der Schweiz verloren worden waren.

Während aber hier so viel verloren gieng, wurde auf einer andern Seite gleichzeitig mehr gewonnen. Ernst der Eiserne, welcher im Jahre 1424 starb, hinterließ zwei Söhne, Friedrich V., und Albrecht VI., ein dritter Sohn Ernst II. war früh gestorben. Beide Brüder theilten das

Land, welches sie ererbt, und schwächten also ihren Gesammtstaat noch mehr; allein Albrecht III., welcher Oesterreich erhalten, hinterließ dieses seinem Sohn Albrecht IV., welcher 1404 gestorben war. Dessen Sohn Albrecht V. starb 1439, und mit dem Sohn dieses, Ladislaus, starb die albertinische Linie aus. Diese Linie hatte ihre Verbindung mit dem Hause Luxenburg auf das Innigste unterhalten, und die Kronen Böhmen und Ungarn durch Vermählungen erworben, und zwar war dieses folgendermaßen geschehen.

Albrecht IV., des dritten Sohn (mit dem Beinamen „der Welt Wunder", weil er im Jahre 1400 eine Wallfahrt nach Palästina gemacht), hatte mit den beiden Brüdern des luxenburger Hauses, Wenzeslaw von Böhmen und Siegmund von Ungarn, enge Freundschaftsverhältnisse unterhalten. Obschon nun zwischen diesen beiden ein Krieg ausbrach, so erhielt er sich doch beider Vertrauen in gleichem Maaße, und beide bestättigten die früher geschlossene Erbverbrüderung. Er verlor für Siegmund das Leben. Sein Sohn Albrecht V. ward, da seine Vettern von der jüngern österreichischen Linie die Vormundschaft über seine Lande auf höchst drückende Weise führten, sehr früh mündig gesprochen, und rechtfertigte das Vertrauen auf das Vollständigste, indem er mit wahrhaft männlichem, edlem Sinne herrschte, und da, wo ihm Erfahrung abging, geprüfter weiser Männer Rath gern befolgte; er erwarb sich daher die Achtung seiner Zeitgenossen, und vorzugsweise die Gunst Siegmunds, welcher deutscher Kaiser geworden war, und ihm seine Tochter Elisabeth zur Gattin gab. Sie brachte ihm als Morgengabe den Besitz von Mähren und die Hoffnung auf die Kronen von Ungarn und Böhmen. Das letzte Land war so gut wie erledigt, denn Wenzeslaw war im Zorn und Aerger über die gewaltsam ausbrechenden Unruhen, welche die Hussitten veranlaßten, gestorben, und Siegmund sein Bruder, verhaßt dadurch, daß er sein freies Geleit dem Huß gebrochen, wurde nicht als König anerkannt, verwüstete mit einem Occupationsheere zwar sein Reich auf eine gräßliche Weise, indem alle Dörfer angezündet und die Bewohner in die Flammen geworfen, und alle erdenklichen Gräuel verübt wurden, mußte aber doch mit Schmach bedeckt, sieglos vor den Fanatikern weichen und dankte den Frieden nur den Böhmen selbst, welche nach dem Konzilium zu Basel die gewünschte Gewissensfreiheit erlangten, und nun selbst die unzufriedenen Fanatiker schlagen halfen. Siegmund wurde darauf 1437 in seine Rechte als König eingesetzt, trat dieselben aber schon im folgenden Jahre an seinen Schwiegersohn ab, so daß nun Oesterreich förmlich mit Böhmen und Mähren vereint war; als aber in demselben Jahre Siegmund starb, ward, trotz der Intriguen, welche seine Schwiegermutter, die verwittwete Königin von Ungarn, die gerne Wladislaw, König

von Polen heirathen und auf den Thron von Ungarn setzen wollte, Albrecht doch zum Könige von Ungarn gewählt, gekrönt und auch in Prag als König von Böhmen anerkannt, dessen völligen Besitz er sich übrigens erst durch Unterwerfung der Hussiten und Vertreibung der Polen errang. Hier waren also zum erstenmale mit Oesterreich vereint die Königreiche Böhmen, Mähren und Ungarn, und von ihm an, blieb auch die Krone Deutschlands auf seinem Hause bis der habsburgische Mannsstamm erlosch und durch die letzte Habsburgerin, Maria Theresia, die Krone des Reiches auf die lothringische Linie überging.

Die Erwartungen, welche man von dem edlen Sinne Albrechs V. hegte, zu erfüllen, hinderte ihn ein zu früher Tod, doch hatte er schon für das deutsche Reich, Ungarn und Böhmen so viel gethan, daß man sich die Rückkehr des goldenen Zeitalters versprach, als er auf einem Kriegszuge gegen die Türken 1439 starb. Unter seinem Schutze und mit Hülfe seiner Böhmen und Oesterreicher ward Ungarn das Bollwerk, an welchem die furchtbare, Europa Vernichtung drohende, Gewalt der Türken scheiterte. Albrechts Gattin gebar nach seinem Tode einen Sohn Ladislaus, welcher in seinem siebzehnten Jahre, man glaubt an Gift, starb. Mit ihm erlosch, wie bereits bemerkt, die ältere albertinische Linie des habsburgischen Hauses und alle Ansprüche auf die sämmtlichen Besitzungen gingen auf die zweite Linie, deren Oberhaupt Friedrich V. war, über. Dieser Fürst ward zum Reichsoberhaupt erwählt, that als Kaiser sehr wenig für das Reich, suchte jedoch für Oesterreichs Vergrößerung destomehr zu thun, obgleich seiner Inkonsequenz nicht viel gelang. Er gab allen Prinzen des österreichischen Hauses den Titel Erzherzog, führte einen lang dauernden Krieg mit den Schweizern um die habsburgischen Besitzungen, allein trotz der Hülfe Frankreichs ganz ohne Erfolg. Auch um Böhmen und Ungarn führte er Streitigkeiten, gebrauchte gegen seinen Bruder Albrecht, welcher Antheil an Oesterreichs Besitz verlangte, sein kaiserliches Ansehen, indem er ihn in die Reichsacht that und vom Papste den Kirchenbann über ihn aussprechen ließ. Glücklicher war er, da er die westlichen Grenzen des deutschen Reiches durch das große burgundische Erbe vermehrte, indem er seinen Sohn Maximilian, nach wiederholten Bündnissen mit Karl dem Kühnen und nach wiederholtem Bruche derselben, mit Maria, der schönen Tochter dieses Fürsten, vermählte, wodurch, da Karl in der Schlacht bei Nancy blieb, Maximilian das Herzogthum Burgund, die franche comté, Flandern, Brabant, Hennegau, Namur, Luxemburg, Limburg, Artois, Antwerpen, Mecheln, Seeland, Holland, Westfriesland, Geldern und Zutphen erhielt.

Hier in immerwährendem, doch stets glücklichem Kampfe mit Frankreich, zeichnete sich Maximilian so zum Vortheile seines Muthes und sei-

ner persönlichen Eigenschaften aus, daß die Kurfürsten ihn auf Kaiser Friedrichs, seines Vaters Vorschlag, zum römischen Könige erwählten, auch übergab ihm der Vater die Regierung der österreischen Erblande, welche er alle vereinigt hatte, da die Nebenlinien ausgestorben waren: und so befand sich seit Maximilian Deutschland eigentlich ganz von Oesterreich eingeschlossen, nur noch im Norden frei. Maximilian mißbrauchte jedoch seine Macht nicht, sondern suchte sie auf eine für den deutschen Staatskörper heilsame Art zu gebrauchen, indem er den allgemeinen Landfrieden einführte, und befehdete und schlug, wer sich demselben widersetzte. Nur mit den Schweizern konnte er nicht fertig werden, sie schienen in ihren Bergen unüberwindlich; nach einem im Jahr 1498 begonnenen Kriege, schloß er im folgenden Jahre einen Frieden, welcher ihn für immer der habsburgischen Besitzungen in der Schweiz beraubte. Dafür aber erhielt er, von anderen Seiten her, einen Zuwachs, indem er im Jahr 1500 einer früheren Erbvereinigung gemäß, die durch den Tod des Grafen Leonhard II. erledigte Grafschaft Görz in Besitz nahm, (welche ihn an der italienischen Gränze, zwischen Kärnthen, Krain und Triest, sehr vortheilhaft arrondirte), und in Baiern einige Städte gewann, die seiner Gränze gegen dieses Land eine größere Sicherheit gaben. Er bekam nämlich, als Ersatz für seine Kriegskosten im baierischen Erbfolgekriege, die Herrschaften Spitz und Schwabenbach vorläufig in Versatz, dann aber als Eigenthum Ratenberg am Inn, Stadt und Schloß Kufstein, Kitzebühl, das Zillerthal, die Herrschaft Weißenhorn, die Grafschaft Kirchberg und andere zu Tirol gehörige Stücke, welche in früheren Zeiten an Baiern gekommen waren; ferner die Kastvogtei über Salzburg, Passau und Königsbrunn. Die Erwerbung der kurfürstlichen Würde mißlang Maximilian für sein Erbreich, die übrigen Kurfürsten widersetzten sich einstimmig der Vermehrung ihrer Zahl. Andere Verträge gelangen besser und gaben seinem Hause bald einen Glanz, der auf den höchsten Grad stieg, den Oesterreich je erreichte, als sein Enkel Karl V. Spaniens Krone mit der des deutschen Reichs vereinigte. Maximilians Sohn, Philipp der Schöne vermählte sich 1496 mit der Infantin Johanna, der Tochter der berühmten Isabella von Kastilien, unter deren Regierung Amerika entdeckt worden war. Sie brachte ihrem Gemahl den kastilischen Thron und die Aussicht auf die Krone Arragonien. — Der älteste aus dieser Ehe entsprossene Sohn ward König von ganz Spanien; der zweite, Ferdinand, vermählte sich mit Wladislaws des Königs von Ungarn und Böhmen Tochter, und erwarb dem österreichischen Hause zum zweitenmal den Besitz von Ungarn, welches durch Erbverträge nun demselben bleiben sollte. Karl V. aber ward bald nach seines Großvaters Tode († 1519) deutscher Kaiser, und so konnte ein Nachkomme des Grafen von Habs-

burg in allem Ernste sagen, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter.

Der österreichische Erzherzog Karl V. besaß nun neben der Kaiserkrone Oesterreich, Kärnthen, Krain, Tirol, kaufte dem schwäbischen Bunde nach Vertreibung des Herzogs Ulrichs, Würtemberg ab, besaß Vorarlberg, einen Theil vom jetzigen Baden, den Breisgau, die ganze östliche Hälfte von Frankreich (Burgund, Lothringen, Elsaß u. s. w.), ferner Flandern, Brabant, kurz die gesammten Niederlande, Belgien, Holland u. s. w., endlich ganz Spanien und halb Amerika, und hatte die Aussicht auf den Thron von Ungarn und Böhmen. Zu solcher Höhe war Oesterreich durch die Sorge seiner Besitzer gestiegen. Aber hier war auch der Kulminationspunkt dieses Reiches, denn wieviel mal dessen Fürsten die Unzweckmäßigkeit einer Theilung ihrer Lande erfahren, so ward doch eine neue Theilung eingeleitet, und anfänglich Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, später aber noch sämmtliche deutsche Lande, mit Ausnahme der Niederlande, an Karls Bruder, Ferdinand, abgetreten. So ward der Habsburger Karl Stifter des ihm nachfolgenden spanischen Herrscherhauses, während Ferdinand die deutsche Linie der Habsburger fortpflanzte, und zugleich die Königreiche Böhmen, Mähren, Schlesien und Ungarn, nach des jungen Königs Ludwig Tode (welcher Erbe Wladislaws im Jahr 1526 in der Schlacht bei Mohacz blieb) für immer seinem Hause einverleibte.

In diese Zeit des höchsten Glanzes der Habsburger fiel die Reformation. Statt aber dieselbe zu unterstützen, und auf der gestürzten geistlichen Würde, die Würde des Kaisers unabhängig von der Kirche zu erheben, betrachteten Karl und Ferdinand die Reformation vom politischen Standpunkte, und, Feinde aller Volksbewegung, welche dem habsburgischen Hause seine Stammgüter in der Schweiz gekostet, unterdrückten beide Fürsten dieselben mit gewaffneter Hand; ja in Oesterreich ging man bis zur förmlichen Verfolgung und Vertreibung der Protestanten, welche den Kristenverfolgungen unter den römischen Kaisern nicht unähnlich war. Der Widerstand gegen die Reformation ward auf Ausrottung seiner Bekenner gerichtet; in gleicher Art ward auch bei der Eroberung der Reichsstadt Konstanz verfahren, welche der Reformation wegen in die Reichsacht erklärt, von Ferdinand eingenommen und den österreichischen Erblanden vereinigt ward, nachdem alle Lutheraner, alle Anhänger der Reformation, so wie die Priester derselben verjagt worden.

Ferdinand hatte sein ganzes Leben hindurch in abwechselndem Glücke wider die Türken, Ungarn und Siebenbürgen zu kämpfen, wodurch er Ansprüche auf Schlesien, Galizien und Polen zu bekommen, und seinen Nachfolgern zu sichern wußte, so daß wenigstens Schlesien, nachdem das=

selbe unter slavischen, dann unter ungarischen Fürsten gestanden, endlich losgerissen, sich durch eigene Herzoge regiert hatte, nun zu Oesterreich kam.

So blieb, mehr oder minder wechselnd durch Theilungen und neue Verschmelzung der zerrissenen Erbländer, der Zustand der österreichischen Monarchie, bis am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts durch den spanischen Erbfolgekrieg das habsburgische Haus, nach Erlöschen der spanischen Linie — die Krone Spanien verlor, dagegen aber die österreichische Linie nach dem Frieden von Rastadt in Baden, für Abtretung seiner Rechte an die Bourbons, in etwas durch die Niederlande, und in Italien durch Neapel, Mailand, Sardinien und vier Plätze an der Küste von Toskana entschädigt wurde. Jetzt begann nach langem Gleichgewichte, das bedeutende Steigen Oesterreichs von Neuem, denn Karl VI. mit den Türken in einen Krieg verwickelt, siegte durch Prinz Eugen 1716 bei Peterwardein und 1717 bei Belgrad, und gewann von den Türken ganz Serbien, einen Theil der Walachei und einen Theil von Kroatien und Bosnien. Im Jahr 1720 aber tauschte er Sicilien gegen Sardinien ein, welches von da an mit Savoien das Königreich Sardinien bildete, später aber Neapel gegen Parma und Piacenza. Karl VI. starb 1740.

Die Regierung ging nunmehr auf Maria Theresia über, deren Erbfolgerecht die sogenannte pragmatische Sanction bestimmt hatte. Sie ward mit dem Herzog Franz Stefan von Lothringen vermählt, welcher sein Herzogthum an Stanislaus von Polen abtrat, mit der Bedingung, daß es unmittelbar nach dessen Tode an Frankreich falle. Er behielt sich nur die Stimme im Fürstenkollegium des deutschen Reichstages, welche auf Lothringen haftete, und eine Privatbesitzung, die Grafschaft Falkenstein vor. Er ward von Maria Theresia zum Mitregenten ernannt, hatte jedoch nicht viel Theil an der Regierung, deren Zügel Maria allein kraftvoll zu handhaben wußte, wie sie in den gefährlichen Kriegen mit Frankreich, Baiern und mit Friedrich dem Großen bewies. Für die Abtretung von Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glaz, welche der siebenjährige Krieg ihr nicht wieder verschaffte, ward Maria Theresia bei der Theilung Polens, durch Rothreußen, die Hälfte der Woiwodschaft Krakau, die Fürstenthümer Zator, Oswieczin, durch Podolien, Sendomir, Pokutien, Belok und die ehemals zu Ungarn gehörige, aber an Polen verpfändete Zipser-Gespannschaft entschädigt, wodurch der österreichische Staat drittehalb Millionen Seelen Zuwachs erhielt, welche in die Fürstenthümer Gallizien und Lodomirien vereint wurden. Bei der zweiten Theilung Polens fiel unter dem Namen Westgalizien die zweite Hälfte von Krakau, die Woiwodschaft Lublin und Sendomir, die Graf-

schaft Gelm und ein Theil von Lithauen, Podlachien und Masuren an Oesterreich (1795).

Die französische Revolution brachte in dieses Comglomerit von Ländern der verschiedensten Art einige Verwirrung; Napoleon trat mit großer Macht auf, setzte Könige ab und Könige ein. Das deutsche Reich ward aufgelöst, wogegen Oesterreich ein erbliches Kaiserthum wurde. Die Jahre 1813 — 1815 stellten jedoch alles ziemlich auf den frühern Standpunkt zurück, nur daß Oesterreich viele Enklaven an Mächte abtrat, in deren Gebiet sie gelegen, daß es einen Theil von Polen an Rußland verlor, dagegen in Italien durch Venedig und das lombardische Königreich entschädigt wurde; auch Seitenlinien des österreichischen (nun nicht mehr habsburgischen, welches mit Kaiser Karl VI. erloschen war) Hauses, bedeutende Besitzungen und Fürstenthümer in Oberitalien, wie Toskana, Modena, Reggio, Mirandola, Parma, Piacenza und Guastalla erhielten.

So wuchs der mächtige Staat, welcher unter der Regierung der Babenbergischen nicht bedeutend war, selbst bei des ersten Habsburgers Tode nur 200 Quadratmeilen hatte, zu der ungeheuren Größe von 12000 Quadratmeilen, und zwar hatte das Reich 1395 bei Albrechts III. Tode schon 1915 Quadratmeilen, bei Maximilians I. Tode (1519) 3554, bei Ferdinands I. Tode, im Jahre 1564 schon 7347, bei Ferdinands II. Tode, im Jahre 1637 aber nur noch 7085, bei Josephs I. Sterben (1711) dagegen wieder 9073 und bei dem Tode der Kaiserin Maria Theresia 11246 Quadratmeilen, nach dem Friedensschlusse von 1815 und der darauf folgenden Länderregulirung aber 12153 Quadratmeilen umfaßt.

Das Kaiserthum Oesterreich.

Der österreichische Kaiserstaat, durch die Klugheit seiner Regenten zu der Höhe erhoben, auf welchem er sich jetzt befindet, bildet ein eng geschlossenes Ganzes, dessen Gränzen nach allen Seiten hin ziemlich abgerundet sind. Bei seiner glücklichen Lage, mitten in Europa, und bei seiner starken Bevölkerung kann sich dieser Staat dreist den mächtigsten des Kontinents nennen; ist auch Rußland demselben an Bevölkerung fast um das Doppelte überlegen, so ist dagegen auch wieder seine Ländermasse so ungeheuer groß, seine Bevölkerung so sparsam, so weitläufig vertheilt, daß dadurch der größte Theil seiner Macht in sich selbst verzehrt wird. Frankreich gegenüber, das ungefähr gleich viel Bewohner zählt (33.000.000), wird es, bei gleicher Tüchtigkeit der Feldherren, gewiß den Sieg davon tragen; denn deutscher Muth und deutsche Beharrlichkeit sind von dem der Franzosen nie übertroffen worden.

Das Kaiserthum Oesterreich liegt zwischen dem 26°. 12′ und dem 44°, 17′ östlicher Länge von Ferro an gerechnet (nach dem pariser Meridian hat man 20° hiervon abzuziehen) von Süden nach Norden dehnt es sich vom 42°, 9′ 40″ bis zum 51°, 4′, 58″ nördlicher Breite aus. Es liegt demnach ganz in dem gemäßigten Erdgürtel, innerhalb des siebenten, achten und neunten sogenannten mathematischen oder solarischen Klimas, und zwar so, daß nur ein geringer Theil desselben die nördliche Gränze dieses Striches berührt (Schlesien und Böhmen), der bei weitem größte Theil aber, Ungarn, Krain, Kärnthen, Italien, Tirol u. s. w. den südlichen Raum einnehmen.

Gränzen.

Oesterreichs Gränzen sind sehr weitläufig, da es bei seiner großen Ausdehnung, außer Spanien und Schweden, fast mit allen Staaten Europa's in Berührung steht. Es gränzt nordwärts mit 53 Meilen Länge an Sachsen, mit 67 an Preußen, mit 113 Meilen an Polen und Ruß-

land; südlich und östlich mit 292 Meilen an die Türkei und Griechenland, südlich an das adriatische Meer und Italien, und zwar mit beinahe 100 Meilen an das adriatische Meer selbst (Illirien, Dalmatien, lombardisch-venetianisches Königreich) an den Kirchenstaat mit 13½ Meilen, an Modena mit 10½ Meilen, an Parma mit 14½ Meilen, an das Königreich Sardinien mit 20½ Meilen, woselbst es sich Frankreich sehr nähert. Westlich gränzt Oesterreich mit Tyrol an die Schweiz in einer Länge von 68½ Meilen, ebenso an das kleine Fürstenthum Lichtenstein mit 3½ Meilen. Westlich und nördlich dehnt sich vom Bodensee nach Salzburg und von Salzburg bis nach Baireuth die Gränze zwischen Baiern und Oesterreich auf eine Länge von 148 Meilen aus. Zählt man zu dieser Summe noch die kleinen, sich tausendfach wiederholenden Krümmungen der Gränzlinie mit, welche hier nicht gerechnet wurden, so kommt im Ganzen eine Länge oder ein Umfang von etwa 1200 Meilen heraus.

Dieses Reich besteht nun aus folgenden Theilen:

1) Das Erzherzogthum Niederösterreich umfaßt . . 708,651 Q.M.
und zwar hat das Land unter der Ens 364,500, das Land ob der Ens aber 344,151. Dieser Theil war früher bedeutend kleiner, wurde jedoch durch die Ergänzungen im Jahr 1816 um 132½ Quadratmeilen mit 142,000 Einwohnern vergrößert, welche von Baiern (das Salzburgische) dazu kamen, wodurch das Land ob der Ens auf 344 Quadratmeilen erhoben wurde.

2) Das Herzogthum Steiermark, gleich dem vorigen ein Alpland, umfaßt . . . . 399,408 Q.M.

3) Die Grafschaft Tirol (durchaus Hochgebirge, großentheils die Schneegränze übersteigend, mit den Gebieten von Brixen, Trient, einem Theile von Salzburg und den Herrschaften vor dem Arlberg (Vorarlberg), so wie mit den Ergänzungen von Baiern, nämlich den salzburger Enklaven, dem Zillerthale und wendisch Matrei, welche zusammen 24 Quadratmeilen, und mit dem tiroler Amte Vils 1 Quadratmeile, also 25 Quadratmeilen betragen) hat . . . . 516,410 Q.M.
Andere Angaben machen daraus 572 Q.M.

4) Das Königreich Böhmen, eingeschlossen von den Sudeten, dem Erz- und Fichtelgebirge, dem böhmisch-baierischen Gebirge und dem mährischen Gebirge, selbst ein Gebirgsland, doch nirgend die Schneegränze erreichend, hat . . . . 952,935 Q.M.

Hiezu kommt das Markgrafenthum Mähren mit einem Theil von Schlesien . . . . 481,564 Q.M.

5) Das Königreich Ungarn . . . . 4181,600 Q.M.
wozu das Großfürstenthum Siebenbürgen kommt, mit . . . . 1109,800 Q.M.
Beides Gebirgsländer, nördlich den stärksten Stock derselben, die Karpathen. Ungarn läuft südlich nach der Donau hin in weite Ebenen aus.

6) Das Königreich Galizien, zwischen Rußland, Böhmen und Ungarn, ein Karpathenland, hat . . 1548,030 Q.M.
Nach Rückgabe der russischen Parzellen soll es nur 1518 Q.M. haben.

7) Das Königreich Illirien. Der größte Theil desselben gehörte zu den ehmaligen inner-österreichischen Provinzen. Bald diesem, bald jenem Fürsten aus einer Nebenlinie des habsburgischen Hauses zueigen. Es umfaßt den bedeutendsten Theil des Herzogthums Krain, mit dem Bergdistrikte von Idria, das ganze ehmalige Herzogthum Kärnthen, einen Theil von Kroatien, den karlsstädter Distrikt, und ist ferner zusammengesetzt aus den von Frankreich nach dem Jahre 1816 erfolgten Ergänzungen, dem laibacher Kreise 60 Q.M., dem neustädter Kreise 69½ Q.M., dem adelsberger Kreise 60¼ Q.M., welche eben das oben angeführte Herzogthum Krain bilden; dem karlsstädter Distrikt 60 Q.M., dem Küstenlande um Triest 59 Q.M., Triest selbst 2 Q.M., der ehmaligen Grafschaft Görz 46½ Q.M., dem ungarischen Littorale oder dem fiume's Kreise 62 Q.M., und dem villacher Kreise (mit Klagenfurth das ehmalige Kärnthen) 100½ Q.M. Zusammen besteht demnach das ganze Königreich aus . . . . 519,745 Q.M.

8) Das Königreich Dalmatien mit den albanischen Distrikten von Ragusa und Kattaro, jedoch ohne die Inseln im Guarnero . . . . 273,750 Q.M.

9) Das lombardisch-venetianische Königreich, mit der österreichischen Lombardei im Süden der Alpen, Mailand, Mantua, Veltlin nebst einigen Bestandtheilen des ehmaligen Venedig 411½ Q.M. Ferner mit dem eigentlichen Venedig, den südlichen Alpen und dem westadriatischen Küstenlande, auch ei-

nigen Theilen der ehmaligen Grafschaft Görz $440^{4}/_{10}$ □ Meilen, zusammen 851,941□.M.

10) Die österreichischen Militärgränzprovinzen. Diese bestehen aus sechs General-Kommandos, nämlich aus dem karlsstadter mit 170,700, dem Warasdiner mit 67,400 (beide sind in ein Generalkommando verschmolzen, so daß demnach eigentlich nur fünfe sind), dem Bannatkommando 50, der slavonischen Gränze 139,500, der Bannatergränze 182,200 und der siebenbürgischen Militärgränze, welche jedoch, da sie ganz mit Siebenbürgen selbst verschmolzen, dort aufgeführt ist, also hier nicht zum zweitenmale gezählt werden darf — in Summa 609,800□.M.

So beträgt das Total-Areal des Kaiserthums mit allen seinen Theilen 12.153,652□.M.
mit einer Einwohnerzahl von dreißig Millionen Menschen, deren Vertheilung bei Beschreibung der einzelnen Provinzen angegeben werden wird.

Aufriss des Landes.

Zwei mächtige Gebirgsmassen, ganz von einander abgesondert, die Alpen und die Karpaten, und eine dritte mit der letztern in Verbindung stehende, das Riesengebirge, machen die Oberfläche dieses großen Länderkonglomerits höchst uneben. Vom Skt. Gotthard erstreckt sich östlich ein mächtiger Gebirgszug, welcher gewöhnlich unter dem Namen der rhätischen Alpen bekannt ist. Unfern des Passes über den Skt. Bernhardin, da, wo die Quellen des Hinterreins liegen, bildet der Splügen die Gränze zwischen Oesterreich und der Schweiz (Graubünden). Tombohorn heißt die höchste Spitze des Gebirgszugs, dessen mittlere Höhe auf 7000 Fuß angenommen werden kann, da viele Berge sich so weit über diese Linie erheben, als andere darunter bleiben. Das Gebirge, welches bei seinem Beginne von dem Zentralpunkte sich etwas in südöstlicher Richtung zieht, nimmt schon beim Pizzo Stelo (8.200 Fuß hoch) wieder eine nordöstliche Richtung an.

Dieses Hauptgebirge von ganz Oesterreich, innig verbunden mit den salzburgischen, ober- und untersteirischen, krainer, kärnthner und illirischen Gebirgen, geht nach dem Plattleikogel; dem ötzthaler Ferner (dessen Thal zum Wassergebiet des Inn gehört, dem es die Oetz zuführt), und theilt sich unweit Sterzing bei dem Schneeberge (dem in Tirol, wel-

cher nicht mit dem, gleichfalls sehr hohen Schneeberge bei wienerisch Neustadt zu verwechseln ist) in zwei Arme, welche sich jedoch bald wieder vereinigen. Der Hauptzug geht gerade östlich fort, über den Tributaler, zur Wasserscheide zwischen der Eisack und der Sill, woselbst der große Heerweg über den Brenner führt, einer der niedrigsten Pässe in den Alpen, indem er nur **4.374**, nach andern **4.100** Fuß hoch ist. Auf dem Brenner, an dem Wege von Innsbruck nach Italien, steht, nur eine Stunde von Sterzing, an der Straße eine Kapelle zum Andenken an das Eindringen der Franzosen, welche **1797** bis hieher kamen.

Wiewohl das Gebirge sich hier so bedeutend gesenkt hat, so ist es doch kein Abnehmen seiner Höhe, es scheint mehr ein schmaler Gang, ein Einschnitt in die Gebirgsmasse zu sein, denn die Felsen unmittelbar an der Chaussee steigen auf zweitausend Fuß Höhe an, und das Gebirge selbst ist immer noch **4000** Fuß höher, als die es durchscheidenden Straßen; so haben z. B. die Alpen um das Vietsch-Thal alle über **8000** Fuß.

Die zweite der beiden Ketten, welche hier nur ein enges Thal einschließen, hinter welchem sie sich wieder und zwar in größerer Breite als früher vereinigen, geht nach Südosten über den Gand Ebn auf Sterzing, in dessen Nähe sie von der Eisack quer durchschnitten wird, und wendet sich dann wieder nach Nordosten zum Hochseil, woselbst sie sich mit der ersten Kette verbindet und über den Zemer und Krimmlertauren nach der Gränze von Salzburg zustreichen, woselbst sie in der Dreiherrenspitze die Höhe von **9.500** Fuß erreicht.

Es ist hier vielleicht am Orte, einige der bereits gebrauchten und andere noch vorkommende Worte zu erklären:

A l p nennt der Schweizer nur die Viehwaide auf hohen Bergen, welche, während in den Thälern Korn und Heu geärntet wird, von den Heerden der Thalbewohner besucht wird, und woselbst diese den Sommer über bleiben, bis Schnee und Frost sie vertreibt.

Einen eben so weitläufigen Begriff verbindet man gewöhnlich mit dem Worte T a u e r n, doch sollte er gerade nur das bezeichnen, was man unter Hochgebirgen oder Hochalpen zu verstehen pflegt. Die Steiermärker, Kärnthner und Salzburger nennen Tauern die hohe Kette vom Urgebirge, welche durch Tirol läuft, die Scheidewand zwischen diesem, Salzburg und Kärnthen bildet und sich nach Steiermark zieht, deren größter Theil mit Schnee und Eis bedeckt ist, oder nur kahle Granitfelsen über die ewige Eisfläche emporhebt; das Volk selbst spricht den Namen Tauern mit einem gewissen schauerlichen Ehrfurchtsgefühl aus, das sich zu dem erhabenen Karakter dieser Hochgebirge wohl schickt. Der Gebrauch des Wortes für Berge, welche man übersteigen kann, für

schwierige Pässe u. dergl. scheint daher nur von Reisenden herzurühren, welche diesen Namen nicht recht auffaßten.

Joch oder Jocher heißen in den östlichen Alpen die hohen Felskuppen, während die niederen, abgerundeten Dome oder Kuppeln, Kohel, Kogel, Gogel, genannt werden. In Tirol giebt es drei Gebirge, welche mit dem Worte Jauffen bezeichnet werden, und die nicht nahe zusammenhängen, sondern an ganz verschiedenen Orten liegen. Die kleinen Vorgebirge heißen Bühl oder Büchel. Mit dem Worte Leiten bezeichnen sie einen sanften Gebirgs-Abhang. Kopf oder Käse bezeichnen einzeln stehende sehr hohe Urgebirge, wie die Tauern solche mehr kettenartig zusammenhängende sind.

Wir können nach diesen Erläuterungen zur weitern Beschreibung des Verläufes der Alpen schreiten und nehmen sie bei Salzburg wieder auf, wo sie den Namen der rhätischen Alpen verlieren und nun norische heißen, indem sie sich über den Wiltragenberg und den Tauernkopf nach dem Großglockner ziehen.

Dieser Berg ist einer der höchsten im österreichischen Kaiserstaate (11.672 Fuß; die Angaben sind sehr verschieden. Schiegg giebt ihn zu 11.982, der kaiserliche Generalstab zu 12.000 und Müller gar 12.978 an) und am bequemsten von dem Pusterthale aus zu besteigen. Geht man von der Brücke der Möll die Höhe hinan, so wächst der Abgrund, dem man sich immer mehr nähert, und in welchen der Fluß mit donnerähnlichem Getöse hinabstürzt, mit jedem Schritte; man sieht mehremal die Spitze des Glockners, doch verschwindet sie immer wieder, bis man sich auf der Höhe von Heiligenblut befindet. Da steht er in seiner ganzen erhabenen Pracht und Majestät, den Gipfel hoch in dem blauen Aether erhebend, den Fuß getaucht in das bläuliche Eis der ihn umgebenden Gletscher. Entzückend ist der Anblick, wenn man, was sehr leicht ist, seine Reise so einrichtet, daß man gegen Abend in diese Gegend gelangt, dann prangen alle Spitzen der Hochgebirge im röthlichen Schimmer der sinkenden Sonne, dann sieht man die östlichen Schneekuppen leuchten weit bis an die steilen Bergwände von Zirknitz, während in den Thälern schon die graue Nacht sich gelagert hat. Am nächsten Tage geht man zu der 8.400 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Salmeshöhe, woselbst einige im Sommer immer von Sennen bewohnte Alphütten stehen, in denen man übernachtet, um einige Stunden vor Tages-Anbruch die Reise fortzusetzen. Mit Fußeisen versehen, begleitet von Führern, welche alle Fackeln tragen und mit Stangen, Steigeisen, Stricken und Lebensmitteln bepackt sind, geht es aufwärts. Am Uferrande des Glättschers wird ein frommer Spruch gebetet, die Reisenden empfehlen sich dem Schutze Gottes, und jetzt beginnt das höchst gefahrvolle Steigen. Da droht der

Tod auf jedem Schritte, unter den Füßen tosen schäumende Schlammbäche, welche den Boden, auf dem man geht, aushöhlen, untergraben, das Eis tönt, man schreitet auf einem zerbrechlichen Gewölbe, klafterbreite Schlünde, Abgründe sind zu überspringen; oft sind sie mit Schnee überdeckt. Wehe dem Armen, der solch lockern Decke sich anvertraut! er ist verloren, denn hinunter gestürzt in die beweglichen Klüfte der Glättscher ist an Rettung gar nicht mehr zu denken. Da werden Stangen nebeneinander gelegt, und an diesen und Seilen, welche zum Geländer dienen, gehen die Reisenden hinüber, bis endlich der Glättscher passirt ist.

Nun klettert an dem obern Ufer des Glättschers ein Führer empor, eine steile Wand aus immerfort nachgebendem Gerölle vor sich, von der Höhe derselben läßt er ein Sail herab, welches befestigt wird durch einen in das Erdreich und das lockere Gestein getriebenen Pfahl. Immerfort in Gefahr, von den Steinen, die sich unter den Fußtritten der Voranschreitenden lösen, erschlagen zu werden, mit Händen und Füßen sich an dem niedergelassenen Saile empor arbeitend, gelangt man auf einen Absatz, von welchem aus man die weißen Spitzen der Tauern schon sich erheben sehen kann aus dem Schleier der Nacht, und aus leichtem Gewölke, das gerne während des Morgens die Höhen umspielt; man sieht den Bluter-Taurn, die Goldzeche, den hohen Ar, den Sonnenblick; der Pastergenglättscher ruht noch in der düstern Nacht, schwerer und finsterer hängt sie noch in den Thälern von Kärnthen und Tirol, welche fast schwarz erscheinen, während die Morgenröthe schon die hohen Kämme beleuchtet, und die Dämmerung mit dem nahenden Tage kämpft. Nun scheinen die Gipfel zu brennen in dunkler Rosenglut, nun verbreitet sich die liebliche Helle immer weiter, und schnell senkt sie sich nieder über die Schneegebirge, bis des Tages voller Schein die röthliche Farbe verwischt, ein blasses Gelb und zuletzt ein zartes Hellblau vom Schnee empor leuchtet.

Gewöhnlich hat der Schnee in diesen Höhen, wenn er nicht frisch gefallen ist, eine Decke von Eis, eine Kruste, welche sich durch das, am Tage geschmolzene, in den Schnee eingedrungene Wasser, und durch den, während der Nacht nie ausbleibenden Frost, gebildet hat. Ueber diese muß man steigen; hier sind die Steighaken, welche die Fersen bewaffnen, besonders wichtig; denn glatt und wellenförmig gewölbt ist der Spiegel, über den man hingeht, und ein Tritt stürzt den Fehlenden in die rechts und links gähnenden Abgründe hinein, und vergeblich wäre ein Rettungsversuch; er würde nur denjenigen, der ihn wagen wollte, mit in das Verderben reißen. Immer mühevoller wird die höchst ermüdende Reise; die dünne Luft macht das Athmen beschwerlich; bei jedem

zehnten Schritte muß man ausruhen, und braucht halbe Stunden zu einer Strecke, welche man sonst in zwei Minuten zurücklegen würde. Kraftlos und keuchend klimmt man an Seilen, welche der Führer, der immer voransteigt, den Nachfolgenden zuwirft, empor. Der Schnee, vielleicht frisch gefallen, hat da oder dort noch keine Eisdecke, bis an die Hüften sinkt man darin ein, und die, dem ersten Nachfolgenden, glauben mit jedem Moment von einer Lawine fortgerissen oder verschüttet zu werden, weil der frisch gefallene Schnee sich ballt und niederrollt, und rollend sich in seiner Masse vergrößert, und nach fünfhundert Schritten schon jeden Widerstand völlig unwirksam macht. Die Brust mit einem Seile umschlungen, werden die letzten Felsen, die Abgründe, welche den großen und den kleinen Gipfel des Glockner trennen, erstiegen und überschritten; rechts und links drohen Abgründe von sechs bis siebentausend Fuß; eine schmale Schneewand ist die einzige Stütze, welche der wankende Fuß findet. Eine zur völligen Erschöpfung aller fisischen Kräfte, eine zur Ohnmacht gehende Anstrengung ist nöthig, um dieses Ziel zu erreichen, — dort aber, wo das Kreuz auf dem Gipfel steht, oder auf der andern Spitze, welche etwa 50 Fuß höher ist, hat man eine Aussicht, welche ganz unbeschreiblich schön und großartig ist. Nirgends ist der Blick gehemmt; frei und hoch steht der Verwegene, der die Reise unternommen, in der Luft, auf einem nadelförmigen Gipfel; im dunkeln Azurblau umfängt der Himmel die Erde, welche schweigsam zu den Füßen des Schauenden liegt. Ein strahlender, flimmernder Silbergürtel von Schnee und Eis umspannt den Mittel- und Vordergrund. Von den ersten Punkten, welche nach der Schöpfung das wallende Meer verließ, und welche von jener, in grauer Ferne verschwimmenden Zeit her, noch in das Eis der Urwelt gehüllt scheinen, überschaut man tausend tiefgefurchte Thäler, welche Flüsse führen zum Meere, dessen Quellen in jenem ewigen Eise begraben sind. Doch nirgends ein lebendes Wesen; wie ausgestorben ist die Natur; denn erst in meilenweiter Ferne, unerkennbar für das schwache Auge des Menschen, beginnt die Vegetation mit spärlichem Moose und Flechten, mit dürftigen Kräutern, dann mit baumleeren Matten, auf die noch ferner erst die Krummholzwaldungen folgen. Als ob man auf einen fernen Planeten versetzt wäre, so überraschend fremd, so durchaus ohne alle Aehnlichkeit mit bisher Gesehenem, ist der Anblick; doch nicht nur fremd, auch bang und drückend wird er, — der Geist fühlt sich gebeugt; die höchst verdünnte Luft, die Ermattung nach der ungeheuren Anstrengung, mag wohl das ihrige dazu thun; auch die heftige Kälte erregt ein unangenehmes Gefühl — und man tritt gerne den Rückweg an.

Gefährlicher noch ist dieser, man muß da hinab steigen, wohin

man anfänglich kaum zu blicken wagt. Um dieses möglich zu machen, wird ein Seil um die Brust gelegt, eine Stange so tief als möglich in den Schnee gerannt, um diese das Seil geschlungen, und nun der Reisende hinabgelassen, welcher an dem Stricke ziehend, nur so viel nachgegeben bekommt, als er Schritte zurücklegt. Weiter abwärts, wo der Abhang minder steil ist, ziehen sich die Führer ihre Röcke aus, setzen sich darauf und der Reisende hinter sie, fest an den Führer geklammert, und nun geht es mit Blitzesschnelle über die Schneefläche hinab. Wer da zaghaft wäre, sich selbst helfen wollte, sich nicht ganz seinem Führer überließe, würde umschlagen, anfangen sich zu wälzen und dann wäre er ohne Rettung verloren, er erstickte im Schnee, oder im unglücklichen Falle gelangte er auf die schroffen Eisspitzen des Gletschers, um sich auf diesen zu zerschmettern. Minder gefährlich, wiewohl nicht minder ängstlich, ist das Uebersteigen des Glättschers, dessen kristallene Säulen man jetzt am Tage sehen kann, da sie bei dem Hinaufwege mit geringerer Furcht, wiewohl mit größerer Wagniß, im Dunkeln überstiegen wurden.

Ist man zurückgekehrt auf die Salmeshöhe, so beschließt ein frugales Mahl die Reise, und man sucht im Schlaf neue Stärkung für den folgenden Tag, denn an demselben noch weiter zu reisen fällt nicht leicht Jemanden ein.

Vom Großglockner in der allgemeinen Richtung des Gebirgs, über den heiligerbluter Tauern, den raurifer Tauern mit dem Großkogel, über den Goldberg, den Breun-Kogel, den Rathhausberg (8.167) Fuß hoch), den radstädter Tauern, wo der nach Kärnthen führende Paß noch eine Höhe von 4.754 Fuß hat, zum wölser Tauern, woselbst der hohe Gollig beinahe 10.000 Fuß erreicht. Bis zum radstädter Paß bildet das Gebirge die Gränze zwischen Salzburg und Kärnthen, von da an ist es in Kärnthen selbst, und bildet die Wasserscheide zwischen der Mur und der Ens. Eine andere kleine Kette zieht sich nach dem Eisenhut und bildet die Wasserscheide zwischen der Drau und Mur; die höchsten Punkte aber laufen nordöstlich über den rottenmanner Tauern, über welchen der Paß von dem Ens- nach dem Murthale führt, wo die Eisenerzerhöhe und der Oelscher bedeutend hoch sind; die Kette läuft dann fort auf Mariazell, geht zum Sömmering, einem sehr hoch geleganen Passe von Oesterreich nach Steiermark, beginnend bei dem merkwürdigen Flecken Schettwein. Hoch erhebt sich diese Gebirgsreihe noch einmal in dem Schneeberge unweit wienerisch Neustadt, welcher ziemlich isolirt auf das weit ausgedehnte Hügelland und die unabsehbaren Ebenen von Ungarn hinabschaut; immer flacher werdend verliert sich das Gebirge in einem Donauwinkel, im Kahlenberge bei Wien.

Ziemlich parallel mit jenem Gebirgszuge läuft südlich von demselben

ein zweiter, welcher von Brixen beginnend angenommen werden kann, und auf einem Theile seiner Länge die Wasserscheide zwischen dem Donaugebiete und dem des adriatischen Meeres bildet. Nördlich von ihm erhält aus hundert und aberhundert Flüssen und Bächen die Drau ihre Nahrung, welche sich unterhalb Marburg mit der Mur verbindet und mit reißender Schnelligkeit, höchst wasserreich, die Thäler durchbraust und sich dann in die Ebene von Ungarn ergießt, der Donau zueilend. Südlich von jenem Gebirge gehen die Piave, der Tagliamento, die Brenta und hundert andere kleine Flüsse dem Meere von Adria zu. Weiter östlich schließt sich der Gebirgszug enger zusammen, wird höher, und drängt sich zwischen die Drau und die Sau, die Wasserscheide zwischen diesen beiden Flüssen bildend, und bei Marburg in dem sogenannten Bachergebirge aufhörend, sich in die Ebene Ungarns verlierend. Der Bacher, über 5.000 Fuß hoch, bildet dort zwischen Marburg, Windischgrätz und Windischfeistritz einen Knoten, mit welchem das Gebirge hier aufhört. Der höchste Punkt desselben, unfern des Städtchens St. Lorenzen in der Wüste (so heißt eigentlich eine einzeln stehende Kirche nebst Pfarr- und Wirthshaus, eine halbe Stunde von dem Flecken St. Lorenzen) ist dadurch merkwürdig, daß er nahe an der Schneegränze, einen großen fast eine halbe Quadratmeile messenden See auf seinem Gipfel hat, welcher zum größten Theile mit dichtem verfilztem Grase überwachsen ist, so daß man quer über denselben gehen kann, doch immer nur auf Landzungen, die sich wieder mit andern verbinden und runde Wasserspiegel von unergründlicher Tiefe von einander scheiden. Die Volkssage erzählt von diesem See höchst Wunderbares. Steinchen hinein zu werfen, mit einer Stange die Tiefe aufzurühren, soll das heftigste Unwetter herbeiführen. Der Verfasser dieses, befand sich im Jahre 1826 und 1827 lange in jener Gegend, um sie in naturhistorischer Hinsicht zu durchforschen; die Tiefe jenes Sees zu ergründen gelang ihm an den Ufern mit 100—120 Fuß, in seiner Mitte aber noch nicht mit 600 Fuß, so daß es scheint, er vertiefe sich kegelförmig. Die ziemlich allgemein verbreitete Meinung, er fülle den Krater eines erloschenen Vulkans, ist darum nicht wohl zuläßig, weil sich in der Umgegend durchaus keine vulkanischen Produkte finden. Ungeheuer ist aber die Wassermasse dieses Sees, denn ein Durchbruch desselben, der zwei Jahre früher als der Verfasser dort war, Statt gefunden, hatte noch Spuren der furchtbarsten Verwüstung zurückgelassen, es waren Gneus und Granitblöcke von fünfzig, hundert, ja einige von mehren tausend Kubikfuß aus den Schluchten des Radelbaches, in den sich der See ergoß, hervorgespült worden, hatte das ganze fünf Stunden lange Thal desselben (worin St. Lorenzen liegt) zu einem Schutthaufen gemacht, und hundert einige und zwanzig Sägemühlen, welche einander

in ununterbrochener Reihe das Wasser zusenden, hinweggerissen. Die Nähe des Baches, wo sich die schweren Steine abgesetzt hatten, konnte bis dahin nicht von diesen Gästen gereinigt werden, und wird es wohl nie werden, so daß noch nach Jahrhunderten die Spuren dieses schrecklichen Ereignisses wahrnehmbar sein dürften.

Von der Quelle des Tagliamento, von dem Mauroberge, zieht sich ein dritter Gebirgsrücken stark südöstlich nach Makedonien und Griechenland, theils das Meer von Adria, theils die Sau von Süden her mit Wasser versehend, wozu der Kulpafluß bedeutend beiträgt. In dem Anfange dieses Gebirges, unfern Triest, liegt die berühmte adelsberger Grotte, liegt der Zirknitzersee, und hundert andere Natur=Merkwürdigkeiten, davon zum Theile bei Beschreibung des Landes selbst die Rede sein wird. Durch Makedonien sind diese Berge mit dem Hämus (Balkan) verbunden.

Ungefähr unter demselben Grade der Länge, wie die südliche Nebenkette divergirend von der Hauptkette verläuft, findet sich nördlich von derselben eine dritte, welche von Kleinried beginnend nordöstlich durch den Pinzgau, über Bischofshofen, nach Ischl und Aussee geht, und von dort, wo der höchste Punkt in dem Tauren zwischen Aussee und Steinach liegt, nach der Donau hin sich verläuft, die Wasserscheide zwischen der Traun und der Ens bildend. Die Gegenden sind hier unglaublich schön und romantisch, sie haben schon all das Wilde der hohen Urgebirge, wenn sie über die Schneegränze reichen, über welche viele dieser Berge sich erheben, -- und verbinden damit das Liebliche der tiefer liegenden Flußthäler. So sind die Thäler von Ischl, von St. Gilgen so reizend, wie Walter Scott mit all seiner Landschaftsmalerei, in den schottischen Hochlanden nie etwas Aehnliches gesehen noch beschrieben hat.

Der hier angeführte Hauptzug des ganzen Gebirges mit seinen beiden Hauptästen dem nordöstlich und dem südöstlich streichenden, hat nun nach allen Richtungen hin mehr oder minder bedeutend hervortretende Verzweigungen, so geht, vom Splügen in der Schweiz begonnen, der Hauptzug nur bis zu Septimer fort ohne sich zu theilen, hier aber tritt schon eine bedeutende Abweichung von dem Hauptzuge nordöstlich mit stärkerer Richtung nach Norden ein, der Julierberg, die Flüela, Servatra, Selvretta u. s. w. bilden ununterbrochene Hochgebirgs=Rücken, das nördliche Ufer des wunderschönen, höchst malerischen Engadinthales, welches sechstausend Fuß hoch über dem adriatischen Meere liegt. Es hat eine Länge von neun bis zehn geografischen Meilen, und führt (in seiner Mitte den Inn bergend, vom Ursprunge desselben, vom Septimer beginnend bis nach Landeck streichend) die Namen Ober= und Unter=Engadin. Die 8000 Bewohner, welche es hat, haben eine alte romanische

Sprache, sie nähren sich von trefflicher Viehzucht und wandern auch zum Theile während des Sommers aus, um mancherlei Beschäftigung zu treiben und sich in der Fremde Geld zu verdienen.

Dieser Gebirgszug scheidet die Wasser des Reins und der Donau, indem seine Südhälfte nach dem Inn, die Nordhälfte nach dem Hinter-Rein abdacht. In der Mitte dieses Zuges entspringt auf der Nordseite desselben, gegenüber Schavls, die Ill, auf dem Jamthalerferner, in welchem die Gränzen von Oesterreich und Graubünden zusammenstoßen. Von diesem Ferner wendet sich eine andere Kette noch mehr nördlich und bildet, indem sie sich zwischen den Lech und den Inn drängt, eine Wasserscheide zwischen diesen beiden Flüssen. Bei Landeck noch ziemlich schmal, gewinnt sie weiter nördlich immer mehr Breite, speist die Isar und Ammer, und birgt in ihrem Schoose die wunderschönen Seen Wellersee, Kochelsee, Tegernsee, in dem letzten Ausläufer aber noch den Würm- und den Ammersee. In der Nähe von Innsbruck haben die Berge dieser Kette eine Höhe von 8000 Fuß, und scheinen schroff und unersteiglich; von der andern, der Nordseite aber, steigen die Berge nur allmählig an, so daß es mehr ein Hügel-, als ein Gebirgsland erscheint, wiewohl man doch überall Hügel von mehr als tausend Fuß Erhebung über dem Thalboden findet.

Eine andere von dieser nördlich abweichende Kette ist diejenige, welche die Wasserscheide zwischen der Salza und dem Inn bildet. In ihr liegt der Watzmann 8.500 bis 9.000 Fuß, das Teufelshorn 7.264 Fuß, der Lichtenkopf, der Archenkopf, der Goller. Diese Kette wird zwischen Werfen und Golling von der Salza durchbrochen. Hier ist der berühmte Paß Lueg, auf dessen Höhe sonst ein gewaltiges Felsenschloß stand, an dessen Stelle jetzt ein Blockhaus steht, in dem zwei Invaliden die Reisenden nach den Pässen fragen. Kaum zwölf Ellen breit ist das Bette, welches sich der reißende Waldstrom gegraben, und von diesem geringen Raume haben die Menschen ihm die Hälfte abgerungen, so daß der Fluß, der oben im Thale sich in einem oft stundenbreiten Bette langsam fortwälzte, nun auf zwei Klafter zusammengedrängt dahin schäumt. Das Heulen des Windes und das wüthende Toben der gepreßten Wogen hallt von den schroffen Felsen wieder, die senkrecht abgeschnitten, dem Lichte kaum den Durchgang bis in die Tiefe der Fahrstraße gestatten, da sie sich von derselben zu einer Höhe von vier bis fünftausend Fuß erheben. Auch von den übrigen Theilen des nordöstlichen Zuges gehen Arme aus, welche zum Theile eine bedeutende Breite, zum Theile eine ansehnliche Höhe haben, wie die Spitze des hallstädter Schneeberges 6.000 Fuß erreicht, und die des Blassenberges und des Kriechsteines noch höher sind.

Die südlichen Arme und Zweige des großen Gebirgsstockes beschreibt

Kämtz wie folgt: Da, wo an der Quelle des Hinterreins der Splügen die Gränze zwischen Graubünden und der Lombardei bildet, läuft ein Zug auf der Hauptkette senkrecht stehend zwischen dem Lago maggiore und dem Lago di Lugano nach Süden. Als Gränzgebirge zwischen Oesterreich und der Schweiz, geht er südlich über den Foreola, Monte roggione, Monte St. Giori (Gränze zwischen der Lombardei, Graubünden und Tessin), den Camoghe und wendet sich hier nach Osten, später nach Süden, über den Monte cenere, Pajone und Facte, mit dem Madre del Monte sich schnell gegen die Ebene senkend.

Von der Zufallspitze und dem Passe des Orteles geht ein Zug nach Süden, welcher sich bald darauf, bei Gavia, in zwei Aeste sondert, von denen der eine dem Hauptzuge parallel läuft, und die Gewässer der Adda, welche den Comer-See bilden, von denen des Oglio scheidet, das Längenthal der Adda mit einer Menge nach Süden und Norden laufender Querthäler bildend. Von der Gavia läuft dieser Zug nach dem Monte trevenna, Vivione, Gattone, Torone und Castone bei dem Piz del Diavolo südlich von Sondrio bedeutend an Höhe und Masse zunehmend, darauf über den Monte venna, Lema und Barrone beim Zusammenflusse von Adda und Brembone schnell in die Ebene sinkend. Die bedeutendste Transversalkette, welche von dieser auslaufend, hier Erwähnung verdient, ist diejenige, durch welche die Gewässer des Brembone und Serio geschieden werden.

Südlich von Gavia zieht sich über den Tonal eine Kette nach Süden, das Transversalthal des Oglio auf der Ostseite begränzend, und sich bei Brescia auf der Ostseite des Gardasees verlierend.

Von der Zufallspitze geht ein Bergzug nach Osten, mit der Zentralkette ein Längenthal bildend, in welchem die Etsch ihren Lauf nach Osten nimmt, diesen Fluß stets auf der rechten Seite begränzend. Bei Botzen, wo Etsch und Eisack sich verbinden, sind die Ketten zusammengedrängt, bis zu viertausend Fuß erheben sich die Berge auf beiden Seiten sehr schnell; aber es ist nicht eine schmale Gebirgskette, es ist ein massiver Bau von vier Meilen Breite, in welchem die Zuflüsse von der rechten Seite der Etsch, schmale Thalrinnen bilden. Bei Salurn oberhalb Trient, wird diese Kette von rauschenden Wasserfällen durchbrochen, und alle Gewässer des mittleren Tirol finden hier durch die Etsch ihren Abzug. In mehren Querketten läuft das Gebirge gegen die lombardische Ebene, den Gardasee auf beiden Seiten einschließend; auf der Ostseite erhebt sich zwar der Monte baldo noch zu einer Höhe von 6768 Fuß, aber schnell stürzen dann die Berge gegen die lombardische Ebene hinab.

Hier, wo das Gebirge sich im Osten des Gardasees nach Süden verliert, erhebt sich eine Longitudinalkette, welche unterhalb Avio von der

Etsch durchbrochen wird, an der Gränze von Italien und Tirol den allgemeinen nordöstlichen Zug beibehält und von welcher mehre Querketten nach Süden laufen, die zum Theile in den Euganeen bei Padua wieder erscheinen; der Monte venta, der höchste Punkt dieser aus der Ebene hervortretenden Gruppe, hat nach Sternberg eine Höhe von 1.761 Fuß. Drei allmählig sich verflachende Hügelketten, ziehen von ihnen nach Este, Monselire und Battaglia. Die erwähnte Hauptkette, welche mit dem Namen: die trientinischen Alpen bezeichnet wird, schickt mehre Längenketten nach Westen; unter den dadurch gebildeten Thäler gehören das Fleimserthal und das der Brenta zu den bedeutendsten. Letztern Fluß selbst durchbricht die Kette bei Borgo und Cismone.

Ueber die Wasserscheiden der Drau, Sau und des adriatischen Meeres wurde schon oben gesprochen. Weiter östlich scheinen die Höhen mehr isolirt zu stehen, das Land ist ganz wellenförmig; es läßt sich der Zusammenhang weniger deutlich nachweisen. Der Reihe nach führen diese Gebirge, die sich endlich in der Nähe von Belgrad ganz in Ungarns Ebene verflächen die Namen Jvanchiza, Reckaugebirge, Biloberg, Czerniberg und Krostowiberg.

Von Terglou aus geht nach Südosten eine zweite Kette im allgemeinen parallel mit der Küste des adriatischen Meeres, welche den Namen der julischen Alpen führt bis zum Klekberge, der eine Höhe von 6500 Fuß hat; nahe an der Küste dieses Meeres läuft dieser Zug von dem Berge Wratnik bei Zengg unter dem Namen des Wellebith oder Morlachergebirges fort, scheint bei Karlebayo von der Jadowa durchbrochen zu werden, und erstreckt sich auf dem rechten Ufer der Zermagna etwas nach Osten zu dem Monte dinario, dessen Höhe man auf 7.000 Fuß schätzt. Von hier führt sie den Namen der dinarischen Alpen und bis zum Berg Chaton die Gränze zwischen Oesterreich und Bosnien bildend, tritt sie in das letztere; nur ein Arm, welcher die Gränze zwischen der Herzogewina und Montenegro macht, tritt bei dem Berge San Elia, südöstlich von Ragusa an's Meer, läuft dann in mehren Zügen parallel mit der Küste, so wie mit diesem parallel läuft das Capellagebirge im Innern von Kroatien, welches sich im Oguliner Regimente am Berge Viszoka Kosza (spr. wisska koscha) von Welebith trennt.

Fassen wir das bisher Gesagte in der Kürze zusammen, so haben wir es mit einer Ländermasse zu thun, deren höchste Punkte in einer von Westen nach Ostnordost laufenden Linie liegen, deren Höhe aber immer geringer wird, je mehr man sich der Donau und den Ebenen Ungarns nähert. Zwischen dem Monterosa und dem Brenner beträgt die Mittelhöhe des Gebirges acht bis zehntausend Fuß, von hier zum Glockner fünf bis acht, von da bis zu den julischen Alpen drei bis sechstausend

Fuß; die Höhe der Pässe beträgt in der ersten dieser Gruppen sechs bis neun, in der zweiten vier bis fünf und in der dritten drei bis fünftausend Fuß. Mit der Hauptkette laufen mehre Längenketten von bedeutender Ausdehnung parallel, welche die allgemeine Richtung beibehalten, obwohl sie an mehren Stellen von Flüssen durchbrochen werden. Durch Querthäler steht das so gebildete Thal des Nordabhanges mit dem Hauptthale der Donau in Verbindung. An dem westlichen Theile des Südabhanges finden wir vorherrschend Querthäler, das einzige bedeutende Längenthal ist das der Adda von ihrem Ursprunge bis zum komer See. Wenn auch ein Theil der übrigen Flüsse, wie Etsch, Avis, Eisack, Brenta und Piave anfänglich in solchen Thälern fließen, so durchbrechen sie bald die Kette, und nehmen denselben Lauf, wie die mehrsten in Querthälern fließenden Gewässer. Erst weiter östlich finden wir große Längenthäler, von denen die der Drau und Sau die bedeutendsten sind. Eben diese Thäler finden wir am Ostrande des adriatischen Meeres. Im südlichsten Theile der Monarchie endlich, bildet der Po mit seinen Nebenflüssen, eine wagrechte von einigen Hügeln unterbrochene Fläche, jedoch ist diese weniger eine Ebene, als ein, durch das von den Alpen kommende Gerölle, gebildetes Flußthal zu nennen, welches sich von der piemontischen Gränze bis zu der des Kirchenstaats erstreckt. Dieses Thal, so wie das der Donau sind die einzigen bedeutenden Ebenen in dem bisher betrachteten Gebiete.

Der Umstand, daß am Südrande vorherrschend Querthäler sind, und daß die longitudinale Nebenkette fehlte, die wir an der Nordseite treffen, macht es schon von selbst wahrscheinlich, daß das Land gegen Süden weit schneller in die Tiefe sinke als gegen Norden. Einige in den Thälern angestellte Messungen bestätigen dieß. Da wo der Inn das österreichische Gebiet berührt, beträgt die Höhe über dem Meere 2.808 Fuß, bei Innsbruck 1.774, bei Schwatz 1.632 und bei Passau, wo er sich mit der Donau verbindet, 789. Die Donau selbst sinkt von hier bis Preßburg bis zu 310 Fuß. Eben dieses schnelle Sinken nach ihrem Durchbruche zeigt uns die Salza in Salzburg. Mittersill, wo das Thal noch sehr eng ist, liegt 2.381, Taxenbach 2.145, St. Johann 1.839 Fuß hoch über dem Meere. Die Kette durchbrechend wendet sie sich nun nach Norden, bei Werfen hat sie noch eine Höhe von 1.639, aber nur wenige Stunden mehr abwärts, bei Golling nur noch 1.386.

Wie bedeutend der Fall auch sei, was bei Gebirgsflüssen natürlich ist, so ist derselbe doch auf der Südseite noch viel größer. Betrachten wir eine der besuchteten Straßen, diejenige, welche von Innsbruck über den Brenner nach Italien führt, so steigt das Querthal der Sill schnell aufwärts. Auf einem Wege von einigen Stunden steigt man von 1.774

bis zu 4.360 Fuß über dem Meere. Zwei Stunden von diesem Punkte entfernt, in Gosensaß beträgt die Höhe 3.402, noch zwei folgende Stunden, in Sterzing 2.960, fünf Stunden abwärts, in Mittenwald, 2.505 und noch nach 5 Stunden, in Brixen, 1.835, also in einem Wege von vierzehn Stunden 2.565, was für die Stunde 180 Fuß beträgt. Und fast so steil dauert der Abhang fort, denn nach zwölf Stunden beträgt die Meereshöhe bei Botzen, wo Etsch und Eisack zusammenkommen, 10.651; das Thal senkt sich also auf eine Stunde um 120 Fuß, erst südlich von Trient, wo der Fluß in die lombardische Ebene tritt, wird sein Fall geringer.

Auch die Abdachung des Landes zeigt uns, wie die Alpen sich nach Süden weit schneller senken. Betrachten wir die Höhen einiger Orte, so finden wir für Mailand 394, für Komo 654, Verona 157, Udine 427 Fuß. In ungefähr gleichem Abstande von der Zentralkette finden wir im Norden die Höhe von Kempten 2.064, von Augsburg 1.464, von München 1.500, Größen, welche die zuerstgenannten weit übersteigen. (Kämtz.) Es ist hier im Kleinen so, wie es in Südamerika im Großen ist. Die mächtige Andeskette erhebt sich nicht in der Mitte des ungeheuren Kontinents, sondern sie läuft an der westlichen Seite desselben fort, daher muß der Amazonenstrom, von den Andes nach dem atlantischen Ozeane, 734 Meilen zurücklegen, bevor er dieselbe Fallhöhe hat, wie der Rio santa und hundert andere auf der Westküste, deren Lauf nur fünfzehn bis zwanzig Meilen beträgt.

Hinsichtlich der geognostischen Beschaffenheit und des Mineral-Reichthums der Alpen, muß ich, um nicht in Wiederholungen des bereits Gesagten zu verfallen, auf den ersten Band dieses Werkes, Seite 275 verweisen, und will nur noch anführen, daß eine besondere Eigenthümlichkeit, wodurch sich die Kalkgebirgsketten der Alpen auszeichnen, die vielen in ihnen vorkommenden Höhlen und Klüfte sind, welche entweder ganz klein, an der Oberfläche befindlich, dem Wanderer entgegen starren, und vor denen die Führer und Hirten, welche mit ihnen allen wohl bekannt sind, die Reisenden warnen, oder welche etwas größer, gewöhnlich nicht sichtbar, sondern mit Zaunpfählen und dichtem Gesträuche umgeben sind, damit nicht das Vieh da hinab stürze, wie dieß wohl oft genug den Heerdebesitzern geschehen sein mag, bevor die Erfahrung sie vorsichtig machte; oder endlich mehr und minder große Höhlen, die in das Innere der Berge dringen, oft so tief, daß ihr Ende zu erreichen von kühnen Abentheurern vergeblich versucht wird. Sartori in seiner Reise durch Oesterreich und seinen Naturwundern, beschreibt deren, so wie Martens in seiner Reise nach Venedig, eine Menge derselben aufzählt. Das Salzburgische, Steiermark, die julischen Alpen zeichnen sich dadurch aus; die berühmtesten derselben sind in dem letztgenannten Gebirgszuge: die adelsberger Höhle, die

Magdalenen= und Kleinhäuslersgrotte, beide unfern der erstern. Obschon man nun mit Gewißheit annehmen darf, daß nur die wichtigsten Höhlen bekannt sind, oder zu Tage ausgehen, so zählt man ihrer doch bis an die Gränze von Bosnien über tausend.

Eine höchstmerkwürdige ist die Eishöhle am Brandensteine bei Gems in Steiermark. Schon in einer Höhe von 1.500 Fuß über dem Pfarrhause in Gems, oberhalb eines schattigen Tannenwaldes, findet man eine Menge tiefer Kluften, in denen theils Eiswasser, theils viele Jahre alter Schnee liegt, — dort befindet sich eine Alpenhütte, von welcher man, waldeinwärts gegen Norden gehend, in eine Gegend kommt, welche ganz geeignet ist, den spähenden Wanderer auf die wunderbare Scene vorzubereiten, welche hier die Natur aufgestellt. In einem Felsenkessel, den ringsumher Fichten und Tannen beschatten, liegen herabgestürzte Felsenmassen, die noch jetzt allen Graus und das Schreckliche ihres Sturzes versinnlichen, zerschmetterte Bäume mit abgerissenen Wurzeln, die nun in Moder übergehen, sind hier unordentlich und wild zerstreut, und der Pfad schlängelt sich zwischen den Felsenstücken zum Eingange der Höhle hin, den verworrene Ranken des nahen Gesteins trügerisch decken. Wenn man diese auseinander gezogen hat, thut sich ein tiefer Schlund auf, aus dem kalte schaurige Lüfte hervorgehen; man starret einige Augenblicke, dann erst besinnt man sich, daß man die Eishöhle erreicht habe.

Jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, möge sich wohl abkühlen, bevor er diese Höhle besteigt; die durch das Bergsteigen beschleunigte Ausdünstung könnte gehemmt, zurückgetrieben werden durch die nasse Kälte der Höhle, und eine tödtliche Krankheit wäre vielleicht die Folge solches unvorsichtigen Benehmens.

So wild und fürchterlich der Eingang dieser Höhle ist, so gräßlich wird der tiefe Schlund, der den Wanderer angähnt, wenn er sich anschickt die Höhle zu besteigen. Die Luft haucht kalt und grimmig aus dem Innern der Erde hervor, und je weiter man über den gefrornen Schnee, in den die Führer Stufen eingehauen haben, hernieder kommt, desto sichtbarer wird der Athem jedes Wortes, das man spricht. Ohne Steigeisen soll es ja Niemand wagen in diese Höhle hinabzuklettern, wenn er auch über den Schnee, der vom Eingange bis an den Boden derselben aufgehäuft liegt, noch hinabkommen würde, so müßte er auf dem Glatteise, das den Boden derselben bildet, früher oder später seinem Sturze entgegen gehen.

Mit Grubenlichtern versehen, mit Eissporen und eisenbeschlagenen Stöcken bewaffnet, dringt man in die Höhle. Je weiter man hinabkommt, desto interessantere Scenen thun sich den Augen auf. Von allen Seiten strömt der Wiederschein der Lichter von dem Eise zurück, und

wenn die Augen von dem Scheine geblendet zu sein aufhören, so stellen sich denselben die Schäfte, die Knäufe, die Piramiden und Zilinder dar, die hier von dem Eise gebildet werden. Es ist als ob man in den Ruinen einer gothischen Kirche wandle, als ob ein Feenpalast mit funkelnden Sternen geöffnet werde vor den Augen des entzückten Beschauers; hier bildet das Eis eine Nadel, dort einen stumpfen Hügel; hier erscheint ein Glätscher, dessen Sprünge und Klüfte den besorgten Wanderer angähnen, dort hat sich das Eis in der schönsten Draperie von einer Höhe herabgelassen, als ob ein Schleier die Geheimnisse der Natur verhüllen sollte; links, weiter im Hintergrunde, findet man in lebloser Erstarrung Wasserfälle, die im Augenblicke des heftigsten Sturzes in schäumender Brandung ergriffen und in Eis verwandelt zu sein scheinen. Ganze Eisberge drängen sich hintereinander vor, und wenn man mit Vorsicht über einen solchen, der die vordere Höhle von der hintern trennt, hinüber geklettert ist, dann erst glaubt man in die Paläste der Najaden oder in die Prunkgärten des Königs der Gnomen hinab gestiegen zu sein. Wenn man dieser letzten Höhle, die ziemlich tief hineingeht, nahe kommt, sieht man in derselben nichts als das ungewisse Graudunkel, das aus derselben hervordämmert; wenn man aber mit einem Lichte hineingetreten ist, so spielt der Schimmer desselben auf dem glänzenden Eise, bald blaue, bald grüne, bald gelbe Farben, und die ganze Höhle scheint entflammt von dem Schimmer des Lichtes. In dieser zweiten, wie in der vorhergehenden, findet man mehrere Verlängerungen derselben in die Tiefe, deren Grund man bis jetzt noch nicht hat erforschen können. Hinabgeworfene Steine und Eisblöcke hört man lange rollen, ohne daß man bemerkt, daß sie den Boden erreichen. Zweifelsohne gehen dieselben weit in den Berg hinein, und mögen sich vielleicht wieder in andere, tiefer gelegene, Höhlen verlieren.

Das Wasser, welches durch Regen und Schnee auf die Oberfläche des Berges kommt, sinkt hindurch bis in die Höhle und bildet in derselben mancherlei seltsame Formen, welche jedoch nicht in jedem Jahre dieselben sind. Sartori sagt: wenn der Herbst zu Ende geht und die Witterung kalt zu werden beginnt, so hebt sich die Temperatur im Innern der Höhle und eine wärmere Luft macht dieselbe oft zu einem Aufenthalt vierfüßiger Waldbewohner, da schmilzt das den Sommer über in der Höhle gefrorene Wasser und läuft durch die unterirdischen Kanäle ab.

Im nächsten Frühjahre, wenn die Witterung von Außen warm zu werden beginnt, wird es kälter in der Eishöhle und das durch Schnee und Regen erzeugte Wasser, das in dieselbe fließt, gefriert und bildet dann die verschiedenen Kaskaden, Eisberge und Pfeiler, welche daselbst gefunden werden. — Dies scheint jedoch auf einer Täuschung der Cönestesis der äußern Haut

der Menschen zu beruhen, welche wohl wärmer und kälter von einander zu unterscheiden vermag, nicht aber die Grade von Kälte oder Wärme angeben kann, bei denen es an Vergleichen fehlt. Es ist natürlich, daß, wie Sartori sagt, im Sommer die Luft in der Eishöhle kälter sei als draußen, denn sie wird vielleicht einen Grad unter dem Gefrierpunkte stehen, während die Temperatur zwischen achtzehn und achtundzwanzig über Null wechselt. Rückt nun der Spätherbst heran, so wird nach und nach die Temperatur im Innern der Höhle und außerhalb derselben sich ausgleichen, bis im Winter, wo man draußen 20 Grad Kälte und darüber hat, die nur einen Grad kalte Höhle warm erscheint. Es ist mit jedem Keller so; die zehn Grad Wärme derselben kommen im Sommer dem Eintretenden kalt, im Winter warm vor, und bis zu der Zeit der Erfindung des Thermometers durch Kornelius Drebbel und seiner Vervollkommnung durch Fahrenheit und Reaumur, hat man wirklich geglaubt, daß es so sei und scharfsinnige Theorien über die Ursache erfunden; so z. B. diese, daß die Wärme des Zentralfeuers während des Sommers aus der lockern Erde entweichen könne, daher die Keller kalt seien, während des Winters aber, wo die Erdkruste gefroren, sei das Zentralfeuer oder die von demselben erregte Wärme gehindert, die Erdoberfläche zu durchdringen, und sammle sich daher in den Kellern, Höhlen u. s. w. Sartori selbst hatte keinen Thermometer bei sich, um die Temperatur der Luft zu messen, hat auch nicht, wie das durchaus nothwendig gewesen wäre, im Winter eine Fahrt in dieselbe gemacht, daher ist über das Paradoxon von Warm im Winter und Kalt im Sommer nichts weiter zu sagen, als es seie, aus der angeführten Ursache, das Factum zweifelhaft.

Im Uebrigen ist diese Höhle ohne Zweifel eine sehr merkwürdige Natur-Erscheinung, und es ist die einzige bekannte Eishöhle in so niederer Breite. In Norwegen sind deren mehre. Die in Ungarn gefundene ist nicht bedeutend.

Für den Höhlenreichthum der Kalkformation zeugt auch das in solcher Gegend immer gelingende Bohren artesischer Brunnen, welche lediglich darauf gestützt sind, daß man, wo immer auch gebohrt werde, zuletzt auf eine größere oder kleinere Höhle stoßen wird, welche Wasser enthält, das aus hohen Gegenden des Gebirges gespeist, nun, sobald es eine Oeffnung findet, zum Steigen, ja wohl zum Springen bis auf einige Klafter über die Erdfläche gebracht wird. Ist der Behälter nicht außerordentlich groß, ist sein Zufluß nicht sehr bedeutend, so wird die Kraft des Wasserstrahles bald geringer werden, und solcher Beispiele hat man bereits mehre. Vor sechs Jahren wurde im Würtembergischen, nahe bei Stuttgart, das Bohren artesischer Brunnen begonnen; man traf in geringer Tiefe auf einen ungewöhnlichen Wasser-Reichthum; ein Bohrloch

auf einer kleinen Insel des Neckars war genug, um eine Mühle zu treiben; mehre andere (fünf) bildeten unfern der Stelle, doch nicht am Flusse, einen See, welcher die Räder einer großen Spinnerei in Bewegung setzte; das Wasser sprang zehn bis zwölf Schuh hoch. Jetzt hat aus allen fünf Bohrlöchern und aus einer Quelle, welche ihnen noch überdieß zugeführt ist, der See nicht Wasser genug, um nicht ganz zu verschlammen; das herzuströmende Bohrwasser hält ihn nicht rein; die Brunnen springen nicht mehr, man sieht nur noch am leichten Kräußeln der Wellen, daß dort Wasseradern hervorbrechen; man sieht aber auch, daß wenn dieses in der bisherigen Progression abnimmt, in wenigen Jahren die Fabrik aus Wassermangel zu arbeiten aufhören wird.

Der Kessel bei Hallstädt und der Hirschbrunnen im Salzburgischen sind auch artesische Brunnen (von der größten Art, denn sie verursachen manchmal Ueberschwemmungen), und an ihnen sieht man auf's Deutlichste den Vorgang erklärt. Wenn nämlich im Juni und August die Schneemasse auf den Alpen schmilzt, so springen sie, so quellen sie in außerordentlichem Wasser-Reichthume über, sobald aber mit dem Winter der Zufluß aus jenen Wasserbehältern, die hoch über dem Kessel und dem Hirschbrunnen liegen, und die in ununterbrochener Verbindung mit denselben stehen müssen, aufhört, sinkt auch das Wasser der beiden Brunnen zurück und man bemerkt an dem so furchtbaren Kessel nichts als einen Trichter, auf dessen Boden etwas Wasser ist. Daß die Temperatur allein die Ursache des Zuflusses oder des Mangels davon sei, sieht man nicht allein an der Jahreszeit, sondern auch an der Tageszeit, indem sie stärker laufen, wenn an einem hellen Tage die Sonne sich über den Kulminationspunkt hinausbewegt, als am Morgen, wo sie noch nicht hat wirken können, oder als in der Nacht, wo ihre Wirkung und die Folgen derselben bereits aufgehört haben.

Wenn wir nach der Betrachtung der Alpen unsern Blick auf das zweite Gebirge der österreichischen Monarchie wenden, so finden wir einen sehr karakteristischen Unterschied in die Augen springend vor uns. Während die Alpen fast gar keine Ebenen von nur irgend einer Ausdehnung haben, sondern nur Thäler und Bergketten nebeneinander gereiht, und in einander verflochten zeigen, geben die Karpaten das Bild einer mächtigen, aus einer weiten Ebene ansteigenden Felsmasse, ebenso schnell von Ungarn her aufsteigend — schroff, dem Anschein nach unersteigbar — ebenso schnell niedersinkend auf der nordwärts nach Polen zugekehrten Seite.

Ungarn besteht aus zweien ausgedehnten Ebenen, begränzt von einem nördlich und östlich streichenden Gebirge, und von einem südlich laufenden Flusse, der Donau. Wenn man, die Donau verfolgend, von Wien

nach Pesth reist, so befindet man sich hier bei einer Höhe von 215 Fuß, nach Kanitz Beschreibung, an der Gränze dieser beiden Ebenen, welche durch einen niedern Höhenzug bei Pesth gesondert werden, und von denen die eine, zwischen Pesth und Preßburg gelegene, die obere oder kleinere, die andere, die untere oder größere genannt wird. Von der Donau durchflossen hat die obere bei Raab nur eine Höhe von 256 Fuß. Von dem Neusiedlersee dehnt sie sich südlich bis Kroatien aus, und erstreckt sich zwischen Mur und Drau bis nach Steiermark. Auf dem linken Ufer der Donau verbreitet sie sich, von der Waag durchflossen, zwischen Hügelreihen weit nach Norden durch die neutraer und trentschiner Gespannschaft, sich allmählig gegen den Ursprung des Flusses erhebend. Die Höhe dieser Ebene, das breite Flußthal der Waag, beträgt bei Freistadt 428 Fuß, bei Streesen, wo die Waag eine Bergkette durchbricht, verliert sich die Ebene.

Die untere Ebene erstreckt sich von Pesth bis zu den Gränzen von Siebenbürgen, von der Donau langsam durchflossen, südlich bis in das Banat, und westlich bis zum Zusammenflusse der Mur und Drau; ihre Oberfläche ist meistens so eben, daß, nach Wahlenbergs Mittheilungen, in vielen Gegenden nicht ein Hügel wahrgenommen werden kann. Nach desselben Gelehrten Messungen, hat sie, da wo die Hernad und Theiß sich verbinden, kaum 220 Fuß Höhe über dem Meere. Sie zieht sich von hier mit geringer Steigung östlich bis gegen Gallizien, westlich, wo sie vom Hernad durchflossen wird, hat sie bei Hidas Nemethi eine Höhe von 300 Fuß, bei Kaschau von 350 Fuß. Das Thal steigt hier etwas schneller auf, und im zipser Komitate, dicht an den Karpaten, da wo sich am Fusse des Tatra=Gebirges (Tatra bedeutet in Ober=Ungarn ungefähr was in Steiermark und Tirol Tauern ist) zwischen Teplicz und Ganocz (spr. Tepljitsch und Ganotsch) die Gewässer des Hernad und des Poprad sich scheiden, die erstere zum Gebiet des schwarzen Meeres, die andere zu dem des baltischen gehörig, — zeigt sich eine Ebene, 1.800 bis 2.000 Fuß hoch, welche sich durch die Waag mit der obern Ebene im liptauer Kommitate verbindet; dort ist eben so wenig ein Hügel zu bemerken, als in den niedrigsten Ebenen von Unterungarn, obwohl alle Karten dort anscheinend bedeutende Bergzüge haben. Die Karpaten sind schroff abgeschnitten und verlaufen sich, nicht wie die Alpen, in immer niedriger werdendem Gebirge. Die untere Ebene ist bedeutend groß, sie hat von Matra bis Neusatz an der Donau vierzig Meilen, von Waitzen bis Weißkirchen im Banat fünzig, und an den agotscher Bergen bei Nagy Szölles (sp. Schzöllös) bis zum Zusammenflusse der Mur und der Drau 66 Meilen.

Völlig ähnliche, weniger bekannte, Ebenen finden wir im nordwestli=

chen Theile des Reiches, in Galizien, welche mit der großen Ebene in Rußland zusammenhängen.

Auf diesen Ebenen erhebt sich ein Gebirge, welches häufig als ein zusammenhängender Zug angesehen wird, der, bei Preßburg beginnend, die Gränze von Ungarn bildet. Dieser Gebirgszug ist von Wien aus über die Donau und über die Ebene von Enzersdorf und Marcheck deutlich zu sehen, und kann weit verfolgt werden. Diese Bergreihe wendet sich nördlich, Schlesien von Ungarn und späterhin die Moldau von der Wallachei scheidend, und hat den gemeinsamen Namen Karpaten, den viele Erdbeschreiber aber nur auf den nördlichen Theil des Gebirges anwenden. Allein auch die Hauptmasse der Kette hat bei den Bewohnern keinen gemeinsamen Namen; erst im österreichischen Schlesien hört man den Namen Karpaten. Ebenso unrichtig ist die Vorstellung, als ob wir es mit einer zusammenhängenden Kette zu thun hätten, welche uns viele Längenthäler wie die Alpen zeigte; es scheinen dort vielmehr einzelne Berggruppen isolirt zu stehen, und ist ein großer Theil auch noch nicht hinlänglich untersucht. Es geht die Isolirung der Massen schon daraus hervor, daß das Hauptgebirge nicht einmal eine Wasserscheide bildet.

In der Breite von 49 Grad, und der Länge von 37½° erhebt sich plötzlich an den Gränzen des liptauer Komitats und Galiziens, fast rings von Ebenen umkränzt, eine Gebirgsmasse, welche den Namen des Tatra- (bei den Bewohnern häufig des Schnee-) Gebirges, führt, und für welche Wahlenberg den Namen Zentralkarpaten vorschlägt. Rechnen wir selbst noch die östlich und westlich liegenden Vorberge zu dieser Kette, so hat sie nur eine Länge von 18 bis 19 Meilen. Da aber das nordöstliche Vorgebirge (die Magyara), welches sich gegen den Poprad verliert, durch das Zsjarthal (spr. Tschiarthal) und den Paß, der durch dasselbe führt (dessen Höhe nach Wahlenberg nur 3.286 Fuß beträgt), von der Hauptkette getrennt wird, und die höchsten Spitzen dieses Vorgebirges auch nur bis zu 3.500 Fuß ansteigen; so müssen wir diese Massen von dem Hauptgebirge abrechnen. So weit die Höhe des Hauptgebirges über 4.600 Fuß geht, beträgt die Länge desselben noch nicht sieben Meilen, und weiter östlich erhebt sich gegen die Mündung der Arve in die Waag, der Choks (spr. Schoks), bis zu einer Höhe von 4.613 Fuß. Halten wir die vorhergegebenen Höhengränzen fest, so finden wir für die größte Breite des Gebirges noch keine zwei Meilen; ja selbst wenn Höhen von 2.200 Fuß mit dazu gezogen werden, wird diese Breite nur um ein Geringes überstiegen. Sehr steil steigen daher die Berge dieser Kette an; die Lomnitzerspitze hat eine Höhe von 8.000 Fuß und nur auf Händen und Füßen kletternd kann man ihren Gipfel erreichen. Eben so jäh sind die Wände der wenigen Querthäler, und die Spitzen der Berge, die Rü-

cken der verbindenden Züge, haben meistens nur Dimensionen von wenigen Fußen, ja es gibt auf denselben viele Stellen, auf denen man bequem rittlings sitzen kann, den einen Fuß nördlich, den andern südlich an die Flanken des Berggipfels gelehnt.

Zu beiden Seiten der Zentralkarpaten liegen in einiger Entfernung weniger bedeutende Höhenzüge; indem die Gebirgsbäche das Gerölle in die Tiefe führten, dann aber nach einer mit dem Hauptzuge des Gebirges parallelen Richtung liefen, entstand hier ein Kranz von Ebenen, welcher das Zentralgebirge fast von drei Seiten umgiebt. Abwärts von den Karpaten senken sich diese Ebenen ein wenig, und nahe am Rande des südlichen Gebirgszuges finden wir erst die Flußthäler. Das auf diese Art isolirte Gebirge bildet durchaus keine Wasserscheide; es ist bereits derjenigen zwischen Hernad und Poprad erwähnt, eben dieses zeigen uns Waag und Poprad. Steigen wir den ersten Fluß aufwärts, so beträgt die Höhe der Ebene bei Lubochna oberhalb der Verbindung von Waag bis Arve 1.289′, bei Rosenberg 1.357′, bei St. Nicolai 1.697′, bei Hradek 1.848′, bei Hochwald, in dessen Nähe die Wasserscheide liegt, 2.689′. Auch da, wo die Waag sich dem südlich laufenden Gebirgszuge bei Schwarzwaag am meisten nähert, beträgt die Höhe an 2.200 Fuß. Weniger hoch ist die nördliche Ebene an den Gränzen des arvaer Komitats. Das Gebirge fällt gegen die Nordseite weit schneller in die Tiefe. Bei Neumarkt hat die Ebene eine Höhe von 1.735′. Die Wasserscheide zwischen der schwarzen Arve und dem schwarzen Dunajec liegt hier in dem Borysumpfe, ohne daß sich auch nur ein Hügel zwischen ihm befindet.

Südlich von der Waag breitet sich ein Gebirge aus, welches im Allgemeinen den Namen des ungarischen Erzgebirges führt, von dem einzelne Arme gegen Kremnitz, Schemnitz, Gömör und Eperies auslaufen, die in verschiedenen Gegenden eigene Namen haben. Unmittelbar am linken Ufer der Waag erhebt sich an der Gränze des liptauer und neusohler Komitats ein Gebirgszug, welchen Wahlenberg die liptauer Alpen nennt und der sich mit einem scharfen Kamme von Westen nach Osten erstreckt, die höchste Spitze, Djumbies, hat eine Höhe von 6.170 Fuß. Westlich von diesem liegt das Fatragebirge, aus einem langen, von Süden nach Norden laufenden Zuge bestehend, welcher von der Waag bei Turany durchbrochen wird. Der Kriwan, im thuroczer Komitate, hat noch eine Höhe von 5.300 Fuß. Die Vorgebirge dieser Kette dehnen sich über Trenschin bis Leopoldstadt, von Schemnitz bis zur Donau nach Süden, von Gömör bis zum Matragebirge bei Erlau, und von Eperies bis zu den Höhen von Tokay aus. Von der Donau bei Gran und Preßburg durchbrochen, setzen

Züge unter dem Namen des bakonier Waldes (cetzische Gebirge) und des Leithagebirges nach Südwesten fort, theils sich in den Ebenen verflächend, theils mit niedrigen Nebenzügen der Alpen in Verbindung stehend.

Das Fatragebirge besteht aus einem sehr quarzreichen, fast alles Glimmers entblößten Granite; eben diese Gebirgsart bildet die nördlichen liptauer Hochgebirge nebst dem Matragebirge. Darauf lagert sich ein alter Kalk, aus welchem die meisten kleinen Berge der Südseite bestehen; aus ihm ist fast das ganze Fatragebirge gebildet. Die zwischen beiden liegende Grauwacke bildet einen großen Theil des Gebiets auf allen Seiten, und mit der Molasse fallen viele Höhen gegen die südliche Ebene ab. Bedeutende Basaltmassen haben das Gebirge und selbst die Ebene durchbrochen (wie östlich von Hernad) und ragen in steilen Kuppen in die Höhe.

Wenig bekannt sind die Berge, welche Ungarn von Galizien scheiden. Die Gränzgebirgskette steigt von Ungarn steil aufwärts. Längs diesem Abhange läuft von Osten nach Westen eine große, wellenförmig gebildete Fläche, voll von Hügeln, Morästen und Ebenen, deren Oberfläche größtentheils ein fetter, lehmiger Boden ist. Noch tiefer herab finden wir blos Ebenen, zum Theil Moräste, zum Theil Sandsteppen.

Noch weniger bekannt sind die Gebirge von Siebenbürgen, welches hochgelegen, von vielen Bergzügen durchkreuzt ist, ohne daß sich bis jetzt ein gemeinsamer Tipus für ihren Lauf angeben läßt. Es gehört zu den Karpatenländern, und das Karpatengebirge erreicht hier seine größte Ausdehnung und Verzweigung. Mit dem Galarczberge, welcher die in Ungarn liegende Reihe der Karpatenfelskegel beendigt, tritt das Gebirge auf die Gränze von Siebenbürgen und zieht sich von hier in einem großen Bogen sowohl südöstlich, als mit einem Zweige rückkehrend, nach Westen durch das Land.

Die Alt durchbricht dieses Gebirge bei dem Rothenthurmpasse. Dasselbe geht nach dieser Unterbrechung bis zur Donau fort, welche es bei Orsowa erreicht, woselbst die Karpaten mit den serbischen Gebirgen zusammenstoßen. Dieser Paß führt aus dem Thal Häzag in das Banat von Temeswar.

Der Hauptrücken des östlichen Gebirgszweiges läuft innerhalb der Landesgränze gleich einem Riesenwalle bis hinter Kronstadt, indem nur einzelne Ausläufer die Gränze überschreiten; von dem Berge Koczmardi an, südöstlich hinter Kronstadt, im Lande der Sachsen, geht das Gebirge aber noch weiter östlich, auf der eigentlichen Landesgränze zwischen Siebenbürgen und der Wallachei. Hier sind die Karpaten bedeutend hoch (man schätzt unter anderen den Buschtesch auf 8.160 Fuß)

und senden von ihrem Hauptzuge Aeste und Zweige durch das ganze Siebenbürgen bis nach Ungarn hinein, wiewohl von der Seite dieser Länder die Abdachung steiler ist, als auf Seiten der Wallachei und der Moldau, daher dorthin die Höhenzüge noch weiter ausgedehnt erscheinen.

Der Hauptrücken der Karpaten in Siebenbürgen hat nordöstlich die Berge Piatru, Strumora und Bistrusora, östlich die Berge Sarmas, Koznesz, Tatarhago, Lokuwas, Terko, Szakedat, Becze=Bapa und Ka=Poztau, ferner südöstlich die Berge Firtulos, Ketag=Feje, Magyarteto, Nyagal und Locoez, welche beide von den südöstlichen Berggipfeln der östlichen Gränze des Landes am nächsten stehen; dann in derselben Kette die Berge Ingovanyes, Szeredo und Koczmardi, welche alle von dem ersten bis zum letzten noch fast gänzlich unbekannt sind, so daß selbst über die Namen einiger noch ein Streit unter den Anwohnern obwaltet, indem sie nicht wissen, ob dieser oder jener Berggipfel es sei, den sie mit einem oder dem andern Namen bezeichnen. Dort sind an den Abhängen, die bis zur Schneegränze reichen, aus chaotisch übereinander gelegtem Gesteine und wenig dazwischen befindlicher Dammerde bestehend, noch wahre jungfräuliche oder Urwälder, die keines Menschen Fuß jemals betreten, denn selbst Hirten und Jäger, mit den Wildnissen vertraut, und ohne Furcht vor Bär und Wolf und Luchs, die dort noch truppweise hausen, wagt sich nicht in jene düstern Schatten uralter Wälder, in denen er vergeblich nach einem Zeichen sehen würde, das seines Weges Richtung bestimme.

Verfolgt man die Karpaten, wo sie die Gränze gegen die Wallachei bilden, so findet man hinter Kronstadt den Wurwu=Kapri und das weit ausgebreitete, durch die große Wasserflut vom Jahre 1779 merkwürdig gewordene Steingebirge Prediel oder Predeal (des Bucsecs oder Buschtesch, das in der bizantinischen Geschichte unter dem Namen des brassobischen Gebirges vorkommt, ist bereits erwähnt worden), die sogenannten siebenbürgischen Alpen, wovon die fagareser Alpen einen Theil ausmachen. Zu ihm gehört der Wurwu=Szent Illy in der Südspitze hinter Törzburg, das Oratie Steingebirge, westlich von Törzburg, der hohe Königsstein, an welchem der Burzenfluß entspringt, der 7.000 Fuß hohe Budislaw, die 7.300 Fuß hohe Felsenpyramide Szurmik, südöstlich von Herrmannstadt u. a. m.

An der westlichen Seite des Altflusses sind die größten Berge des Hauptzuges. Der Wurwu=Steffliest, der Pojana=Mujeri, der Dialu=Baba bei Kriwadia, der Sirpi, das hatzeger Gebirge mit dem Kosztara und dem Nelyezat, dessen Höhe von 7.600 bis 8.000 Fuß angegeben wird, und endlich an der südwestlichen Spitze des Landes der hohe Moraryl.

Von den oben bemerkten Aesten und kleinen Zweigen, die aus dem Hauptstamme nach dem Innern des Landes austreten, verdienen vornämlich drei angeführt zu werden. Der erste oder nördliche siebenbürgische Ast, der von dem Gallaczberge nach Westen ausläuft, bildet die nördliche Gränze Siebenbürgens gegen Ungarn hin und scheidet die Gewässer der Theiß von denen des Számos, indem er sich in die Mármaros bis über Husztb erstreckt. In dieser Gränzscheide liegen die Berge Batina, Pietra, Czebles, Mogura und Pleska, und westlich von Szigeth der Pietrosza. Der zweite oder große siebenbürgische Ast tritt von Bistricsora (östlich von Bistritz) aus, läuft nach Südwest, scheidet die Wasser der Bistritz und des Szamos, durchschneidet ganz Siebenbürgen, nimmt südlich von Klausenburg eine westliche Richtung an, bis an die ungarische Gränze, die eine Strecke lang durch diesen Gebirgsast gebildet wird, und zerfällt dann in mehre Unterabtheilungen, welche sich nördlich und südlich zertheilen.

Der große südliche siebenbürgische Ast tritt am Berge Lokawas (östlich von Gyergyo Szent Miklós, aus dem Hauptstamme, trennt in südwestlicher Richtung den Altfluß von der großen Kokel und tritt am Wurwu-Steffliest wieder an den Hauptstamm zurück.

Die nördlichen und westlichen Berge von Siebenbürgen werden mitunter mit dem Namen des Erzgebirges bezeichnet, wohin man jedoch mit gleichem Rechte das Schülergebirge bei Kronstadt rechnen kann, welches sehr reich an Erzen ist. Der Büdös und der Bálwányos in der Nähe von Kézdi sprechen für den Vulkanismus jener Gegend, denn es sind Schwefelberge. (Blumenbach.)

Zu diesen beiden Hauptgruppen, den Alpen und den Karpaten, kommt nun noch im Norden der Monarchie ein drittes, wiewohl viel kleineres und niedrigeres Gebirge — nämlich die Sudeten, welche sich durch Schlesien, Böhmen und Mähren ziehen, und an die Karpaten reihen, von denen sie jedoch keinen Theil ausmachen, sondern in Form und Bildung ganz abweichen und auch durch das breite und flache Oderthal, welches durch Sand und die Reste herniedergeschwemmter Gebirgstheile geebnet worden, durchaus getrennt sind. (Sydow.)

Die böhmisch-mährischen Gebirge sind im Vergleiche mit Alpen und Karpaten nur Hügel. An sich schon auf einer ziemlich hohen Unterlage stehend, erheben sie sich doch kaum zu einer Höhe von 3.000 Fuß über der Meeresfläche, wovon man in der Regel die Hälfte abzuziehen hat für das Plateau oder das Thal, aus welchem sie aufsteigen. Der höchste bekannte Berg dieses Gebirges ist der Schwarzenberg mit 3.129 Fuß.

Der Kaiserstein hat nur 2.560, der Jabonschitz bei Swietla 2.600, der Löwenberg 2.550, der Rowina bei Ratzem 2.415 Fuß u. s. w.

Im glatzischen Gebirge sind der höheren Berge viele, obwohl sie eine leichte Wellen- und Kegelform zeigen, welche in der Regel nicht hoch reicht, da sie doch durch Aufschwemmung bedingt ist. Der höchste Berg ist der glatzer Schneeberg, welcher den Gränzpunkt zwischen Böhmen, Mähren und der preußischen Grafschaft Glatz und dem preußischen Schlesien bildet; er hat nach der stärksten Angabe 4.535, nach der geringsten 4.380′. Er ist nach der Schneekuppe der höchste Berg in Norddeutschland, welcher bei seiner isolirten Lage eine der herrlichsten Aussichten bedingt, die dadurch begünstigt wird, daß sein abgerundeter Scheitel, ganz von Holz entblößt, nur mit kurzem Gras und Blumenmoos bedeckt, dem Blicke nach allen Seiten umherzuschweifen gestattet.

Die Debrata ist ein Arm der Sudeten, welches letzte Gebirge im engern Sinne ganz ein schlesisch-mährisches und böhmisches Gebirge ist. Es übertrifft an Höhe alle Gebirge des mittlern Deutschlands, auch den Harz um mehr als tausend Fuß. Die Riesenkoppe oder Schneekoppe, das große Rad, die beiden Sturmhauben (4.983 bis 5.050) sind die höchsten Punkte; über die erste läuft die Gränze zwischen Schlesien und Böhmen. Von der Kapelle, welche seit 1824 zum Hospiz für Reisende eingerichtet ist, indem von Pfingsten bis in die Mitte des Oktobers ein Gastwirth daselbst wohnt, übersieht man nordwärts das blühende herrliche Schlesien, nach Böhmen zu ist die Aussicht beschränkter durch die vorstehenden hohen Berge. Der sogenannte Teufelsgrund, ein zweitausend Fuß tiefes, schräg herablaufendes Thal, das mit dem Aupengrunde zusammenhängt, und woselbst die Schneestürze sehr häufig sind, ist grauenvoll. Die ganze Bergkette, die Sudeten (Sudetsch) im weitern Sinne des Wortes, bildet einen fünfzig Meilen langen Gebirgszug, der sich von Nordwesten gegen Südosten, aus der Provinz Ober-Lausitz durch Schlesien, Böhmen, durch österreichisch Schlesien und Mähren bis zu den Quellen der Oder erstreckt. Die Theile desselben führen verschiedene Namen, wohlischer Kamm, Isergebirge, Riesengebirge, glatzer Gebirge und schlesisch-mährisches Gebirge.

Die ganze Bergkette bildet ein mehr langes als breites Gebirge, das viele, von beiden Seiten eingreifende Thäler hat, doch nirgends von einer Thalspalte, von einem Flußbette ganz durchbrochen ist. Der Rücken bildet ein Hochland mit einer Menge isolirter Erhabenheiten und hervorstehender Kuppen, und macht die Wasserscheide zwischen der Oder und der Elbe (südlich auch die March, ein Nebenfluß der Donau mit Zuflüssen versehend). Der eigentliche Körper dieses Gebirges ist Granit,

der sich jedoch selten bis an die Oberfläche erhebt; die Decke ist Gneus, Glimmerschiefer und zu oberst Dammerde und Torfmoor.

Die höchsten Kuppen des schlesisch-mährischen Gebirges sind: der Altvater oder Vaterberg, 4.500′, der Glatzerberg 4.480,′ der Peterstein 4.422′, und der Kopernikstein 4.345′. Auf diesen Punkten erstirbt die Vegetation allmählig; man findet dort keinen Baum mehr, ja selbst nicht Krummholz, sondern nur noch Blumenmoos.

Von den an Ungarn grenzenden javorniker, jablonker und Klokatzgebirgen, welche Theile der Beskiden ausmachen, muß man noch bemerken, daß alle Höhen in breiten häufigen Massen gruppirt, steil, doch gleichmäßig aufsteigend sind, und fast nie senkrechte Felswände bilden. Sie erreichen fast nirgends die Höhe von 4.000 Fuß, und sind bis auf die flachen Gipfel mit Gräsern und trefflichen Futterkräutern bewachsen. Im Hauptzuge ist die Wielka Jaworniza 3.060′, der Jawornik und Czernikowem 3.360,′ der Jawornik und Minarikem 3.200′, der Beskid (ungarisch Berg) zwischen wallachisch Meseritsch und Karlowitz 3.000′. Die höchste Spitze der ganzen Gruppe heißt Gigula; auf dem Lissahora (Lissaberg, Hora oder Gorat heißt slavisch Berg); sie soll 4.000, nach andern 4.200′ haben. Man übersieht von diesem Punkte das ganze Gebirge der Beskiden wie eine Karte, indem dasselbe von allen Seiten um diesen Gipfel gruppirt ist.

Von dem Fichtelgebirge beginnen zwei Bergreihen, welche sich nach Nordosten und Südosten in die böhmischen Länder erstrecken. Das erstere ist bekannt unter dem Namen des Erzgebirges. Dasselbe bildet die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen, ist weder steil noch rauh, nicht felsig und gezackt, erreicht nirgends die Schneelinie, selbst nicht die Höhe der sparsamern Vegetation, denn es ist bis auf seinen höchsten Gipfel bewaldet. Im Schwarzwalde oder Sonnenwirbel erreicht es seinen Gipfel mit 3.870 Fuß (bei Joachimsthal); der kleine Fichtelberg bei Wiesenthal hat 3.596 Fuß, der Kupferberg 2.560 Fuß, der Schneeberg bei Teschen 2.152 Fuß u. s. w. Es schließt sich in der Nähe der Elbe, auf dem östlichen Ufer dem großen Sudetengebirge an, welches bis zu der Anhöhe von Grülich reicht.

Vom Iserflusse beginnt das eigentliche Sudetengebirge unter dem Namen des Riesengebirges.

Der andere Hauptgebirgsarm, welcher vom Fichtelgebirge nach Böhmen geht, ist unter dem Namen des Böhmerwaldes und baierischen Waldes bekannt. Es erstreckt sich längs der baierischen und österreichischen Gränze durch das Land bis zur Donau, ist durch Steilheit, durch rauhe Felswände, pittoreske Gestaltung ausgezeichnet und gehört ganz der Urgebirgsformation an. Die Seite, welche nach

Baiern gekehrt ist, ist viel steiler als die andere, nach Böhmen gerichtete; so daß das Land, welches davon und von den vorhin genannten Gebirgszügen fast ganz umschlossen ist, eigentlich als ein, in die große Gebirgsmasse eingesenktes Plateau von wellenförmiger Oberfläche betrachtet werden kann; denn das nördliche Kegelgebirge und das Mittellandsgebirge, Höhenzüge, welche das Innere von Böhmen uneben und wellenförmig gestalten, meistens kegelartig aus Ebenen und Thälern ansteigend, erheben sich nicht hoch. Es ist nur ein Punkt bekannt, der sich über **2.000** Fuß erhebt — der große Millischauer auf dem Wege von Töplitz nach Prag, und dieser einzelne Kegel erscheint selbst nicht bedeutend, da er sich aus einem **1.100** bis **1.200** Fuß hohen Plateau erhebt. Also ist seine relative Höhe **8** bis **900** Fuß. Die andern Berge aber sind, was ihre relative wie ihre absolute Höhe betrifft, noch viel weniger bedeutend.

Die höchsten Kuppen der um Böhmen, an Baierns und Oesterreichs Gränzen, laufenden Gebirge sind: der Heidelberg von **4.456** (nach Andern **4.368**) Fuß, der Kubani, **4.250** Fuß, der Dreisesselberg, **4.000** Fuß, der Arber, **3.960** (**4.920**) Fuß, der Rachel **4.275** Fuß. Südöstlich, an der Gränze von Böhmen gegen Mähren, sind die sogenannten mährischen Gebirge, welche eine Verbindung mit den Sudeten bilden.

Das ganze Kreisgebirge, welches Böhmen umschließt, gehört nach Zippe der Urgebirgsformation an, nur da, wo die bedeutenderen Flüsse dasselbe durchbrechen, findet man Uebergangsgebirge, bedingt durch die Wassermassen, welche sich da oder dort einen Ausgang erzwungen haben, und auf die Grundlage von festem Gestein ihre Gebilde absetzten, so daß die Uebergangsgebirgsarten mit der Flözformation bedeckt sind. Dieses findet vorzugsweise beim Ausflusse der Elbe Statt.

In der Mitte des Landes ist diese Uebergangsformation nirgends verkennbar, ein sicherer Beweis, daß der Wall, welchen Böhmen von allen Seiten gleich einer ehernen Mauer umschließt, aus einer andern frühern Zeit herstammt, als das tieferliegende Innere dieses Landes. Sandstein ist darum sehr häufig, ja er bildet ganze Gebirge, wie den adersbacher Steinwald, welcher noch dazu die Merkwürdigkeit einer ganz eigenthümlichen äußern Formbildung hat, indem er aus lauter Säulen, Piramiden, Würfeln, unregelmäßigen Gestalten, denen die Fantasie des Reisenden manche Aehnlichkeit beigelegt hat, welche die genauere Prüfung nicht aushält, besteht.

Andere Theile dieses Landes, das der Merkwürdigkeiten gar viele bietet, und noch wenig durchforscht ist, zeigen Basaltkegel, welche isolirt, aus Sandstein oder Urgebirgen emporsteigen und auf ihren Gipfeln meistentheils Vertiefungen haben, welche der gemeine Mann für verschüttete

Kratern ausgebrannter Vulkane zu halten geneigt ist. Vulkanisch scheint dieses Land im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gewesen zu sein, daß aber mächtige vulkanische Kräfte (wenn man ihren Ausbruch in feuerspeienden Bergen ausschließt) daselbst gewirkt haben, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; nicht allein, daß recht eigentlich vulkanische Produkte, wie Olivin, mit dem Basalt verschwistert, Augit und andere, sich daselbst häufig vorfinden, sondern auch Spuren weit verbreiteter unterirdischer Feuer kommen auf sehr ausgedehntem Stande vor, sowohl in reichen Stein= und Braunkohlenlagern, als auch in gebranntem Thon, der sich oft auf Flächen von vielen Quadratmeilen findet, durchknetet mit Laub aller Art, das ruhig im verschlossenen Raum verkohlt und deßhalb in seiner Form so vollkommen erhalten ist, daß man Genus und Species der Pflanzen, zu denen es gehört hat, auf das bestimmteste erkennen kann. Hiervon und von den merkwürdigen Schätzen einer flora subterranea, deren Entdecker der unermüdliche und glückliche Forscher Graf Sternberg ist, hat das landständische Museum zu Prag die trefflichsten Proben aufzuweisen.

Oesterreichs klimatische Verhältnisse.

Bei der ungemeinen Ausdehnung des Landes, bei der weiten Strecke, die es sowohl von West nach Ost, vom Bodensee bis zu der moldauischen Gränze, wie von Süd nach Nord, von dem sonnenversengten Dalmatien bis zu dem blühenden Schlesien, einnimmt, ist eine allgemeine klimatische Uebersicht kaum möglich; doch wollen wir versuchen, das — noch dazu Dürftige, was über die klimatischen Verhältnisse bekannt ist, zusammenzustellen. Dürftig muß man es darum nennen, weil bis jetzt nur noch sehr wenig wissenschaftliche Beobachtungen hierüber angestellt worden sind, indem der Sinn dafür erst seit kurzem erwacht, deßhalb noch nichts geleistet ist, was eine Durchschnittszahl gewähren und deßhalb brauchbar genannt werden könnte.

Wir haben in dem Vorigen gesehen, daß Oesterreich ein Land ist, welches die längsten und mächtigsten Gebirge von ganz Europa (in der Höhe Savoien allein ausgenommen) hat; wir haben gesehen, daß es im Süden, Norden, Osten und Westen ausgedehnte Bergketten aufweisen kann, welche sich nach allen Seiten durch das Land verzweigen. Dieses bedingt schon einen gedoppelten Unterschied in den klimatischen Verhältnissen, wozu noch zwei Koordinaten, geografische Länge und Breite, kommen.

Die erste Modification des Klimas müssen wir in der Höhe und Tiefe suchen; die Orteles spitze in Tirol hat 12,020 Fuß Höhe, liegt also mit vollen 4.000 Fuß ihrer Masse über der Gränze des ewigen Schnees. Meran, kaum drei Meilen davon, hat den köstlichsten Obstbau, hat nicht bloß die süßesten, saftreichsten Pfirsiche, sondern erzeugt Apfelsinen (süße Orangen) und Pomeranzen.

Die zweite Bedingung zur mächtigen Abänderung des Klimas ist — Schutz vor dem Winde. Der Karso oder Karst, eine ausgedehnte Anhöhe auf den julischen Alpen (adelsberger Höhle, unfern Triest), hat ein herbes, unfreundliches Klima, denn, obwohl kaum 3000 Fuß hoch, liegt er doch allen Stürmen preis gegeben, überschaut das Meer von Adria südlich, übersieht Krain und Kärnthen östlich und nördlich, und ist durch diese freie ungeschützte Lage so entsetzlich von Winden, von wüthenden Stürmen heimgesucht, daß die armen Leute, welche, aus der Welt verbannt, hierher verschlagen sind, nicht einmal den Hafer zu ihrem schlechten Brod würden bauen können, wenn sie nicht auf der steinreichen Fläche Tausende von kleinen Mauern aufgeführt hätten, welche ihre Felder nach allen Richtungen durchschneiden, ein wahres Netz von Mauern darüber ziehend, hinter welchen die junge Saat Schutz findet. In gleicher Höhe liegen Hunderte von Thälern in der Schweiz, in Savoien, in Tirol, und alle haben ein angenehmes, ja man kann sagen, ein mildes Klima.

Die geografische Breite ist nächst der Höhe die zweite Koordinate und eine dritte Bedingung zur Veränderung des Klimas. Dieses ist in der Nähe des adriatischen Meeres (Venedig, Triest, Fiume, überhaupt Illirien und Dalmatien) so heiß, daß Palmen am Meeresstrande wachsen würden, wenn man sie dahin verpflanzen wollte. Die Mirthe, der Lorbeer-, der Granatbaum stehen wild und frei und wachsen ohne Pflege; aus ihnen werden gewöhnlich die Hecken gebildet, welche die Grundstücke von einander trennen. Die mittlere Temperatur in Ragusa ist 12 bis 13 Grad Reaumur. Gehen wir von diesem südlichsten Lande des großen Reiches zu dem nördlichsten über, nach Gallizien, so finden wir dort ein rauhes Klima, noch härter durch die großen Waldungen, durch die weiten unbebauten Ebenen. Die mittlere Temperatur darf höchstens auf 7 Grad angeschlagen werden (wiewohl weiter nördlich, in Berlin, Thorn, Posen, sie auf 8 Grad steigt, weil stärkere Bewohntheit und erhöhte Kultur des Bodens die Temperaturverhältnisse günstig verändern).

Die Kultur muß man sehr hoch anschlagen. Es ist bekannt, daß die Wildnisse von Nordamerika einen sehr niedrigen Wärmegrad zeigen im Vergleich mit ihrer geografischen Breite, und daß diejenigen

unter den Vereinsstaaten, welche einer größeren Bewohnerzahl und einer vermehrten Bebauung des Bodens sich rühmen können, sich auch einer höhern Temperatur, einer größern mittlern Wärme erfreuen. So auch hier; in Polen wachsen Holzäpfel und Holzbirnen, Schlehen und Krichelpflaumen, und werden vom gemeinen Manne als ein treffliches Obst betrachtet; der reiche Gutsbesitzer läßt sich den Bedarf für seine Tafel aus dem nördlicher gelegenen Preußen, aus Thorn, Posen, Bromberg, kommen und findet daselbst die köstlichsten Früchte, besser, saftreicher, als selbst in Süddeutschland, weil man auf ihre Veredlung große Pflege verwendet, weil die Kultur des Bodens sehr weit vorgeschritten und weil in Folge dessen das Klima ein milderes ist — die genannten Orte haben eine mittlere Temperatur von 8 Grad.

Die dritte Koordinate und die vierte Hauptbedingung der klimatischen Unterschiede ist die geografische Länge. Höchst auffallend ist die Differenz der mittlern Temperatur zwischen Paris, Stuttgart und München, obgleich alle drei Städte unter demselben Grade der Breite liegen. Ebenso ist der Unterschied zwischen Bregenz und Hermannstadt stark hervortretend. Ursachen dafür sind leicht zu finden. Das mildere Seeklima liegt uns Europäern im Westen, Frankreich, Spanien und Portugal sind vom Meere bespült; dies gleicht die auffallenden Temperaturunterschiede aus; darum hat La Rochelle als mittlere Wärme des heißesten Monats, des Julius, nur 15½ Grad, als mittlere Temperatur des kältesten Monats, des Januar, 3½ Grad Wärme; dagegen hat das weit östlich gelegene Ofen in Ungarn im Julius als mittlere Temperatur dieses Monats beinahe 18 Grad, so wie auch der kälteste Monat nicht mehre Grade über, sondern beinahe 2 Grad unter Null kommt. Also ist die Sommerwärme um 2½ Grad, die Winterkälte um 5½ Grad größer in den westlicher gelegenen Ländern, und dies hat zur Folge, daß die mittlere Temperatur des ganzen Jahres beinahe so stark differirt. Ofen hat eine Temperatur von 8½ Grad, La Rochelle von 10¼.

Es wird demnach auch die mittlere Temperatur der Jahreszeiten nicht überall unter derselben Breite gleich sein, denn so wie die heißesten und die kältesten Monate verschieden sind, so sind es auch die angränzenden, ja schon geringe Längenunterschiede bringen solche Differenzen hervor. Wir brauchen nicht Paris und Herrmannstadt, wir dürfen Wien und Ofen als Beispiel nehmen; die mittlere Kälte des Winters in Ofen ist ein halb Grad unter Null, die mittlere Winterkälte in Wien ist gerade Null, die mittlere Sommerwärme in Wien oft 16 Grad, die mittlere in Ofen 17.

Die Kälte in den Ebenen Ungarns ist sehr bedeutend; unter zwanzig Wintern ist kaum einer so milde, daß die Donau nicht fest zufröre. Nach Csaplovics Gemälde von Ungarn erreicht sowohl Kälte als Wärme dort sehr bedeutende Extreme, und meine eigenen Beobachtungen während eines mehrjährigen Aufenthalts in Ungarn und den österreichischen Staaten haben mir gezeigt, daß die Winterkälte bis auf 23 Grad unter Null, die Sommerhitze auf 33 bis 34 Grad über Null steigt. Noch unerträglicher sind diese Extreme in Siebenbürgen, wo mitunter Kältegrade von 29 und mehr vorkommen. In Ungarns Hunderte von Quadratmeilen umfassenden, schatten- und baumlosen Ebenen ist während des Sommers die Hitze so entsetzlich, daß die jeder Labung entbehrenden Viehheerden vom Tode auf eine schreckliche Art decimirt werden. Da sieht man die wilden Rosse mit hoch gehobenem Schweife, mit vorgestrecktem Kopfe und weit geöffneten Nüstern umhertraben und Wasser suchen; da sieht man bei oft eintretender Windstille das merkwürdige Phänomen der Luftspiegelung sich erheben; da sieht man Seen, am Horizonte weit ausgebreitet, dem Durstigen Labung versprechen, sieht die armen Thiere, wiehernd die letzten Kräfte anstrengend, darauf zueilen, und sieht vor ihren Augen die Täuschung verschwinden; sieht ermattet die Getäuschten niederstürzen und ein Raub der zahllosen Schaaren blutdürstiger Insekten werden, deren sie sich nicht erwehren können. Dort verbrennt bei der anhaltenden Hitze und Dürre das Gras zu Staub, und der leiseste Wind hebt ganze Wolken davon auf und führt die fein zertheilte Asche, mit der Hitze des Sirocco wetteifernd, in die, auf das dichteste verschlossenen Räume der Häuser, und drohet den Wanderer auf freiem Felde zu ersticken. Die Haut springt auf, die Athemorgane werden trocken, keuchend schöpft man Luft und vermag die spröde Lunge nicht zu füllen, fühlt Beängstigungen, fühlt eine den Tod drohende Ermattung und hat, wie jener berühmte Reisende von den Savannen in Amerika erzählt, bei dieser furchtbaren Hitze kein anderes Mittel, als sich in seinen eigenen Schatten zu legen und die Nacht zu erwarten.

Gleich heftig wirkt die Kälte im Winter. Ein klarer, tiefblauer Himmel begünstigt die Ausstrahlung der Wärme außerordentlich; daher steigt die Kälte mit jeder Nacht höher. Die niedrig stehende Sonne erweckt Nebel, welche am Tage die Wirkung der Sonne auf den Erdboden hindern; während des Abends setzen sie sich als Reif ab und die Ausstrahlung vermehrt die Kälte abermals; trockene Ostwinde erheben sich und führen eine schneidende Kälte mit sich; Alles erliegt derselben. Zarte Gewächse dauern darum auch dort nicht aus, und wenn auch während des Sommers die köstlichsten Arbusen und gewürzreiche Melonen ihre

vollkommene Reife erlangen, so müssen doch selbst in Gärten, die ummauert sind, die feineren Obstarten, die nördlicher, in Brandenburg, Pommern, und Sachsen, völlig frei stehen, durch Strohumwickelung vor der Winterkälte geschützt werden.

Die eisigen Winde erstrecken sich von Osten nach Westen über alle niedrig liegenden Länder der österreichischen Monarchie bis dahin, wo sie von den Alpen aufgehalten werden. Hier nehmen sie eine andere Richtung an. Illirien und Dalmatien leiden viel von dem Nordwinde, welcher über die julischen Alpen hernieder stürmt; er ist dort unter dem Namen Bora sehr gefürchtet, verbreitet nicht nur eine schneidende Kälte, welcher die aller Mittel, sich zu schützen, beraubten Bewohner des Landes nichts entgegensetzen können, da sie weder Holz, noch Oefen, noch Pelze haben, sondern wüthet auch streckenweise so entsetzlich, daß er nicht nur die Schiffe auf dem Meere und die Lastwagen auf dem Lande umwirft, sondern Dächer abdeckt, Schornsteine einreißt und wohl ganze Häuser niederstürzt. (Martens Reise nach Venedig.)

Solche Extreme, olche gewaltige Sprünge der Temperatur müssen einen eigenthümlichen Eindruck auf die Menschen machen, ja sie werden noch empfindlicher dadurch, daß sie nicht nur im Großen, von Jahreszeit zu Jahreszeit, sondern auch im Kleinen, vom Tage zur Nacht, auffallend vorherrschen; es folgen immer kalte Nächte auf heiße Sommertage, und zwar sind die Extreme so groß, daß man Frost fühlt, daß man der Empfindung der Haut nach glaubt, die Temperatur müsse unter Null gesunken sein. In Folge dessen findet ein mächtiger Niederschlag von Thau Statt, der allein die Pflanze nährt, weil bei der außerordentlichen Kälte der Nacht und der großen Hitze des Tages Wolken sich weder bilden, noch entladen können, und oft drei bis vier Monate hindurch kein Tropfen Regen fällt (in den südlichen Ebenen von Ungarn). Auch ist die Kleidung der Bewohner Ungarns hierauf eingerichtet; der Pelz oder ein schwerer Filzmantel macht ein Hauptstück derselben aus; sehr leichte Unterkleidung ist für den Tag, die schwerere für Morgen und Abend bestimmt.

Das Angeführte sind die Resultate aus den Verhältnissen der drei Koordinate, welche das Klima eines Ortes bestimmen, aus Länge, Breite und Höhe, — allein nochmals muß wiederholt werden, daß etwas allgemein Gültiges über Oesterreich, eben seiner Ausdehnung wegen, nicht gesagt werden kann. Alles, was man anführen will, wird speciell, auf diese oder jene Stadt, auf dieses oder jenes Land bezogen. Mehr als alle andern Bedingungen macht aber die Höhe einen wesentlichen Unterschied. Haben wir die mittlere Temperatur von Ungarn zu ungefähr 8 Grad angenommen, so ist damit nicht gesagt, daß es überall so sei, denn

sobald man in die Karpaten kommt, wird sich dieses ändern. 550 bis 600 Fuß Höhe geben in der Regel (in mittlern Breiten) einen Unterschied der mittlern Jahrestemperatur von 1 Grad, und merkwürdig ist, daß die Temperaturdifferenzen zwischen Sommer und Winter sich zugleich gegenseitig nähern. Ist der Unterschied zwischen der mittlern Sommerwärme und der mittlern Winterkälte am Ufer des Meeres 20 Grad, so ist er bei 3.000 Fuß nur noch etwas über 17°, bei 6.000 Fuß nur noch 14°9, bei 9.000 Fuß nur 12°9, und bei 12.000 Fuß nur noch 11 Grad. So ist denn in den Karpaten eine andere Temperatur anzunehmen, als im Viertel unter dem Wiener Wald (bei Wien), und dort anders als in den steierischen oder den tiroler Alpen; so folgt in den Ebenen von Ungarn auf jeden Regen eine bedeutende Temperatur-Erniedrigung, während man in Schlesien die herrlichen befruchtenden warmen Regen hat, welche man weiter südlich gar nicht kennt.

Eben so wirkt die Wärme wegen der großen Ausdehnung der Monarchie und wegen der eigenthümlichen Localverhältnisse verschieden auf die ewige Schneegränze, d. h. die Linie, über welcher während des Sommers der Schnee nicht mehr schmilzt. Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß diese in den Alpen zwischen 8.200 und 8.500 Fuß über dem Meere schwankt. In den nördlicher gelegenen Karpaten aber gibt es keinen ewigen Schnee, weil die Schneegränze höher liegt und die Berggipfel diese bei ungefähr 9000 Fuß noch nicht erreichen. Diese Abnormität rührt allein von dem Umstande her, daß bei den heißen Sommern, welche das Hochland von Ungarn hat, bei den glühenden Südwinden, die es gegen die Karpaten sendet, um Johannis aller Winterschnee schmilzt, daher die von den Karpaten kommenden Flüsse, wie die Weichsel, auch nur um Johannis am wasserreichsten sind und häufig gewaltige Ueberschwemmungen verursachen — man nennt dieses Steigen der Flüsse, oder das Wasser, das es bewirkt, von der Zeit seines Erscheinens — Johanniswasser. Townson in früherer Zeit und Sydow in neuerer, bestättigt in seiner Reise zu den Beskiden und Zentralkarpaten diese Bemerkung als vollkommen richtig.

Ein Anderes ists mit den Glättschern. Diese sind in den Karpaten so gut wie in den Alpen zu finden, und demnach wäre sogenannter ewiger Schnee oder ewiges Eis auch dort; allein die Glätscher bilden nicht die Schneegränze, sie sind gewöhnlich viel tiefer als diese und starren mit ihren kolossalen schroffen Massen aus beblümten Wiesen, zwischen obstreichen Gärten und reifenden Saaten hervor; denn von beiden Seiten der Gebirgsrücken senkt sich, theils durch Winde dahin geweht, theils durch die eigene Last herabgedrückt, der Schnee in die Querthäler; die Sonnenwärme wirkt auf dessen Oberfläche, schmilzt einen Theil des

Schnees, Regen durchdringt ihn, das Wasser senkt sich durch die lockere Masse bis nahe zum Boden, der Winter bildet daraus ein festes, perlbläuliches Schneeeis, das unten sehr dicht, in höhern Theilen immer lockerer, endlich aber brüchig und staubig wird, so daß es den kühnen Wanderer kaum trägt, der es wagen will, hinüber zu schreiten.

Auf solche Weise wachsen die Glättscher und werden immer höher anschwellen, bis ihre Last, in sich selbst zusammenstürzend, in die langen Flußthäler herniederrollen, und sie unbewohnbar machen würde, denn der kurze Sommer kann nicht auflösen, was ein neun Monate langer Winter geschaffen. Die Natur überall, wo der thörichte Mensch nicht unternehmen will sie zu verbessern, weise wirkend, hat ein Mittel gefunden, das sicherer ist und nicht so gewaltsam, nicht so zerstörend wirkt — sie läßt die Glättscher gleiten weit unter den Punkt ihrer Entstehung, weit unter die Schneegränze. Hier kann die vorgeschobene Eismasse den zusammenwirkenden Kräften der Temperatur des wärmeren Thales an sich, der erhöheten Temperatur durch die Sonne, die ihn in den engen Gebirgsschluchten kaum vorübergehend trifft, und dem Regen nicht widerstehen, er wird geschmolzen, und obwohl er auf demselben Flecke stehen zu bleiben oder gar vorzurücken scheint, so ist doch entschieden erwiesen, daß er schmilzt, bedeutend abnimmt; denn aus seinem Innern strömen die Hauptquellen der mächtigen Flüsse, werden die Thäler rings umher reich bewässert — und so wird, während tief im Innern des Gebirges neun Monate lang der Schnee die Masse häuft, so daß der Druck des eigenen Gewichts sie vorwärts schiebt, und sie Gerölle, Erde, ja ganze Felsblöcke vor sich herwälzt, vorne eben so viel verzehrt, als in der Tiefe der Schlucht erzeugt wird.

Wo der Glättscher ziemlich ebensöhlig, wenig geneigt fortläuft, ist seine Oberfläche zwar rauh und leicht hügelig gewölbt, doch nicht zerrissen, er ist an den Ufern, d. h. an den Felswänden, neben denen er hergleitet, von Staub und Geschiebe, das er selbst abgebröckelt, verunreinigt, in der Mitte allein weiß und glänzend, weiter nach unten, wo seine Unterlage sich senkt, ist er in gewaltige Eisblöcke zerklüftet, die, wild übereinander gestürzt, in wunderbaren gigantischen Formen von Thürmen und Gewölben, von Piramiden und schaudererregenden Abgründen (in deren untersten Tiefen man die wilden Wasser rauschen hört, welche die Wärme der Erde geschmolzen), von Eisnadeln und Brücken den Wanderer in ein grauenvolles Staunen setzen, ihn verlocken, das Innere dieser himmelblauen Kristallpaläste zu betreten, sollte auch das Leben der Preis solch eines Versuches sein. Da sieht man aus den magisch beleuchteten Wölbungen den werdenden Strom hervorquellen und sich sein Bette graben; da sieht man aber auch zu Staub gemahlenen Fels und zu kleinen Brö-

ckeln geriebenen Granit, der die ungeheure Macht des vorrückenden Eises bekundet und den Verwegenen warnt, nicht in so gefährliche Nähe zu gehen, denn selbst das Besteigen des Walles, den der Glättscher vor sich her schiebt, ist nicht rathsam, weil derselbe, wie der Glättscher, in zwar langsamer, aber doch stetiger Bewegung ist, und weil das geringste Weichen der Masse in dem Augenblick, da man sie betritt, hinreicht, einen Menschen und eine ganze Gesellschaft in Unglück zu bringen, sie durch übereinander rollende Steine zu zermalmen.

Solche Glättscher nun finden sich in der mächtigsten Ausdehnung, vier, fünf Meilen lang, und eine halbe Meile breit, wahre gefrorne Ströme, in den savoiischen, schweizer, tiroler und steiermarker Alpen; allein auch in den Karpaten, wo es keinen eigentlich ewigen Schnee giebt, finden sie sich, wenn auch nicht in der Ausdehnung wie auf den Alpen.

In den Thälern, wo sie ruhen, werden durch plötzliche heftige Temperaturunterschiede (bedingt dadurch, daß die Sonne sie während einer langen Zeit des Tages gar nicht trifft, dann sie plötzlich in ihrer ganzen Länge bescheint und nach einer Stunde oder zweien sie eben so plötzlich wieder ganz verläßt, wie sie hinter den Felsen hervorkam, so jetzt sich hinter ähnlichen Felsmassen der andern Seite des Thales verbergend) Winde erregt, die beim Ausgange aus diesen Thälern sich durch eine zerstörende Verheerung auszeichnen und eine schneidende, Alles erstarrende Kälte mit sich führen. Dann stürzen Lauinen in die Tiefe, dann reißen sie auf große Strecken mächtige Steine und Felstrümmer mit sich fort, reißen die höchsten Bäume sammt den Wurzeln aus dem Boden und rollen, erreichen sie die Voralpen, über die Wiesen hin, wickeln den festen Rasenboden gleich einem Tuche auf, einen tiefen Graben auf der ganzen Breite und Länge ihres Weges hinterlassend und den armen Aelpler um seinen einzigen Besitz bringend. Man nennt diese Lauinen oder Lähnen zum Unterschiede von andern „Grundlähnen.“ Sie sind die schrecklichsten; minder gefährlich, doch immer noch entsetzlich genug, sind die Schnee-, Staub- oder Windlähnen. Diese drei sind gewöhnlich vereint; es reißt sich durch einen Windstoß oder durch eine Schneeflocke, welche ein Adler mit seinem Flügelschlag von dem Gipfel des Berges löst, eine Schneemasse ab, stürzt den Abhang des Berges herunter, ballt sich im Rollen immer größer und fester, löst sich aber durch die Heftigkeit des Falles an der obern und an den beiden Seitenflächen in umherstäubenden Schnee auf, der ein dichtes Gestöber veranlaßt, das auf Viertelstunden weit Alles viele Klafter tief bedeckt.

Die eigentliche, im Zentrum rollende Schneelauine verursacht durch ihren Druck auf die ihr entgegenstehende Luft einen Orkan, der mit

furchtbarer Gewalt vor ihr herbraust, und mit donnergleichem Gebrülle alles niederstürzt, was in seinem Wege steht, worauf die Schneelauine die zerschmetterten und gebrochenen Häuser, die niedergebrochenen Bäume in ihrer Masse aufrollt und die Staublauine die Trümmer mit klafterhohem Schnee bedeckt.

Sartori sah an Stellen, welche ihrer fisischen Beschaffenheit nach Lauinen erwarten lassen, einzelne Hütten, durch große Mauern geschützt, welche dieselben in einem Viertelkreisbogen nach der Richtung hin umgaben, von welcher die Lauine herkommen muß. Solche Mauern, von außerordentlicher Stärke, erheben sich bis zu der Höhe des Daches; sind sie nun stark genug, um dem mächtigen Drucke zu widerstehen, so fährt die Lauine über das Haus hin, ohne es zu beschädigen; können sie hiezu nicht den gehörigen Widerstand leisten, so werden sie zuerst auf das Haus geworfen, dasselbe wird zermalmt und die Trümmer rollt die Lauine in ihrer Masse auf, sie auf der andern Seite des Thales, wo sie selbst liegen bleibt, absetzend, so daß man nach Jahren, wenn durch mehre Sommer der Schnee geschmolzen ist, Balken und Steine und vielleicht auch die Leichen unglücklicher Menschen findet, welche bei der schrecklichen Katastrofe den Tod erlitten.

Wenn ein einzelner Mensch auf einem gefährlichen Pfade von einer Lauine überrascht wird, so ist, wenn er Besonnenheit genug hat, die Rettung vielleicht noch möglich, doch gehört Entschlossenheit, Gegenwart des Geistes dazu; denn die Geschwindigkeit, mit welcher eine solche Masse herniederschießt, ist außerordentlich, kaum daß der Schall sie an Geschwindigkeit übertrifft. Man sieht in der Höhe des Gebirges eine Staubwolke, gleich darauf hört man ein furchtbares Donnern mit betäubenden Schlägen, und schon ist sie über den Standpunkt des Unglücklichen, der sie zu beobachten die traurige Gelegenheit hatte, hinweggebraust. Wenn es nun gelingt, sich in dem Augenblicke, da man sie herabstürzen sieht, unter einem Felsstück (das jedoch nicht locker sein darf, sondern zur Gebirgsmasse gehören muß) zu verbergen, so kann es sein, daß man gerettet werde, — man wird entweder von Andern aus dem Schnee herausgegraben, oder man vermag sich selbst empor zu helfen — Todesgefahr ist indessen auch mit diesem Rettungsversuche immer verknüpft.

Da, wo Landstraßen an Abhängen vorüber gehen, welche durch Lauinen gefährlich sind, baut man mächtige, oft sechs- und achthundert Schritte lange Gallerien, Gewölbe, welche von außerordentlicher Stärke sind, den Weg ganz überdecken und von dem Gipfel des Gewölbes nach dem Berge zu schräg aufsteigen, so daß eine Lauine, welche herabstürzt, auf diesem Gewölbe selbst eine glatte, von Hindernissen freie Bahn findet, und darüber hinausschießt. So sind auf der großen Simplon=

straße mehre, theils durch den lebendigen Fels gehauen, theils aus großen, fest miteinander verklammerten Werkstücken aufgemauert, wodurch die Straße, deren Nutzen ganz unberechnenbar ist, völlig gefahrlos wird.

So wirkt die Temperaturveränderung hier segensreich und dort verderblich; während auf dem flachen Lande ein jeder Mensch mit Freuden dem nahenden Frühlinge entgegen sieht, schaut der Aelpler besorgt hinauf zu den Firnen, zu den beschneiten, drohenden Gipfeln, fürchtend, der nächste Augenblick entreiße ihm Habe und Gut, vielleicht das Leben aller seiner Lieben, — und nicht allein diese Feinde lauern auf ihn — auch anderes, nicht minder fürchterliches Unheil droht ihm durch zu große Wassermenge. Wenn der Föhn über den Alpen braust und mit großer Schnelligkeit vor seinem glühenden Hauche (es ist ein heißer Wind, der von Afrika's Küsten über das Mittelmeer zieht, und den ersten Gegenstand, an dem er sich bricht, in den Alpen findet) der Schnee auf den Gipfeln schmilzt, so quellen die Wiesen, die am Abhange der Berge liegen, mächtig auf, das Wasser schwillt die Wurzeln des Rasenbodens und reißt sie los von der dürftigen Erddecke, die Bäche steigen und drohen überall aus ihren Ufern zu treten —

Da löst sich plötzlich mit lautem Gekrache, mit furchtbar weit hinschallendem Donner die ganze Rasendecke los, die Bäche füllen sich mit Steinen und Gras, sie schlagen über ihre Ufer, deren Dämme selbst durch das Gewicht der niederschießenden Erde zerstört sind, Alles ist in einen breiten Schlammstrom verwandelt, der mit unaufhaltsamer Gewalt, immerfort durch die nachstürzenden Bäche vermehrt, über die Alpwaiden und in die Thäler sich ergießt, welche oft zehn, zwölf Fuß, ja so viel Klafter tief mit Steinen und Schlamm ausgefüllt sind — verschüttet oder weggeschwemmt sind die Häuser, sind die Heerden, unfruchtbar für Jahrhunderte ist der Boden, der an Reichthum und Ueppigkeit, an Fülle des blumigen Grases und der herrlichsten Früchte mit jedem andern wetteiferte; — jammernd steht der reiche Hirt „an dem Grabe seiner Habe", — er ist nicht mehr reich — ihm hat ein einziger Augenblick Alles geraubt, vernichtet sind seine Saaten, vernichtet seine Wohnung, ja was den andern Unglücklichen doch bleibt, die des Feuers Wuth verdirbt — der Boden, auf dem sein Haus stand, in dem seine Saaten ruheten, ist auch dahin, — wer vermöchte Millionen von Kubikklaftern hinwegzuschaffen, wer vermag zu warten, bis die Oberfläche des neuen Bodens verwittert, zu fruchtbarer Erde geworden!

Nicht minder verschieden sind die klimatischen Verhältnisse Oesterreichs in Beziehung auf die Regen- und Feuchtigkeitserscheinungen. Das nördliche und westliche Europa erhält seine Regen hauptsächlich vom atlantischen Meere, nur Spanien auch vom Mittel-

meere; doch gehört dieses nicht eigentlich dem westlichen, sondern mit Italien und Griechenland dem südlichen Europa an. Oesterreich, welches, mitten in Europa, in einer bedeutenden Länge sich von Westen nach Osten erstreckt, wird demnach mit einem Theile seiner Ausdehnung an der vom atlantischen Ozeane herkommenden Regenmasse participiren; Westwinde sind es, welche die Feuchtigkeit über Frankreich heraufführen; indem diese Winde aber einen Theil ihrer Feuchtigkeit schon bei den Pirenäen, dann bei den savoiischen und schweizer Alpen, endlich in Tirol und Steiermark den Rest, von ihren Schwingen schütteln, werden die sonst überall Regen bringenden Westwinde in dem innern Oesterreich und Ungarn trocken anlangen. In dem nördlichen Deutschlande tritt der Westwind und der Südwestwind ohne Störung ein, es sind keine bedeutenden Gebirge da, welche dem Winde seine Feuchtigkeit entziehen könnten, daher regnet es am häufigsten beim Südwestwinde. Dieser darf nicht volle drei Mal wehen, ohne daß es einmal dabei regnet; unter fünf Mal, daß er sich zeigt, regnet es zweimal. Höchst verschieden ist hiervon Ungarn, ganz Steiermark. Die Hochgebirge dieses Landes, lauter Alpen, die Schneegränze übersteigend, oder wenigstens erreichend, hemmen die letzte Wirkung des Südwestwindes; darum kann derselbe in Ofen sechsmal wehen, ehe es einmal dabei regnet. Anders ist es mit dem Nordwestwinde. Dieser, in Berlin unter neunmal nur zweimal Regen bringend, führt in Ofen schon bei dreimaligem Erscheinen einmal Regen mit sich, denn der Strich von der Ostsee nach Ungarn herüber ist ziemlich frei, es ist an Hochgebirgen nur ein kleines, kurz zusammengedrängtes — die Karpaten, da, und die langgestreckten Sudeten, das Fichtelgebirge, der Böhmerwald, nehmen zwar nicht wenig Feuchtigkeit auf, was man an den hundert und aber hundert Flüssen und Bächen sehen kann, welche dort entspringen, allein noch reich beladen kommt dieser Wind über Ungarns Ebenen an und entladet sich während des Frühlings und Herbstes in häufigen starken Regengüssen; nur während des hohen Sommers, wo von den heißen Ebenen ein ununterbrochener warmer Luftstrom aufsteigt, welcher die zum Niederschlag bereiten Wassertheile wieder in Dünste auflöst und mit sich führt, findet eine Ausnahme Statt; dann regnet's aber auch gar nicht.

Durchaus verschieden sind diese Verhältnisse in dem nördlichen, zu Oesterreich gehörigen Italien, welches übrigens mit dem weitern Italien in dieser Hinsicht große Aehnlichkeit hat, wenn auch der Apenninen-Zug zwischen den östlichen und westlichen Theilen dieses Landes einigen Unterschied macht.

Der größte Theil der Regenmasse kommt in Italien vom Mit-

telmeere. Man würde daher annehmen müssen, daß Südwinde Regen herbeiführen. Dies ist jedoch nicht so; Nordwinde sind es, und dennoch ist's die Ausdünstung des Mittelmeeres, welche niedergeschlagen wird. Aus der großen Wüste von Afrika strömt ein unaufhörlich fortgehender Luftzug empor und richtet sich, da seine größte Ausdehnung auf die nördliche Halbkugel fällt, ganz nordwärts, während von den Küsten des Mittelmeeres immerfort ein von Norden nach Süden wehender Wind, unten in die Stelle des aufsteigenden Luftstroms, in den verdünnten Luftraum eintritt.

Dieser heiße Wind der Wüste, der, wenn er niedrig streicht, der gefürchtete Sirocco ist, wehet hoch über der untern Luftschicht. Sobald nun Wolken sich zu bilden beginnen, löst er sie auf und führt die Dünste mit sich fort, immer nordwärts nach den Alpen zu. An den beschneieten Spitzen derselben schlägt sich die Feuchtigkeit nieder, und jeder über die Alpen dringende nördliche Luftstrom verdichtet mächtige Massen von Dünsten zu Wolken und zu Regen; daher ist die Ebene der Lombardei und der südliche Abhang der ganzen Alpenkette so außerordentlich fruchtbar, weil sich mit der Wärme, hervorgebracht durch geografische Breite, durch günstige Lage gegen die Sonne, ein ungewöhnlicher Grad von Feuchtigkeit verbindet. Selbst der Ungläubigste kann dies sehen, indem man deutlich den Luftzug in den obern Regionen, von Süden nach Norden streichend, wahrnimmt, während am Boden in derselben Gegend ein frischer Nordwind wehet, der in der Regel einen Niederschlag herbeiführt.

Natürlich ist's, daß hieraus wieder große Verschiedenheiten hervorgehen für die Theile Oesterreichs, welche südlich, und diejenigen, welche nördlich von den Alpen liegen. Wenig bestimmte Beobachtungen liegen aus Oesterreich vor, weit mehre sind in Italien zu finden. Dort ergibt sich, daß die Regenmenge zu Udine (südlicher Abhang der julischen Alpen, über dem nördlichsten Winkel des adriatischen Meeres) jährlich auf beinahe 60 Zoll steigt, während man am nördlichen Abhange der Alpen keine 20 Zoll rechnen darf; Prag hat jährlich 15, Ofen 16 Zoll. Dieß sind sehr trockene Länder. (Um das den Fisikern genau bekannte Maas auch den Laien verständlich zu machen, muß ich bemerken, daß die Regenmenge in Zollen bestimmt wird, welche auf eine gewisse Fläche, also etwa auf einen Quadratfuß, niederfällt. Man stellt ein Instrument, Ombrometer, völlig frei, entfernt von Häusern, Thürmen, Bäumen, auf und mißt nach jedem Regen, wie hoch das in dem Gefäße aufgefangene Regenwasser steht; es wird ein, zwei, höchstens drei Zwölftelzoll sein. Dieses, durch das ganze Jahr hindurch

addirt, gibt am Ende die Menge des Regens, welcher auf einen Quadratfuß gefallen ist, und eine Reihe von Jahren gibt eine mittlere Zahl.)

Eben so stark und noch stärker ist an andern Orten des südlichen Abhanges der Alpen die Regenmenge; sie steigt z. B. in Tolmezzo auf 70 Zoll, was beinahe an ein tropisches Klima (hinsichtlich des Niederschlags) mahnt, denn in der Nähe des Aequators, in dem feuchten Tieflande von Brasilien, ist die Regenmenge nicht höher als 80 Zoll.

Die verschiedene Lage der Länder bedingt auch eine große Verschiedenheit rücksichtlich der Jahreszeit, in welcher der Regen fällt. So finden wir am südlichen Abhange der Alpen die Sommerregen bedeutend vorherrschend; dort, wo über dem mittlern und untern Italien der Zug der heißen Winde bedeutend hoch streicht, die kalten Nordwinde mithin, die Region der mit Feuchtigkeit beladenen Luft gar nicht trifft, dort fehlen diese Sommerregen fast ganz, und es tritt dasselbe Verhältniß ein, was in erhöhtem Maße über der Wüste von Afrika, in geringerem über der Wüste von Oesterreich, nämlich über dem flachen, niedrigen, während des Sommers unerträglich heißen Ungarn, eintritt, — der aufsteigende Strom heißer Luft führt die Feuchtigkeit fort, läßt sie nicht zum Niederschlag kommen. Dagegen sind die Frühlings- und Herbstregen in östlichen Theilen der Monarchie häufiger; in Siebenbürgen regnet es während der Monate Februar, März, April, Mai fast täglich, oft drei, vier Wochen lang ununterbrochen, so daß, wenn auch der Regen ganz fein und langsam, mehr wie ein starker Nebel niedersinkt, die Bäche, die Ströme zu ungewöhnlicher Höhe steigen, so daß ein des Vorganges und der fast regelmäßigen Wiederkehr Unkundiger eine Sündflut befürchten könnte.

Jetzt ist der Boden tief von Feuchtigkeit durchdrungen, nun beginnt der Sommer, mit ihm die Weinblüthe, welche fast immer gleichmäßig vorübergeht, darauf folgt die Ausbildung aller der köstlichen Früchte, an denen Ungarn, auch ohne Pflege, die man wahrlich nicht im Ueberflusse darauf verwendet, so außerordentlich reich ist, — die Wassermelonen füllen sich aus ihren tief gehenden Wurzeln mit süßem, erquickendem Safte, die Pfirsiche, die Aprikosen schwellen zum Zerplatzen, die süßen Pflaumen und Zwetschgen werden reif und überreif und kommen in solcher Fülle vor, daß man überall die Schweine damit mästet, daß sie als verkäufliche Frucht beinahe keinen Preis haben, daß man sie nicht besser zu verwerthen weiß, als indem man Branntwein daraus brennt. Nun reift der heiße August auch den Wein und erst im September (doch auch da noch selten) kommen wieder Regen, welche die Trauben vollkommen füllen. Darum hat Ungarn unter allen europäischen Ländern (selbst Italien und Spanien nicht ausgenommen) die köstlichsten, die feurigsten Weine,

darum sind die Ausbrüche von einem Aroma, von einer begeisternden Kraft durchdrungen, wie kein anderer Wein sie hat, und darum kann man Ungarn das wahre Weinland nennen.

Mit dem Regen hängt auf das genaueste zusammen die Bildung der Gewitter, denn ein jeder Regen an sich ist ein Gewitter, nur kommt es nicht immer zu Donner und Blitz, wenn das Regenwasser sich aus den Dünsten durch langsamen Niederschlag bildet. Sobald dieser jedoch plötzlich eintritt, sobald in der mit Dünsten stark beladenen Atmosfäre kalter Wind rasche Bildung von Wolken hervorbringt, wobei die durch Veränderung des Aggregatzustandes erweckte Electricität sich nicht so schnell vertheilen kann, als sie erregt worden, muß statt der Vertheilung eine Entladung eintreten, und somit entstehen dann laute Gewitter, diejenigen, welche der gemeine Mann ausschließlich so nennt.

Die Jahreszeit, in welcher die Gewitter am häufigsten sind, wird für jeden Landstrich diejenige sein, in welcher die Regen am häufigsten fallen. So finden wir in Böhmen und im nördlichen Ungarn, woselbst Gebirge häufigen Niederschlag der Dünste, woselbst kalte Ost- und Nordwinde diese sehr oft plötzlich veranlassen, die Gewitter am häufigsten im Sommer, wie eine von Kämptz gemachte Zusammenstellung über die Gewitter zeigt. Ich füge derselben für das südliche, völlig ebene Ungarn eine Rubrik bei, welche ich aus zweijährigen Beobachtungen und aus dreijährigen eines mir befreundeten Gutsbesitzers, der von mir aufgefordert wurde, seine isolirte Lage sich durch angemessene Beschäftigung zu verbessern, bildete. Sie zeigt die überwiegende Zahl von Gewittern im Frühjahre und im Herbste, während der Sommer sehr arm daran ist. Die Beobachtungen von mir wurden abwechselnd in Fünfkirchen, Essek, Peterwardein, Theresianopel, Temeswar und in Marburg in Untersteiermark gemacht, wobei ich stets eine Verbindung mit all diesen Orten unterhielt. Der letzte Ort, mehr am Gebirge gelegen, spricht einen ganz andern Karakter aus.

Monat.	La Rochelle.	Prag.	Ofen.	Padua.	Marburg	Peterwardein.
Januar.	1,0	0	0	0,1	0,2	1,0
Februar.	1,2	0	0	0,5	0,3	3,0
März.	0,3	0	0,3	1,2	2,0	7,3
April.	1,0	1,2	2,0	2,7	2,0	9,2
Mai.	1,7	3,1	4,6	5,2	5,2	9,0
Juni.	4,0	3,4	7,2	8,5	9,3	4,0
Juli.	2,6	4,1	6,6	9,5	8,3	1,3
August.	2,3	4,9	5,1	7,9	7,0	0,4
September.	2,4	0,9	2,0	3,6	4,1	3,0
October.	1,9	0	0,2	1,8	1,0	8,1
November.	1,2	0	0,1	0,8	0,5	3,2
Dezember.	1,4	0	0	0,2	0	1,0
Im ganzen Jahre.	21,0	17,7	28,0	41,9	39,9	50,5
Unter hundert Gewittern im						
Winter.	17,3	0,0	0,0	1,8	2,	10,4
Frühlinge.	14,3 pl	24,5	24,7	21,7	27,8	50,5
Sommer.	42,3	70,4	67,2	61,8	54,3	11,3
Herbste.	26,1	5,1	8,1	14,7	15,9	27,8

Die Dezimalstelle wurde nach Kämptz weislicher Vorsicht beibehalten oder durch Rechnung für die neuen Rubriken gefunden, weil die einzelnen und einfachen Zahlen zu große Differenzen gegeben hätten. Die Berechnungen für die Jahreszeiten habe ich nicht nach den astronomischen Gränzen, sondern nach denen der Monate genommen, so daß Dezember, Januar und Februar für den Winter, März, April, Mai für den Frühling u. s. w. kommen. Wollte man Alles um einen Monat verändern, so würden die Resultate auffallend anders klingen; es kämen dann für den Winter in Marburg unter hundert Gewittern achte statt zweie, im Frühjahre unter hundert Gewittern beinahe siebenunddreißig statt siebenundzwanzig, für den Sommer kämen beinahe achtundvierzig statt vierundfünfzig, und der Herbst hätte sieben statt fünfzehn. Nicht weniger auffallend wäre dies für das niedere und flache Ungarn, wo der Winter, wie in La Rochelle, eine sehr große Anzahl von Gewittern hätte, nämlich unter hundert dreiundzwanzig statt zehn, der Frühling fünfundvierzig statt mehr als fünfzig, der Sommer acht statt eilf, der Herbst aber vierundzwanzig statt beinahe neunundzwanzig.

Die Zahl der Gewitter nördlich von den Alpen, auf der Ebene, pflegt man zu zwanzig bis dreißig anzuschlagen, wie ungefähr im ganzen übrigen Deutschland und in Frankreich; sie sind fast ausschließlich auf die wärmere Jahreszeit vertheilt, doch habe ich in Würtemberg seit zehn Jahren fast in jedem Winter ein Gewitter, auch wohl zwei und mehre beobachtet, nur nicht anhaltend, wie sie sich im Sommer zeigen, sondern mit einem oder zwei Blitzen und einem fernen Rollen vorüberziehend. Ich weiß mich während dieser Zeit nur eines heftigen Gewitters, im Jahr 1833 im Januar, zu erinnern. Dieses war aber auch ein so auffallend milder Winter, daß die Bäche und Flüsse gar nicht, die Seen nur schwach befroren und man im Dezember (1832) fortwährend neun und zehn Grad Wärme hatte. Unter solchen Umständen, wo Regen statt Schnee fällt, kann sich eben so leicht ein Gewitter bilden, wie im Frühlinge oder Herbste.

In den Gebirgsgegenden werden ohne Zweifel, wie die Regengüsse, so auch die Gewitter häufiger sein; doch fehlt es leider hierüber gänzlich an Beobachtungen. Verschieden auch gestalten sich die Verhältnisse südlich von den Alpen, steiler senkt sich die Bergkette nach der lombardischen Ebene herab, viel häufiger sind die Niederschläge, weil ein unaufhörlicher Strom heißer feuchter Luft auf die Alpen stößt, der sich dort kondensirt. Aehnliche Verhältnisse treten für die östlichen Ausläufer des Bachergebirges (Untersteiermark bei Marburg) ein; dort, wie in Italien, sind die Gewitter viel häufiger, als im nördlichen Deutschlande und in Böhmen. Der Fuß der Alpen und die steilen Querthäler werden oft von denselben heimgesucht; dort studirte Volta die Theorie dieser Erscheinungen, die Thäler am Komersee führten ihn zu Entdeckungen, welche man in den nördlich und südlich von den Alpen entfernt gelegenen Thälern, nur in kleinerem Maßstabe, wieder fand. Sie beweisen entschieden, daß Gewitter rein örtliche Erscheinungen sind. In einem Thale des Bachergebirges, zwei Meilen von Marburg (St. Lorenzen in der Wüste), hat man oft vierzehn Tage und drei Wochen lang täglich Gewitter. Das Thal ist ziemlich groß, doch rings von Bergen umschlossen, und selbst da, wo es sich öffnet, nur den Gewässern einen Durchfluß zu gestatten, die zwischen hohen Bergen in die Drau treten, schieben sich die Berge coulissenartig vor und ineinander, daß man das Thal für ganz geschlossen hält. Dort nahm ich oft wahr, daß Tag für Tag Gewitter sich im Thale bildeten, sich entluden, dem heitersten Abende Platz machten, um am nächsten Tage wieder zu erscheinen. Dieß war im Jahre 1827. Im Jahre 1835 hielt ich mich während des Sommers auf der würtembergischen Alp auf. Hier war eine allgemeine Klage über die entsetzliche Dürre,

das Gras wuchs nach dem ersten Schnitt gar nicht mehr, die Wiesen brannten völlig aus, handbreite Spalten öffneten sich, die Grasplätze waren mit einem dicht gewebten Netze von solchen Spalten überzogen; die Dürre hielt an und das Getreide erreichte kaum die Hälfte der Höhe (Haferstroh einen Fuß lang, so daß die Leute es nicht in Garben zu binden wußten); das Korn war gut, mehlreich, lieferte jedoch gleichfalls kaum die Hälfte des gewöhnlichen Ertrages.

Ganz nahe an diesen hochliegenden Gefilden liegt der schroffe, fast senkrechte Abfall des Gebirges; man steigt etwas mehr oder minder als tausend Fuß herab und gelangt auf eine Hochebene, die sich in scharf zugespitzten Thälern weit in die Felsmassen des Alpgebirges hineinzieht. Hier regnete und gewitterte es fast täglich, und zur selben Zeit, als oben Alles verdorrte, stand zwei Stunden, ja eine halbe Stunde davon unten Alles im üppigsten Wuchs, und während das Alpland, der Hitze und Dürre wegen, völlig Mißwachs hatte, brachte das Unterland eine solche Fülle von Getreide und Brodfrüchten hervor, daß die Preise des Korns und der Kartoffeln bedeutend sanken, zu einer Zeit, wo man auf der Alp fast gar keine Kartoffeln bekam.

So ist es auch in den übrigen Theilen Deutschlands, und so ist's in den Karpaten wie in Dalmatien beschaffen — die Gewitter hängen von Lokalursachen ab; es läßt sich mithin hier wie in allen andern Dingen, bei einem so ausgebreiteten Lande wie Oesterreich, keine Norm für die meteorologischen Erscheinungen geben.

Die Quellen und Gewässer Oesterreichs.

Oesterreich hat ein sehr ausgedehntes Flußgebiet. Es hat zwar nur einen Hauptstrom, die Donau — denn die Elbe einen Hauptstrom Oesterreichs zu nennen, wie Blumenbach thut, ist wohl kaum erlaubt, da nur die Quellen Böhmen angehören und sie gleich, nachdem sie zu einem fahrbaren Flusse geworden, nach Sachsen tritt, über hundert Meilen, und zwar erst außerhalb Oesterreichs Staatengebiet als Strom zurücklegt. Dagegen ist der Po ein Hauptstrom der Monarchie, wenn er auch im Vergleiche mit der Donau nur sehr unbedeutend ist. In sofern aber die Elbe auf Oesterreichs Boden viele kleine Flüsse aufnimmt und die Gewässer Böhmens nach der Nordsee führt, gehört sie so gut wie die Weichsel und die Oder zum Stromgebiete dieses Landes, denn die beiden letztgenannten Flüsse bringen die Gewässer von Schlesien und den Karpaten nach der Ostsee. Allein diese Flüsse sind, so lange sie in Oesterreich weilen, sehr unbedeutend, sie werden

erst mächtig, nachdem sie außerhalb der Gränzen des Staates viele andere aufgenommen haben; sowie die Weichsel durch den Dunajec (schon unterhalb Krakau, wie alle folgenden), die Nidda, Wissoka, Sana, Wiprz (spr. Wjiprsch), Piliza, Bug, Narew, bei Modlin unterhalb Warschau zu dem Strome wird, der bei Thorn in Stundenbreite und bei Danzig in Meilenbreite, nachdem er sich in zwei großen Armen (Weichsel und Nogat) getheilt, in's Meer tritt.

Eben so ist es mit der Elbe; sie wird zwar durch die Moldau und die Eger schon auf böhmischem Boden fahrbar, aber von Schandau an ist sie doch erst ein Strom, und Hunderte von kleinen Flüssen und Bächen vermehren ihre Wassermenge auf sächsischem und preußischem Gebiete.

Ganz ein anderes ist's mit der Donau. Diese nimmt fast alle Gewässer des österreichischen Kaiserstaats auf. Der südliche Abhang der Karpaten, also ganz Ungarn und Siebenbürgen, die ganze Nordseite der makedonischen Gebirge, Kroatien und die Militärgränze, aufwärts gehend, der Abhang von Mähren, ferner ganz Ober- und Untersteiermark, das ganze nördliche Tirol (außerhalb Oesterreich noch die Hälfte von Baiern und Würtemberg) geben ihren Quellenreichthum an diesen Strom ab, der dieselben in breitem Zuge zum schwarzen Meere führt. Die Donau ist von Ulm an kahnbar und wird von dort bis zum schwarzen Meere befahren, doch in der Regel nicht mit Kähnen wie andere ähnliche Flüße, wie der Rein und die Weichsel, sondern nur mit sogenannten Platten oder mit Flößen, welche man am Orte der Abfahrt baut und dort, wohin man reist, mit sammt dem Inhalt verkauft, die Schiffe als Bau- und Brennholz betrachtend, weil man sie auf dem schnellen Strom gar nicht, oder nur mit großer Mühe, und durch Vorspann von vielen Pferden, stromaufwärts bringen kann, und auch dieses ist erst in den Ebenen Ungarns, wo sie etwas in ihrem reißenden Laufe nachläßt, leichter, weiter oberhalb nur mit der größten Anstrengung möglich.

Die Donau tritt bei Passau in das Kaiserthum. Dort ist ihr Bett anfangs schmal und felsig, theilt sich dann, größere und kleinere Werder bildend, in mehre Arme, vereint sich bei Linz, um sich wieder zu theilen und wieder zu einen, bei Wien durch breite Arme große Werder zu bilden und endlich bei Waitzen unter drei Meilen langer und bei Pesth unter sechs Meilen langer Theilung die beibehaltene östliche Richtung gänzlich zu verlassen und sich völlig südlich zu wenden. Erst bei Peterwardein nimmt sie wieder eine südöstliche und bei Widdin die frühere östliche Richtung an, um sich dann, in sechs Arme getheilt, dennoch mit solcher Gewalt in das schwarze Meer zu stürzen, daß die

Strömung auf zehn Meilen weit vom Ufer zu bemerken, und hier eine Widerholung des Phänomens vom La Plata, nämlich ein fließendes Meer, zu finden ist.

Die Donau hat einen Lauf von 400 Meilen; auf diesem nimmt sie viele, im 2ten Bande angeführte, Nebenflüsse auf. Für den innern Verkehr wäre die Donau, welche 200 Meilen lang innerhalb der Monarchie fließt, von noch viel größerer Wichtigkeit, wenn sie langsam flöße, so daß man mit Segeln stromaufwärts fahren könnte, allein sie und fast alle ihr zueilenden Flüsse haben einen viel zu starken Fall, um, wie bereis bemerkt, aufwärts befahren zu werden. Doch bietet sie den Hauptabsatz gegen die Türkei dar, und alle rohen Produkte, deren dieses Land bedarf, werden dorthin auf der Donau geschafft. Zum Flußgebiete des schwarzen Meeres gehört auch der Dniester, der in Gallizien entspringt.

In das Meer von Adria ergießen sich, außer dem Po, fast lauter Küstenflüsse. Da der Po sehr langsam fließt, verursacht er häufig gefährliche Ueberschwemmungen und hinterläßt an beiden Seiten tiefe Moräste. Sehr kostbare Dämme und Deiche vermögen dennoch seine Wuth nicht zu zähmen, wenn einmal in den Gebirgen starke Regen fallen, oder der Südwind plötzlich viel Schnee schmilzt; daher er ein böser Nachbar ist.

Kanäle, zur Erleichterung der Schifffahrt und zur Austrocknung von Sümpfen, sind viele vorhanden, doch sind sie alle weder durch Schönheit der Ausführung, noch durch ihre Größe merkwürdig, und keiner ist mit einem der unbedeutendsten in Preußen, mit dem Kanale, der die Netze und die Brahe verbindet, zu vergleichen. Als der wichtigste wird genannt der Kanal zwischen wienerisch Neustadt und Wien, doch sind seine Schleußen so unbedeutend, daß nicht einmal zwei von den vier und ein halb Fuß breiten Holzkähnen neben einander Platz haben, weil sie noch kein Klafter in der Breite messen. Er wurde 1803 eröffnet. Hassel zählt noch folgende auf: 2) den Wörthkanal zum Holzflößen; 3) den Begakanal, zwischen der Bega und der Temesch; 4) den Franzkanal, zwischen der Donau und der Theiß, 1802 eröffnet; 5) den Albrechtskanal, zur Trockenlegung des Karasiza 1811 eröffnet; 6) den Jarszikanal in Sirmien; 7) den Darwizkanal im schümegher Komitate; 8) den Bersawa- und Versetzkanal zur Entwässerung der Sümpfe im temescher Komitate; 9) die Kanäle der Polesine bei Rovigo; 10) den Kanal Monselice, zwischen Este und Padua; 11) den Kanal Piaveja; 12) die Kanäle Noncello und Moduno; 13) die 23 Kanäle in den Lagunen und 14) den Kanal Busso in Venedig; 15) den Naviglio grande aus dem Ticino über den Abiograsso und Mailand bis zum

Lago Maggiore; 16.) den Kanal von Beriguardo, eine Fortsetzung des Naviglio grande; 17.) den Naviglio di Pavia, der Mailand mit Pavia verbindet, aber nicht schiffbar ist; 18.) den Naviglio della Martisana aus der Adda nach Mailand; 19.) den Kanal von Delmona.

Liechtenstern fügt zu den hier genannten noch eine große Menge anderer, besonders in den italienischen Staaten Oesterreichs, hinzu, so den Kanal il Dolo bei Venedig, den Kanal il Gorzon, der durch die Lagunen nach Brondolo führt, den Naviglio Novissimo, der die Verbindung zwischen Gorzon, der Etsch, dem Po und andern Flüssen und Kanälen unterhält. La Canal di valle, il Naviglio del Dolo a Fusina, la cava Zuccherina und la Canal di Revedoli gehören alle zur Provinz Venedig. Der Kanal la Fossella befördert die Schifffahrt von Treviso zur Piave und der Limenekanal erleichtert den Handel mit Porto Gruaro und der Provinz Friaul. Die namentlich angeführten Kanäle von Polesine sind oben bereits unter diesem Namen zusammengefaßt; in dem Paduanischen ist jedoch wieder anzuführen: der Naviglio Piovego, der an den Mauern von Padua beginnt und diese Stadt mit Venedig verbindet; der Kanal di Brentella, zwischen der Brenta und dem Bachiglione, der Kanal d'Este, der Kanal St. Caterina, zwischen Este und Gorzone, der Kanal Bisalto, zwischen dem Kanale von Este und dem Bachiglione u. s. w.

Diese vielen und wichtigen Flüsse, diese vielen, wenn auch kleinen, so doch Wasser fordernden Kanäle, sprechen für einen großen Wasserreichthum des Kaiserstaates, und in der That ist es so, wenn man einzelne Stellen ausnimmt. Wie natürlich, werden bei einem so großen Lande Räume vorkommen, welche wasserarm sind; der bei weitem größte Theil hat jedoch daran Ueberfluß. Die Zahl der Quellen ist außerordentlich groß; da das Land fast durchgängig gebirgig ist, viele, ja fast unzählige Thäler und Kessel und Thalschluchten hat, so brechen an allen Orten mehr oder minder mächtige Quellen hervor. Da, wo das Gestein zerklüftet, schiefrig gespalten ist, da, wo der Boden bis in die größte Tiefe herab aus Geschiebe und Gerölle besteht, wird man wohl viele, aber schwache Quellen antreffen. Erstens sinken die Regenwasser, dann aufthauender Schnee, schnell in eine beträchtliche Tiefe herab; zweitens finden sie, sobald Ueberfluß an Wasser im Schooße der Erde vorhanden ist, überall Ausgänge und vertheilen sich daher in vielen kleinen Stralen. Sind die Gebirge hingegen aus zusammenhängendem Gesteine gebildet, so werden wir weniger, aber desto mächtigere Quellen haben.

In den Zentralgebirgen, in den Ketten, welche der Urformation an-

gehören, sind eine außerordentliche Menge von Quellen. Wo eine Vertiefung sich darbietet, in deren Schoose sich Wasser sammeln könnte, da tritt eine Quelle hervor, und schafft, rings um sich, eine Fülle von Vegetabilien, überzieht den Boden mit einem üppigen grünenden Teppiche. Ganz anders ist es mit den beiden Seitenketten solcher Hauptgebirge; in diesen sammelt sich das Wasser in großer Tiefe und bricht erst da oder dort mit ungemeiner Mächtigkeit hervor. So findet sich unfern Grätz im Kalksteingebirge eine Quelle, welche aus einer senkrechten Felsenwand einige Fuß über dem Boden hervorkommt und unmittelbar hinter der Oeffnung, ohne auch nur das Mindeste ferner aufzunehmen, eine starke Mühle treibt. Die Lauter, im Würtembergischen, auf der schwäbischen Alp, im Klosterhofe von Offenhausen entspringend, zeigt dasselbe Fänomen. Aber Würtemberg, wie ein großer Theil von Steiermark, ist sehr quellenarm, und die ganze Reihe der nördlichen wie der südlichen Kalkalpen leidet an Quellen und an gutem Trinkwasser Mangel, wenn gleich der Flüsse und Bäche genug sich aus dem schmelzenden Schnee bilden, oder, schon gebildet, in den Urgebirgen, dieselben durchstreichen.

Abnorm ist Kärnthen und Krain, das Land der hüdrografischen Wunder, wie es Kamtz nennt. Die Oberfläche dieses Landes ist, zum größten Theile aus Kalkgebirgen bestehend, von Höhlen ganz durchdrungen. Sartori erzählt, daß bei dem anhaltendsten Regen von diesen Gebirgen niemals ein Bach entstehe; sie sind voller trichterförmiger Vertiefungen, in welche sich das Wasser sogleich verläuft. Steintrümmer bedecken die Berge und die Abhänge, unter diesen zieht sich das Wasser hinweg in die Tiefe und vergebens hofft man, es da oder dort sich in Gerinnen sammeln zu sehen; allein da oder dort brechen mächtige Quellen nicht, sondern Bäche und Ströme aus dem Gebirge hervor, wie der Kulpa, der Klokot, die Laibach, welche bis an ihre Quellen schiffbar sind, wie der Timaro, welche nur eine halbe Meile lang, aber bis an seine sieben Quellen mit Seeschiffen befahren werden kann. Er fällt, ohne einen andern Bach oder Fluß aufzunehmen, auf venetianischem Gebiete mit solcher Wassermasse in das Meer, daß man ihn weiter innerhalb der See verfolgen kann, als er innerhalb des Landes lang ist. Andere Flüsse verlieren sich so plötzlich, wie die obengenannten entstehen, der Poick, die Loqua, der Gurkfluß, die Temenitz, die Reka, der St. Canzian, in mächtigen Felsenspalten. Sie laufen in ihrer ganzen Größe und Fülle auf irgend einen Berg zu und sind plötzlich in seinem Schoos verschwunden, entweder herabstürzend in unterirdische Höhlen oder ihren Lauf gerade fortsetzend in Schoos des Berges.

So ist das Land wasserreich und doch quellenarm, weil die wenigen, welche in ungeheurer Mächtigkeit aus dem Gebirge hervortreten, nicht

genug sind, um die dürren steinigen Oberflächen zu befruchten, ein Umstand, der hier bedeutend hervortritt und an andern Orten gänzlich verschwindet. Auch der periodischen Quellen und Bäche hat Oesterreich genug, viele derselben entstehen zu gewissen Zeiten des Jahres und verschwinden in andern, wie der zirknitzer See für beides auffallende Beispiele liefert. Doch mehr noch sind die mineralhaltigen Quellen zu bewundern, deren vielleicht in keinem Lande der Erde so viele sind, als in Oesterreich. Ungarn zählt deren 355 bekannte; einige 60 hat die Militärgränze; unzählige sprudeln längs der südlichen Kette der Alpen hervor und speisen die Flüsse der Lombardei; ebenso ist es mit der Nordseite der Alpen und mit Tirol und Steiermark; Böhmen zählt über hundert und sechszig; die von Gallizien und Siebenbürgen sind gar nicht bekannt, und hört man nur von einem und dem andern Gutsbesitzer — da oder dort sei auch eine Salz-, eine Schwefelquelle.

Nicht minder groß ist (um eine Uebersicht über den ganzen Wasserreichthum der Monarchie zu geben) die Zahl der Seen. Wollte man die Alpenseen allein anführen, so würde man schon ein ganzes Buch damit füllen können, daher hier nur einige der bedeutendsten genannt werden sollen, als der Lago Maggiore, Lago di Como, di Lugano, di Garda, Lago d'Iseo auf der Südseite; der hallstädter See, der von St. Gilgen, von Ischl, von Aussee, der Atter-, der Mond-, der Matt-, der Alben-, der Irr-, der Walter-, der Gmundner-See auf der Nordseite der Alpen; ferner in Kärnthen der mühlstädter, der ossiacher, der viktringer, der klagenfurter, der Weißen-See, der faaker See, der Raibl-See, der wocheiner See u. a., in Krain der berühmte zirknitzer See, in den Karpaten viele kleine, in Ungarn aber selbst, neben vielen kleinen, auch zwei sehr bedeutende, der neusiedler und der Platten-See u. s. w.

Sümpfe sind in den Hochländern Oesterreichs wenige, außer da, wo sie den Gipfel von flachen, hoch liegenden Bergplateaus einnehmen, wie dieses auf den mittleren Gebirgen oft vorkommt; ihre rechte Heimat ist dagegen Ungarn, Slavonien, Kroatien und die Lombardei, dort sind sie so ausgedehnt als zahlreich, und machen die Länder so fruchtbar als ungesund.

Oesterreich nennt nur ein Meer das seine; nur das von Adria bespült seine Küste und gehört von der südlichsten Mündung des Po an Venedig nordwärts, ostwärts an Triest, Zara, Fiume vorbei, bis nach Budua, in eine Länge von 254 Meilen zu Oesterreichs Staaten. Einzelne Theile dieses Meeres oder Meerbusens haben wieder besondere Namen; so die Lagunen von Venedig, der Busen von

Triest, von Quarnaro, Kattaro, die Meerenge von Zara, Pago und die zwischen den Inseln und dem Festlande von Dalmatien. Die westlichen Küsten, sowie die nördlichen sind durchaus flach, die ganze Lombardei und Venedig ist eigentlich nur ein großer ausgetrockneter Sumpf, die östliche Küste ist dagegen bergig, felsig, sehr zerrissen, buchten- und inselreich.

Produkte.

Nur wenige Länder der Erde werden einen größeren Reichthum, eine größere Mannigfaltigkeit von Produkten haben. Getraide aller Arten, Garten- und Küchengewächse, Farbkräuter und Wurzeln, offizinelle Pflanzen, treffliche Obstgattungen, Weine der edelsten Art, Südfrüchte, herrliche Waldungen mit allen Arten von Holz sind über die Monarchie, wie ein reich und bunt gestickter Teppich verbreitet. Die Benützung dieser Erzeugnisse des Bodens ist sehr mannigfaltig, und könnte es noch bei weitem mehr sein.

Die Viehzucht ist sehr verbreitet. In den Alpgegenden werden Rinder von verschiedenen Rassen in großer Menge gehalten. Diese sind sehr ergiebig, sie versorgen den größten Theil der Monarchie mit Butter und Käse. In den großen Ebenen Ungarns sind vielleicht eben so viel oder noch mehr Rinder, allein von einer durchaus andern, wenig Milch gebenden Rasse. Sie versorgen Oesterreich, ja viele fremde Länder mit Fleisch; ihre Hörner, sehr geschätzt wegen ihrer Länge und Stärke, wie wegen ihrer Biegsamkeit, sind ein bedeutender Handelsartikel. Im südlichen Ungarn, in Slavonien, in Siebenbürgen giebt es noch Büffel; man behauptet sogar, daß noch einzelne Auerochsen vorkommen. Das letztere ist kaum wahrscheinlich, der erstern, der Büffel, gibt es in keinem Fall viele; sie werden als Seltenheit betrachtet, sind aber in der benachbarten Türkei häufig.

Zug- und Lastthiere, Pferde und Esel hat Oesterreich genug. Die letztern verbraucht es selbst; die Gebirgsgegenden sind ihre Heimat. Die Pferde werden in Böhmen, Mähren, Polen und vorzugsweise in Ungarn gezogen; die letzte Rasse ist die edelste, sie stammt aus der Ukraine und liefert höchst vortreffliche, ausdauernde Thiere. Viele davon werden (besonders aus Ungarn, Siebenbürgen und Polen) nach Deutschland und Frankreich ausgeführt; dennoch hat Oesterreich nicht genug, und es kommen für die theuer verkauften nicht minder edle, doch viel wohlfeilere aus den Steppen der Ukraine, wie die Tartarenhorden nach Polen und Ungarn, welche den Abgang ersetzen.

Einen dritten Hauptzweig der Viehzucht bilden die großen Schäfereien. Es kann sich zwar in Hinsicht auf die veredelten Rassen noch nicht mit Preußen und Sachsen vergleichen, liefert daher und vielleicht auch, weil man das Sortiren der Wolle noch nicht gehörig versteht, durchaus nicht so feine Tücher als die genannten Staaten, wird deßhalb auch von den Engländern und Franzosen weniger um dieses Handelsartikels willen besucht; allein es produzirt doch eine ungemeine Quantität mittelfeines Gut, welches im Lande selbst verarbeitet wird, und seit einer Reihe von Jahren den Haupterwerbszweig der großen Ländereibesitzer bildet. Es wird zur Veredlung der Rasse manches gethan, doch hat man bis jetzt nur wenig Merinosheerden rein zu erhalten gewußt.

Eine eigene Gattung von Schafen bildet das Zigara- oder Zuckaraschaf. Es stammt aus Albanien und wird seiner langen Wolle wegen geschätzt; doch ist sie, bei nicht zu verkennender Weichheit, sehr grob und dick und kann daher nur zu Teppichen verarbeitet werden, für diese scheint sie aber unentbehrlich. Man glaubt die Masse der Schafe auf 19 bis 20 Millionen anschlagen zu dürfen und rechnet auf 48 bis 50 Millionen Pfund Wolle, welche, mit Ausnahme einer sehr geringen Quantität, im Inlande bleibt, und dort zu allen möglichen Wollenzeugen, vom schlechtesten Filzmantel bis zum möglichst feinen Kasimir und Zircassienn verarbeitet wird. Ziegen findet man im Vergleiche zu den Schafen wenig, und versteht weder ihre Rasse zu veredeln (was durch Kaschemirziegen, bei dem trefflichen Lokal in den Gebirgen, wohl möglich wäre), noch ihr langes Haar, noch ihre Milch gehörig zu benutzen.

Schweine sind in großer Anzahl, doch in schlechten, geringen Rassen vorhanden. Ihr Fleisch ist grob, faserig, unschmackhaft und grau von Farbe, wenn es gekocht ist, dagegen das Fleisch der Thiere in Westfalen weiß wie das Hühnerfleisch, zart und weich ist. Darum hat man in Oesterreich zum Essen fast nur junges Vieh und räuchert Schinken von halbjährigen Thieren, während im Norden von Deutschland diese erst völlig auswachsen, einen Schinken von vierzig Pfund haben und dieser an Wohlgeschmack und Milde den geräucherten Gänsebrüsten gleich kommen. Da aber der rohe Speck den Slaven und den Magyaren ein unentbehrliches Nahrungsmittel ist, so werden in den Buchen- und Eichenwäldern eine große Menge Schweine gefüttert, dann gegen den Winter in Brennereien gemästet und nun, fast zu lauter Speck geworden, geschlachtet und geräuchert.

Wild hat Oesterreich in großer Menge. Die Hochgebirge haben vielleicht noch Steinböcke, Gemsen aber sind viele; die Mittelgebirge sind reich an Hochwild und Schwarzwild, die Ebenen und das flache Land überhaupt haben Hasen in ungeheurer Menge. Auf großen Gütern Un-

garns (Fürstenthümer, wenn sie auch nicht den Namen oder Titel haben) artet das Jagen zur Winterszeit in eine wahre Metzelei aus, und es ist gar nichts Seltenes, daß Festetitsch, Hunyad, Bathian und Andere in einem Winter 30,000 Hasen (schreibe dreißig tausend) erlegen und schießen lassen. Sie werden gleich an Ort und Stelle abgezogen; ihre Felle werden auf Wagen gepackt und nach Wien oder nach andern Handelsplätzen geführt, die Körper aber werden vergraben; die armen Bauern, welche sie haben zusammen treiben müssen, bekommen nichts davon, was übrigens gewiß nicht an den Gutsbesitzern liegt, sondern wohl den Unterbeamteten zur Last gelegt werden muß, denn

Es ist auf Erden nichts brutaler, frecher, kühner,
Als großer Herren kleine Diener.

Daß in Oesterreich, wo man auf gutes Essen etwas hält, das Geflügel, und das feinste, wie kalekutische Hühner (Truthhahn, Indian, wälscher Hahn), Fasane, Kapaunen, Poularden, nicht vernachläßigt sein werden, läßt sich denken. Berühmt sind daher einzelne Gegenden wegen ihrer Produkte, so Steiermark wegen der Kapaunen, Böhmen wegen der Fasanen. Die Gänse sind schon etwas zu Grobes und haben darum keinen eigentlichen Kurs, allein desto höhern die Gänselebern, und darum ist Mähren durch seine Gänsezucht berühmt. Ungarn liefert viele Repphühner. Sonderbar ist es, daß man in Wien einen Salat aus den fleischigen Theilen des Ochsenfußes „Ungarisches Repphuhn" nennt; der Spott scheint nicht am rechten Ort, es sind die Repphühner wirklich vortrefflich, ja man findet dort sogar die im Alterthum schon berühmten, von den Wohlschmeckern theuer bezahlten rothen Repphühner.

Bienenzucht ist sehr gering, nur in Polen sind sie (noch wild) in Menge zu Hause und liefern den feinen Jungfernhonig. Ein anderes Insekt, der Seidenwurm, ist für das südliche Oesterreich wichtig; in der Lombardei und in Tirol beschäftigen sich sehr viele Leute mit der Seidenzucht, auch in Ungarn, der Militärgränze und Dalmatien wird sie betrieben, und mit Nutzen; seit die Regierung es aufgab sie mit Schaden zu betreiben.

Nicht minder reich wie an Quadrupeden und Vögeln ist Oesterreich an Fluß- und Seefischen. Unter den erstern ist, dem Norden unbekannt, der Huchen, ein großer Fisch von trefflichem Fleische, welcher der Donau eigenthümlich ist. Zu den Fischen der Seen gehört der Fogase als Seltenheit. Dem Meere dankt man Sardellen, Scombren, Inchien, Mariden, ferner zwei berühmte Leckerbissen — Austern und Foladen.

An Metallen hat Oesterreich einen außerordentlichen Reichthum, wie bei seinen fisischen Verhältnissen zu erwarten ist. Siebenbürgen hat

viel Gold, nur wird es so schlecht, so unwissenschaftlich bebaut, daß der ganze Ertrag nicht viel über 2.000 Mark geht, und dieses nicht etwa Gewinn, sondern durch große Kosten theuer bezahlter Erwerb ist. Die übrigen Bergwerke in Böhmen, Ungarn und Steiermark, in Tirol und Kärnthen geben alle zusammen nicht soviel als Siebenbürgen allein. An Silber hat Ungarn den größten Reichthum, doch wird auch in Steiermark viel aus dem silberhaltigen Bleierze gewonnen, nur gleichfalls durch unwissende Leute, welche aus achtlöthigem Erze höchstens 2¹/₂ Loth gewinnen, indem sie das Bleierz schmelzen, zu Bleiglätte verarbeiten, aber die Arbeit auf dem Treibherde so ohne Aufmerksamkeit verrichten, daß gegen das Ende der Operation ganze Stücke bleihaltigen Silbers (silberhaltigen Bleies wäre ein nicht genug bezeichneter Ausdruck) mit der Bleiglätte abgeschöpft werden, und sich so der Gewinn an Silber auf den dritten Theil dessen, was man gewinnen könnte, reduzirt. Dazu kommt, daß die Privatbesitzer von Bergwerken all ihr gewonnenes Silber an die kaiserlichen Münzstätten mit einem Verlust von zehn Prozent von dem wahren Werthe (welcher ihnen als Abgabe von den Bergwerken abgezogen wird) verkaufen müßen, und bei schwerer Strafe nichts davon zurückhalten oder an andere Personen verkaufen dürfen.

An Kupfer ist Ungarn sehr reich, dagegen Kärnthen und Tirol, so wie Steiermark eine Menge wichtiger, ausgedehnter Eisenbergwerke aufzuweisen hat; Kärnthen hat die reichsten Bleigruben, Böhmen viel Zinn, Idria und Krain Quecksilber. Zink, Kobalt, Spießglas, Arsenik und andere Metalle findet man zerstreut in der ganzen Monarchie, nirgends besonders vorwaltend.

So wie an Metallen, so ist Oesterreich im höchsten Ueberflusse begabt mit andern Mineralien. Alle Steinarten zu Bauten, vom feinsten weißen Marmor bis zum schlechten Sandsteine finden sich, als: Kalk, Gips, Porfir, Granit, Gneis u. s. w.; an edlen Steinen unübertrefflich schöne Opale, welche den orientalischen den Rang ablaufen in Ungarn; vorzüglich schöne Granaten in Böhmen, überall zerstreut Smaragde, Berille, Rubine und viele Halbedelsteine. Ferner liefert das Mineralreich Farberde und Walkerde.

Die Bewohner Oesterreichs.

Schwerlich gibt es, außer dem russischen Reiche, noch ein Land auf der Erde, welches so viele verschiedene Stämme, so ganz von einander abweichende, nicht verwandte Nationen zählt. Selbst das weite Indien mit seinen 200 Millionen Einwohnern hat nur drei Hauptstämme, die eigentlichen Indier, die Perser und die Malaien. Oesterreich aber zählt

Germanen, Slaven, Magyaren, Italier, Griechen, Zigeuner u. a., welche Zahl, wenn man sie in Unterabtheilungen zertheilt, noch viel höher angenommen werden kann.

Diese Nationen sind auf dem weiten Gebiete folgendermaßen vertheilt. Die Völker deutschen Stammes bewohnen das eigentliche Erzherzogthum Oesterreich, ganz Obersteiermark, einen großen Theil von Kärnthen, einen kleinen Theil von Krain, den nördlichen Abhang des tiroler Gebirges, die Gränzgegenden von Baiern, ebenso die Gränzen von Böhmen gegen Baiern und Oesterreich, die Gränzen von Mähren gegen Oesterreich, die Gränzen von Ungarn gegen Oesterreich; ferner in Siebenbürgen das Land der Sachsen und einen Theil von österreichisch Schlesien. Im übrigen sind sie einzeln durch alle Länder, vorzüglich als Bewohner der Städte, als Gewerbtreibende zerstreut. Man pflegt sie allzusammen in Pausch und Bogen auf 6.200.000 Seelen anzuschlagen. Man zählt, je nachdem diese Germanen mit Slaven, Italiern, Magyaren in Berührung sind, sehr abweichende, im Allgemeinen aber ungefähr zwanzig verschiedene, Dialekte der deutschen Sprache.

Der slavische Stamm ist der stärkste; er zählt über fünfzehn und eine habe Million Individuen. Welches die Ursprache gewesen, ist schwer zu bestimmen, eine der jetzt lebenden gewiß nicht, am allerwenigsten die feinste und am vollkommensten, wohlklingendsten ausgebildete — die polnische; es hat eine uralte Sprache gegeben, deren sich Kyrillus, der Bekehrer, der Apostel der Slaven bediente, eine Schriftsprache, die ein eigentliches Sanskrit, eine heilige Schrift geworden ist, und sich noch in vielen alten Kirchenbüchern der südlichen an Griechenland gränzenden Stämme vorfindet. Ob sie jemals Sprache des Volks gewesen, ist beinahe zu bezweifeln; daß sie aber auf der indischen ruht, wie die germanische auf der persischen, ist nicht in Abrede zu ziehen, und darum mit Gewißheit anzunehmen, daß Slaven und Germanen, immer Nachbarn und Feinde, wie jetzt noch Indier und Perser, voreinander her, durch das mittlere westliche Asien, durch das südliche Europa gezogen sind, und sich in der Ordnung wie sie ausrückten, die Perser voran, niedergelassen haben, wie wir denn auch den ganzen Weg, den diese Nationen zurückgelegt, sie in derselben Ordnung, vor und hintereinander gelagert, finden.

Innerhalb der österreichischen Staaten theilt sich das Volk der Slaven in folgende Unterabtheilungen, welche wirklich von einander gesonderte Nationen bilden, die man nach den Hauptformen ihrer Dialekte in die Zweige des südöstlichen Stammes und in die des nordwestlichen Stammes theilen kann.

Zum südwestlichen Volks- und Sprachstamme der Slaven gehören 1) die Rußniaken in den galizischen, ungarischen und siebenbürgischen

Karpaten. 2) Die Wenden oder nach Schaffarik *) Slowenen, welche in Untersteiermark, Kärnthen, Krain, Friaul, kurz im südlichen Theile des Königreichs Illirien, ferner im nördlichen Provinzial-Kroatien und im westlichen an Steiermark gränzenden Ungarn wohnen. Man nennt sie fälschlich Vandalen. Sie werden unterschieden in Krainer und Slowenzen, welche jedoch eine nur wenig von einander verschiedene und sehr wortarme Sprache reden. 3) Die Kroaten oder Slowenо Horwathen, welche das eigentliche Kroatien, die Militärgränze und einen Theil des westlichen Ungarns bewohnen. 4) Die Serben oder Raizen in Militärslavonien und in einigen Gegenden des südlichen Ungarns wohnend. 5) Die Morlacken, in Dalmatien wohnend. 6) Die Bosniaken, in den Gebirgen am adriatischen Meere, mit den Morlaken in Dalmatien vereint und vermischt; endlich 7) die Bulgaren an der siebenbürgischen Gränze gegen die Walachei und Türkei zu.

Der nordwestliche Sprachstamm und Volksstamm ist viel weiter ausgebildet, die ihm angehörigen Völker stehen auf einer bedeutend höhern Kulturstufe als die eben genannten. Am weitesten vorgerückt in Wissenschaften und Künsten, wie in geselligen Formen sind 1) die Polen, doch gehört nur ein Theil des großen Landes, welcher am tiefsten gegen die andern zurücksteht zu Oesterreich, Galizien und Lodomirien, daher müssen für den Kaiserstaat als die gebildetsten Slaven 2) die Böhmen oder Tschechen angeführt werden, ihr Land ist bekannt. 3) Die Hanaken, von ihrem Sitze am Flusse Hanna benannt, sind in Mähren zu Hause. Für die Stammväter derselben hält man die Einwohner der Grafschaft Mortziz. 4) Die Slawaken, im westlichen Theile des nördlichen Ungarn; sie sind noch übrig aus dem einst mächtigen mährischen Reiche. Zu diesem nordwestlichen Sprachstamme muß man auch die Sorben und Wenden, in der Ober- und Niederlausitz wohnend, zählen, welche jedoch nicht dem österreichischen Staate angehören.

Das dritte Hauptvolk des Kaiserreichs ist das der Magyaren. Sie sind Asiaten, wahrscheinlich Stammverwandte der Türken und Tartaren (andere vermuthen daß sie in Tübet ihre ursprüngliche Heimat haben), sind erst seit dem neunten Jahrhundert nach Ungarn gekommen, bewohnen dieses und Siebenbürgen, und sind, wie die Litthauer in Preußen, in ihrem neuen Vaterlande ganz von fremden Völkern umschlossen,

*) Schaffarik Geschichte der slavischen Sprache und Litteratur nach allen Mundarten. Dieses Buch ist sehr selten, weil es mit Universitätsschriften in Ofen gedruckt und gar nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur von dem Verfasser oder der Universität an einzelne Gelehrte verschenkt worden ist.

mit denen sie nicht die mindeste Verwandtschaft in Sprache, Abstammung, Sitten haben; man zählt ihrer etwa vier und eine halbe Million.

Der vierte von den vorigen allen durchaus verschiedene Stamm, ist der der Italier, 4.700.000; er bewohnt das nördliche Italien und das südliche Tirol, ist aber auch über Dalmatien und die Inseln des adriatischen Meeres verbreitet.

Gleicher Abkunft mit diesem letztern scheint ein, jetzt von demselben durchaus verschiedenes, Volk zu sein, das der Walachen; sie stammen von den Römern ab, welche nach Dakien verpflanzt, dort sich mit andern Völkern vermischt haben. Dieses Faktum an sich scheint nach neueren Forschungen nicht mehr zu bezweifeln, auch hat sich bei ihnen eine Tradition davon erhalten, und sie nennen sich selbst nicht Wlachen, sondern Rumuni oder Romani. Sie wohnen in Siebenbürgen, zum Theil in der Bukowina und belaufen sich beinahe auf zwei Millionen Seelen. Die Sprache derselben ist offenbar eine Tochter der römischen, nur sehr verdorben durch Einmischungen aus benachbarten Sprachen, und durch einen eigenen Dialeckt, der, ohne in der Wurzel von allem Latein abzuweichen, sie doch für den seiner nicht gewohnten, ganz unverständlich macht, während man bei Kenntniß des Lateinischen sie durch Gewohnheit und durch Beachtung der abweichenden Form leicht verstehen lernt.

Neugriechen oder Makedonier, 10.000, haben sich als Kaufleute in den Städten angesiedelt; Armenier sind in Ungarn, Siebenbürgen und Galizien ansäßig, man zählt ihrer ungefähr 15.000. Juden sind, im ganzen Reiche zerstreut, auf eine halbe Million anzuschlagen. Albaner haben zwei Dörfer in der slavonischen Militärgränze inne. Der Zigeuner zählt man ungefähr 15.000, zerstreut in allen Theilen des Reichs, in den deutschen jedoch am wenigsten.

Daß bei Völkern so verschiedenen Stammes und so verschiedener Kultur, daß bei ihrer so höchst verschiedenen Lage in Hinsicht auf Entfernung von Städten, daß bei ihren angebornen Neigungen und Gewohnheiten, auch die allerverschiedensten Erwerbzweige und die höchste Unähnlichkeit in Beziehung auf ihre Lebensweise Statt finden wird, ist begreiflich. Wir finden denn auch in dem weitläufigen Reiche eine Bevölkerung, die von dem wilden Nomaden- und Räuberleben des südlichen Ungarn und des Kroaten, bis zur höchsten Verfeinerung des gebildetsten Diplomaten, alle Stufen der Kultur repräsentirt. Wir finden in Tirol den Jäger, in Steiermark den ansäßigen Viehzüchtler, in den Ebenen der Länder die Ackerbauern, in Böhmen und Oesterreich die betriebsamen Gewerbsleute; den Handelsmann, dem Alles feil ist (sogar er selbst), in Italien, und zwischen diesen Hauptmomenten sind wieder alle Schattirungen zu treffen.

Nach den verschiedenen Beschäftigungen, denen sie sich hauptsächlich ergeben, sind auch wieder die Karaktere und die körperliche Beschaffenheit der Völker verschieden. Dem Naturzustande am nächsten stehen die Magyaren; sie üben die Tugend der Gastfreundschaft, welche in den Zeiten der Patriarchen blühete, aus Europa aber verschwunden scheint, in einem beinahe noch höheren Grade als selbst die Russen, bei denen der Titel „Fremder“ ein Freibrief ist, auf welchen man, ohne einen Heller in der Tasche zu haben, das ganze Reich durchreisen kann. Bei ihrem Nomadenleben, bei ihrer isolirten Lage in einem Lande ohne Wirthshäuser, können sie derselben nicht entbehren.

Nicht die österreichische Regierung, sondern das österreichische Volk huldigt unbedingt dem Stabilitätssisteme. Feind aller Neuerungen ist der Bewohner der deutschen Lande in Oesterreich. Gemächlichkeit, Ruhe und ein müßiges Wohlleben, ist das Ziel, welches er sich gesteckt, worauf seine ganze Thätigkeit gerichtet ist; heiterer Sinn läßt ihn alles Ungemach leicht tragen, und dasselbe, bei der geringsten Veranlassung, vergessen, um sich mit den Fröhlichen zu freuen.

Stolz ist der Pole, der Böhme vornehmen Standes auf seinen Adel, seinen Reichthum; kriechend, gemein unterwürfig, knechtisch der Slave unterer Klassen, doch voller Kunstfertigkeit, fähig Alles zu lernen, aber vorzugsweise der Musik ergeben. Der Tanz und ein guter Trunk Branntwein lassen ihn die Sklaverei und den Druck vergessen, unter welchem er von seinem Gebieter gehalten wird.

Der Handelsmann, der Italier ist voll List und Hinterlist, schmiegsam; scheinbar gern und leicht in fremde Ideen eingehend, doch immer nur die seinigen verfolgend, hat er gleich dem Juden stets und allein seinen Vortheil im Auge, um dessentwillen er sich, gleich dem Juden, Alles gefallen läßt, wenn er nur dabei gewinnen kann. Einen Vorzug darf man jedoch seinem Karakter vor dem des Juden zugestehen: er ist, wenn er reich und vornehm geworden, nicht in einem solchen Grade brutal und hochmüthig, als dieser.

Ebenso wie ihre Sitten und ihre Sinnesart, sind die äußern Formen der Völker verschieden. Herkulisch, muskulös, an das Kolossale gränzend ist der Tiroler; schwerfällig, aber ausdauernd, beharrlich in seiner Kraft, wie wenige andere, zeigt sich der deutsche Gebirgsbewohner. Von großem kräftigem Schlage ist auch der Landmann in den übrigen Theilen der deutschen Erblande. Kleiner, feuriger und minder stark, nicht eben durchgängig schön zu nennen, ist der Pole und der Böhme. Schlank, gewandt, ein trefflicher Reiter, geschickt zu allen Künsten der Gimnastik, schön von Körper, schön von Gesicht, höchst ausdrucksvoll, von lebhaftem Auge ist der Ungar. Das weibliche Geschlecht hat in seinem runden Ge-

sichte, in den großen runden offenen Augen viel, was an die Abkunft aus Vorderasien erinnert. Unter allen am unansehnlichsten, kleinsten ist der Italiener. Das Gesicht spricht sich als ein Tummelplatz aller Leidenschaften aus; bei Erregung derselben sieht man sie auffallend sich in dem bewegten Antlitz ausprägen, und behält der Verstand auch den Sieg, läßt er sie auch nicht zum Ausbruche kommen, so ist ihr Toben doch unverkennbar, und es wird sich früher oder später in irgend einer heimlichen That Luft machen. Die feinsten, edelsten Formen haben die Zigeuner, welche ihre Abstammung aus Indien nicht verläugnen können. Bei immerwährendem Aufenthalte im Freien, Unzugänglichkeit für die entstellende Mode, welche die freie Entwicklung des Körpers schädlich hemmt und hindert, sind sie schlank, leicht, wie die Rehe, wie die Gazellen ihrer Heimat vom zierlichsten Bau. Die schönste Wienerin wird die Hand eines Zigeunermädchens, wird ihren fein geformten Fuß beneiden, wenn auch nicht gerade die Farbe, welche ein ächtes Nußbraun ist; die Formen sind aber unbezweifelt die reinsten und schönsten, welche man sich denken kann, sie erinnern an die Antiken der Griechen, deren Modelle auch noch nicht durch Schnürleiber, Strumpfbänder, Achselbänder u. s. w. verunstaltet waren.

Industrie des Kaiserthums.

Außer einzelnen Zweigen der Industrie, welche mehr in der Lage als in dem Kunstfleiße zu suchen sind, giebt es wenig, was nicht im ganzen übrigen Europa besser gemacht würde; zu diesen wenigen gehört die Glasfabrikation in Böhmen, und die damit verbundene Hialitfabrikation; ferner, die Verfertigung von hunderterlei Gegenständen des Luxus aus grauem Granit, sogenanntem wiener Pflasterstein und einige andere. Dagegen steht Oesterreich, was die Tuch-, die Leinwand-, die Lederbereitung betrifft, so wie in den mehrsten übrigen Zweigen der Industrie, weit gegen Preußen, Sachsen und Frankreich oder England zurück; und es lohnt trotz hoher, fast unerschwinglicher Zölle, welche auf fremde Waaren gelegt sind, und welche nach des Oesterreichers Blumenbach Angabe, fast einem Verbot gleich kommen, da sie oft 70 pC. betragen, doch der Mühe, die feinsten derselben einzuführen, weil die Mode, weil die vornehme Welt dieselben verlangt, und die inländischen Fabriken sie nicht liefern.

Unter Kaiser Josef wurde der lästige Zunftzwang theilweise aufgehoben. Dieß löste das Genie aus seinen ehernen Banden, gab ihm freien Spielraum, der geschickte Arbeiter konnte nun selbstständig, ohne seinen

Meister; seinen Zwingherrn auftreten; wer bewies, daß er ein Handwerk verstehe, wurde befugt es auszuüben, ohne zünftiger Meister zu sein. Man nannte dieses „Befugniß ertheilen," und die Leute, welche sie erlangt hatten, befugte Meister, zum Unterschiede von den andern.

Als sich nun die, damals ganz schlafende Industrie ein wenig erhoben hatte, erließ Kaiser Josef im Jahre 1786 sein Einfuhredikt, wodurch die Einbringung aller Waaren, die im Kaiserthume verfertigt werden konnten, verboten ward. Es geschah dieses, um die Gewerbsthätigkeit zu heben; allein es hatte die entgegengesetzte Folge, weil es an Konkurrenz fehlte, weil jeder machen konnte, was, und wie theuer er wollte. So blieb Alles auf dem eben gewonnenen Punkte, ohne ferneren Fortschritt stehen, Gediegenheit der Arbeit, Eleganz der Formen fehlte, es war nur Theurung, nicht Güte der Arbeit erlangt.

Land und Volk schien noch nicht reif für die Wohlthat, welche der Kaiser ihnen zugedacht, es mußte erst durch Tausende von neu zu errichtenden und zum Theil errichteten Schulen darauf hingearbeitet werden, den unteren Klassen die nöthige Anerkennung zu verschaffen, welche erforderlich war, um dasselbe über seinen Vortheil und über die Mittel sich dessen zu versichern, zu belehren.

Ein anderes versuchtes und bis jetzt durchgeführtes Mittel die Industrie zu beleben — das Verleihen der Patente — führte ebensowenig zu etwas Gutem. Erstens gab man Patente nicht auf das Neue, sondern auf alles, was in der österreichischen Monarchie neu war, und dessen war viel; hierdurch ward offenbar die Verbreitung des Nützlichen gehindert, denn dadurch, daß Einer sich der neuen oder der alten Erfindung bemächtigte, wurden alle andern an der Verbreitung und der Benützung derselben gehindert. Zweitens führte es zu einer thörichten und lächerlichen Hascherei nach Neuem, es mochte nun so albern und so geringfügig sein als es wollte. So weiß ich, daß während meines Aufenthalts in Wien ein Patent auf Verfertigung der sogenannten Strohwascheln (Strohwische rund gedreht, zum Behuf des Reinigens der Geschirre in den Küchen), und ein anderes auf eine neue, nicht eben gute Art von Bäckerwaare, ertheilt wurde, was im Publikum viel zu lachen machte; nichts destoweniger waren die Personen mit den Patenten belehnt, und kein Mensch durfte, bei Strafe, auf ähnliche Weise Strohwascheln drehen, woran zum Glück nicht viel lag.

Besser wurde für Hebung der Industrie durch Volksschulen und durch zwei treffliche Institute, das ständische technische in Prag und das politechnische in Wien gesorgt. Hier sah man Modelle von allen Maschienen, Proben von allen Fabrikaten, hier hatte man Lehrer, welche jeden Lernbegierigen in eigenen Vorlesungen über den Gebrauch und die

Anfertigung alles dessen unterwiesen, was in den Sälen und Kabinetten der Anstalten zu sehen war. Diese werden noch segensreicher werden, wenn man statt der Lehrer, welche nur die Theorie der Sache innehatten, Leute herangebildet haben wird, die das Praktische mit dem Theoretischen verbinden, die wissen, wie man Leder gärbt, und warum Lohe, oder ihr Auszug auf das Fell des Thieres so und so wirkt; das sogenannte rationelle Verfahren wird dann, wie in andern Staaten, dort bekannt und ausgeübt werden, und man wird für schlechte Produkte gute erhalten, denn es ist schon längst aus der Mode, daß ein Fabrikat nicht gelinge. Sobald alles vernunftgemäß betrieben wird, hat man das Sprichwort „backen und brauen geräth nicht allemal“ abgesetzt.

Nur eines wäre für Oesterreich noch zu wünschen, daß die Regale und Monopole aufgehoben würden. Es gibt Gegenstände, die ein Privatmann nicht betreiben kann, wie die Porzellanmanufakturen, die deshalb mit Recht dem Staate verbleiben, denn Millionen sind als Betriebskapital nöthig, und die Zinsen nicht so hoch, daß ein Privatmann es wünschenswerth finden könnte, sein Geld darin anzulegen; allein die Tabacksfabrikation dürfte wohl aufgegeben werden, da dem ganzen Lande, mit Ausnahme von Ungarn, ein bedeutender Erwerbszweig, sowohl für den Landmann, der keinen Taback bauen darf, als für den Bürger, der keinen fabriziren darf, entgeht. Die kostbare Verwaltung nimmt ohnedieß allen Nutzen weg, und das Fabrikat ist unter aller Kritik schlecht.

Wenn es sich um die Industrie des österreichischen Staates handelt, so muß man denselben in zwei Theile trennen; die Gränzlinie ist bereits gezogen, es ist die Chaussee von Triest nach Wien und von dort nach Prag. Alles was östlich von dieser Linie liegt, kann gar nicht in Betracht gezogen werden, die Menschen dort sind Halbwilde, haben keine Bedürfnisse, die sie sich nicht selbst sogleich befriedigen könnten; sie bauen ihr Korn, schlachten ihr Vieh, sie verfertigen ihre grobe Leinwand, ihr noch gröberes Tuch, und machen sich Kleider daraus selbst, sonst brauchen sie nichts. Die Reichen werden durch den Handel damit versehen. Es gehört hierzu Dalmatien, Kroatien, die Militärgränzen, Ungarn, Siebenbürgen, die Bukowina, Galizien, Lodomirien, Mähren und der größte Theil von Böhmen.

Westlich von dieser Linie liegt Italien, Tirol und das deutsche Land Oesterreichs; dort findet man Fabriken, aber auch diese nur in geringer Zahl und in geringer Vollkommenheit. Vorzugsweise wird in Böhmen die Weberei in Leinwand und die Glasfabrikation kultivirt, dasselbe gilt von Schlesien; auch die Papierfabrikation wird in diesen Landen mehr, als in andern Theilen der Monarchie betrieben, nur die Lombardei behauptet darin den Vorrang. In Verfertigung wollener Waaren (gro=

ber), zeichnen sich Steiermark und Tirol aus, Teppiche, sogenannte Kootzen, schwere wollene Decken, um darinnen zu schlafen, und ordinäre Tücher werden daselbst verfertigt, und durch den Handel in der Monarchie verbreitet. Tuch feinerer Gattung wird gar nicht gefertigt; die besten Fabrikate bei einem Preise von 12 fl. Konventionsmünze färben noch ab. Will man also wirklich Gutes in dieser Art haben, so muß man dasselbe aus dem Auslande kommen lassen. Die außerordentliche Menge von Hasen gibt reichlichen Stoff zur Filzbereitung, der daher in Oesterreich sehr gut und sehr wohlfeil ist.

Das Leder wird von den Oesterreichern, besonders von denen, welche über Industrie und Fabrikwesen schreiben, als vorzüglich gepriesen; dieß kann jedoch nur der beurtheilen, der auch außerhalb der österreichischen Staaten Stiefel zerrissen hat. Das Leder ist grundschlecht, wird meistentheils mit der Rinde des Lärchenbaumes gegärbt, färbt daher die Strümpfe grün; die Eile aber, mit der es betrieben wird, der Mangel an Konkurrenz, welcher die Arbeiter zwingt das schlechte Fabrikat zu nehmen, wirken noch übler ein, als die Lärchenrinde vielleicht thun würde. Das Leder wird nicht gar gegärbt, es ist brüchig, ein paarmal naß werden ist genug, um ein paar neue Stiefel völlig zu verderben; es hält das Oberleder fast nie (wohl nur in seltenen Glücksfällen) eine Sohle aus, man läßt die Stiefel daher auch nicht versohlen; ja wenn man dieses thut, hält der Schuster es für ein Zeichen der Armuth des Bestellers, und „er läßt seine Stiefel doppeln“ (versohlen), ist eine sprüchwortliche Redensart, die einen armen Teufel bezeichnet. Die Juchten, welche dort verfertigt werden, sind viel besser als das andere Leder, doch stehen sie den russischen weit nach; hingegen ist die Korduangärberei in der Bukowina und die Samischgärberei in Tirol auf einer vorzüglich hohen Stufe. Saffian und Korduan ist dem türkischen fast gleich, wird aber wenig als Fabrikarbeit betrieben, und überhaupt nur so viel gefertigt, als die Ungarn und Kroaten zu ihren Schnürstiefeln verbrauchen.

Töpferwaaren, fein und grob, werden im ganzen Reiche verfertigt. Das Porzellan, welches in Wien gemacht wird, steht allem andern bekannten nach. Steinarbeiten sind besser: so das bekannte wiener Straßenpflaster; ferner höchst zierliche Perlmutterarbeiten mit Gemälden, gute Terpentinwaaren, geschliffene Korallen, Alabasterarbeiten (in Mailand) u. dergl. Ein nirgends so stark als dort betriebener Industriezweig ist das Schneiden von Meerschaumpfeifenköpfen, worin die Wiener es zu einer seltenen Fertigkeit gebracht haben; der Thon hierzu kommt aus der Türkei über Ungarn, woselbst (in Pesth und Debrezin) eine bedeutende Quantität, für Ungarns Bedarf ausreichend, zurückbleibt.

Holzarbeiten aller Art werden im Lande verfertigt; die Formen der Möbeln sind jedoch weder elegant, noch gediegen, wenn sie gleich die Pariser übertreffen. Diese nämlich sind ohne allen Geschmack, mit Schnörkeleien und Schweifungen überladen, künstliche, aber keine Kunstwerke. Drechslerwaaren, besonders Schachspiele, gehen viele nach der Türkei. Kinderspielzeug schafft Tirol jährlich an 400 Kisten ins Ausland; Musikinstrumente verfertigt Wien dagegen (namentlich Flügel, Fortepianos) in seltener Vollkommenheit, es gehen davon jährlich wenigstens 500 ins Ausland, 1000 bleiben im Lande. Die Fabrikation chemischer Waaren ist bedeutend, doch wegen mangelnder Feinheit derselben nur noch auf das Inland beschränkt; dasselbe findet mit dem Zucker statt, der entweder aus Rohrzucker, oder aus Runkelrüben und Ahorn gewonnen wird. Versuche, ihn aus Trauben und Stärke zu gewinnen, sind unbedeutend geblieben. Chokolade wird in Mailand häufig fabrizirt, in Wien häufig entsetzlich verfälscht. Das in Oesterreich (selbst in Wien) bereitete Bier ist unbeschreiblich schlecht, es führt den Namen „Baierisches;“ das sogenannte Echte („Echt's“ nennt es der Wiener, „an Seidl Echt's!“) ist theurer, wie gewöhnlicher guter Wein, die Maas davon kostet 54 bis 60 Kreuzer W. W. (30 Kreuzer reinl.), und wird aus Regensburg auf der Donau nach Wien gebracht, wo es als Delikatesse getrunken wird, während es in Regensburg selbst das gewöhnlichste Getränk des gemeinen Mannes ist, und 4 bis 6 Kreuzer per Maas kostet. Branntwein fabriziren die Nordländer nach uralten, hergebrachten, schlechten, Zeit und Material verschleudernden, Manieren; feine Liköre liefert Triest, vorzüglich Zara, welches in Oesterreich selbst deshalb eines weit größern Ruhmes genießt als Triest.

Unbedeutend ist die Uhrmacherei, sie beschränkt sich fast nur auf Reparaturen, doch werden größere Uhrwerke viele gemacht; Taschenuhren werden immer noch eingeführt. Dagegen ist in anderweitiger Verarbeitung der Metalle, wenigstens für das Grobe, mehr gethan. Blechwaaren von Messing, Kupfer, Eisen werden sehr viele verfertigt. Blechschmieden und Drathziehereien liefern dazu den Bedarf. Eisenwaaren wurden früher aus Steiermark, wo in jedem Winkel, der ein Bächlein lieferte, ein Eisenhammer stand, in großer Menge über Triest nach Amerika geführt; hieher gehörten Sensen, Sicheln, Hacken, Beile, Messer, Scheeren, Ketten; ferner werden in Baden bei Wien und in Karlsbad allerliebste Stahlarbeiten verfertigt, die man ihrer Zierlichkeit wegen zu den Bijouteriewaaren rechnen könnte, weil sie nicht viel weniger Kunst und Geschicklichkeit fordern. Die Goldarbeiten sind zwar sehr fein und schön, allein ihre Fabrikation ganz allein auf Wien beschränkt.

Bleiwaaren, Bleikessel, Fensterblei, Tabacksblei, Bleidraht, Bleiröhren werden in Menge gefertigt; dagegen Zinnwaaren wenig, weil das Land arm daran ist.

Handel Oesterreichs.

Wie reich an Naturprodukten der Staat auch ist, so hat er doch nur einen sehr geringen, unbedeutenden Handel; denn etwas Holz (Bretter), welches nach der Türkei geht, und die Eisenwaaren, welche über Triest bezogen werden, jetzt aber zum größten Theile von dem wohlfeileren und besseren schwedischen und preußischen (schlesischen) Eisen verdrängt sind; machen so ziemlich die Hauptgegenstände des Handels aus. Es nimmt zwar jeder Fremde, der nach Karlsbad oder Teplitz oder Wien kommt, etwas von den feineren Sachen für die Seinigen mit; allein das kann man doch als Handel nicht in Anschlag bringen.

Oesterreich liegt schlecht für den Handel. Der einzige Weg, den es hat, das adriatische Meer, wird durchaus nicht gehörig benützt, und die Frachtstraße dahin, die von Prag über Wien nach Triest, ist im schlechtesten Zustande; Berge von ungeheurer Höhe liegen dazwischen. Man hat in neuester Zeit allerdings viel für Verbesserung derselben gethan, namentlich den Ber gzwischen Grätz und Marburg, den Platsch, umgangen (er kostete jährlich wenigstens fünfzig Pferden das Leben), allein da die Straßen fast immer in Flußthälern laufen, an der Mürz, an der Mur, an der Drau, und diese Flüsse höchst reißend und häufig durch Gebirgswasser hoch angeschwollen sind, so warden alle zwei Jahre wenigstens, häufig mehre Jahre hintereinander, theils die Straßen auf halbe oder ganze Meilen überschwemmt, theils auf gleiche Strecken gänzlich unfahrbar, durch den tobenden Strom zerstört, theils werden die Brücken weggerissen. Es gibt dann jedesmal einen Aufenthalt von 4 bis 6 Wochen, auch wohl drüber, während welcher Zeit die Straßen, der Ausbesserung wegen, gesperrt sind; allein trotz dieser traurigen Erfahrung, baut man sie (gleich den Bewohnern des Aetna, welche auch, wie oft die glühende Lava ihre Hütten zerstört, dieselben immer auf dem nämlichen Flecke wieder aufbauen) — stets von Neuem, gerade wie sie früher waren, und gerade auf dieselbe Stelle, damit im nächsten Jahre wieder Arbeit für die Straßen- und Brückenbauer da ist.

Wie störend dieß auf den Handel wirkt, ist kaum zu beschreiben. Eine solche Zeit der Straßensperre muß man den Weg durch Ungarn machen, welcher nicht nur beträchtlich weiter, sondern auch noch dazu nicht chaussirt ist, da denn oft fünfzig Paar Ochsen vor einen Wagen gespannt werden müssen, um denselben aus dem regenerweichten Boden wieder herauszuschaffen; selbst auf ebenem Wege braucht man gewöhnlich

24 Pferde, da der Boden an und für sich weich und sumpfig ist. Das Uebelste aber bei allen Unbequemlichkeiten ist, daß die Brücke bei Marburg, über welche man auf jeden Fall fahren muß, auch weggerissen wird, und daß nun der Straßenzug zu Ende ist. Sind die Frachtwägen auch bis dahin gekommen, weiter können sie nun nicht, und der Handel ist völlig gesperrt.

Ein zweites Hinderniß desselben sind die mit jeder Provinz wiederkehrenden Zollschranken; Ungarn zahlt an Oesterreich Zoll. Waaren die in Ungarn wachsen und nach Oesterreich zum Verkauf gebracht werden, müssen an der Gränze einen so hohen Zoll geben, daß aller Absatz eigentlich gehemmt ist, daher Naturerzeugnisse fast gar keinen Werth haben. Gegen das Ausland ist dieses vollends arg, daher auch der Transithandel wie der Binnenhandel gestört ist. Selbst Uebersiedlungs-Effekten, also gebrauchte Sachen, Möbeln, Bilder und dergleichen, zahlen 70 Prozent ihres Werthes, und nur genaue Bekanntschaft mit irgend einer Person bei den höhern Stellen, kann dieses ermäßigen oder niederschlagen.

Die natürliche Folge davon ist ein förmliches, eingerichtetes Schmuggel-, ein Schleichhandelssistem, welches der Regierung ungeheure Summen kostet, indem die natürliche Folge des Schleichhandels ein Heer von mehreren hunderttausend Mauthsoldaten ist, die an den Gränzen truppweise postirt, demselben Einhalt thun sollen; da aber die Provinzen selbst abgeschlossen sind gegen einander, so sind diese Gränzen weit ausgedehnt, und so durchziehen diese Kordons von Douaniers ganz Oesterreichs mit einem Netz von Douanenlinien; sie liefern mit den Paschern förmliche Gefechte, oder sie helfen ihnen ihren Handel gegen Geld und gute Worte betreiben.

Dasselbe gilt in Beziehung auf die Häfen Fiume, Triest und Venedig, die mit einem Kordon umzogen sind, so eng und so streng, als wäre er gegen die Pest gerichtet; denn diese drei Häfen und ihr Gebiet werden (nach Blumenbach) förmlich als Ausland betrachtet und behandelt. Im Norden ist es mit den beiden freien Städten Brody und Podgorsche eben der Fall: auch sie, beides Theile der österreichischen Monarchie, werden wie Ausland angesehen, und daher ist hier, wie nirgends anders der Schleichhandel zu Hause, der Tausende von Menschen nährt, und selbst die strengsten Maßregeln, wozu vielleicht auch die gehört, daß jeder Kaufmann sich Haussuchungen, zu ganz beliebiger Zeit angestellt, gefallen lassen muß, helfen wenig oder nichts; sie richten hier und da einen Kaufmann zu Grunde, der Schleichhandel ist aber zu profitabel, als daß er nicht immerfort betrieben werden sollte. Zollfrei sind alle Gegenstände, die für kaiserliche Institute und für das kaiserliche Haus bezogen werden, daher mit dem Zoll ein entsetzlicher Mißbrauch getrieben wird, weil Alles was sich an solche Institute durch Freundschaft mit den Vorstehern oder

Unterbeamten hängen kann, sich zollfrei zu machen sucht. Doch bleibt es gefährlich; denn gesetzt es habe Jemand, selbst gegen einen sogenannten Paß, einen bezahlten Erlaubnißschein zu Einführung eines bestimmten Quantums einer bestimmten Waare, etwa Havanna-Zigarren, 600 Stück kommen lassen, und er schenkt davon zehn einem Freunde, welche dieser für sich verbrauchen will, so kann ein Visitator zu demselben kommen, Oeffnung seiner Schlösser verlangen, Alles durchsuchen, und wenn er der Zigarren sieben, achte findet, sie mit sich nehmen und auf das Zollamt bringen; hier wird der Besitzer zitirt, muß erklären, woher er sie habe; nun wird demjenigen, der sie verschenkte eine Strafe von 10 — 20 und mehr Gulden Konventionsmünze diktirt, dafür, daß er die ihm erlaubten Zigarren verschenkte, und der Beschenkte zahlt eine ähnliche Strafe dafür, daß er sie nahm. Weit höher steigt nun die Strafe, wenn man durch die Untersuchung erfährt, daß der erste Besitzer seine Waare auf unerlaubtem Wege, durch Begünstigung von einem Dritten erhalten, dann kommt auch noch dieser Dritte in Noth. Aber es bleibt bei alledem kein Mittel übrig sich die Sache zu verschaffen; als solch ein unrechtmäßiges; denn ein Paß für 3 Pfd. Zigarren kostet 20 bis 25 fl. Konventionsmünze, dieß ist vielleicht sechs bis acht mal so viel als der Ankaufspreis dieser Waare im Auslande beträgt.

Wären diese Beschränkungen nicht, so könnte der Handel mit Kunsterzeugnissen und mit Gegenständen der Industrie nach den österreichischen Staaten, dagegen der Handel mit Naturprodukten aus den österreichischen Staaten ganz außerordentlich groß sein, denn Oestreich hat an den ersteren einen so großen Mangel, wie es an den letztern Ueberfluß hat, und es wäre leicht möglich daß ein niedriger Zoll, der die Pascher oder Schmuggler entmuthigte, ihnen die Gefahr nicht bezahlte, viel mehr trüge, als ein hoher, der bei jeder günstigen Gelegenheit übergangen wird.

Wie leicht dieß letztere übrigens ist, möge folgende Anekdote beweisen. Erzähler dieses fuhr aus Ungarn nach Wien. Bei den Gränzen unweit Laxenburg trat der Zollbeamte an den Wagen und frug nach mauthbaren Dingen; mit Wahrheit wurde versichert, daß nichts vorhanden sei, ein Trinkgeld von 20 Kreuzern Konventionsmünze machte die Versicherung auch glaubwürdig. Der Mauthbeamte frug nun den Postillion, einen alten Bekannten: „Nu du Strick hast nix bei dir, was i Dir abnehma konnt?“ Der Postillion erwiederte: „A jo do hint'n im Korb liegt en Zentner ungrischer Taback, und hier vorn unter'm Spritzleder hob i an Foß'l mit ödenburger Ausbruch!“ „S'ist immer der olte Spaßmacher“ sprach der Zollbeamte, „fahr zu du Lump!“ — Der Postillion trieb die Pferde an und wandte sich dann zu mir, sprechend: „den hob i d'rrwischt (erwischt); do hint'n hob i Taback und hier vorn Wein; er hot's mer nit

glaubt!“ In einem Häuschen außerhalb der Linie, der äußersten Zirkumvallation von Wien, ward beides abgesetzt.

Rund um, nach allen Gegenden des Auslandes, gehen Erzeugnisse der Monarchie. Durch die folgende Uebersicht wird die Aermlichkeit dieser Ausfuhr bewiesen; wenn man bedenkt, welch ein ungeheurer Staat es ist, der sie liefert. Blumenbach, Gemälde von Oesterreich, I. 94 gibt an: Seide, der Hauptartikel aus Italien, Tirol, Dalmatien 25.000 Zentner; Schafwollenwaaren 22,000 Zentner; Schafwolle 60.000 Zentner; Leinenwaaren mit Beischluß des Zwirns und der Seilerwaaren 67.000 Zentner; Baumwollenwaaren für 3 Millionen; Glaswaaren 54.000 Zentner; Eisen- und Stahlwaaren 136.000 Zentner; Holz für $1^1/_2$ Millionen Gulden; Getraide und Hülsenfrüchte 462.000 Zentner; Kupfer und Kupferwaaren 17.000 Zentner; Blei für 900.000 Gulden; Butter und Käse, so wie ausgelassene Butter (im Süddeutschen Schmalz; was der Norddeutsche Schmalz nennt, heißt im Süden Fette); Eisendraht für 300.000 fl.; Federn für 700.000 fl. (1820 nur für 130.000 fl.); Silber- und Goldarbeiten für 300.000 fl.; Hopfen für 330.000 fl. Sämereien für $^3/_4$ Millionen Gulden; Stahl ebensoviel; Taback für $^1/_2$ Million; Hornvieh für $1^1/_5$ Million fl.; Schafe für $^1/_4$ Million fl.; Schweine für $^3/_4$ Million fl.; Pferde für 90.000 fl.; Wein für $1^1/_4$ Millionen fl. — Was will das heißen für Oesterreich, Böhmen, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Kroatien, Dalmatien, Illirien, Italien, Tirol u. s. w.?

Die wichtigsten Gegenstände der Einfuhr sind Zuckermehl für den Bedarf der Raffinerien. Man führte 1820 71.157 Zentner, und im Jahr 1826 163.520 Zentner Rohzucker ein, 12.000 Zentner bereits raffinir[illegible] Million — offenbar viel zu wenig, vielleicht weil dieser nebst dem Taback und Kaffee einen Hauptgegenstand des Schmuggelhandels bildet. Die 53,000 Zentner Kaffee, welche Blumenbach angibt, und die geringe Menge Zucker reichen nicht zum zehnten Theil für das Bedürfniß Oestreichs hin. Garn wird sowohl aus Baumwolle als aus Wolle eingeführt über 16.000 Zentner, ungefähr für 4 Millionen fl. Hornvieh für eben so viel; Schafe für 200.000 fl. Schweine für mehr als 2 Millionen fl.; Pferde für mehr als 350.000 fl. Rohe Baumwolle 50 bis 60.000 Zentner im Werth von 4 Millionen fl. (hier scheint ein Irrthum obzuwalten; Blumenbach gibt an 57.132 Zentner rohe Baumwolle zu 3.990.000 und 53.255 Zentner Kaffee zu 3.727.000 fl. Wer Lust hat, dieß zu berechnen, wird finden, daß der Zentner Kaffee gerade so hoch kommt, wie der Zentner rohe Baumwolle, nämlich beinahe 70 fl. voll, welches wohl vom Kaffee, aber nicht von der rohen Baumwolle möglich ist. Farben und Färbstoffe werden eingeführt 35.700 Zentner, im Werth von $3^3/_4$ Millionen fl. Färbehölzer 51.000 Zentner zu 1 Mil-

lion fl.; Baumöl (d. h. Olivenöl) 73.000 Zentner, Werth 3 Millionen fl.; rohe Felle, Häute, Pelzwerk 21 bis 22.000 Zentner, im Werthe von 1½ Millionen (der Preis und Werth muß dabei ungeheuer verschieden sein, Blumenbach gibt für das Jahr 1820 an 22.471 Zentner, Preis 1.414.000 fl., im Jahre 1826 21.522 Zentner, also weniger, im Werth von 2.309.000, also um beinahe die Hälfte mehr im Preise). Leder 16000 Zentner, Preis 1½ Millionen fl. Getreide und Hülsenfrüchte 60.6.000 Zentner im Preise von 2 Millionen; Bier, Branntwein und Essig für 350.000 fl. Fische für 5 bis 600.000 fl. Fischthran für 425.000; Gummi und Harze für eben so viel; Holz und Holzwaaren für 450.000 fl.; Honig und Wachs 13 bis 14.000 Zentner für 5 Millionen fl.; Südfrüchte für 253.000 fl.; Kakao für 200.000 fl.; Mandeln für 260.000 fl.; Gewürze für 1 Million; Sämereien für ¾ Millionen fl.; Schafwolle für 1.100.000; türkische Weine für ½ Million, große Rosinen (dort Weinbeere, überhaupt in Süddeutschland Zibeben genannt; Rosinen heißt dort, was Norddeutsche Korinthen nennen) für 841.000 fl.

Speditions- und Transithandel kann nur ganz unbedeutend sein, denn Alles muß auf der Achse verschickt werden, und alle Staaten, außer Baiern und Würtemberg, bekommen die Waaren aus der Levante und Italien, vom Norden her, zur See, weil der Transport um Spanien, Frankreich und Holland, über Rotterdam, Bremen, Hamburg, Lübek, Danzig, ihnen, obwohl zehnmal so lang, doch sechsmal so wohlfeil zu stehen kommt, als der viel kürzere Landtransport.

Maaſs und Gewicht.

Die gesetzlichen Maaße und Gewichte im österreichischen Staate sind entweder das wiener Maaß und Gewicht, welches in allen Provinzen gültig ist, oder in den italienischen Provinzen das, von der vormaligen französischen Regierung eingeführte und von der österreichischen Verwaltung beibehaltene, metrische Maaß und Gewicht; doch sind auch die früheren Provinzialmaaße und Gewichte noch im Gebrauche.

Die Einheit des Längen-Maaßes ist der wiener Fuß, deren sechs eine Klafter machen. Der Fuß wird getheilt in zwölf Zolle, der Zoll in zwölf Linien, die Linie in zwölf Punkte, der Punkt in 12 Quinten. (Dieß ist schon eingebildete Theilung, nur noch mikroskopisch).

Ein wiener Fuß hat 11 Zoll, 8 Linien, 4 Punkte pariser Maaß. Ein pariser Fuß hat 1 Fuß, 4 Linien wiener Maaß.

1 wiener Klafter hält 1.896 französische Meter (annäherungsweise

$1^9/_{10}$ Meter) oder 1 Meter und 9 Palmi (Dezimeter); der Meter zerfällt in 10 Palmi, der Palmo in 10 Diti (Zentimeter). Jeder Meter hat $0,^{5272}$ wiener Klafter, d. h. da der Dezimalbruch nicht Jedermann verständlich ist $^{5272}/_{10000}$ oder ungefähr $^{53}/_{100}$, d. h. mehr als eine halbe Klafter, nämlich 3 Fuß und 2 Zoll.

Beim Ellenmaaße ist die wiener Elle gebräuchlich, sie hat 355 wiener Linien oder $2,^{465}$ Fuß, d. h. 2 Fuß und $^{465}/_{1000}$ desselben. Nach dem metrischen Maaße hat die wiener Elle 7 Palmi, 7 Diti und 9 Atomi (Millimeter) und 100 wiener Ellen sind gleich 77 Meter, 9 Palmi, 1 Dito und 9 Atomi. 1 Meter ist gleich $1^9/_{32}$ wiener Ellen, und 100 Meter sind gleich $128^{10}/_{32}$ Ellen.

Als Meilenmaaß ist die Polizei = oder Postmeile festgesetzt, welche 24000 wiener Fuß oder 4000 Klafter hat. Eine geografische Meile ist $89^2/_3$ Klafter kleiner als die Postmeile; sie hält nur $3.910^1/_3$ wiener Klafter. Eine metrische Meile hat 1000 Meter, folglich 100 metrische Meilen gleich $13,^8$ (d. h. 13 Ganze und $^{18}/_{100}$) österreichische Postmeilen. Die Quadratpostmeile mißt 16 Millionen Quadratklafter, eine geografische Quadratmeile hat nur 15.293.314 Quadratklafter.

Das im österreichischen Staate gesetzmäßig eingeführte Flächenmaaß ist die wiener Quadratklafter von 36 Quadratfuß. 1.600 Quadratklafter machen den österreichischen Morgen, eine Hufe, 1 Joch oder ein Stück Feld, von 3 Metzen Aussaat. 3000 Quadratklafter sind nach dem metrischen Maaße eine Hektara, italienisch ein Tornatur $0,^7$ Tavole (Are) 91 Quadratmeter (Centiare) und 42 Quadratpalmi. Ein Tornatur hält 2.779 Quadratklafter, 5 Quadratfuß und 11 Quadratzoll.

Als Hohlmaaß, Frucht und Getraidemaaß dient der wiener Metzen zu 8 Achtel, beinahe gleich 2 wiener Kubikfuß, genau $1,^{9471}$ Kubikfuß oder $3364,^{5888}$ wiener Kubikzoll oder $3100,^{3314}$ pariser Kubikzoll. Zehn wiener Metzen sind, nach dem in Italien üblichen metrischen Maaße, gleich 6 Some (Hektoliter) 1 Mina (Dekaliter) 5 Pinte (Liter) 3 Koppi (Deziliter), und zehn metrische Some machen im österreichischen Maaße 16 Metzen, 4 Maßel, $^3/_8$ Becher. Flüssigkeiten mißt man mit wiener Eimern zu 40 Maaß (gleich 1,792 wiener Kubikfuß, oder 3096,576, d. h. 3096 Ganze und $^{576}/_{1000}$ Kubikzöll). Sie faßt demnach mehr als ein halb Hektoliter, nämlich $0,^{566}$ oder $^{566}/_{1000}$ desselben. Zehn Eimer sind 5 Some, 6 Mine, 6 Pinte, 8 Koppi (5 Hektoliter, 6 Dekaliter, 6 Liter und 8 Deziliter). Zehn metrische Some oder Hektoliter machen 17 Eimer, 25 Maaß und $2^4/_5$ Seidel.

Das Handels = und Kommerzialgewicht, seit 1756 eingeführt, ist ein Pfund zu $11.655,^{11}$ holländischen Assen, oder $10.546,^{63}$ alte pariser Grains, oder $560,^{162}$ neuen Grammes. (Das Komma scheidet von einer

ganzen Zahl immer die Dezimalstellen ab; man muß also bei der letzten Zahl lesen 560 Ganze und $^{183}/_{1000}$ Grammes. Blumenbach braucht immer den Punkt statt des Komma, dies muß aber verwirren).

Das Pfund zerfällt in 32 Loth oder 128 Quentchen und 100 Pfund werden ein Zentner genannt; der wiener Zentner hält nach metrischem Gewicht 56 Pfd. (Kilogramme oder Kurzweg 56 Kilo), keine Onze (Hektogramme), keine Grossi (Dekagramme), wohl aber 1 Denaro (Gramme) und 34 Grani (Dezigramme). Ein metrisches Pfund (Kilo) ist gleich 1 Pfd. 25 Lth. 0,^{566} Quentch. (kein Ganzes sondern $^{566}/_{1000}$ Quentchen) wiener Gewicht. Die wiener Mark enthält 78.643,^{2} kölner Rechen-Pfennigtheile oder 2.806,^{44} metrische Grammes. Fünf wiener Mark sind — sechs kölnischen.

Für Geld ist der Konventionsfuß (der 20 Guldenfuß) angenommen. Jeder Gulden hat 60 Kreuzer oder drei Zwanziger (in Baiern und Würtemberg gilt ein Zwanziger 24 kr. und ein Gulden österreichisch hat 1 fl. 12 kr. reinländisch); der Kreuzer hat 4 Pfennige. Es gibt Gold-, Silber- und Kupfermünzen; die gewöhnlichste Goldmünze ist der Dukaten zu 4½ fl. (3 Thaler preuß.), der Doppelte zu 9 fl., der Souveraind'or zu 13 fl. 20 kr. Im lombardisch venetianischen Königreiche geht der Sovrano zu 40, der halbe zu 20 Lire (3 Lire 1 fl.). Aus Silber kursiren Münzen zu 2 fl., Speziesthaler 1 fl. 30 kr., 20 kr., 10 kr., 5 kr., und 3 kr. und im lombardisch venetianischen Königreiche der Skudo zu 6 Lire (2 fl.), der halbe Skudo zu 3 Lire (1 fl.), die Lira zu 20 kr., die halbe und Viertelslira (Blumenbach).

Es kommen nun zu den Silbermünzen noch die Brabänter oder Kronenthaler zu 2 fl. 12 kr. Konventionsmünze und 2 fl. 42 kr. reinländisch; die halben Kronenthaler zu 1 fl. 6 kr. und die Viertelskronen zu 33 kr. (1 fl. 21 kr. und 40½ reinl.); ferner Kupfermünzen, ein ganzes Heer, zu 30 kr., welche gelten 6 kr., zu 15 kr., welche gelten 3 kr., zu 2 kr., welche gelten 1 kr. und 1 und ½ kr. stücke. Die Menge dieses Kupfergeldes ist höchst beschwerlich, umsomehr als der Silberscheidemünze, wie überhaupt des Metallgeldes, in Oesterreich außerordentlich wenig ist, und außer den Wechslern und Kaufleuten Millionen Menschen in ihrem Leben noch nicht hundert Dukaten auf einem Flecke gesehen haben. Statt des Metallgeldes kursirt zweierlei Papiergeld: solches, was der Staat ausgibt, unter dem Namen Anticipationsscheine und Bankozettel von 1 fl., 2 fl., 5 fl. Nominalwerth. Dieses Papier gilt nur ⅖ davon, was darauf steht, ein 5 fl. Zettel gilt also 2 fl. Ferner gibt eine Gesellschaft von Kaufleuten, die Bank, Papiergelder aus, welche größer, auf festerem, künstlich bereitetem und gezeichnetem Papiere gedruckt sind, und welche den vollen Nominalwerth haben. Sie gelten und kursiren als Konven-

tionsmünze, während die vom Staate ausgegebenen Papiere unter dem Namen W. W. (das heißt: wiener Währung) gehen, und in dem genannten Verhältnisse zu dem Silber- oder Privatbanko-Papiergelde stehen.

Schulbildung des Volkes.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Oesterreich rücksichtlich der wissenschaftlichen Bildung, nicht nur, wie Blumenbach sagt, einige, sondern alle südlicher und alle östlich gelegenen Staaten übertrifft, und unter den katholischen Staaten Europas, Frankreich ausgenommen, den ersten Rang behauptet; allein man weiß wie wenig dieß ist; alle östlich gelegenen Völker sind ganz, alle südlich gelegenen halb barbarisch, Italien selbst ist davon nicht auszunehmen; denn nur wenige Gelehrte sind dort, und diese können natürlich keinen Maßstab für die Bildung des Volkes geben, ja es ist beinahe zu bescheiden zu sagen, Oesterreich stehe gegen Frankreich zurück. In Frankreich können unter zwanzig Menschen immer neunzehn nicht lesen und noch viel weniger schreiben, in Oesterreich darf man doch wohl annehmen, daß die Hälfte der Bevölkerung dieses kann; allein wenn auch Mathematik, Naturkunde, Rechtswissenschaften die Fächer sind, in denen die österreichische Literatur glänzt, so glänzt Oesterreich darum in diesen Fächern noch nicht in der deutschen Literatur. Zwei Fächer des Wissens, die praktische Medizin in Wort und Lehre, wenn auch noch nicht in der Schrift, und die orientalische Linguistik sind es, worin sich Oesterreich merklich vor den mehrsten Völkern auszeichnet. Dieß kommt von seiner Lage, von seiner Ausdehnung und von seiner Gränzung an die Türken her. Die ersten, Ausdehnung und Lage bedingen eine Menge verschiedener Krankheitsformen, wie sie so mannigfaltig und so häufig sonst nirgends vorkommen, und die andere bedingt durch die Verbindung mit den Nachbarvölkern eine ausgebreitetere Kenntniß der orientalischen Sprachen, als man sie sonst wo findet.

Die Bewohner von Kärnthen und Krain, welche mit Brettern nach der Türkei handeln, können fast alle neben ihrer slavischen und deutschen Sprache, auch noch die türkische, die Tiroler dagegen die italienische Sprache, so wie die Bewohner von preußisch Schlesien polnisch, und die Ostpreußen lithauisch können, was man von den fremden Gränznachbarn nicht sagen kann. Der Deutsche bequemt sich gerne dem Andern, der Ausländer ist zu hochmüthig und zu dumm, die deutsche Sprache zu lernen; der Italiener, der Franzose, ja selbst der Engländer lernt nicht deutsch, weil er eine vorgefaßte Meinung gegen die Sprache und das Volk hat. Vergleicht man des Deutschen Kulturzustand und sein ge-

mächliches, mit Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten gesegnetes, Leben, mit dem tausendfältig gepriesenen der Italier, der Franzosen, der Engländer, so kann der Deutsche mit Recht dem Himmel danken, daß er ihn zum Deutschen gemacht hat. So ist's denn auch mit der unvergleichlich herrlichen deutschen Sprache, welche an Reichthum, Biegsamkeit und filosofischer Tiefe, an Kernhaftigkeit wie an Lieblichkeit, alle anderen übertrifft, wenn auch der Klang der italienischen musikreicher sein möchte.

Diese Hinneigung zum Fremden und diese Aneignung seiner Sprache, ist die Ursache einer in Oesterreich weit vorgerückten Linguistik. Unter den Gebildeten der Hauptstädte geht dieß noch weiter; da kann nicht nur ein jeder außer seiner Muttersprache auch die des Nachbarlandes, sondern manche andere dazu, besonders sprechen die Damen höherer Zirkel französisch, engländisch und italienisch neben dem Deutschen und ungarischen oder neben dem Deutschen und Polnischen u. s. w. fertig, und sind mit der Literatur dieser Sprachen vertraut; denn von früher Jugend an wird mit vielem Fleiße darauf gesehen, ihren Geist durch Lektüre deutscher und fremder Klassiker zu bilden, zudem lernen sie immer mehre Instrumente spielen, lernen singen, zeichnen, malen, kurz sie erwerben sich die Künste des geselligen Lebens in einem nicht gewöhnlichen Grade.

Ganz anders ist dieß mit den Männern; es findet hier ein bedeutender, ja auffallender Unterschied Statt; von Bildung ist eigentlich gar keine Rede. Während die Damen ein ziemlich reines Deutsch sprechen, dem man den Dialekt nur wenig anhört, s ch r e i b e n selbst viele der österreichischen Schriftsteller, die Belletristen sind, in ihrem Dialekte, und gebrauchen wenigstens immer die provinzialen Ausdrücke, wenn sie auch aus der Schriftsprache ganz verbannt sind; sie schreiben fi u m a n e r Kreis oder Distrikt, sie schreiben v e r m u n s ch e n e r Prinz, Steuerp a u s ch a l e, u. a. m. Die Wissenschaften liegen im Argen, weil die Schuleinrichtung eine arge ist. Von dem Augenblicke an, an welchem der Knabe die Schule betritt, werden ihm täglich zwei Stunden Religions-Unterricht beigebracht, was natürlich bei einem achtzehnjährigen Kursus (nach Absolvirung der Humaniora oder der Universität) auf eine Erzählung aller Legenden und der „Lebensläufe in aufsteigender Linie" von allen Heiligen hinausgehen muß; nun wird Schreiben und Rechnen, Griechisch, Mathematik und Geografie, Geschichte, Fisik und nebst Religion auch Filosofie gelehrt, aber alles dieß in jeder Klasse von einem und demselben Lehrer; es ist daher völlig begreiflich, daß die beispielloseste Oberflächlichkeit in all diesen Dingen, außer etwa in den alten Sprachen, Statt finden muß. Wie kann e i n Lehrer alles das oben Angeführte wissen?

Von Klasse zu Klasse steigt der Schüler nach einem alle Halbjahre abgehaltenen Examen, worin Religion, Moral und Aufführung die Haupt-

rubriken sind, höher und höher, bekommt in jeder Klasse einen neuen Lehrer, wird aber in jeder Klasse wieder von einem und demselben Lehrer mit gleicher Oberflächlichkeit, wie bisher, unterrichtet, und so hat nach zurückgelegten Studien und Universitätsjahren (in denen das bisherige Sistem mit täglichem Messebesuchen, halbjährigem Examen und Aufführungsliste fortgetrieben wird, worauf dann, wenn die ersten drei Rubriken, Religion, Moral und Aufführung mit eminent ad eminentiam, oder Nro. 1. ausgefüllt sind, die Maturitäts-Erklärung erfolgt), der Schüler oder Student die Doktorwürde, das beste Zeugniß zu erwarten, welches jedoch ausbleibt, wenn während aller Schul- und Universitätsjahre in den Aufführungslisten unter der Rubrik Religion zweimal Nro. 2. vorkommt. Drei oder viermal Nro. 2. macht sogar dienstunfähig. Dieß wissend, und wissend, daß die so angefertigten Konduitenlisten alle dem Kaiser eingeschickt werden, in dessen Archive sie sich zu haushohen Stößen anhäufen, legt sich ein jeder auf die Gegenstände, in denen er Nro. 1. (oder noch höher) haben muß, und läßt im Uebrigen sich das Lernen nicht sehr beschwerlich fallen, wohl wissend, daß die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften deßwegen doch in ihrer Würde bleiben.

Daß es ehrenvolle Ausnahmen, daß es Leute giebt, wie der große Sternberg, der es auch wäre ohne den Grafentitel, wie Jequin (Botaniker), wie Hammer (Historiker), wie Littrow (Astronom), ist bekannt, und spricht dafür, daß, wenn Jemand etwas lernen wolle, er in Oesterreich ebenso gut Gelegenheit dazu finden könne, wie in andern Ländern.

Das Schulwesen im einzelnen ist folgendes. Die eigentlichen Volksschulen zerfallen in Trivialschulen, Realschulen und Hauptschulen. In der Trivialschule sind Religion, Moral, Rechnen, Schreiben, Lesen und Abfassung von schriftlichen Aufsätzen die Hauptgegenstände. Die Lehrer haben fast gar keine oder doch eine höchst unbedeutende Besoldung, sie müssen von dem Schulgelde und dem Ertrage der Geschenke, welche jedes Kind, nach einem bestehenden Herkommen, sehr oft wiederholt zu bringen hat, leben, müssen aber dennoch ganz armer Leute Kinder unentgeldlich aufnehmen. An diesen Schulen ist in der Regel nur ein Schulmeister ohne Unterlehrer oder Gehülfen. Wissen diese Schulmeister sich beliebt zu machen, so können sie die Ehre erlangen, daß ihre Anstalt eine Musterschule genannt wird.

Die Hauptschulen betreiben dieselben Gegenstände, nur ausführlicher, jeder Kreis hat wenigstens eine solche Schule, welche aus dreien Klassen besteht. Jede Hauptstadt einer Provinz hat eine solche Hauptschule, als Musterschule für die übrigen; in dieser besteht noch eine vierte

Klasse, in welcher Geografie, Geschichte, Mathematik und Zeichnen gelehrt wird; sie bereitet auf die Realschule vor.

Die Real- oder Bürgerschulen sind für diejenigen bestimmt, welche sich den Künsten, Gewerben, oder dem Handel widmen wollen; hier wird, nächst Religion und Moral, nächst Geschichte, Mathematik und Zeichnen, auch noch französisch, engländisch und italienisch gelehrt, auch Wechselrecht und Handelswissenschaft getrieben.

An kleineren Orten werden die Mägdchen mit den Knaben zugleich unterrichtet, in großen Städten hat jedes Geschlecht eigene Schulen; ferner bestehen in solchen Sonn- und Feiertagsschulen, in denen die, in der Lehre befindlichen angehenden Handwerker, während ihrer Freistunden Unterricht erhalten können.

Eine andere Klasse von Unterrichts-Anstalten bilden die Gelehrtenschulen. Diese theilen sich in allgemeine oder besondere; die untersten sind die Gimnasien oder Grammatikalklassen. Religion, Moral, lateinische und griechische Sprache, Geografie, Geschichte, Mathematik, sind hier, wie in allen andern Schulen, die Gegenstände des Unterrichts, sie werden nur weiter ausgeführt. Alle Gimnasien, der deutschen und die Archigimnasien der ungarischen Länder, haben sechs Klassen und sechs Jahrgänge, und in allen diesen halbjährig ein Examen. Es finden sich in dem ganzen Lande 330 solche Anstalten, nämlich 201 katholische, 15 lutherische, 10 reformirte, 2 griechisch katholische, 1 illirisches, 1 unitarisches.

Nach dem Unterrichte im Gimnasium beginnt der der Filosofie. Hiezu bestehen 15 Lehranstalten, welche in Verbindung mit eben so vielen Gimnasien stehen, und nur höhere Klassen dieser Gimnasien sind. Da deren aber doch für den großen Staat nicht genug wären, so besteht auch an Lizeen, Akademien und Universitäten eine solche Abtheilung, wiewohl man darin eigentliche Filosofie so wenig kennt und studirt, als es überhaupt in Oesterreich eine filosofische Fakultät giebt. Man lehrt in diesen Anstalten oder Abtheilungen binnen zweier oder dreier Jahre immer wieder zuerst Religion und Moral, dann Mathematik und Fisik, allgemeine Geschichte und griechische Sprache, dieses ist begriffen unter der Rubrik „Filosofie im engern Sinne,“ dann kommt als Filosofie im weitern Sinne, Religion, Moral, Geschichte des österreichischen Staates, griechische Filologie, und von dem Folgenden eines oder das andere, oder ein paar Zweige mit Ausschluß der obigen, nämlich allgemeine Naturgeschichte mit Beziehung auf die Landwirthschaft und das Forstwesen, höhere Mathematik und Astronomie, Mechanik, Technologie; ferner Geschichte der Künste und Wissenschaften, Pädagogik, Diplomatik, Heraldik, Numisma-

tik und anderes, was nach dem Bedürfnisse der Provinzen so oder anders vertheilt ist.

Von diesen sogenannten filosofischen Studien, welche ein Jeder absolvirt haben muß, der weiter studiren will, beginnt das eigentliche Fakultäts- oder Brodstudium; der Fakultäten sind auf den Universitäten, Akademien und Lizeen drei, nämlich die medizinisch-chirurgisch-farmaceutische, die juridisch-politische und die theologische. Es gibt solcher Anstalten 33, nämlich 23 katholische Lizeen und Akademien, ein illirisches Lizeum und neun Universitäten; ferner findet man noch 4 lutherische Kollegien, sieben reformirte, ein unitarisches Kollegium, zwanzig katholisch-theologische Lehranstalten und eine protestantisch-theologische.

Ein jeder Kursus ist sehr lang, so fordert das Studium der Medizin acht Jahre. Der Kursus umfaßt für die eigentliche Medicin 5, für die Wundarzneikunst 2, und für die Farmazie 1 Jahr. Die Fakultäten der Theologie und Jurisprudenz fordern, ohne den vorhergehenden filosofischen Kursus von drei Jahren, noch einen besondern vierjährigen Kursus. Eine Menge trefflicher Institute, zum Theil von Kaiser Josef II. gegründet, zum Theil von ihm großmüthig mit ausgezeichneten Mitteln versehen, waren überreich dotirt, das plötzliche Herabsetzen des Papiergeldes von dem vollen Werthe auf 13½ Prozent, hat dieselben ärmer gemacht, als sie jemals gewesen, daher eine große Menge derselben theils eingegangen, theils ohne alle Fortschritte stehen geblieben ist; andere hingegen, wie die bereits angeführten politechnischen Institute, erfreuen sich eines ungewöhnlichen Flors. Einzelne Zweige der Wissenschaften werden auch wohl hier und dort als besondere Liebhabereien eines Mäcens gepflegt, wie das naturhistorische Museum in Prag durch Graf Sternberg reich unterstützt und ein zweites in Grätz durch Erzherzog Johann mit kaiserlicher Großmuth gehoben, beweisen. Schwer zugänglich sind übrigens die Bibliotheken, weil ein strenges Prohibitivsistem nicht nur fast alle ausländischen Bücher verfolgt, sondern auch die Aufsicht über die in den Bibliotheken aufbewahrten Bücher führt, und den Leser um das ansieht, was er gelesen hat.

Nur übergroßer Patriotismus eines Oesterreichers, oder Mangel an Kenntniß kann sagen, daß die Künste unterstützt werden. Ein Paar Magnaten haben Gemäldegallerieen: Lichtenstein, Esterhazy, und in diesen findet man ein paar Statuen von Canova; der Kaiser hat eine Gallerie auf dem Bellevedere in Wien, sonst ist's um die Kunst höchst ärmlich bestellt. In diesen Gallerien sind Schätze des Alterthums mit großen Kosten aufgehäuft, allein junge, jetzt lebende Künstler werden nicht ermuntert, nicht bedacht, nicht beschäftigt. Ruß, Knape, Lampi, Maler von großem Talente, leben in Wien, wenn nicht dürftig, doch nicht

durch die Schuld der hohen Herrschaften wohlhabend. Lampi muß seinen Pinsel mit Fertigung von Thürschildern entweihen, wie er den blinden Tobias vor der Apotheke auf dem Graben, wenn ich nicht irre auch den Amor vor einem Galanterie- und Modewaarenladen gemalt hat. Die Bildhauerkunst liegt seit Canova's Tod ganz darnieder. Daß einige Tiroler Figuren aus Holz und Alabaster schnitzen, kann doch unmöglich Unterstützung der Kunst genannt werden, und wenn man das schwerfällige Burgthor und den Anbau an das Schloß (die Burg), den man spottweise die Nase nennt, betrachtet, so wird man schwerlich sagen, daß Geschmack in der Baukunst vorhanden sei; auf der einen Seite des Burgthors sind sechs Reihen dorischer Säulen, welche ein schweres Gebälk tragen, auf der andern Seite fünf halbrunde hölzerne Remisenthore. Dieß ist mit den Schöpfungen eines Schinkel in Berlin, und Klenze in München freilich nicht zu vergleichen, und die österreichischen Schriftsteller thäten in jedem Falle besser darüber zu schweigen, als damit groß zu thun, da sich so sehr schnell und leicht der Ungrund ihrer Behauptungen zeigt. Mit wahrer Liebe und wahrer Kennerschaft wird hingegen die Musik getrieben. Was es Schönes und Großes gibt, hört man in Oesterreich, von Prag bis nach Venedig; es ist Geschmack, es ist Liebe für die Kunst, denn das Ohr ist für die Musik ausgebildet, ein Jeder treibt irgend etwas der Art. Wenn Nachts ein Steirer über die Straße geht, und jodelnd seine Schlafstelle sucht, so öffnet man gerne das Fenster um ihm zuzuhören; wenn in einer Kirche ein Oratorium aufgeführt wird, so strömt die Menge herzu; denn tüchtige Sänger, tüchtige Instrumentisten wirken zusammen, und führen etwas Großes und Tüchtiges aus. Wenn im Konzertsaale sich eine Blahetka, ein Möser, ein Boucher hören läßt, am hellen Mittag (der Abend ist den gesellschaftlichen Zirkeln und dem Theater gewidmet), so brechen die Bänke, uud die größten Räume sind nicht weit genug, wenn ein Drouet oder ein Paganini sein Zauberinstrument ertönen läßt. Der Geschmack, der richtige Takt zeigt sich ebenso im Theater, es ist eine lebhafte Theilnahme an allem was vorgeht, nicht Effekthascherei, sondern das Gediegene, wahrhaft Kunstvolle gefällt; es ist kein ungeschicktes Hineintappen, kein Beifallbezeugen, welches am unrechten Orte dem Sänger, den Konzertanten störend, mitten in seine glänzendsten Passagen fällt, es ist der laute oder stille Beifall des Kenners, der den Künstler erwärmt und erhebt, und so dem Hörer einen doppelten Genuß bereitet.

Von Oesterreich und von den verschiedensten Theilen des großen Ganzen gehen auch die größten Talente hervor: Haydn und Mozart, die berühmte Milder, die berühmte Sonntag, und hundert andere waren entweder aus Oesterreich gebürtig, oder genoßen ihre ganze künst-

lerische Bildung dort, und entzückten die Welt mit dem, was sie dort des Schönen gesehen und gelernt. Ganz Böhmen ist ein musikalisches Land, man sagt sprüchwörtlich, der Böhme werde mit einer Geige unter dem Arme geboren; von den Italienern kann man sagen, sie werden mit einer musikalischen Kehle geboren, welche der Ausbildung gar nicht bedürfte; der Ungar, der Siebenbürger, der Pole, der Kroat, der Steirer sind der Musik und dem Tanze geneigt, kein Gelag kann ohne beides bestehen, es ist Freude daran, es ist Gefühl für das Heitere und Schöne da, durchaus anders, als in westlichen deutschen Staaten, wo man z. B. dem Schwaben keineswegs vorwerfen kann, daß er an Geringerem Vorzüge habe, als an saurem Wein und schlechter Wurst.

Ob mit der Zeit die Kunst sich heben werde, muß die Zeit lehren. Daß tüchtige Männer in allen Fächern des Wissens im Auslande auf Universitäten und Akademien zu finden sind, scheint zu beweisen, daß es nicht an der mangelnden Kapazität des Volkes liege. Die plötzlich eintretende Gedankenfreiheit unter Kaiser Josef weckte die glänzendsten Beispiele, helle Köpfe in solcher Menge tauchten auf, daß man staunend auf das neu erstandene und erweckte Leben hinsah. Allerdings waren die der Freiheit noch nicht gewohnten Menschen auch noch nicht fähig sie zu gebrauchen; dann kamen auf einige Mißbräuche noch strengere Verbote, als die früher bestandenen. Man hätte warten, hätte die Gährung beaufsichtigen, den Schaum und den Bodensatz von dem guten Weine sich absondern lassen sollen, so hätte es ein gutes Getränk gegeben, statt daß das Zusammenrühren der ganzen Masse und darauf folgende schnelle Verkorken die streitenden Elemente für den Augenblick wohl bändigt, aber die Gefahr des plötzlichen Zerspringens aller Bande keineswegs ausschließt.

Religion.

Zur katholischen Kirche bekennt sich das österreichische Kaiserhaus; sie ist also die Staats-Religion. Die anfangs mächtig fortschreitende Reformation ward durch einen Vertilgungskrieg gewaltsam unterdrückt, die übrig bleibenden Nichtkatholiken wurden vertrieben (Salzburg), und so ward mit gewaffneter Hand eine scheinbare Religionseinigkeit hervorgebracht. Sobald aber die fortschreitende Menschheit einer solchen Zucht entwachsen war, thaten sich hier und dort versteckte Lutheraner und Reformirte kund. Sie wurden anfänglich mit Stillschweigen übersehen, dann geduldet, und genießen, da sie nichts wollen, als die Erlaubniß ihren Erwerb in Frieden verzehren zu dürfen, äußerlich gleiche Rechte mit den Katholiken, doch fehlt viel daran, daß es im Wesentlichen so sei; schon das in Oesterreich allgemein bekannte Buch, die Rechte der Akatholiken,

beweist, daß sie nicht unter gleichen Rechten und Gesetzen stehen. Wozu bedürfen sie in diesem Falle ein besonderes Rechts- und Gesetzbuch? Ebenso sehr beweist es die, jedem gebildeten Manne, der sich einige Zeit in Oesterreich aufgehalten und die Augen geöffnet, bekannte Thatsache, daß es einem Nichtkatholiken schwer ist, zu irgend einer Anstellung im Staate zu kommen, ja der gemeine Mann hält die anders Denkenden (Lutherische genannt) gar nicht für Kristen und die Priester auf den Dörfern und in den kleinen Städten befestigen das Volk in diesem Glauben. Ich fuhr durch Ungarn, wo viele Lutheraner einzeln zerstreut oder in Dörfern beisammen wohnen. Unfern Fürstenfeld zeigte mir der Postillion eine Kirche mit dem daran stoßenden Begräbnißplatze und sagte: „Dieses ist der Friedhof der Lutherischen, s'sind ordentlich Kreuze darauf, wie bei den Kristen." Auf einer Reise durch Obersteiermark an der Gränze des Salzburgischen, zeigte mir mein Fuhrmann, ein Bürger aus dem Städtchen Rottenman, die lutherische Kirche eines Dorfes und sagte: „Dieses ist das Bethaus der Lutter'schen." Ich frug, haben sie denn keine Kirche? „Ei behüte", erwiederte er entsetzt, „Kirchen haben ja nur die Kristen". Nun sind denn die Lutheraner keine Kristen? — Erstaunt und zweifelhaft, ob er recht gehört, sah er sich um, und sagte, da er ein ganz ernsthaftes Gesicht erblickte: „bewahr, die Lutterischen sind eine Art Juden, sie haben keine Kirche, sondern nur ein Bethaus, sie haben keine Geistlichen, sondern blos Pfarrer und diese dürfen sich auch verheirathen wie bei den Juden, am besten sieht man's aber daraus (sc. daß sie Juden sind), daß, wo ein Lutter'scher wohnt, er immer der Reichste im Orte ist".

Dieß ist in der That so, doch bin ich noch nicht vollkommen von der Ursache überzeugt, und bin der Meinung, nicht, weil sie eine Art Juden, sondern weil sie fleißiger sind, weil sie Ordnung lieben, weil sie nicht so viele Feiertage haben, erscheinen sie wohlhabender, als die andern.

Solcher Anekdoten könnte man hunderte erzählen, sie drängen sich dem Fremden bei jedem Schritte auf; dieß hindert jedoch nicht, daß unter den gebildeten Ständen die Protestanten sich einer ungeheuchelten Achtung erfreuen. Es sind der Katholiken 27 Millionen, der Reformirten über $1\frac{1}{2}$, der Lutheraner weniger als $1\frac{1}{2}$ Millionen; die protestantische ist also die Ecclesia pressa, und dieses scheint ihr zuträglich; im protestantischen Norden findet man auch die Würdigern unter den Katholiken.

Zur katholischen Religion bekennt sich die Gesammtmasse der Deutschen, der Polen, Böhmen, Italiener und Ungarn; die Reformirten und Lutheraner sind unter ihnen in Städten und Dörfern, das letzte besonders in Ungarn, Siebenbürgen, Steiermark und Salzburg, vertheilt.

Die lateinisch katholische Kirche hat 13 Erzbischöfe, 58 denselben untergeordnete Suffraganbischöfe (solche, welche Sitz und Stimme, [Suffragium] in den Kollegien und Kirchenversammlungen haben); ferner hat sie 2 Vikariate, 4 selbstständige Bisthümer, und ein Fünftes sehr abgesondert im äussersten Winkel von Dalmatien, Cattaro, welches unter dem Erzbisthume Antivari in türkisch Albanien steht.

Die griechisch katholische Kirche, deren Mitglieder unter der oben angeführten Zahl von 27 Millionen mitbegriffen sind, hat ein Erzbisthum mit einem Suffraganbischofe, fünf andere Bisthümer sind an den Erzbischof von Gran gewiesen. Die armenisch katholische Kirche hat nur ein Erzbisthum in Lemberg.

Griechischer (nicht unirter) Religion zugethan sind 3 Millionen Seelen, sie haben ein Erzbisthum mit 7 Suffragan- und 3 selbstständigen Bisthümern, sie wohnen im südlichen Ungarn, Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Siebenbürgen, der Bukowina und Galizien.

Die Lutheraner und Reformirten haben zu Wien ein gemeinschaftliches Konsistorium mit fünf lutherischen und vier reformirten Superintendenten; ein zweites Konsistorium ist für die ungarischen Länder in Ofen festgesetzt, dieses zählt gleich viel Superintendenten von beiden Konfessionen, nämlich vier von jeder. In Siebenbürgen hat jede Konfession einen Superintendenten; sie stehen beide unter dem Gouvernement zu Klausenburg.

Außer diesen drei Konfessionen, welche gesetzlich bestehen, (wiewohl nach des Herrn von Genz Erklärung nur die katholische Kirche existirt, alle übrigen Glaubensbekenntnisse, als Sekten, nur geduldet werden), giebt es doch noch andere Sekten. Wider die Utraquisten (Anhänger des Huß, oder noch anderer Konfessionen, welche das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genießen) verfuhr man seit Karl VI. mit blutiger Strenge, sie kamen auf ein bis drei Jahre zu schwerer Zwangsarbeit, wurden bei Wiederholung ihres vermeinten Frevels unter Konfiskation der Güter des Landes verwiesen und bei der Wiederkehr enthauptet. Adamiten sind dem Kriegsrecht verfallen, welches sie sogleich erschießen oder hängen läßt. In Ungarn und den angränzenden Landen, welche eine Konstitution haben, bestehen noch verschiedene Sekten, die sich unter den vorherrschenden katholischen Bewohnern doch mit einer Art von Gewissensfreiheit, mit einer ziemlich ausgedehnten Toleranz bewegen. Daher gehören die Unitarier oder Sozinianer in Siebenbürgen, welche gleich den Protestanten stehn, und ein eigenes Konsistorium, Generalsinode und einen Superintendenten zu Klausenburg haben. Die Mennoniten bilden fünf Gemeinden, drei in Ungarn und zwei in Galizien. Die Filippowaner oder Lippowaner, eine Abart der Roskolniki in Ruß=

land, sind nur in der Bukowina zu finden. Tirol, (im brixener Thale), hat noch eine von den andern abweichende Glaubensform; Haagleitner, ein junger Geistlicher, lehrte zur Zeit von Napoleons Okkupation, daß man die von seiner Regierung eingesetzten Geistlichen nicht anzuerkennen brauche, da sie nicht vom Papste bestättigt seien; er ward deshalb gefänglich eingezogen, doch durch Sandwirth Hofer's Aufstand befreit. Ein Bauer Manzl, Manhard zubenannt, setzte die Lehre fort, indem er sowohl, als seine Frau Konventikel hielten und predigten; diese unter dem Namen der Manhardisten bekannte Sekte hat sich gar nicht verbreitet und ist, so lange sie keinen andern Grundsatz als den obigen aufstellt, der Regierung nicht gefährlich. Die Juden sind im ganzen Kaiserthume, besonders aber in den östlichen und nordöstlichen Provinzen, zerstreut.

Blumenbach führt als Beweis der kristlichen Duldung an, daß die katholischen Stiftungen der barmherzigen Brüder mit wahrer Filantropie die Erkrankten jeder kristlichen Konfession zur Verpflegung aufnehmen. Es wäre entsetzlich, wenn es anders wäre, und es ist traurig, daß man so etwas als rühmlich anführen muß, da es sich doch unter Heiden und Türken gerade so findet.

Oesterreichs Verfassung.

Ganz Oesterreich steht unter einem gemeinsamen Oberhaupte dem Kaiser, welcher Alleinherrscher (Monarch) ist. Zu seinem Titel führt der Kaiser noch die der einzelnen Provinzen, daher Alles mit einem K. K. anfängt (kaiserlich königlich), was vom Hofe oder der Staatsbehörde ausgeht. Der ganze Titel lautet: Wir . . . . . . von Gottes Gnaden, Kaiser von Oesterreich, König zu Jerusalem, Ungarn, Böhmen, in der Lombardei, Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien und Lodomirien, Erzherzog von Oesterreich, Großherzog von Toskana, Herzog von Lothringen, Salzburg, Modena und Parma, zu Steier, Kärnthen und Krain, Großfürst zu Siebenbürgen, Markgraf in Mähren, Herzog zu Venedig, Sandomir, Masovien, Lublin, Ober- und Niederschlesien, zu Auschwitz und Zator, zu Teschen und Friaul, Fürst zu Berchtesgaden und Mergentheim, gefürsteter Graf zu Habsburg, Tirol, Kyburg, Gräz und Gradiska, Markgraf zu Ober- und Niederlausitz und in Istrien, Herr der Lande Wolhinien, Podlachien und Brzeesz (Brschaschlsch).

Er führte so oft noch den Titel: „Allezeit Mehrer des Reichs", eine schlechte Uebersetzung des römischen semper augustus, von augere, vermehren, statt augustus, gütig und gnädig abgeleitet, und führt noch als König von Ungarn das Prädikat: apostolische Majestät.

Der Kronprinz heißt: „des Kaiserthums Oesterreich kaiserlicher, zu Ungarn, Böhmen, Lombardei und Venedig, Galizien, Lodomirien und Illirien königlicher Kronprinz und Thronfolger; die übrigen Prinzen und Prinzessinnen sind Erzherzoge und Erzherzoginnen.

Nach der von Kaiser Karl VI. festgesetzten pragmatischen Sanktion findet die Thronfolge jederzeit nach der Reihe der Erstgeburt, sowohl in männlicher als in weiblicher Linie, Statt. Sind keine Kinder des verstorbenen Kaisers vorhanden, so erbt der nächste Seitenverwandte das ganze Reich, oder, wenn dieser fehlt, die nächste Seitenerbin. Stirbt die regierende Dünastie in allen ihren Zweigen aus, so kann der letzte Kaiser sein Reich vererben auf wen er will; doch Ungarn und Böhmen nicht miteinbegriffen, denn diese beiden Reiche haben alsdann das Recht, sich ihre Könige selbst frei zu wählen.

Es finden bei jedem Regierungswechsel vier Krönungen mit ungemeinem Pompe Statt (ist der Thronerbe vermählt, so wird seine Gemahlin mit ihm zugleich gekrönt), und zwar als Kaiser von Oesterreich durch den Erzbischof von Wien, als König von Ungarn (oft schon bei Lebzeiten des regierenden Kaisers wird der älteste Sohn zum Könige von Ungarn erwählt und heißt dann Rex junior) durch den Erzbischof von Gran, als König von Böhmen durch den Erzbischof von Prag, und als König der Lombardei durch den Erzbischof von Mailand, welcher ihm die eiserne Krone auf das Haupt setzt (diese besteht nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus einer Krone von Eisen, sondern aus einer solchen von Gold; in dem das Haupt umfassenden Reife ist ein dünner Ring, aus einem Nagel geschmiedet, mit dem Kristus an das Kreuz genagelt, eingelassen, weßhalb diese Krone eine besondere Heiligkeit hat).

Die Großjährigkeit des Regenten tritt mit dem sechszehnten Jahre, in Böhmen schon mit dem vierzehnten ein, die vormundschaftliche Regierung wird gewöhnlich von dem abscheidenden Kaiser festgesetzt; in Ungarn bestimmt ein Gesetz von Matthias I., daß der Fürst Palatinus die Vormundschaft führe. Bei der Vermählung des Kaisers muß dessen Gemahlin, wenn sie nicht in der katholischen Religion geboren ist, zu derselben übertreten. Sie empfängt mit des Kaisers Hand den Rang einer Kaiserin und Königin; ihre Nadelgelder, so wie die Apanagen der Prinzen und Prinzessinnen bestimmt der Kaiser ohne Zuziehung eines Rathes, nach eigenem Gutdünken.

Das Wappen ist dreifach, nämlich das große, mittlere und kleine Siegel. Des großen Majestätssiegels bedient man sich nur bei den höchsten, feierlichsten Gelegenheiten, bei Friedensschlüssen, bei Bündnissen mit andern Staaten u. s. w., es wird mit besonderem Zeremoniel aus seiner Verwahrung herbeigeholt, der Urkunde beigedruckt und eben so feierlich

wieder aufbewahrt. Ein eigenes höchstes Staatsamt, das des Groß-Siegelbewahrers, hatte sonst der Kurfürst von Mainz; später ward dieses Amt mit dem des Reichskanzlers, des ersten Ministers vereint. Das Großsiegel besteht aus einem Hauptschilde, das mit der österreichischen Kaiserkrone (eine geschlossene Bügelkrone mit rothem Unterfutter, von welcher zwei mit Franzen besetzte Bänder herabhängen; die Kronblätter zieren Zinken von Perlen, der mittlere Bügel trägt auf seiner Wölbung den Reichsapfel; in dieser großen halbkugelförmigen Wölbung liegt große Aehnlichkeit mit der persischen Tiara, überhaupt mit den kugeligen orientalischen Kronen) bedeckt ist. Das große Schild wird von zwei goldenen Greifen mit schwarzen Flügeln und schwarzer Halsbedeckung gehalten. In diesem Schilde schwebt der große doppelköpfige schwarze Adler, welcher dasselbe fast ganz ausfüllt, als Emblem des österreichischen Kaiserthums. Der Adler trägt ein großes Mittelschild auf der Brust, welches in einem dreifach getheilten Herzschilde das kaiserliche Familienwappen enthält; rechts steht aufrecht, in goldenem Felde, der rothe, gekrönte habsburgische Löwe, links ist ein goldener, schräge gezogener Balken, welcher drei silberne Adler (Lothringen) trägt, die Mitte ist ein rothes Feld mit einem silbernen Querbalken für Oesterreich (als Erbe der Habsburger).

Dieses Herzschild umgeben die Wappen der sämmtlichen österreichischen Provinzen, die des Anspruchs auf Spanien und Lothringen, so wie die Wappen der österreichischen Prinzen, welche andere Länder besitzen. Die Insignien der Hauptorden Oesterreichs, das goldene Vließ, das Hoch- oder Deutschmeisterkreuz, das Theresien-, Stefans-, Leopoldkreuz und der Orden der eisernen Krone.

Ein zweites, sogenanntes mittleres, Wappen oder Siegel wird bei den Reichsverhandlungen von minderer Wichtigkeit gehandhabt. Es zeigt den Doppeladler mit goldenem Schnabel, goldenen Klauen, in der rechten Schwert und Scepter, in der linken den Reichsapfel haltend. Ueber den Köpfen schwebt, zwischen beiden die Kaiserkrone; jeder Kopf ist mit einem durchbrochenen Reife von Gold umgeben. Auf der Brust hat der Adler das Familienwappen der Habsburger, ebenso auch das Großkreuz des Deutschmeisterordens, welches, wie alle übrigen hohen Orden des Kaiserthums, um das Wappen hängt. Zu beiden Seiten des Wappens sind in einem länglichen Ovale, auf beiden Flügeln und dem ausgebreiteten Schweife, die zehn Wappen der vornehmsten Provinzen des Kaiserthums aufgestellt.

Das kleine Wappen besteht aus dem Doppeladler mit einem Schilde auf der Brust, dessen Herzschild das Familienwappen enthält, während die vier äußeren Theile desselben die Wappen von Ungarn, Galizien, Böhmen und Oesterreich zeigen.

Die Erzherzoge, wenn sie zugleich andere Länder regieren, haben die Wappen derselben im Hauptschilde, Ungarn, Böhmen, Galizien im Mittelschilde, das Familienwappen aber im Herzschilde.

Der Hofstaat ist zahlreich und außerordentlich prächtig. Jeder Große des Reichs ist stillschweigend verpflichtet, eine Zeitlang (gewöhnlich während des Winters) in Wien zu sein, um den Glanz des Kaiserhofes zu vermehren. Nicht wenig trägt hiezu die Nobelgarde bei, Söhne des ungarischen Adels, bis auf drei hundert, in der prachtvollsten Nationalkleidung, strotzend von Silber, Gold und Juwelen, bei großen Aufzügen im Vereine erscheinend, sonst nur einzeln vor den Gemächern des Kaisers den Dienst versehend. Sie sind größtentheils Geiseln für die Ruhe des Staates, dem sie enthoben sind. Die Gesandten machen den Hof geräuschvoll und prächtig, in Wien sieht man noch Läufer mit gesenkten Fackeln vor den Staatskarossen einher traben, wenn die Botschafter oder die Reichsfürsten zum Theater, zu Assembleen fahren; in Wien ist eine zahlreiche Dienerschaft Mode, und die hohen Herrschaften würden sich schämen keine solche zu haben; denn Glanz und immer wieder Glanz ist das Ziel, wornach Alles jagt, und wenn man es genau nimmt, so ist eine solche eben nicht theuer zu erhalten, weil in Wien Alles Trinkgelder nimmt. Die Kosten der zahlreichen Dienerschaft des kaiserlichen Hofes, d. h. der Oberhofmeisterstab, der Oberkämmererstab, der Oberhofmarschall- und Oberstallmeisterstab mit einem Schweife von unzähligen Unterdienern, kostet nur 700.000 fl., weil jeder Diener förmlich auf die Trinkgelder als einen Besoldungsantheil angewiesen ist, ja eine große Menge von Leuten gar keine Besoldung haben, gleich den Knechten der Lohnkutscher, die auch, wie bekannt, von den Trinkgeldern leben und wohlhabend werden.

Bei großen Gallatägen ist das Zeremoniell, die Etikette höchst lästig, und fast an's Komische gränzend, denn die zur Schau gelegte Pracht ist so barock als übertrieben, öffentliche Tafeln, der schaulustigen Menge gegebene Prozessionen, bei denen der Kaiser mitfigurirt, hohe Kronfeierlichkeiten, Aufzüge werden gehalten, kurz es bewegt sich alles im Reifrocke der alten Großmama; der steife Garten von Schönbrunn mit seinen Taxus- und Hainbuchenwänden, steif in gerade Linien gezwängt, und beschnitten oder zu wunderlichen Formen durch die kunstreiche Scheere des Gärtners gebracht, gibt ein lebhaftes Bild der ernsten Unnatürlichkeit solcher glänzenden Scenen.

Nichts einfacheres dagegen, als das Leben der kaiserlichen Herrschaften in ihren Privatkreisen. Da herrscht unter der ganzen Familie der vertraulichste, huldvollste Ton, der mit Gewißheit darauf schließen läßt, daß diese durch die Etikette hergebrachten Zeremonieen ihnen selbst höchst lästig sind, und wohl nur beibehalten werden, weil es einmal so herge-

bracht ist, und man nicht gerne an dem Althergebrachten rüttelt. Auch die übrigen zum Hofe und zum höhern oder niederen Adel Gehörigen leben zwar sehr angenehm und bequem, aber keineswegs übermäßig prachtvoll. Die heiterste Geselligkeit belebt die Zirkel, aus denen alle Etikette, aller Unterschied des Ranges und Standes verbannt ist, in denen man nur selten eine Excellenz oder Durchlaucht fallen hört, in denen das bequeme „Herr von" oder „gnädige Frau" alle Anwesende einander für den Augenblick gleich stellt. Außer den Gesellschaften herrscht freilich zwischen Vorgesetzten und Untergebenen eine breite Kluft, über welche nur ein schmaler schwankender Steg führt, der tiefgekrümmte Rücken des Untergebenen.

Es giebt in Oesterreich vier entschieden gesonderte Stände, vom Staate als solche anerkannt. Der erste, höchste ist der Klerus, dessen Würdenträger früher allen andern vorgingen, aber selbst jetzt, wo sie nicht mehr die ersten des Reiches sind, sondern z. B. die Bischöfe, statt souveräne Fürsten zu sein, in dem katholischen Baiern erst nach den Generalkommissarien und Regierungs-Präsidenten rangiren, selbst jetzt, wo sogar der Erzbischof, der dem Könige die Krone aufsetzt, im Range unter dem Feldmarschall und Minister steht, ist ihr Ansehen in Oesterreich noch so groß als es jemals gewesen, und der gemeine Mann glaubt an die Wirksamkeit des Bannes, wie an die des Segens mit scheuer Zuversicht. Sogar in dem adelstolzen Ungarn wird die hohe Geistlichkeit zum hohen Adel gezählt, jeder Geistliche repräsentirt das adelige Grundstück, welches zu seiner Würde gehört. Die niedere Geistlichkeit hat zwar nicht so glänzende Vorrechte, doch auch unter andern nicht unbedeutende: das Vorrecht einer eigenen Gerichtsbarkeit; der Geistliche ist in ganz Oesterreich von der weltlichen Macht unantastbar, ihn richtet für die höchsten Verbrechen ein geistliches Gericht, das ihn mit sammt seinen Sünden den Augen des Publikums zu entziehen weiß, so daß in dieser Beziehung nie ein Skandal entsteht, nie ein Geistlicher öffentlich hingerichtet wird, wie z. B. vor einigen Jahren zu Reutlingen im Würtembergischen geschah.

Der zweite Stand ist der Adel. Er theilt sich in den deutschen, slavischen und italienischen Staaten, in hohen und niedern Adel, hat den alleinigen Zutritt zu allen Hofämtern und eigentlich auch zu allen übrigen von Bedeutung, weil, wenn auch hin und wieder ein Bürgerlicher bei einem solchen ankommt, und wenn auch dem Bürger nach den Gesetzen der Weg dazu nicht versperrt sein soll, doch der Adel fast ausschließlich damit bedacht wird. Die jüngern Söhne reicher Häuser widmen sich gewöhnlich dem geistlichen Stande. Der Adelige soll zwar, nach den Rechten, vor Gericht nicht mehr sein, als jeder Andere, aber deßhalb

wird er in der Regel gar nicht vor Gericht gezogen, und da wo er vor demselben klagend auftritt, wird er fast immer von dem Beamteten begünstigt. Daß er zu den Gefällen und Abgaben beitragen müsse, steht zwar geschrieben, aber ist auch weiter nichts als das, denn die Steuern, die der adelige Grundbesitzer gibt, sind vorher seinen Unterthanen abgenommen. In Ungarn und Siebenbürgen gibt's keinen Unterschied zwischen hohem und niederem Adel, wiewohl Rang und Reichthum sehr wesentliche Abstufungen hervorrufen; wenn in Oesterreich auch der Bürger durch Ankauf Grundbesitzer werden kann, so ist dieß demselben in Ungarn verwehrt. Um ein Gut zu kaufen, muß man Adeliger sein.

Der dritte Stand ist der des Bürgers. Er hat in den Städten seinen Sitz, hat Gilden, Zünfte, Marktfreiheit, und ist nicht leibeigen im eigentlichsten Sinne des Wortes; doch gibt es noch vieles, was hart daran streift, denn es gibt in deutschen und galizischen Ländern viele sogenannte adelige oder Herrenstädte, d. h. solche, die gleich Dörfern mit deren Bewohnern, einem Grundherrn, einem Gutsbesitzer gehören; diese Bürger haben Frohndienste (Robot, Schaarwerk) zu leisten, und manche Abgabe, manche Last zu tragen, welche sie schwer fühlen läßt, daß sie nicht eigentlich freie Bürger sind. Diese haben auch in der Regel doppelte Steuern zu bezahlen, nämlich an den Kaiser und an ihren Herrn im engern Sinne des Worts. Tirol, das daran gränzende Italien, das Land ob der Ens und das Land der Sachsen in Siebenbürgen, haben diese Einrichtung nicht.

Der vierte ist der Bauernstand. Dessen Verhältnisse sind höchst verschieden. In Dalmatien und der Militärgränze ist der Kaiser unumschränkter Herr, nichts vertritt des Bauern Rechte, eine rein militärische Regierung spricht über ihn aus in allen vorkommenden Fällen; doch ist er dabei völlig frei und erblicher Eigenthümer des Grundstückes, das er bebaut. In allen übrigen Theilen außer Italien, ist der Bauer dagegen mehr oder minder leibeigen, obwohl Josef II. ihn im Jahre 1787, den Gesetzen nach, der Leibeigenschaft entriß, d. h. ihm die Befugniß ertheilte, das von ihm bisher kultivirte Grundstück käuflich an sich zu bringen; wer dieß nun nicht vermochte, wer nicht Geld genug dazu hatte, um die oft unmäßigen Forderungen seines Grundherren zu befriedigen, die jährliche Abgabenlast durch ein zwanzigfaches Kapital auszugleichen, blieb dem bisherigen Herrn, steuer-, zins-, robot- oder frohnpflichtig wie bisher, mußte ihm das Mortuarium zahlen, d. h. den dritten Theil alles seines Besitzes (bei seinem Tode) dem Herrn geben, worüber dann nicht selten entsetzliche Schätzungen gehalten wurden u. s. w. In Polen, Böhmen, Ungarn findet die eigentliche Leibeigenschaft fast noch durchgängig Statt, einzelne Fälle, wo Bauern freien Besitz haben, ausgenommen, sind

die andern weniger Menschen als Sachen, sie können verschenkt, mit dem Grund und Boden worauf sie wohnen verkauft, verspielt werden, der Herr kann mit ihnen machen, was er will, die Kinder derselben zu seinen unmittelbaren Knechten (ohne Lohn), die Töchter zu seinen Dienerinnen in jeder Art, machen, er hat nicht nur das jus primæ noctis, sondern überhaupt jedes andere jus, selbst das der Lebensstrafe über ihn, welches letztere, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend geduldet wird. Die Bauern selbst scheinen auch keine Neigung zu einer besseren Existenz zu haben; wenn sie nur ihren Magen gefüllt, so befinden sie sich im Uebrigen, bei fünftägiger Arbeit für ihren Herrn und eintägiger für sich, ganz wohl, unangenehm scheint ihnen aber, wenn sie mit zwei Zentuern Leinwand auf dem Rücken von ihrer Heimat fortgeschickt werden, und diese durch Deutschland, Italien, die Schweiz, durch Preußen und Rußland schleppen und verkaufen müssen, wobei für ihre Existenz nicht durch die mindeste Rücksicht gesorgt ist, daher sie während ihrer Wanderschaft ganz allein vom Betteln oder Stehlen leben.

Die monarchische Regierungsform erleidet in einzelnen Provinzen eine theilweise sehr geringe Modifikation durch sogenannte Landstände, welche in Deutschland und Böhmen seit Jahrhunderten eingeführt, aber ohne Antheil an der Gesetzgebung oder Abgabenbestimmung und Verwilligung, sind. In Ungarn besteht eine Verfassung, welche dem Adel Antheil an der Gesetzgebung ertheilt (Landtafel, Magnatentafel); allein da der Kaiser die vollziehende Gewalt als König von Ungarn hat, so will die Verfassung auch nicht viel sagen; die Konstitutions-Urkunde für das lombardisch-venetianische Königreich ist durch die fremden Beamteten und fremden Truppen bedeutend modifizirt, so daß es gewiß keinen unumschränktern Herrn gibt, als den Kaiser von Oesterreich.

Zu den Landständen in den deutschen, illirischen, böhmischen und galizischen Erblanden kommen die vier Klassen: der Prälaten, des hohen Adels, des niederen Adels oder der Ritterschaft und der Bürger; in den ersten drei Klassen sind überwiegend mehr Stimmen als in der letzten, daher hier schon nichts Gutes gewonnen werden kann, das Uebelste aber ist, daß sie, nach Blumenbach's Gemälde, I. S. 116, überall nur eine berathende, nie eine entscheidende Stimme haben, und daß ihnen lediglich die Vertheilung der geforderten Steuern obliegt. Das Haupt der Stände heißt der Landmarschall oder Landeshauptmann, in Böhmen Oberstburggraf. Der Landtag versammelt sich jährlich einmal, im Kriege außerordentlich.

In Ungarn hat der Kaiser unter dem Titel König (den des Kaisers spricht kein Ungar aus, es gibt für ihn keinen Kaiser) das Ernennungs- und Wahlrecht sämmtlicher Bischöfe, Erzbischöfe und Prälaten, schlägt

die Besteurung und Rekrutirung vor, und muß von den Landständen zu seinen Vorschlägen die Bestättigung erhalten.

Der Reichstag in Ungarn wird gesetzlich alle drei Jahre in Preßburg oder in Ofen zusammen berufen, und dauert dann zwei bis drei Jahre. Reichsstände sind: Prälaten, Magnaten, Edelleute und Deputirte der königlichen Städte; doch zählen diese letzten sehr wenig; jede Stadt sendet nur einen Abgeordneten, und dieser zählt nur gleich einem Edelmanne, wenn auch die Stadt 50,000 Einwohner hätte. Siebenbürgen hat ähnliche, nur nicht ganz so schroffe Gesetze.

Die Gesetze sind in den verschiedenen Provinzen ziemlich verschieden, auffallend ist dies aber besonders in Ungarn, wo altes Herkommen fast Alles entscheidet, wo der Prozeßgang ganz unerträglich langsam ist; Ein Landtag (der immer mehre Jahre dauert), alle Gerichte zum Stillstand bringt, da während der Zeit des Landtages kein Richterspruch gefällt, kein Prozeß entschieden oder begonnen oder fortgeführt werden darf und kann, indem die Magnaten und Fürsten des Reichs, welche sich zum Landtage versammeln, selbst die Richter sind. Doch auch in Oesterreich ist der Gerichtsgang höchst schleppend, eine Klage gegen einen Höhern beinahe gar nicht anhängig zu machen, und eine Klage gegen den Kaiser selbst etwas so ganz Unerhörtes, daß man keinen Begriff davon hat, während es wohl möglich ist, daß im Namen des Kaisers Jemanden Unrecht gethan wird. Es möge doch ja Niemand die Humanität der österreichischen Gerichtsstellen rühmen wollen: vornehme Vettern, vornehme Bekannte bewirken Alles. Ich las in einem Briefe eines Advokaten an seinen Klienten die Worte: „mit Gottes und meiner guten Freunde Hülfe werde ich Ihren Prozeß gewinnen.“ Dieß karakterisirt vollkommen, und anders ist ein Gewinnen von Prozessen gar nicht denkbar. Geschrieben ist jedoch über alles dieses viel Lobendes, und das ist ganz leicht; erstens erlaubt der Patriotismus dem Oesterreicher es nicht anders, zweitens kennt er nichts besseres. Was könnte ihm da fehlen?

Das ganze Kaiserthum wird von einem Staats- und Konferenz-Ministerium, an dessen Spitze der Kaiser steht, überschaut, die einzelnen Zweige der Verwaltung theilen diesen Staatsrath in Sektionen, die Beschlüsse werden dem Kaiser vorgetragen, welcher sie dann durch ein Handbillet genehmigt.

Die auswärtigen Angelegenheiten leitet die Haus-, Hof- und Staatskanzlei, deren Präsident Haus-, Hof- und Staatskanzler ist; es ist die höchste Charge des ganzen Reichs (Fürst Metternich bekleidete sie bisher), sie übersieht das Innere wie das Aeußere. Das Ministerium ist deshalb in zwei Sektionen getheilt, welche die auswärtigen und die inländischen Angelegenheiten besorgen, zugleich werden die Geschäfte des

deutschen Bundes von demselben geführt. Unter diesen Ministerien stehen die Botschafter, Gesandten, Envoyé's an 34 auswärtigen Staaten, die Agenten in der Moldau und Walachei und 91 Konsuln, Generalkonsuln, Vicekonsuln und Agenten in verschiedenen Handelsplätzen fremder Länder, und das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv; ferner stehen in genauester Verbindung mit diesem Ministerium 39 Gesandte, Botschafter und Beauftragte auswärtiger Mächte, welche sich in Wien aufhalten.

Für die innern politischen Angelegenheiten werden in den deutschen Provinzen vom Ministerium des Innern, in Ungarn von der ungarischen Hofkanzlei (in Wien), in Siebenbürgen von der siebenbürgischen Hofkanzlei (in Wien), und in den Militärgränzen von dem Hofkriegsrathe (in Wien), als den obersten Behörden, entschieden.

Die Polizei ist auf das trefflichste organisirt. Ein dichtes Gewebe ihrer bekannten und unbekannten Mitglieder überzieht die ganze Monarchie; nichts kann geschehen, das nicht gleich der obersten Behörde bekannt würde. Vorzüglich stehen die Fremden unter einer strengen Beaufsichtigung, welche durch Lohnlaquaien, Friseurs, Kellner, Schneider und Schuster, Fiacker, Hausmeister u. s. w. von allen Seiten belagert sind, so daß kein Schritt derselben unbeobachtet bleibt. Ueber jeden Fremden wird ein förmliches Protokoll geführt, sein Thun und Treiben auf das Genaueste aufgezeichnet; „der Faden, woran er fliegt, ist lang, doch unzerreißbar“ sagt in Schillers Don Karlos der Großinquisitor.

Wie sehr dieses auch getadelt werden möge, eine schöne Seite hat wenigstens der Verlauf der Sache; dieß ist hier, in diesem Falle, die größte Humanität. Wenn sie sich häufig verläugnen läßt, wo sich's um Mein und Dein, um Recht und Unrecht handelt, so tritt sie hier auffallend hervor; man will nur Ruhe haben. Ist der Fremde ein ruhiger Bürger, der Vergnügen liebt und sucht, in Frieden sein Geld verzehrt, so wird er nirgends eine Spur von Spionerie wahrnehmen, nichts beschränkt, nichts bindet ihn zu thun und zu treiben, was, und wie lange er es will. Auffallendes Betragen aber zieht den Kreis seiner Bewegungen etwas enger, und sobald er sich beigehen läßt, den Politikus zu spielen, die unbefangenen Leute in Oesterreich aufzuklären, auf seine Weise glücklich zu machen, so ist seine kaum begonnene Rolle auch ausgespielt; man ladet ihn sehr höflich auf die Polizei, fragt ihn sehr höflich, wie lange er noch gedenke hier zu bleiben, und auf seine Erklärung über längere oder kürzere Zeit, sagt man ihm, Verhältnisse machten es durchaus nöthig, ihn zu bitten, binnen dreien Tagen die Stadt zu verlassen. Da hilft keine Vorstellung, kein Einkommen bei höhern Behörden: diese lassen sich immer von der untersten berichten, und bestättigen deren

Beschlüsse hinsichtlich der Fremden fast immer. Der Fremde muß nur um so gewisser fort, wohin er will, gleichviel, nur aus dem Lande. Grausam aber wird diese Milde gegen als Demagogen bekannte Individuen; ein solches betrete nur nicht die Gränzen des österreichischen Staates. Alle Namen der Freiheitsmänner sind dort aufgezeichnet, und ein solcher Name ist genug, einen ganz Unschuldigen, der ihn zufällig führt, in ein finsteres Gefängniß zu bringen, darin er vielleicht Jahre lang schmachten kann, bevor sich nur der Irrthum aufklärt. Ein politisches Verbrechen ist im österreichischen Staate das größte, was er begehen kann; im Uebrigen ist in Oesterreich gut sein, und kann man sich des Raisonnements enthalten, so ist vielleicht nirgends besser sein, als gerade dort.

Auf Ruhe bei den unruhigen Köpfen zielt auch die ganze Militärverwaltung und die Besetzung der Beamtenstellen hin, kein Land hat Militär aus seinem eigenen Bereiche, innerhalb seiner Gränze. Die Böhmen, die Ungarn, die Polen, die Italiener sind, wie das bekannt ist, zu Unruhen geneigt, daher steht in Deutschland ungarisches, in Ungarn italienisches, in Italien böhmisches, in Böhmen deutsches Militär, so oder anders vertheilt. Dieses Militär macht mit den Eingeborenen, zu denen es sich nicht hingezogen fühlt, mit denen es weder durch Sprache noch Abstammung verwandt ist, schwerlich gemeinschaftliche Sache; ebenso ist es mit dem außerordentlich zahlreichen Beamtenstande, welcher immer auf so verschiedene Weise vertheilt ist, daß niemals verwandte Völker zusammen kommen. So überaus künstlich dieses Sistem ist, so hat es sich doch bisher vollkommen als brauchbar und seinem Zwecke entsprechend bewährt, die Ruhe ist nirgends bedeutend erschüttert worden; denn, wo es zum Ausbruch kommen zu wollen schien, war das fremde Militär sogleich bereit zum Einschreiten.

Ueber alles, was die Finanzen betrifft, herrscht ein undurchdringlicher Schleier; die Beamteten dürfen theils nichts von dem sagen, was sie wissen, theils weiß kein Beamteter des einen Steuerfaches, was der des andern zu thun hat. Nur zufällig erfährt der Fremde hier oder dort eine einzelne Notiz, die dann, wenn er sich dieselben zusammenstellt, dahin führt, daß die Lasten ungemein groß sein müssen; besonders drükkend sind die Zehnten, deren so viele zu geben sind, indem gewöhnlich der Zehntpächter (d. h. der Staat) den Zehnten bekommt, worauf von dem Reste die Geistlichkeit den Zehnten nimmt, worauf von dem Reste der Gutsherr den Zehnten nimmt. So klagen die Bauern den ihnen unverdächtigen Fremden, sagen aber, daß dieses noch nicht das Aergste sei, sondern das Viele, durch diese oder jene Schuld in Rückstand gekommen, nicht im Stande die Abgaben zu bezahlen, nun ausgepfändet wurden, daß man ihnen

Haus und Hof verkaufte, und sie als Bettler in's Weite schickte. Die Grundsteuern sind nebst den andern direkten Abgaben so groß, daß man viele tausend Bauerngüter, nebst Haus und Inventarium, um ein Paar hundert Gulden Konventionsmünze kaufen kann, weil die Abgaben zwei Drittel des ganzen Kaufpreises betragen, und der Bewirthschafter derselben dieses nicht herausbringen könne. An Analogien dafür fehlt's freilich auch in andern Staaten nicht; man kann in Würtemberg schlechte Aecker, welche gar nichts tragen, nicht einmal zur dürftigen Schafweide brauchbar sind, geschenkt bekommen, wenn man die Steuern und Abgaben tragen will, welche darauf ruhen. Es ist doch traurig, Abgaben von einem Boden geben zu müssen, der absolut werthlos ist, — Weinberge, welche eine höchst ungünstige Lage haben, nur alle zehn Jahre einmal, wie anno 1834 etwa, reife Trauben bringen, dürfen nicht zu etwas anderem verwendet werden, weil sie als Weinberge versteuert werden müssen, dieß scheint himmelschreiend. Es mag doch wohl nicht anders zu machen sein!

Die Konsumtionssteuer, Erbsteuer, Gewerbsteuer, sind bedeutend, die Lasten, welche die Städte zu tragen haben, alle Begriffe übersteigend; so muß eine einfache direkte Steuer von jedem Hausbesitzer entrichtet werden, welche nach dem Bedürfnisse der Stadt bald etwas größer oder kleiner ist, doch in Wien immer 18, 19 bis 20 Kreuzer von jedem Gulden der Einnahme beträgt, also 30 bis 33 Prozent der Gesammteinkünfte. Hiezu kommen noch die zahllosen indirekten Steuern. Keine Rechnung darf auf einem andern als auf einem Stempelbogen geschrieben werden (Regal), die Zölle (Regale) vertheuern alle Waaren, das Salz (Regal) ist so theuer, daß man die Speisen fast gar nicht salzt und den Nordländern alle so zubereitete Substanzen flau vorkommen. Auch durch den Taback (ein Regal), durch das Lotto (ein Regal), durch die Posten (Regal), welche sehr theuer sind, durch die Gold- und Silberbunzirung (Regal) wird auf den Beutel der Unterthanen spekulirt. Die Einnahme muß also eine ungeheure sein; da jedoch Niemand davon Rechenschaft ablegt, kennt man sie so wenig als die Ausgaben, und hört nur in Wien, daß die erstere die letzte weit übersteigt, und daß in Wien in den Gewölben der kaiserlichen Burg der Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe bewahrt, als Schatz des Kaisers aufgestapelt wird, und man hört davon an's Fabelhafte gränzende Dinge. Vieles mag davon übertrieben sein, doch die Einnahme geschieht in lauter Silber, die Ausgabe in Papier, das macht schon etwas aus und vielleicht mehr als nöthig, wie denn überhaupt einige Finanzoperationen an's völlig Unbegreifliche gränzen. Hiezu das berühmte Walis'sche Finanzprojekt.

Das erste Papiergeld in Oesterreich erschien 1762 im Betrage von

12 Millionen Gulden, es wurden sogenannte Bankozettel zu 5, 20, 25, 50, 100, 500 und 1000 Gulden ausgegeben. Kaiser Josef vermehrte im Jahre 1785 dieses bis auf 32 Millionen, und in der Folge noch weiter. Aber da die Papiere auf Verlangen sogleich in baar Geld umgesetzt wurden, standen sie, des bequemen Gebrauchs wegen, sogar höher als Pari, wie die Tresorscheine oder Kassenanweisungen in Preußen, denn in diesem letzten Staate wird gesetzlich verlangt, daß der Steuerpflichtige jederzeit die Hälfte seiner Abgaben in Papier entrichte und nur die Hälfte in Silber; dieß erhält den Glauben an die Papiere und macht sie zu einem Gegenstande des Handels und des Bedürfnisses, so daß der Käufer sie höher bezahlen muß, als sie ausgeprägt sind.

Im Jahr 1797 hörte die österreichische Regierung plötzlich auf ihre Verpflichtungen zu erfüllen, die Papiere wurden nicht mehr honorirt, die Menge des Papiergeldes aber wurde sichtlich größer. Noch schwand das Vertrauen nicht sogleich; allein als im Jahre 1797 die Verminderung des Silbergeldes so sehr auffallend wurde (worüber man fabelte, daß alles in die kaiserlichen Schatzkammern flöße, weil der französischen Revolution wegen der Hof mißtrauisch geworden), da ward auch das Volk mißtrauisch und man bemerkte zuerst ein Sinken des Papiergeldes. Es fiel um 3 Prozent, 103 fl. wurden mit 100 fl. bezahlt. Je häufiger das Papiergeld wurde, desto mehr nahm, unbegreiflicher Weise, das Silbergeld ab, so daß dessen Kurs gegen das Papier immer höher wurde, von Jahr zu Jahr stieg und endlich im Jahr 1805 bis auf 100 Prozent kam, so daß man für 50 fl. Konventionsmünze 100 fl. Papiergeld gab. Es waren jetzt 700 Millionen im Umlauf, und es kamen bis zum Jahre 1810 über 1060 Millionen Papiergeld zum Vorschein, und da stand das Papiergeld nur noch auf 20 Prozent.

Niemand dachte daran sich zu beschweren, Alles war spottwohlfeil, damals einen Dukaten während eines Tages zu verzehren, wenn man auch Morgens und Mittags und Abends im Wirthshause ersten Rangs und Nachts im Theater war, schien fast unmöglich. Da trat ein, für Oesterreichs Glück furchtbarer Mann, Wallis, Finanzminister, auf, und vernichtete mit einem Schlage den Wohlstand und das Glück von 30 Millionen Menschen, mit satanischer Gewissenlosigkeit, einige Günstlinge bereichernd. Er reduzirte das Papiergeld.

Man sprach davon im ganzen Reiche mit der größten Angst, Niemand wollte mehr Papiergeld nehmen, Jeder verlangte baar Geld. Da erschien eine kaiserliche Verkündigung an die Unterthanen, worinn gesagt wurde, man möchte dem Gerüchte einer Reduktion nicht glauben, es sei eine Nachricht von böswilligen Leuten ersonnen, die väterliche Fürsorge des Kaisers für sein Volk würde dergleichen nie dulden. Vier Wochen

darauf, nachdem überall das Papier sein früheres Vertrauen gewonnen, erschien die berüchtigte Skala — die Stufenfolge des Werthes der wiener Währung, und mit ihr die Herabsetzung der ganzen ungeheuern Papiermasse auf ein Fünftel des Nominal-Werthes.

Die Finanzoperateurs und ihre Anhänger, Freunde, Vertrauten, mit dem was kommen würde, bekannt, hatten ungeheure Summen Papiergeld aufgekauft, Güter erhandelt, Häuser erstanden, und diese sogleich baar mit Papiergeld bezahlt. Nun kam der Schlag, und wer am Abend noch 100,000 fl. gehabt, stand am Morgen mit 20,000 auf, er hatte über Nacht 80,000 fl. verloren. Die Skala und die ihr folgenden Edikte verkündeten, daß — da die Papiere doch einmal so niedrig ständen, so wolle man sie auch dem Namen nach herabsetzen, man möchte nun dieselben zur Bank bringen und sie gegen besser Geld vertauschen.

Die geduldigen armen Leute gingen hin, brachten ihre werthen Papiere, und erhielten dafür — wieder Papier, nur mit dem Unterschiede, daß sie für fünf Gulden, welche sie brachten, einen zurückerhielten. Dieß waren die sogenannten Einlösungs- und später Antizipationsscheine.

Wer nun früher hundert Gulden Papiergeld hatte, besaß jetzt 20 Gulden Papier; wollte er damit etwas kaufen, Silber — Silber wollte Jeder. Kein Mensch traute dem neuen Papiere; es konnte ja damit gerade so gehen wie mit dem frühern. Es fiel im Ansehen täglich, fiel immer tiefer und stand in einigen Tagen auf $^2/_5$ des Nominalwerthes, so daß wer zuerst 100,000 fl., dann 20,000 gehabt, nunmehr noch 8,000 besaß, und so waren viele tausend reiche Leute arm, Millionen wohlhabende Leute Bettler geworden. Damals erschien das bekannte W! W! W! W! W! W! W! W! W! W! W! W! W! W! W! W!, welches man an allen Straßenecken lesen konnte, und welches Pater Abraham a Sankta Clara bereits über Wien gerufen haben sollte, es hieß: „Wien war wohl wie Wiens Worte Wechsel waren, Wien war weh wie Wallis Worte Wechsel wurden."

Seit dieser Zeit ist das Leben in Oesterreich theuer geworden, die Lebensmittel stiegen auf den vier bis fünffachen Werth und haben sich darauf erhalten, so daß sie mit Silber so theuer bezahlt werden müssen, als sonst mit Papier, und ein Jeder, der sich der früheren Zeit erinnert, spricht mit Wehmuth von dem verlornen Wohlstande, wie von einer entschwundenen goldenen Zeit, und sieht darinn, daß wieder das Papiergeld überhand nimmt, wovon 1811. 212 Millionen gemacht wurden, die bis zum Jahr 1815 auf tausend angewachsen waren — keine Zusicherung größeren Glückes. Die folgenden Operationen haben das Zutrauen nicht sehr gehoben; es ist wohl ein Tilgungsfond von 200 Millionen Gulden vorhanden, doch besteht er zum größten Theile wieder in Papiergeld, ist

also, diesem Theile nach, kein Tilgungsfond. Jedoch, wenn dieß auch lauter Silber wäre, was kann man denn von den 7.000,000 fl. Zinsen abtragen, wenn die Schuld 1000 Millionen betrug? Ja wenn jährlich 7 Millionen Silber verbraucht würden, müßte man ja 150 Jahre warten, um schuldenfrei zu sein! Und es fehlt viel, daß man mit solchen Summen beginnen könnte. Amtliche Bekanntmachungen geben indessen die trefflichen Aussichten, es sollten zu Ende des Jahrs 1829 nur noch 55 Millionen Gulden Antizipationsscheine in Umlauf gewesen sein. Sind sie verschwunden, haben sie sich in sich selbst aufgelöst? Man weiß es nicht, sieht auch nicht weniger als sonst, sieht auch nicht mehr baar Geld als sonst — doch es ist amtlich bekannt gemacht.

Die Militärverfassung betreffend, so hat Oesterreich manches Eigenthümliche. Die oberste Leitung aller Angelegenheiten liegt dem Hofkriegsrathe in Wien ob. Dieser hat eine fast unbegränzte Gewalt, er ist die höchste Instanz in Allem, was das Soldatenwesen betrifft, und ist zugleich der eigentliche Feldherr des österreichischen Staats, die andern Leute tragen nur die Titel, dürfen aber niemals nach eigenem Gutdünken handeln, ohne sich der allerschwersten Verantwortung auszusetzen. Bei jeder Gelegenheit zum Schlagen, bei jeder beabsichtigten Operation, muß ein Kurier mit dem Operationsplane und der Bitte um Erlaubniß, ihn auszuführen, an den Hofkriegsrath abgefertigt werden, unterdessen, daß dieser den Weg hin machte, die alten Herren dort die Sache in reifliche Ueberlegung zogen, und dann der Kurier zurückkam, war natürlich jede Gelegenheit, das Gewünschte auszuführen, verschwunden, und darum haben die österreichischen Feldherren und die österreichischen Heere immer die allerübelste Nachrede, wiewohl ganz ohne Verschulden; denn damals als Prinz Eugen zugleich Feldherr und Präsident des Hofkriegsrathes war, also die von ihm selbst gefaßten Beschlüsse von ihm selbst bestättigt, und dann ausgeführt werden durften, da siegte er über die Franzosen in zwanzig Schlachten, so gut wie über die Türken, und als in den Jahren 1813—15 Schwarzenberg dasselbe Glück hatte, war es auch dieser Vereinigung der höchsten Gewalt in der Person des Feldherrn zuzuschreiben, so gut, wie zur Zeit der Kriege gegen Napoleon Prinz Karl zu siegen vermochte, der, wenn auch nicht Präsident des Hofkriegsrathes, doch als Bruder des Kaisers nicht seinen Kopf riskirte, wenn er nach seinem Kopfe handelte.

Unter den unmittelbaren Befehlen dieses Hofgerichtsrathes stehen 13 Generalkommando's, ferner das Hauptgenieamt, das Hauptzeugamt (Artillerie), das kaiserliche allgemeine Apellationsgericht und das Kriegsmarinekommando in Venedig. Die dreizehn Generalkommando's haben ihren Sitz in dreizehn Hauptstädten des Reichs; 1) für Oesterreich im engsten

Sinne (das Land unter und ob der Ens) in Wien; 2) für Böhmen in Prag; 3) für Galizien in Lemberg; 4) für Ungarn in Ofen; 5) für die Lombardei in Mailand; 6) für Venedig in Padua; 7) für Slavonien in Peterwardein; 8) für die karlsstädter, warasdiner und Banal-Gränze zu Agram; 9) für das Banat zu Temeswar; 10) für Siebenbürgen zu Herrmannstadt; 11) für Dalmatien zu Zara; 12) für Tirol, Steiermark und Illirien zu Grätz und 13) für Mähren und Schlesien zu Brünn.

In allen Angelegenheiten das Militär betreffend, so wie in Klagesachen gegen dasselbe ist der kommandirende General jeder Provinz der oberste Richter als Präsident des Judicium delegatum militare mixtum. In der Militärgränze hängen auch die Zivil-, Polizei- und Oekonomie- oder Verwaltungssachen ganz von dem Generalkommando ab, deßhalb einem solchen immer Oekonomie- und Justizbeamtete mitgegeben sind, welche militärischen Rang, gleich den Auditoren u. s. w. haben. In Justizsachen geht von den gesammten Linienregimentern und judiciis delegatis der weitere Rechtsgang an das allgemeine Appellationsgericht der kaiserlich königlichen Armeen zu Wien und in einzelnen Fällen sogar bis zum Hofkriegsrath. Für die Militärgränze besteht ein solches Appellationsgericht zu Peterwardein, dem noch die Judicia deleg. milit. zu Agram, Temeswar und Herrmannstadt untergeordnet sind.

Die Infanterie besteht aus 58 Linien- und 17 Nationalregimentern, 20 Grenadierbataillonen, 1 tiroler Jägerregiment, 2 Jägerbataillonen und 4 Garnisonsbataillonen. Im Frieden zählt sie über 200.000 Mann (12 bis 20.000 Mann mehr). Im Frieden zählt jedes ungarische Regiment 2616 Mann, die andern zählen 1892; sie werden im Kriege alle bis zu vier oder fünftausend Mann verstärkt.

Die Kavallerie zählt 8 Kürassier-, 6 Dragoner-, 7 Chevauxlegers-, 12 Husaren- (11 ungarische und ein Szekler-Regiment) und 4 Uhlanenregimenter; sie zählt im Frieden 39.000.

Die Artillerie hat sechs Kompagnien Bombardiere, 5 Regimenter Feldartillerie und 1500 Kanonen, ein Artilleriefeldzeugamt und verschiedene Garnisons-Artillerie. Die Mannschaft zählt 18.000, das Ingenieur-, Mineur- und Sappeurkorps hat ungefähr 1.700 Mann.

Zu diesem kommen noch der Generalquartiermeisterstab, das Pionnierkorps, die Gränzkordonbataillone, die Invalidenkorps, das italienische Invalidenbataillon, das Gensdarmerieregiment in der Lombardei, das Transport- oder Trainkorps, wodurch die Armee im Frieden nahe auf 300.000 Mann kommt. Im Krieg ist sie (wenigstens in den Listen der Proviant-Kommissäre) bis auf 750.000 Mann gestiegen. Als Bundes-Kontingent hat Oesterreich 94.822 Mann zu stellen.

Festungen hat Oesterreich 26. Altgradiska, Arad, Brodi, Esseck, Josefsstadt, Karlsburg, Karlsstadt, Kattaro, Komorn, Königsgrätz, Kuffstein, Legnago, Mantua, Munkatez, Olmütz, Osopa, Palma nuova, Peschiera, Peterwardein, Prag, Ragusa, Salzburg, Theresienstadt, Temeswar, Venedig und Zara. Mehre Festungen, früher von Bedeutung, wie Lemberg, Wien, Grätz und eine Menge anderer, sind theils vernachläßigt, theils eingegangen oder gänzlich demolirt.

Die Marine ist in einem so schlechten Zustande, daß davon eigentlich gar nicht geredet werden darf ohne ein vorheriges „mit Respekt zu melden", denn die acht Linienschiffe, welche in den Listen laufen, sind längst abgetakelt, und liegen, von der Zeit herstammend, da Venedig noch ein mächtiger Staat war, in völlig unbrauchbarem Zustande, den Bohrwürmern Preis gegeben, im Arsenale von Venedig. Blumenbach führt noch 8 Fregatten an; existiren sie wirklich, so gehören sie zweifelsohne zu den kleinsten und schlechtesten, die es auf allen Meeren gibt; denn der Küstenhandel und der der Levante wird durch kleine Schiffe von einer bis zehn Kanonen, zwar nicht beschützt, aber doch in Friedenszeiten und wo sich keine Seeräuber sehen lassen, unterstützt. Es besteht indessen doch ein Matrosenkorps, ein Marineartilleriekorps, ein Marinegeniekorps und ein Infanteriebataillon. Auf der Donau sind einige Kanonierbarken, Schaiken und Viertelschaiken (kleine Schiffe mit Mast und Bugspriet) bemannt und bewaffnet, um die Türken von Räubereien an den, in das schwarze Meer gehenden, Schiffen abzuhalten.

Das Rekrutirungswesen unterliegt in dem weiten Staate, dessen ferne Winkel nur ein allsehendes Auge überschauen kann, großen Mißbräuchen, die wohl in der Nichtachtung des ganzen Militärs von oben herab, ihren Grund haben mögen. Die Kaiser selbst sind seit einer Reihe von Jahren nicht kriegerisch gesonnen, lieben das Militär nicht, kleiden sich nur höchst selten militärisch, und lassen dasselbe ihre Abneigung durch manche traurige Maßregel fühlen. So ist bekannt, daß bei einem Ausfalle in den Finanzen zuerst dazu gegriffen wird, jedem Manne von seiner sparsamen Löhnung einen oder anderthalb Kreuzer täglich abzuziehen u. a. m.; deßhalb scheut man sich beinahe zu gestehen, daß man zum Militär gehöre, und jeder Offizier geht in Zivilkleidern, wenn er nicht im Dienste ist. Man bemerkt in keiner Gesellschaft Militärs, weil man sie nicht von den Zivilisten unterscheiden kann, sie tragen selbst nicht einen Schnurrbart; ein schwarzes Halstuch ist's allein, was sie auf der Straße bemerklich macht; vor einem fein gekleideten Manne mit schwarzem Halstuche macht daher jeder Soldat die Honneurs. In den Gesellschaften verschwindet auch dieses Abzeichen.

Die obern Offiziere stehen nicht wegen ihres Ranges, sondern wegen

ihres Reichthums, ihrer Baronien und Grafschaften in Ansehen; dieß hat zur Folge, daß die gemeinen Soldaten eigentlich gar kein Ansehen haben, und es ließe sich wohl schwerlich der gemeinste Taugenichts in Wien von einem Soldaten etwas gefallen, während ein Polizeioffiziant ein ganzes Dutzend Spektakelmacher zur Ruhe bringt und vor sich hertreibt.

In Ungarn findet noch das alte Werberunwesen Statt. Bei öffentlichen Zusammenkünften des Volkes, bei Kirchweihen, Jahrmärkten, schlagen die Werber ihre Handelsplätze auf, machen die jungen Leute trunken, spiegeln ihnen den Himmel vor, lassen sie nichts als Freude und Lust, Tanz und Trinkgelage sehen, sie geben ihnen ein gutes Handgeld — da sitzt die Grenadiermütze auf dem Kopfe, und nun muß der Arme 14 Jahre (so lange dauert eine Kapitulation) die Haselstöcke auf dem Rücken fühlen. Wenn die angeworbene Mannschaft nicht ausreicht, wird von den ungarischen Ständen eine Rekruten-Aushebung anbefohlen. Diese geschieht jedoch nicht durch Konskription, sondern durch förmlichen Ueberfall. Hier und da und dort wird ein Dorf plötzlich besetzt und die ganze waffenfähige Mannschaft vor das Quartier des einrückenden Offiziers oder Unteroffiziers gebracht; was von jungen Leuten sich durch die Flucht retten kann, entweicht oder verbirgt sich im fernsten Winkel des Hauses; denn Haussuchung wird gehalten, um die Verborgenen zu finden. Immer sollen zwischen 19 und 29 Jahren die jüngsten genommen werden, selbst bei großen Rekrutirungen dürfe die Altersklasse von 21—22 Jahren nicht angegriffen werden, wenn die jüngeren Männer auch nur annäherungsweise die Zahl füllen; da muß nun Mancher 19 Jahre alt sein, der es schon lange ist. Der Schrecken verbreitet sich weiter von Dorf zu Dorf; wohin nun die Rekrutirungs-Kommission auch geht, sie findet die jungen Leute nicht mehr und nun müssen die älteren heran. Da geht es denn an ein Markten und Feilschen, ein Loskaufen, Stellvertreter anbieten, kurz Shakespeare's unübertreffliche Schilderung von Fallstaffs Rekrutenaushebung findet hier manche treue Kopie.

So wie in Ungarn, geht es nun in allen übrigen Provinzen; in den deutschen, illirischen, böhmischen, galizischen und italienischen Landen sind den verschiedenen Regimentern Werbebezirke angewiesen, im übrigen aber wird auf dieselbe Art, wie oben erzählt, die rekrutirungsfähige Mannschaft ausgehoben, unter die Regimenter vertheilt und dort wie überall abgerichtet.

Zu Bildung der Militärchargen dienen Ingenieurakademien zu Wien, zu wienerisch Neustadt, die Kadettenschulen zu Olmütz und Grätz und fünfzig Militärknaben-Erziehungshäuser in den Provinzen vertheilt. Auch für Offizierstöchter besteht zu Hernals ein Institut.

Zu Belohnungen für Militärs und sonstige Staatsbeamtete sind verschiedene Orden gestiftet, und zwar ist der angesehenste von allen der Orden des goldenen Bließes. Ihn stiftete Filipp der Gute von Burgund am 10. Januar 1430, bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Isabella von Portugal, zu Brügge in Flandern. Ehre des Ritterthums und Erhaltung des katholischen Glaubens waren seine Grundzüge, man muthmaßt, daß Filipp, einen Kreuzzug nach Sirien gegen die Türken beabsichtigend, seinen Rittern in der Erinnerung an die Argonauten ein Muster des Muthes in diesen kühnen Abenteurern aufstellen wollte. Die Statuten setzten fest, daß, wenn die männliche Linie des burgundischen Hauses erlösche, der Orden mit der ältesten Tochter auf den Gemahl derselben übergehen sollte; als daher 1477 das burgundische Haus in Karl dem Kühnen erlosch, erhielt mit der Hand seiner Tochter der schönen Maria von Burgund, Maximilian I., ein dessen würdiger Held, die Großmeisterschaft dieses Ordens. Als später der spanische Successionskrieg ausbrach, machten Karl III. (als Kaiser VI.) und auch Filipp V. König von Spanien, Ansprüche auf den Orden, der durch das deutsche Haus nach Spanien gekommen war; der lange dauernde Zwist ward nicht entschieden, und seitdem verleiht Spanien den Orden so wie Oesterreich, die Spanier aber schätzen den österreichischen Bließorden, als eine Nachahmung, gering, und die Oesterreicher gestehen etwas der Art dadurch zu, daß sie den spanischen höher achten, als ihren eigenen.

Das Ordenszeichen ist ein hängendes Widderfell von Gold, darüber ein goldener rothemaillirter Feuerstein mit nach beiden Seiten ausschießenden Strahlen mit den Worten Pretium laborum non vile. Dieses Zeichen hängt an einer schweren großgliedrigen goldenen, und zum Theil emaillirten Kette, deren einzelne Stücke Feuersteine und Feuereisen genannt werden. Die Ritter sollen dieses Ordenszeichen niemals, auch eigentlich bei Nacht nicht, ablegen, es sichert ihnen die größten Vorrechte, sie selbst sind geheiligte Personen, und wo sich ein Ritter des goldenen Bließes befindet, da darf, wie in einer Kirche, Messe gelesen werden, es sei der Ort welcher er wolle. Die Ritter haben keinen andern Gerichtsstand als eine Versammlung von Ordensrittern unter Vorsitz des Großmeisters oder eines von ihm bestellten Vertreters. Der Orden ist nur für Personen höchsten Ranges bestimmt, gehört daher weniger zu den Verdienstorden, als er den Glanz des Hofes vermehrt; darauf ist auch die überaus prächtige Kleidung berechnet, welche am Andreastage oder am nächstfolgenden Sonntage bei dem großen Ordensfest zu Wien getragen wird. Sie besteht aus einem langen Sammtmantel vom prächtigsten Hochroth, mit weißem Atlas gefüttert und reich mit Gold gestickt, aus einer darunter befindlichen ähnlichen Sammet- und Atlaskleidung, welche

bis auf Strümpfe und Sammtschuhe mit Stickerei überladen ist, und in einem rothen Sammtbaret, welches würdig das Ganze vollendet.

Der nächstfolgende Orden ist der Maria-Theresienorden, von dieser Kaiserin 1757 für verdiente Offiziere gestiftet. Er verleiht dem Besitzer Baronsrang und ist mit bedeutenden Einkünften verbunden. Der Stefansorden ist der dritte, er ward von derselben Kaiserin 1764 für Zivilpersonen katholischer Religion gestiftet. Der Leopoldorden ward durch Kaiser Franz I. 1808 zur Belohnung der Verdienste gestiftet. Der fünfte ward 1750 von der Kaiserin Elisabeth gestiftet; er trägt ihren Namen und ist für höhere Offiziere bestimmt, mit Pension verbunden. Der sechste ist von Napoleon 1806 kreirt, es ist der der eisernen Krone; er ward beibehalten, als Oesterreich die Lombardei bekam. Das Zivil-Ehrenkreuz für 1813 und 1814, und das militärische Ehrenzeichen aus erobertem Geschütze bilden die niedrigsten Orden.

Ein sehr hoher Orden ist für Damen gestiftet, der Sternkreuz-Orden, von der Kaiserin Eleonore, seit dem Jahre 1660 bestehend. Großmeisterin ist die jedesmalige Kaiserin. Geistliche Orden sind der Deutsche- oder Johanniterorden und der Kreuzorden.

Um das große Ganze näher in's Auge zu fassen, braucht man eine Eintheilung desselben, und dabei kann man entweder nach den Gouvernements gehen, welche jedoch ziemlich heterogene Theile vereinen, oder nach der natürlichen Lage und Beschaffenheit sich richten, welches letztere ich vorziehe. Demnach zerfällt das Kaiserthum Oesterreich in folgende Theile: 1) Oesterreich; (das Land ob, und das Land unter der Ens); 2) Steiermark; 3) Tirol; 4) Kärnten; 5) Krain; 6) Illirien, und 7) Dalmatien (bilden zusammen die Hauptabtheilung der deutsch-illirischen Lande); 8) Italien; 9) Kroatien; 10) Ungarn; 11) Siebenbürgen; 12) Polen; 13) Böhmen; 14) Mähren und Schlesien.

Das Erzherzogthum Oesterreich.

Das Erzherzogthum Oesterreich.

Die Länder unter und ob der Ens bilden zwei eng mit einander verbundene Stücke, an beiden Seiten der Donau liegend; sie erstrecken sich, das Land unter der Ens von 34°, 40′, 15″ östlicher Länge bis zu 32°, 5′ 3‴. Unmittelbar daran stößt das Land ob der Ens, und geht bis zu 29°, 44′ 50″ zurück, wo es immer weiter westlich an Salzburg reicht. Das Land unter der Ens geht von 47°, 26′, 5″ bis zu 49°, 0′, 30″ der nördlichen Breite; das Land ob der Ens liegt im Allgemeinen um einen halben Grad südlicher, es fängt an von 46°, 57′, 25″ und reicht bis zu 48°, 46′, 20″ nördlicher Breite. Der Flächenraum des ersten Ländertheils beträgt nach der Vermessung des Generalquartiermeisterstabs 345,$^{3}/_{10}$, der des Landes ob der Ens aber 363$^{3}/_{10}$ Quadratmeilen, beide haben also zusammen 708,6 Quadratmeilen, was viel geringer ist, als die frühere Angabe.

Das Land unter der Ens bildet ein großes Längenthal, im Süden von mächtigen Hochgebirgen, im Norden von den viel niedrigern böhmischen Gebirgen begränzt. In der Mitte dieses Längenthales fließt der größte Strom von West-Europa, die Donau, wachsend durch zahllose Flüsse, welche ihr von allen Seiten zueilen. Die südlichen Gebirge gehören zu den norischen Alpen, deren Hauptstamm mit den Wildalpen die Gränze erreicht, und größtentheils parallel mit dem Strome ostwärts streicht, bis er sich in den Ebenen Ungarns verliert, wo die Donau dann auch plötzlich ihren östlich gerichteten Lauf verläßt und südwärts strömt.

Im Allgemeinen ist bereits zu Anfang dieses Buches von dem großen Ganzen des Alpengebirges, so weit es zu dem Kaiserthume gehört,

gehandelt worden, für die nähere Betrachtung dieses Landestheiles muß jedoch noch angeführt werden, daß der größte Theil der südlich von der Donau gelegenen Gebirge, Aeste des großen Stammes der norischen Alpen sind. Die östlichsten davon sind der hohe Hutwitsch (2916), mit welchem das Gebirge nach Ungarn übergeht, und der wiener Wald, der an der Donau sein Ende erreicht. Viel mächtigere Häupter des Gebirges liegen im Westen, wo dasselbe sich mehr dem Zentralkörper nähert, doch auch an der östlichen Gränze liegen noch sehr hohe Berge, so der von Wiens Bastei aus sichtbare Schneeberg, der nach Fallons's Barometermessung 6.497 pariser Fuß hoch ist. Da er von drei Seiten durch tiefliegendes ebenes Land begränzt, und gleichsam ein von dem Gebirge weit herausgeschobener verlorener Posten ist, so genießt man von ihm eine wundervolle Aussicht, die sich über beinahe 200 Quadratmeilen erstreckt, welche freilich noch nicht so groß ist, als die 600 Quadratmeilen, welche man vom Brocken überschaut, wenn man seinen Gesichtskreis nur auf 10 Meilen Radius annimmt, da er doch auf 12 Meilen ausgedehnt werden kann (900 Q.M.), welche jedoch viel großartiger erscheint, durch die Fernsicht sowohl, als durch die majestätischen Gebirge, die auf mehren Punkten den Gesichtskreis bekränzen. Der Abhang dieses Berges ist den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, in seinen Schluchten und Klüften schmilzt er auch im heißesten Sommer nicht ganz weg. Die obere Alpenfläche wird von den Hirten der Umgegend zu Viehweiden für die zwei bis dritthalb Monate des Sommers benützt, während welcher sie nicht Schnee, wohl aber die herrlichsten duftigsten Alpkräuter trägt. Zwei Felsengipfel erheben sich zu der angegebenen Höhe; auf dem niederern steht der sogenannte Käsestein, ein aus Granit gehauenes Denkmal, wenige Schritte davon ist ein Abgrund von 900 Klaftern (Blumenbach) oder 5.400 Fuß, indem sich da die ganze Masse des Berges in einer fast senkrechten nakten Felsenwand entblöst zeigt. Diese Wand ist gerade nach Wien gerichtet, und kann vom Kärnthnerthor aus deutlich gesehen werden, obschon Wien in der Tiefe des Donauthales liegt, und die ganze Höhe der Vorstadt Maria-Hilf und die des Belvedere mit dem Spinner- oder Krispinerkreuz dazwischen liegt. Die nördliche Hälfte des Landes ob der Ens ist viel weniger gebirgig, es sind die Ausläufer der böhmischen Berge, welche beinahe zur Donau reichen, und sich nur in einzelnen Spitzen etwas über den allgemein wellenförmigen Rücken erheben; doch beträgt die ganze Gebirgsfläche ungefähr den dritten Theil des Landes, daher die Bewohner desselben, nach Abzug der Fluß- und sonstigen Wasserflächen mit ihren Aeckern auf die übrigen zwei Drittheile zurückgewiesen sind. Allein die Menge von Gewässern macht dieses Längenthal wieder sehr ergiebig, so daß die ohnehin nicht übermäßig zahlreichen Be-

wohner des fruchtbaren Landes genug haben; dieses, das Flachland, das weite Flußthal und die sich in dasselbe öffnenden vielen Flußthäler belegt man mit dem Namen Felder, die schmalen Schluchten, in denen bloß reißende Bache mit großer Schnelligkeit den Flüssen zueilen, nennt man Gräben; ihre Wände sind nicht anzubauen, doch reich mit Holz besetzt, an welchem das Land bei mäßiger Benützung desselben nie Mangel haben könnte; doch ist leider von Forstkultur im hohen Sinne des Wortes keine Rede, man schlägt für die zahllosen Bergwerke, Hochöfen, Eisenhämmer, Sägemühlen, so viel Holz, als sie irgend verbrauchen können, verkauft es so gut als möglich, und überläßt es der kräftigen Natur, sich selbst zu helfen. Diese hat aber Manchen schon recht im Stich gelassen, der so auf sie gebaut hat; das Holz wächst nicht so schnell nach, als es verbraucht wird, viele Hüttenwerke haben aus Mangel daran ihre Arbeiten aufgeben müssen.

Die große Ebene des Landes unter der Ens beginnt vor Wien; sie läuft längs der Donau von den Hügeln des Kahlenberges, eine Stunde von Wien, bis über Neustadt an die Hügel von Neukirchen und an das Leithagebirge. Die Donau scheidet sie ab, und auf der andern Seite reiht sich daran das Marchfeld, eigentlich nicht sowohl eine Fortsetzung als ein unterer Theil; eine niedrigere Terrasse dieser Ebene, deren erstgenannte Hälfte um ein sehr bedeutendes höher liegt. Die zweite Ebene erstreckt sich von der Donau bis an das Hohenleithagebirge und von der March bis an die Bisamberge, woselbst ein trefflicher Wein wächst, der als einer der besten österreichischen hohen Ruhm genießt.

Kleinere Ebenen als die genannten gibt es sehr viele, denn beinahe jedes Thal bietet eine solche dar; alle diese aufzuzählen, würde uns zu weit führen.

Die südlichen Alpengebirge sind größtentheils Kalkberge, worin der dichte Kalkstein vorherrschend ist, nur im südöstlichen Theile erreicht das Urgebirge die Landschaft Oesterreich. Der Jurakalk im Norden der Donau ist durch Nagelfluh- und Sandsteingebilde von dem Alpenkalke getrennt. Das Thal der Donau von der Ens bis zu den Bisambergen ist tertiärer Formation, dagegen tritt auf der andern Seite, von Böhmen her, wieder die Urformation zu Tage; Granit, Gneus, Glimmerschiefer sind sehr vorherrschend, daher die Abhänge rauh, zerrissen, steil, die Bergrücken schmal sind. Gegen die Donau hin bilden diese Felsrücken schroffe Felsenwände, in denen die Zerstörung noch allmächtig fortwirkt. Ungefähr in der Mitte der Entfernung von Ens bis Wien liegen die Trümmer des einst so berühmten Schlosses Dürrenstein auf nacktem, (auf dem Gipfel mit einigen Kiefern bewachsenem) Felsen; dort sieht man nichts als Abgründe, jähe Felsenwände, hohe thurmartige Säulen; und so, auf und ab

an der Donau, Alles zerklüftet, gespalten, aus senkrechten, zum Theil überhängenden Wänden gebaut. Ein Gleiches findet statt mit dem Jauerting, woselbst sich besonders eine hohe, aus lauter riesigen Felsblöcken übereinander gethürmte, Mauer, die Teufelswand, zeigt, welche mit den Umgebungen einen schauerlichen Eindruck macht.

Das rechte Ufer der Donau, Kalkgebirge, ist voller Höhlen, von denen jedoch nur wenige untersucht sind, und diese wenigen nur in ihren geringsten Theilen, weil es an wissenschaftlichem Eifer zur Erforschung des Innern der Erde fehlt. Die nahe bei Baden gelegene verdient den Namen einer Höhle kaum, daher „das Schelmenloch" ein passender Ausdruck für sie sein mag. Größer ist die in der Nähe des Schneeberges befindliche Alelujahöhle. Der Oetschberg ist ganz zerrissen, ein riesiger Trümmerhaufen, und verbirgt in seinem Innern mehre Höhlen, darunter das Taubenloch, welches nach Beczieczka (sp. Betschischka) seinen Namen von den daselbst häufig nistenden Bergdohlen hat; die Höhle besteht aus drei verschiedenen Abtheilungen; in deren letzten ein kleiner Bach, von Felsen herabschießend, eine Kaskade bildet. Die zweite Höhle heißt das Geldloch (in der Nähe derselben wurde etwas Geld gefunden, daher der Name); darinn befindet sich ein kleiner See, von welchem das abergläubige Landvolk erzählt, er sei von lauter verwünschten Geistern bewohnt, welche daselbst in Gestalt schwarzer Forellen ihr Wesen treiben. Eine dritte Höhle ist das Wetterloch, sie geht senkrecht, wie es scheint, in große Tiefe hinab, und ist noch gar nicht untersucht. Die Landleute glauben, es entstehe ein Unwetter, wenn man einen Stein hinab werfe.

Noch pittoresker ist das Land ob der Ens. Hier ist lauter Gebirgsland, nur in der Nähe der Donau sind einige Thalebenen. Im Norden des Flusses gehören die Gebirgsarme Böhmens großer Kette an, im Süden sind es die rhätischen und norischen Alpen, welche das Land zum eigentlichen Hochgebirge machen, und durch das Salzburgische, welches mit dem Lande ob der Ens seit 1816 vereinigt ist, mit Tirol in Verbindung stehen, indem der Großglockner, die höchste Spitze dieses Gebirges, schon theilweise zu Tirol gehört. Es scheint, als habe die Natur hier Alles aufgehäuft, was sie Malerisches, Großartiges zu schaffen vermochte, eine überaus reiche Bewässerung gibt jedem Thale, jedem Graben einen Fluß, oder einen Bach; zahlreiche Seen entstehen in den großen Vertiefungen, welche so malerisch sind, als irgend einer in der Schweiz, und an Eigenthümlichkeit vielleicht die mehrsten jenes Landes übertreffen.

Zu den wunderbarsten gehört der Königs- oder Bartholomäussee. Man gelangt zu demselben von dem Markte Berchtesgaden, und sieht seinen Ausfluß mit Schleusen und Marmordämmen verwahrt, welche

dem Strom für alle Zeiten zu trotzen scheinen. Die Albe ist's, welche sich durch die Mauern hindurchwindet, und so gezwängt ist, daß sie nur dem Bedürfnisse des Menschen folgend, bald größer, bald kleiner erscheint, wie man gerade ihres Wasservorrathes bedarf. Man fährt von dem Ausgange des Sees anfänglich in einer kleinen, lieblichen, idillischen Bucht desselben auf eine Insel, die im südöstlichsten Theile gelegen ist, zu; sobald man die Insel umfahren, sieht man sich plötzlich über einem furchtbaren Abgrunde schweben, mit Entsetzen erregender Klarheit läßt das dunkelblaue, spiegelreine Wasser die gräßliche Tiefe erkennen, über welcher das zerbrechliche Schifflein schwimmt. Ein Blick umher sagt dem Schiffenden, daß, wenn jetzt ein Sturm seinen Nachen anfaßte, er rettungslos verloren wäre, denn schräge Berge — nein nicht Berge — senkrecht und schräg auf und überhängend ansteigende Felsenmassen von 3.000 und 6.000 Fuß Höhe umstarren den See, und geben ihm eine Majestät, aber auch zugleich eine Grauen erregende erschütternde Gewalt, die keine andere ausübt in gleichem Maaße. Nirgends ist ein Landungsplatz, zwei Stunden aufwärts bis zu seinem äußersten Ende und rechts und links drei Viertelstunden in die Breite, sieht man nichts als unmittelbar aus der Seefläche aufsteigende Felsenmauern, an denen kein Grashälmchen Platz findet; viel weniger die Hand des Rettung suchenden Schiffbrüchigen; wenn der Sturm das Boot an die Ufer schleudert, so zerschellt es in tausend Stücke. Eine Tafel am Falkenstein verkündet dem Nahenden, daß eine Gesellschaft von 40 Wallfahrern hier in den Fluthen ihr Grab fand, der zahllosen Unglücksfälle, die, weil sie einzeln erscheinen und jährlich wiederkehren, also gar kein Aufsehen machen, nicht zu gedenken.

Mit heimlichem Grauen schwebt man auf der ruhigen Fläche, welche eine versunkene Vorwelt zu bedecken scheint, deren Trümmer aus dem düstern Abgrunde emporstarren; das Spiegelbild des Himmels, eng begränzt und eingerahmt durch die ungeheuren aufstrebenden Felsen, strahlt zurück in eigenthümlicher Färbung, und scheint eher ein äffendes Nachbild, von düstern Mächten nachgeschaffen, als das wirkliche Spiegelbild des reinen Aethers zu sein. Nichts bewegt die ruhige Fläche des Sees, nichts trübt seine Durchsichtigkeit, bis der Königsbach seine 400 Klaftern (2.400 Fuß) hohe Kaskade herabsendet zu seinen Wellen. Um das Holz von dem unzugänglichen und unfahrbaren Gebirge herunter zu schaffen, stauet man diesen Bach von Zeit zu Zeit, thürmt haushohe Wände von Bäumen, davor auf, und läßt nun plötzlich die ganze gestaute Wassermasse auf diese schießen, sie werden erschüttert, gelüpft, gehoben und stürzen in ungeheurem Bogenschusse mit dem schäumenden Bache in den See; er schlägt Wogen, welche sich über seine ganze Fläche fortsetzen, die Lüfte tosen und brausen von dem gewaltsamen Sturme durchwühlt,

das Echo donnert den Nachhall zu dem furchtbaren Schlage auf den Spiegel des Sees, der so gewaltig ist, daß die Bäume, welche nicht wie Pfeile hineinschießen, sondern der Länge nach auffallen, zermalmt, zu Splittern ihrer ganzen Länge nach aufgelöst werden, ein Schauspiel, das nichts Aehnliches findet, vielleicht auf der ganzen Erde, da nirgends so das Bild einer in sich selbst sich auflösenden, sich zerstörenden Welt dem staunenden Ruderer entgegen tritt, als hier, wo die haushohen Wogen des empörten Baches die entwurzelte Krone des Gebirges mit sich in den Abgrund zu führen scheinen.

Weiter hin wird das Gemälde minder grauenhaft. Da, wo sich die Berge immer enger zusammendrängen und das Thal zu schließen scheinen, springt plötzlich bei einer Wendung des Sees ein reizendes Plätzchen, ein Park im reinsten englischen Geschmacke hervor, welcher der Kessel heißt, von hier hat man die herrlichste Aussicht auf den Watzmann, der jenseits des Sees sein schwer beladenes Haupt, mit den zwei mächtigen durch einen scharfen schartigen Kamm verbundenen Hörnern fast über die Region des ewigen Schnees erhebt.

Gefahrlos ist dieser Berg trotz seiner Höhe zu besteigen, und es wallfahrten oft ganze Züge frommer Leute hinauf, um näher dem Himmel ihre Herzen zu Gott zu erheben. Von solchen ward auch das große zwanzig Fuß hohe Kreuz hinaufgezogen und dort aufgerichtet. Die südliche Spitze ist schwer zu ersteigen, und galt für unersteiglich, bis sie im Jahr 1801 durch einen kühnen Bergsteiger, Stainig, erreicht wurde. Man glaubte allgemein, zwischen beiden Gipfeln habe sich die Arche Noa niedergelassen, und auf dessen südlicher Spitze seien noch Trümmer derselben. Stainig fand daselbst einen Haufen verwitterter Kalksteine, doch nicht die Arche; er stellte Barometerbeobachtungen an, und folgerte aus denselben für seinen Standpunkt (der so klein war, daß er sich nicht ohne Gefahr um sein Instrument bewegen konnte) 8.400 Fuß Höhe.

Unter dem Watzmann liegt ein beschneites Eisgewölbe von mehr als 200 Fuß Länge, die sogenannte Eiskapelle, unfern des Königssees in einer Felsschlucht, die man sich nicht fürchterlicher denken kann; sechs bis achttausend Fuß hoch ragen die kahlen Wände an beiden Seiten empor; über klafterhohe Felsstücke, welche von den Bergen herabstürzen, muß man klettern, durch klafterbreite Graben setzen oder über sie hinwegspringen, verkrüppelte Bäumchen, Krummholz (die Alpenföhre), ziehen sich eine Strecke aufwärts in der Schlucht; bald verschwinden auch sie, und die nackte sparrige Hechelwand und die beschneite Strecke des Watzmann thürmen sich über die kahlen Felsblöcke empor, welche hier zu losen Bergen übereinander gerollt erscheinen. In jedem Augenblicke drohen sie herabzustürzen oder herabzugleiten, und keine Minute vergeht, wo nicht wirklich ein kleineres oder größeres Steinchen sich von den zer-

klüfteten Wänden löst, und mit tausendfach wiederholtem Geprassel herniederstürzt; dort ruht im finstersten Winkel der Schlucht jener Glätscher, der unter dem Namen der Eiskapelle bekannt ist, und der sich zu einer hohen Brücke über den Eisbach thürmt.

Wer hineinzugehen wagt, versieht sich mit Pechfackeln, weil der Kampf des Tageslichts mit dem bläulichen Lichte, das durch die Spalten und Schründe des Gewölbes bricht, malerisch schön ist, und weil weiter hinein man die tiefe Eisgrotte nicht ohne Feuer durchwandeln kann. Die Erscheinung eines Glättschers in dieser Höhe, kaum 2.500 Fuß über der Meeresfläche, ist befremdend, aber sie karakterisirt das Wunderbare und Eigenthümliche der Gegend im Ganzen. Wie hier die wilde Hechelwand gegen Süden und Osten, der Watzmann gegen Westen die ganze Tiefe der Schlucht beherrscht, und die Sonne hindert, anders als zur Zeit ihres höchsten Standpunktes in die untern Räume derselben zu dringen, so geschieht es von hundert und tausend andern Stellen des tief gefurchten Gebirgslandes. Vielleicht ein ganzes Drittel der Bewohner sieht die Sonne während des Winters niemals, und ein anderes Drittel nur eine oder zwei Stunden des Tages. In diesen Gebirgsspalt aber dringt sie im Sommer selbst nur auf ein Paar Stunden, und es ist natürlich nicht genug, um die herabgesunkene Wassermasse, welche der Winter in Eis verwandelte, aufzuthauen; dort ist auch kein Leben, keine Vegetation, jede Spur derselben ist erloschen; des Todes grauenvoller Aufenthalt scheint den entsetzten Wanderer anzugähnen.

In dem kurzen Hauptzuge der rhätischen Alpen liegen viele andere höchst merkwürdige Punkte, wie der Reichenspitz, mit seinem dreifachen 9.340 Fuß hohen Gipfel, der gerade an der Gränze zwischen Salzburg und Tirol liegt, durch wunderbare Sagen von unerschöpflichen Gold- und Silberminen bekannt; die Gerlosspitze und der hohe Gerlos weiter nördlich; dann noch weiter nach Nordosten der Rattenstein, die Glammerberge, das Gamshag, das Sonntagshorn, der Schneeberg und neben diesem das steinerne Meer, an der Gränze von Berchtoldsgaden, das 7.000 Fuß hoch, beinahe drei Stunden Breite hat, und das, nach Mirthalers Beschreibung, diesen Namen mit so vielem Rechte verdient wie das Mer de glace am Montblanc den seinen; denn der ganze Boden, jedes Geklüft, jede hervorragende Klippe scheint ausgespült, ausgeschwemmt und von den Gewässern in den verschiedensten Formen zernagt. Die ungebildetsten Menschen sprachen beim Anblick dieses Trümmerhaufens von den Merkmalen einer Sündfluth, auch wohl von einer Zeit, da das hochgelegene Becken ein See gewesen, dessen Uferdämme durch die Stöße eines Erdbebens zerrissen wurden, wiewohl es unbegreiflich ist, daß der bloße Abfluß einer Wassermasse solche gewalt-

same Wirkungen hervorgebracht, da dieses in der Regel ohne alle sichtbaren Folgen, als das trocken werden, geschieht, dagegen das Durchströmen des Wassers durch Hindernisse die entsetzlichsten Wirkungen zeigt, wenn die Menge desselben zu solchen hinlänglich ist.

Merkwürdig ist in diesem Gebirgszuge ferner der Untersberg, wegen seiner vielen Kammern, Grotten und Höhlen, die zu manchem Mährchen Anlaß gegeben haben, von einem untergegangenen Volke, dessen Flüchtlinge sich jetzt noch daselbst aufhalten sollen, von einem Thor mit goldener Aufschrift und dahinter verborgenen unermeßlichen Schätzen, von vielen Berggeistern, welche dieselben bewohnen, von dem nicht Geiste, sondern dem noch lebenden Körper eines Kaisers, der dort an einem steinernen Tische, die Zeit erharrend, in welcher er der Erde den Untergang verkünden wird, sitzt, bis ihm der Bart dreimal um den Tisch gewachsen sein wird (offenbar das Mährchen von Barbarossa im Küffhäuserberge). Merkwürdig ist ferner der Großglockner, dessen höchste Spitze sich vom Salzburgischen aus wie ein kolossalischer Obelisk darstellt, ein Gränzstein zwischen Steiermark und Tirol, der 10.017 pariser Fuß hohe Ankogl, am hintersten Ende des Anlaufthales unfern Gastein, dessen Spitze im hohen Sommer noch um 10 Uhr Nachts im Purpur des Abendgoldes prangt, dessen Kuppe in ewigen Schnee gehüllt ist, dessen östliche und nördliche Seite beinahe senkrecht abfällt. Merkwürdig ist der Traunstein an der östlichen Seite des gmundner Sees, dessen höchster Gipfel an 5.249 Fuß über dem Meere, an 4.000 Fuß über dem See erhaben ist, und der von ferne, namentlich auf dem Wege von Lambach nach Stadel, mit seiner obern Kuppe das völlig ähnliche Profil Ludwigs **XVI.** bilden soll (Blumenbach Gemälde 1. 275).

Wer möchte die Berge alle zählen, welche dieses malerische Land schmücken, oder die Thäler, die es durchfurchen; sowie von den ersten, so können wir auch von den letztern nur einige wenige anführen, um wenigstens zu versuchen, ein schwaches Bild von dem wunderbaren, an Schönheiten so reichen, Lande zu entwerfen.

Das Salzathal ist nach Blumenbach das größte und romantischste und eigentlich das Hauptthal des Kreises; die obere Hälfte desselben ist das reizende Pinzgau, welches mit seinen reichen Partien einem Parke im großartigsten Stile gleicht. Die Thäler von Gastein mit ihren wunderbaren, aus Schneefeldern hervorbrechenden, heißen Quellen, die jetzt berühmt durch ihre Heilkraft, so manchen Kranken nach dem malerischen Salzburg locken, das Salzkammergut, im Traunviertel des Landes ob der Ens, eine Mosaikstickerei aus Seen, klar wie der Himmel, aus rieselnden und rauschenden Flüssen, aus grünenden Wiesen und obstreichen Gärten, aus gewerbsamen Städten und Dörfern, aus Bergen

und Wäldern, ist so überaus schön, daß es kaum möglich ist, mit Worten auch nur eine Andeutung von dem zu geben, was die Natur hier so verschwenderisch ausgestreut.

Ist der Königssee grauenhaft groß, so ist der hallstädter See idillisch und romantisch. Wenn man von Traundorf, seinem östlichen Ufer, nach Hallstadt fährt, so verdeckt ein Berg dieses letztere den Blicken; so wie man aber weiter in den See sticht, so schlüpft ein Häuschen nach dem andern hervor, an das schräge, gegen die Wasserfläche abschüssige Ufer hingeklebt, übereinander gethürmt, als hätten sie auf dem schmalen Raum nicht nebeneinander Platz, und spiegeln sich im klaren Blau des stillen Sees; doch ehe man nach Hallstadt kömmt, sieht man zwei besondere Merkwürdigkeiten der Gegend, dieß ist der Kessel und der Hirschbrunnen. Der erstere ist ein Trichter von bedeutender Tiefe und großem Umfange; aus diesem quillt nach einem heftigen Regen eine große Menge Wassers brausend und donnernd hervor. Der Hirschbrunnen ist ein ähnlicher Born, doch nicht tief ausgehöhlt, sondern flach am Abschusse des Berges liegend, in Geröll= oder Geschiebhaufen, aus dessen Zwischenräumen brausend und schäumend das Wasser herabstürzt, sobald es geregnet hat. Man glaubte, zur Erklärung dieses Fänomens, ein abwechselndes Fluten und Ebben des Sees annehmen zu müssen; doch zeigt Sartori (Reise durch Oesterreich 1. 289) mit unbezweifelbarer Sicherheit, daß die Reservoirs dieses periodischen Brunnens 6000 Fuß über ihrer Mündung, in den Glättschern der Hochgebirge zu sehen sind. Dieses wird um so wahrscheinlicher, als die Jahres= und Tageszeit, wenn sie überfluten, ganz mit dem natürlichen Verlauf des Schmelzens und des Gefrierens der Oberfläche des Glättschers zusammentrifft; die letzte Hälfte des Juni nämlich, der Juli und die erste Hälfte des August, sind die Monate, in denen täglich zwischen zwei und drei Uhr diese Quellen zu rauschen und zu sprühen beginnen, auch ohne daß es regnet; denn natürlich bindet die Erscheinung sich nicht an die Tageszeit, sondern an den Verlauf des Gewitters. Während der Vormittagsstunden bis gegen zwei Uhr schmilzt eine große Menge Eis durch die heißen, fast senkrechten Stralen der Sonne. Auf dem harten Fels, unter dem Gerölle, unter den hoch darüber gethürmten Trümmern, gleitet dieses Wasser herab, und nöthigt das in der Tiefe vom vorigen Tage übrig gebliebene zuerst empor zu steigen, immer mehr senkt sich hernieder, immer wilder sprudeln die mächtigen Quellen, bis nach drei Uhr die sinkende Sonne weniger Kraft hat, und der Schatten hoher Felsmassen auf den Glättscher fällt, so daß sie dann gar nicht mehr wirkt, das noch nicht hindurch gesickerte Wasser stockt, fließt langsam nach, die Triebkraft der Quellen ist nicht mehr so groß, endlich fal=

len sie ganz zusammen und hören auf zu rinnen, bis der folgende Tag das Spiel von neuem beginnt.

Bevor man nach Hallstadt kommt, findet man noch ein Thal, die Echern, so ungekannt und unberühmt, als würdig, allein seinetwegen eine Reise zu unternehmen. Dort bilden sich die schönsten Wasserfälle, welche theils von ungeheuren Steinwänden herabstürzen, theils sachte an den Felsen herniedergleiten, oder in zartem Staube versprüht, in der Luft umher schweben, wie unschlüssig, ob er sich hernieder senken oder ob er sich zum blauen klaren Himmel erheben soll. Weiter hin plättschert links am Berge der Bradbachs-Wasserfall in unzähligen Kaskaden fortschäumend bis man, noch mehr aufwärts, an den Waldbachstaub gelangt, einen der schönsten Wasserfälle, die man irgend sehen kann.

Hoch oben über den Thälern erscheint er spielend zwischen dunkeln Föhren, kaum aber nähert er sich dem Abhange des Thales, so scheint ihn eine unbeschreibliche Wuth zu ergreifen, er bricht sich auf mächtigen Felsenstücken, er schäumt, er sprüht hoch empor, und fällt hinab. Seine schäumenden Wellen mischen sich, und er stürzt donnernd in die Tiefe. Das Getöse, die mächtige Höhe, von welcher der Bach hernieder braust, die Felswand, deren düstere Farbe von tausendjährigem Alter zeugt, die moosbegränzten, von saftreichen Gesträuchen umwucherten Gebirgstrümmer, die Schaumwellen zwischen denen die Sonnenstrahlen sich brechen, immerwährende Regenbogen bildend, die Geschwätzigkeit, mit welcher die wiedergesammelten Wellen zwischen Blumen und üppig grünenden Wiesen, reich von dem zarten immerwährenden Regen bewässert dahin eilen, dieß Alles gibt ein so anmuthiges, lebensfrisches Bild, daß man nur mit Mühe und Ueberwindung sich davon zu trennen vermag.

Endlich kommt man nach Hallstadt, dessen Häuser alle nur am Ufer zu kleben scheinen, so leicht, so hingehaucht, daß ein geringer Erdstoß genug scheint, um sie alle in die Fluten des Sees zu stürzen. Man geht hier auf dem abschüssigen Boden nicht in die Häuser hinein, sondern hinunter; der Winter muß mit allen Schrecknissen hier hausen, und Gefahren drohen, wie man sie sonst nirgends kennt, doch scheinen die Bewohner, mehr indolent, als billig, weder die Reize, noch die Gefahren ihrer Umgebung zu kennen, nichts zu wissen von den Wasserfällen, die zu den schönsten, von den Glättschern, die zu den merkwürdigsten in Europa gehören, kaum wissend, daß es einen Gosazwang, einen mächtigen, kirchthurmhohen Bau im Gosathal, gibt, auf dem die Salzstrehnen (Wasserleitungen für die Salzsoole) über das Thal, von dem hallstädter Salzberge nach Ischl übersetzt, und der in der That gesehen zu werden verdient.

So häufen sich Schönheiten und Merkwürdigkeiten in diesem Lande,

daß man Jahre lang brauchte, um sie in ihrer Ausdehnung kennen zu lernen, und wenn man Alles, was merkwürdig scheint, gesehen hätte, so würde man sich bewogen fühlen von vorne anzufangen, weil man nun erst im Stande wäre, eines in Beziehung zum andern zu sehen, und aus dem andern zu verstehen, und bei jedem Berge, jeder Höhle, jedem Thale würde man des Auffallenden und der Aufzeichnung Würdigen noch so viel finden, daß man sich bei jedem Schritte sagen müßte, man habe bei der ersten Reise nichts gesehen, und dieselbe für den Nutzen, den die Wissenschaften davon hätten schöpfen können, viel zu früh angetreten.

Das Flußgebiet des Landes ist sehr ausgedehnt, wie es von einem so durchschnittenen gebirgigen Terrän nicht anders zu erwarten ist, da eine ungewöhnliche Masse von Hochgebirgen, Glättschern, Sümpfen und Seeen auf den Gipfeln der Gebirge, zahllosen Quellen Nahrung geben, und diese sich in Thälern und Schluchten vereinigen, nach dem Hauptthale als Bäche und Flüß'chen strömen, und dort zum Strome werden, der das Hochland mit dem Meere in Verbindung setzt.

Die Donau ist dieser Hauptstrom, welcher das Land ob und unter der Ens durchflutet und durch die Salza und den Inn seine Wasser auch aus dem Salzburgischen erhält, wie späterhin durch die Ens aus dem Lande auf beiden Seiten derselben. Unter Passau tritt die Donau auf das österreichische Gebiet, dessen nördlichen Rand sie mit ihrem südlichen, rechten Ufer bespült, bis sie bei Engelhardszell auch mit dem linken Ufer, also ganz zu Oesterreich gehört, das sie nicht mehr verläßt, bis sie, nach dem Ungarn von ihr durchflossen ist, bei Orsowa auf das türkische Gebiet tritt.

Innerhalb des eigentlichen Oesterreich, des Landes ob und unter der Ens, windet sie sich in den mannigfaltigsten wunderbarsten Krümmungen, wie ihr dieselben von den rechts und links an ihre Ufer tretenden Berge vorgeschrieben werden, durch dasselbe, überall von neu hinzutretenden Bächen und Flüssen gemehrt. Die Höhe der Donau ist bei ihrem raschen Falle an verschiedenen Punkten auffallend verschieden. In früheren Zeiten war ihr felsiges Bette schwer zu befahren, besonders waren der Strudel und der Wirbel berüchtigte Orte. Jetzt hat sich dieses gegeben, und es sind viele der Felsen, die den Fluß verengen und ihn zu mehren Fuß hohen Fällen nöthigten, unter'm Wasser gesprengt und hinweggeräumt, so daß das weiter gewordene Bette jetzt keine Gefahr mehr bietet; doch läßt kein Schiffer sein Fahrzeug durch die Stromschnelle hinabgleiten, ohne sich und seine Seele Gott zu empfehlen, und dem Reisenden ein Aehnliches zu rathen. Auch würde Jeder, der dieses unterließe, für einen verruchten Menschen gehalten.

Die Nebenflüsse der Donau innerhalb Oesterreichs sind im zweiten Bande genannt.

Das Klima des Erzherzogthums Oesterreich ist durch seine geografische Lage nicht sowohl, als durch die verschiedene Höhe seines Bodens über der Meeresfläche sehr verschieden. Die gegen Steiermark und Tirol gelegene Theile sind sehr hoch, und daher bedeutend rauher, als die Gegenden von Wien, nördlicher, aber viel tiefer liegend.

Die mittlere Temperatur sinkt in den reicher bewohnten Gegenden auf fünf Grad herab, weiter hinauf in dem Gebirge fällt sie bis auf 3—2 und 0 Grad, bis sie endlich über der Schneegränze bedeutend unter Null herabsinkt. Dagegen ist sie im Donauthale 7 bis 7½ Grad Reaumur, und muß wohl in Wien höher, wenigstens 8 Grad sein, weil daselbst und in der ganzen Umgegend Wein wächst, der, wenn er zur Reife gelangen soll, keine niedrigere Temperatur brauchen kann. Die Beobachtungen, von wissenschaftlichen Leuten angestellt, sind so sparsam, daß man sich dieselben kaum, oder doch nur mit der größten Mühe verschaffen kann. Angaben, wie die, daß die mittlere Temperatur im Donauthale (Linz) 7 Grad und 6 Zehntel, in Kremsmünster aber 7 Grad und 4 Zehntel habe, sind ganz ohne Werth, ebenso die speziellere von 23° der größten Hitze und 10° unter Null der größten Kälte in Kremsmünster, denn erstens liegt dieser Ort, wenn auch nicht weit von der Donau, so doch im Gebirge, muß also bedeutend kälter sein; zweitens muß die höchste Sonnenwärme viel höher als 23°, und die höchste Winterkälte weiter als 10° sein, da unter andern in Wien die Kälte oft auf 15 Grad, in einzelnen Fällen auf 22 Grad kommt. Das Beste, was man finden kann, ist die Beurtheilung des Klimas nach den Produkten. Welden setzt die Schneegränze zu 8.000 Fuß Seehöhe und nimmt an, daß von da herab bis 5.000 die Region der Alpen Hutweiden, Graswuchs, von 5 bis 3.000 Fuß Waldungen, von 3 bis 1000 Fuß Getraidebau vorwaltend sei; man kann in dieser Breite hinzufügen von 1000 bis 0 Weinbau. Demnach ist das Salzkammergut mit Außee und Ischl ziemlich rauh, und noch rauher sind viele Gegenden des salzburger Landes, eben so beinahe das ganze Land ob der Ens, mit Ausschluß des Flußthales der Ens, welches ein milderes Klima hat. Bei aller Kälte aber sind jene Länder recht gesund, haben eine frische und erquickende Luft und nöthigen nun Morgens und Abends durch feuchten, häufig wiederkehrenden, Nebel die Bewohner zum wiederholten Wechseln der Kleider, welche in dieser Zeit nicht so leicht sein dürfen, als am Tage, wo die Luft warm und trocken ist.

In jenen rauhen Gegenden des Hochlandes, was an romantischer

Schönheit wohl weit über den berühmten Reizen der schottischen Hochlande steht, und schon werth wäre, daß ein deutscher Walter Scott es zum Schauplatze seiner Werke wählte, dauert der Winter vier Monate, ohne alle Unterbrechung fort, beginnt aber schon mit dem Ende des Oktobers und währt bis zum Ende des April, was dann sechs Monate beträgt, während welcher man Schnee sieht. Im Anfange bleibt der Schnee nicht gleich liegen, schmilzt wiederholt weg, und dies ist die Zeit der reichlichen Bewässerung aller Wiesen und Aecker, aller Wälder und Anger, nun wächst das gut genährte Gras unter einer Schneedecke von drei, vier Fuß, die sich durch Windwehen an manchem Orte auf fünfzig und hundert Fuß häuft, still und ruhig fort. Wenn dann im Frühjahre milde Südwinde, vereint mit warmen Regen und der Kraft der höher steigenden Sonne, den Schnee schmelzen, so ist auf einmal Alles im üppigsten grünen Schmucke, die Wiesen sind voll Saft und Kraft, das Vieh findet sogleich gesundes Futter, die Bäume beginnen junges Laub zu treiben, in wenigen Tagen stehen sie in der herrlichsten Blühte, und während einige tausend Fuß höher noch der Winter, wie es scheint, mit seiner ganzen Strenge regiert, während der Schnee nicht zu weichen scheint, ist im Thale Alles von dem Geruche der würzigen Blühte durchduftet. Das Vieh verläßt die dumpfen Ställe und athmet mit weit vorgestreckten Nüstern die gesunde Luft ein, und springt voll Freude auf den frisch begrünten Auen umher. Nur der Landmann, dessen Felder ein segensreiches Jahr versprechen, sieht besorgt nach Süden und Westen, einen heftigen Südwind, oder einen dauernden Landregen befürchtend, der plötzlich die Schneemassen im Gebirge schmelzen und durch die herabstürzenden Wasser und die überschwellenden Bäche ihm die Frucht seiner Mühe rauben könnte. Allein nicht immer geschieht solches Unglück, und wenn der Schnee langsam schmilzt, so ist jeder Tropfen seines Wassers, der über die Felder herniederrieselt, eine schwergefüllte Kornähre werth. Bald beginnen auch die Wälder frei von Schnee zu werden. Nun treibt man das Vieh in den Schatten, wo es kräftige Kräuter in Menge findet, die den Bauern in Stand setzen, seine Heerden um ein billiges Geld den ganzen Sommer hindurch zu erhalten, denn die herrschaftlichen Wälder stehen gegen Bezahlung von 20 bis 30 Kreuzer für jedes Thier, dem Hirten offen; wohlfeiler kann er sie nicht ernähren. Noch einen Monat später, so werden die Triften auf den eigentlichen Alpen frei. Dies sind große Wiesen, die alle ihren eigenen Herrn haben, und auf denen die jüngste Tochter des Hauses, die Sennerin, in einer einsamen Hütte wohnt, ganz allein, ganz abgeschlossen von der Welt, nur umgeben von ihren Kühen und ihren Milchgeschirren, vom Sommer bis zum Herbste,

während welcher Zeit sie Käse und Butter bereitet, und selbst von nichts als Käse, Butter und Milch lebt, und von dem wenigen Brod, welches ihr der Bur (Bub) am Sonnabend, nach zurückgelegter Woche und vollbrachter Wochenarbeit bringt.

Dieser rasche Wechsel der Jahreszeiten, eine darauf folgende starke Erhöhung der Temperatur hat eine sehr kräftige Vegetation zur Folge, welche in kurzer Zeit ersetzt und nachholt, was durch das längere Verweilen des Winters zurückgeblieben ist. Die tiefen Bergabhänge sind sehr fruchtbar, am mehrsten sind es die Hügel, welche durch sogenannte Murren entstanden, d. h. welche durch Erdabfälle gebildet worden sind, indem die durchweichte Erdschicht von dem schrägen Bergeshang abglitt und ins Thal sank. Ein großes Unglück für beide Theile, für den dessen fruchtbares Erdreich herniedergleitet, ihm ein kahles Felsen- und Steingelände zurücklassend, und für den, auf dessen Grundstück sie sich niederläßt, dasselbe mit Schlamm und Gras und Wurzelgeflecht bedeckend — allein wenn nach Jahren der Schlamm getrocknet, die Wurzeln, zu Dünger verwandelt, fruchtbare Erde gebildet haben, ist dieser Boden, dessen Tiefe oft mehre hundert Fuß beträgt, eine unerschöpfliche Fundgrube des Segens, und schon von weitem sieht man an dem höher stehenden Getraide, an den kräftigen überreich mit Früchten beladenen Bäumen, daß ihre Wurzeln tief genug eindringen können, um, was über der Erde steht mit reichlicher Nahrung zu versorgen.

Dieß Bild paßt freilich nur auf die glücklichen Thäler, deren Boden aus Thon, Kalk, Kiesel, Feldspath und reichlichem, durch die Laubdecke des Waldes stets wachsenden Humus besteht; die übrigen erhabenen Theile, in denen Granit und Quarz in Urkalk oder, weiter herab, unfruchtbaren Marmor zu Tage ausgeht, sind leider nicht fähig, etwas zu tragen, wenn der Höhe und des Klimas wegen auch Laub- und Nadelwälder sowohl als Wiesen daselbst recht gut bestehen könnten. Diese Einschränkung des Bodens auf eine gewisse Höhe und Länge macht, daß der Produktenreichthum nicht so groß ist, als er wohl sein könnte, da das Land der geografischen Breite nach zur Erzeugung des mehrsten, was in Europa außer Italien und Griechenland, anzutreffen wäre, geschickt ist.

Der Boden bringt hervor, freiwillig, ohne Aussaat, treffliche Futterpflanzen, reiche Waldungen von Tannen, Fichten, Föhren, und Krumenföhren, überdieß, obwohl nicht mehr in unzusammenhängenden Waldungen, die zarte Zirbelnußkiefer, ein weiches, nicht adriges Holz, das sich besonders zu Schnitzwerk eignet, und in Tirol und Steiermark, so wie im Salzburgischen in großer Menge verarbeitet wird; ferner bieten die Waldungen Eichen und Ahorn, so wie Lärchen einzeln, Buchen

aber, mit den Tannen vermischt, in großen Massen dar. Die Eiche, die Lärche, so wie die Erlen werden zur Lederbereitung benutzt. Daß man die herrlichen Ahornbäume vernachläßigt hat, ist sehr zu bedauern; wenn zu der Zeit, als von Zuckerbereitung aus Ahorn die Rede war, vor etwa 24 Jahren und darüber, Ahorn ausgesäet werden, und damit fortgefahren wäre, so könnte sich Oesterreich jetzt seinen Zucker selbst produciren, wie Nordamerika denselben aus seinen Ahornwäldern gewinnt. Mit dem Holze wirthschaften die Gutsbesitzer ganz unverantwortlich — Waldungen von 30,000 Joch (österreichische Morgen) werden Behufs der Eisen- und Glashütten in Bausch und Bogen zu einem Spottpreise verkauft, aber vom Anpflanzen oder frisch besamen der leer gemachten Plätze, der ganze Quadratmeilen großen Schläge, ist keine Rede. Dies wird der Natur überlassen.

Der Landmann und der Ackerbürger in den Städten produzirt alle Getraidearten. Vom türkischen Waizen oder Mais (dort Türken, auch Kukuruz genannt), welcher nicht blos zum Stopfen der berühmten steierischen Kapaunen, sondern auch als Pferdefutter gebraucht wird, an, bis zur Gerste und dem Hafer wächst Alles in Fülle dort. Kartoffeln baut man wenig, es scheint dagegen in beinahe ganz Oesterreich noch eine Art Vorurtheil obzuwalten, daher nun auch dort noch öfter als anderswo und theilweise wahre Noth entsteht. Ferner bringt man in Gärten, welche durch Zäune ein wenig geschützt sind, gegen rauhe Nordwinde, leicht alle Gemüsegattungen fort, wiewohl außer Rüben, Kohl und Kraut nur wenig gebaut wird, wenn es nicht in der Nähe großer Städte, wie Linz und Salzburg, ist, wo das verfeinerte Leben der Reichen oder der Beamteten auch erhöhete Lebensgemüsse verlangt. Hopfen, Flachs, Hanf baut man an einigen Stellen für den Handel. Obst könnte vortrefflich sein, wenn man ausgesuchte Sorten hätte. Da jedoch dem einzelnen Bauern die Mittel fehlen, sich bessere Gattungen zu verschaffen, und für das allgemeine Beste in dieser Hinsicht wenig oder nichts gethan wird, auch nicht Gartenbau-, Weinverbesserungs- und Obstkulturgesellschaften sich so ausgebildet haben, daß sie, was doch eigentihr Zweck ist, ihre Wirksamkeit auf das Landvolk erstrecken, »so bleibt halt Alles beim Alten,« und darum ist auch der Wein, welcher in diesen Gegenden hin und wieder gebaut wird, fast ungenießbar; denn selbst um Wien hat man schlechte Arten, spätreifende, mehr Wärme verlangende Reben, und erzeugt dort ein sehr mittelmäßiges Getränke, ja selbst die Trauben, als Obst betrachtet, sind abscheulich schlecht, und mit den Meißnern und ähnlichen nicht zu vergleichen, während in der drei bis vier Grade südlichern Gegend ein viel besserer Wein wachsen könnte, und auch wächst, wie an dem Bisamberger und vor allen an dem köst-

lichsten aller Weine, am Tokaier, zu sehen ist, der unter derselben Breite im Theißthale wächst.

Das Thierreich liefert Rindvieh und Pferde von mittlerem Schlage. Das erstere ist mit dem Schweizer nicht zu vergleichen, die Pferde sind von grober Raçe, doch stark und dauerhaft, und darum die salzburger besonders für Frachtfuhren und Schiffszüge gesucht. Die Pferde aus dem Pinzgaue sollen die größten in Europa sein und ehemals bis 22 Faust, d. h. sieben Fuß und drei Zoll, erreicht haben. Jetzt trifft man sie noch bis zu 19 Faust, d. h. sechs Fuß und drei Zoll (die Faust zu 4 Zoll). Flandern hat jedoch, unbezweifelt, noch größere Pferde. Die sogenannten Porteurs, die Pferde, welche in der Gabel gehen und auf einem zweirädrigen Karren mit neun Fuß hohen Rädern achtzig bis hundert Zentner ziehen müssen, geben den Elefanten an Größe und Schwere nicht sehr viel nach. Es versteht sich, daß von hundert Zentnern nur die Rede ist auf die Strecke aus dem Hause, wo die Wagen geladen werden, über die Straße, weil man da nicht zwei und mehr Pferde voreinander spannen kann; aber auch dies ist schon genug. Ein starkes Pferd österreichischer Raçe zieht nicht die Hälfte. Die Schafe sind schlechter Raçe und ihre Milch wird beinahe gar nicht benützt; ja man lacht ungläubig, wenn man hört, daß anderer Orte die Schafe gemelkt werden, hält das Ganze entweder für ein Mährchen oder das Land, worin es geschieht, für ein von Gott im Zorn geschaffenes, wo man aus Noth gezwungen ist, zu diesem letzten Mittel, Schafe zu melken, zu greifen. Die Ziegen sind gleichfalls von schlechter Raçe. Mit Uebersiedlung der trefflichen Kaschemirziegen, wozu nirgends ein besseres Terrain wäre, ist noch nirgends der Anfang gemacht. Die Schweine von baierischer und ungarischer Raçe, welche man hier trifft, können nur jung gegessen werden.

Der Wildstand ist bedeutend, obwohl an kleinerem Gethier nicht so, wie in den Ebenen Ungarns. Es gibt noch Gemsen, (Steinböcke sollen gänzlich ausgerottet sein), Hirsche, Rehe, weiße Alpenhasen, auch gewöhnliche Hasen und viele wilde Kaninchen, Murmelthiere, Fischottern (welche von den vornehmen Katholiken, gleich den Bachamseln und den Wasserhühnern zu den Fischen gerechnet werden), ferner von Raubthieren einzelne Wölfe und Bären, mehr Luchse und Dachse, viele Füchse, Marder, Iltisse und Wiesel. An Geiern und Adlern ist das Hochgebirge reich. Sie sollen zuweilen den Menschen anfallen. Der Falken und kleineren Vögel sind so viele, daß man in vielen Gegenden kein Geflügel halten kann. Auerhähne, Hasel-, Birk-, Schnee- und Rebhühner, viele Arten von Schnepfen und anderes kleines Gevögel ist in großer Menge da, und zur Herbstzeit der Vogelfang auf Vogelherden

in Netzen und Leimruthen, in Jägerhütten, mit Zangen, mit dem Schuhu — ein allgemein beliebtes Vergnügen und ein Gegenstand der Pacht, indem die Gutsbesitzer das Recht des Vogelstellens in Schleifen, Schlingen u. s. w. an einzelne Leute, die sich dann damit ausschließlich beschäftigen, verleihen.

Die Flüsse und die Seen wimmeln von mancherlei Fischen und Krebsen; Forellen, Sälmlinge, Lachse und Lachsforelle, ferner Hughen und Hechte sind vorzüglich gut und groß zu finden, Aale weniger, weil sie das sehr kalte Wasser scheuen. Schädliche Amfibien, giftige Schlangen gibt es nicht, wiewohl sogenannte Nattern im Traunkreise in großer Menge sind, auch sogenannte Vipern in den Klüften des Tauerngebirges hausen, und als sehr giftig (doch mit Unrecht) von den Jägern und Hirten gefürchtet werden.

Der Reichthum an Mineralien ist, wie begreiflich, außerordentlich groß, allein, wie nicht begreiflich, wird derselbe so viel als gar nicht benützt. Wären so thätige und betriebsame Leute dort, als in preußisch-Schlesien, als in Sachsen im Erzgebirge, im Harze, so würde man staunen über die Früchte, welche die Arbeit trägt. Jetzt sucht ein Jeder sich den Thon zum Bau seines Hauses, den Marmor, um sich Kalk zu brennen, den Sandstein, um sich einen Mühlstein oder Schleifstein zu machen, aber daran, daß Marmor und Granit, zu Quadern gehauen, treffliches, theures Baumaterial liefert, daran, daß gute Mühl- und Schleifsteine ein wichtiges Handelsobjekt sind, scheint Niemand zu denken. Der feinste Alabaster, Serpentin, Talkstein, bleibt fast gänzlich unbenützt! Eben so wenig weiß man Nutzen vom Feuerstein, der in der Kreide an manchen Orten häufig vorkommt, von Flußspath, von Bergkristall zu ziehen; auch benutzt man die edlen Steine, die in Menge vorkommen, Granaten, Topase, Berille, Smaragde und Goldpraser fast gar nicht; Schörl, Amianth und Asbest wird kaum des Ansehens werth gehalten. Man richtet sein Augenmerk nur auf Eisen oder Kupfer, und beklagt sich über das unbrauchbare Material, wenn man nichts anders als Schwefelkies bekommt, da doch dieses ein treffliches Eisen liefert, wenn man es nur zu behandeln versteht, wie man an den engländischen Eisen- und Stahlwaaren sieht, welche nichts als Schwefelkies zu verarbeiten haben. In Oesterreich sind alle Bergwerke verlassen und Hochöfen eingestürzt, weil das Bergwerk nur Schwefelkies lieferte, und das daraus gewonnene Eisen roth und kaltbrüchig war. Sehr wenig Gold und Silber wird jetzt gewonnen; früher war der Reichthum sehr groß. Arsenik und Kobalt wird wenig benützt, Schwefel und Grafit eben so, dagegen wird das Salz aus den Bergen bei Ischl, Hallstadt und Hallein in großer Menge gewonnen.

Einwohner des Erzherzogthums Oesterreich.

Eine Zählung im Jahre 1825 gab die Einwohnerzahl dieses Theiles des großen Reichs auf 2.009.000 an; bis zum Jahre 1829 hatte sie sich, nach Blumenbach's Angabe, auf 2.029.000, also jährlich um 5000 Seelen, vermehrt; nach neueren Nachrichten ist ihre Zahl auf 2.162.000 gestiegen, was immer noch eine für solch ein Land geringe Bevölkerung ist, denn es kommen auf die Quadratmeile keine 3.000. Wenn wir nun auch den vierten Theil des Landes als unbewohnbar und unbebaubar (über der Schneegränze) annehmen, wovon gar keine Rede ist, da dieses nicht den hundertsten Theil beträgt, so könnte doch die Bevölkerung noch die doppelte sein.

Die Bewohner des Erzherzogthums sind beinahe durchgängig germanischen Ursprungs; was in der Nähe von Wien slavischen oder magyarischen Stammes ist, wanderte von den nahen Gränzen herüber, und ist ein offenbar dem Lande fremdes Element. Sie sprechen ein eigenthümlich gebildetes Deutsch, der allgemeinen österreichischen und baierischen Mundart nahe verwandt, sich in Diminutiven auf l und rl gefallend, wie Madel, Schatzerl, Bübel; doch ist, wie natürlich, bei einer Ausdehnung von 700 Quadratmeilen an eine Einheit nicht zu denken. Am grellsten tritt die Sprachform in Wien selbst auf, wo man Vornehme und Geringe in diesem Idiom miteinander konversiren hört, wenn nicht die feinere Gesellschaft ganz abgesondert ist, wo sie sich dann eines bessern, und unter den Damen eines reinen, Deutsch befleißigt, sonst aber französisch spricht. Man muß, um gut österreichisch zu sprechen, sich die niedrige Volksmundart anzugewöhnen suchen. Wer einen Fiaker mit »Sie« und nicht mit »du Lump« anredet, wer von ihm verlangt er möchte so gut sein und ihn ins leopoldstädter Theater fahren, statt ihm den Kasperle zu nennen, der wird gefoppt und geprellt er möge es machen, wie er wolle; denn obwohl er weiß, daß, wenn der Fremde klagt, 20—30 derbe Stockstreiche seiner warten, so kann er sich doch das Vergnügen den Fremden zu foppen (papierlen) nicht versagen.

In den Gebirgsländern wird diese Sprache, die im Munde eines hübschen wiener Mägdchens naiv, allerliebst, gemüthlich, einschmeichelnd klingt, rauh, schwer verständlich und schwer nachzusprechen, durch eine Menge Guttural-, Schnalz-, Hauch- und Zischtöne, die ihr etwas Unangenehmes und Abstoßendes geben und die Sprache selbst im Munde des schönsten Mägdchens nicht lieblich wird, wie es unter andern Sprachen, ja auch mit der engländischen so ist, die dadurch, daß eine Dame sie spricht, eher verliert als gewinnt.

Der Menschenschlag ist sehr verschieden. Die Berg-, besonders die Waldbewohner, die Holzmacher, Jäger, sind tüchtige, robuste Leute, gedrungen, sehr muskulös; jeder junge Mann von 24 bis 26 Jahren kann als Modell eines Herkules dienen. Ein anderes ist's freilich mit den Bergleuten, welche meistens krumme Beine, krumme Rücken, eingefallene Brust, mageres Gesicht haben, und in einem nicht selten mürrischen Wesen ihr Unbehagen, ihr sich nicht völlig wohl fühlen, aussprechen, während der lustige Jäger singt und springt, und durch manchen Schwank und durch manche Liebschaft zeigt, daß ihm die Kraft zu allen Gliedern hinaus will.

Eine auffallende Erscheinung ist die der Kröpfe, welche sehr viele Menschen in den Gebirgsgegenden verunstaltet. Was man so im Norden von Deutschland — einen Kropf nennt, eine Geschwulst der Schilddrüse vorn am Halse hervortretend, wie eine halbe Faust groß, würde man dort nicht einmal mit dem Titel: »a Kröpfle« beehren — ein Kropf ist ein häutiger Sack, theils an einem dünnen Halse herabhängend, theils mit der ganzen vordern Seite des Halses verwachsen, immer aber so groß wie der Kopf desjenigen, welcher ihn zu tragen bestimmt ist. Oft haben solche Leute, die sich übrigens dabei ganz wohl befinden, zwei, drei solche Kröpfe, welche aber nicht Geschwulste der Schilddrüse, sondern krankhafte Concretio zu sein scheinen, die sich in Gestalt und in Farbe von Hirsekörnern in diesem Beutel finden und ihn mit einem Schleim- und Fettgewebe verbindend, ganz erfüllen.

Die Kröpfe verunstalten abscheulich und machen, da sie bei solcher Größe am Sprechen hindern, auf den Fremden einen widerwärtigen Eindruck. Man versteht von dem, was solch ein Unglücklicher spricht, kein Wort, es klingt wie das Knurren eines bösen Hundes, wie das Blöcken eines Schafes, wie das Schreien eines Kalbes und eines Schweins, und macht glauben, man habe eines jener entsetzlichen Geschöpfe vor sich, die man in der Schweiz Kretins, in Oesterreich aber Trottel oder Trolle nennt, halb wahnsinnige und ganz thierische Wesen. Das Lachen, der Spaß, zu dem sie nicht selten aufgelegt sind, erregt ein inneres Grauen, und in der That, es ist die Uebergangsstufe zu der abnormen Bildung des menschlichen Geschlechts, welche man Kretinismus nennt, und die sich in den Gebirgsgegenden von Oesterreich oft findet, und schreibt sie der dumpfen, schwülen Luft und dem übermäßig mit Kalk und Gips geschwängerten Wasser zu, thut aber nichts zu Vermeidung des Uebels. Die Schweizer senden ihre Kinder nach Frankreich, nach andern Gegenden, wo sie den Einflüssen der Luft und des Wassers nicht ausgesetzt sind, und empfangen dagegen die Kinder der Pflegeeltern zurück, so daß sie selbst so wenig Kosten

davon haben als jene; dies geschieht aber in Oesterreich nicht, und man sieht der entsetzlichen Menschen viele mit herabhängenden Armen, schlechter Haltung, vorhängendem Kopfe mit beinahe viereckiger Gesichtsform, niedergezogener Unterlippe, von welcher ein zäher Schleim trieft, mit stieren Augen, deren große erweiterte Augensterne andeuten, daß sie gegen das Licht fast gar nicht empfindlich sind, mit ungeheuren Kröpfen bis zur Monstrosität verunstaltet, ohne Bedürfnisse, als ihren Magen, womit es auch sei, zu füllen, ohne Triebe, außer dem bis zum Priapismus gesteigerten Geschlechtstriebe, der sie deßhalb den Weibern auch sehr gefährlich macht, und der sie, wenn sie denselben auf natürlichem Wege nicht befriedigen können, zu den Thieren herabführt, denen sie in allem Uebrigen schon hinlänglich verwandt sind.

Weg von diesem unnatürlichen Bilde, dessen Erscheinen, so oft es auch vorkommt, doch, dem Himmel sei Dank, zu den Ausnahmen und nicht zur Regel gehört.

Wie das männliche Geschlecht in den Gebirgen das schönere ist, so ist es mit dem weiblichen umgekehrt; dieses findet sich in den Ebenen, im Donauthale zunächst, und in den Städten vorzugsweise hübscher. Es ist zwar ein Vorurtheil, was den Wienerinnen den Preis der Schönheit vor allen andern zugesteht, namentlich vermißt der Nordländer die blühende Frische, die Zartheit der Farbe ganz und gar, und wird nur durch die Anmuth des Wesens, durch die große Zuvorkommenheit, durch die leichten geselligen Formen bestochen, das, was seinen Gefallen erregt und was er mit Freuden umfangen, für schon zu nehmen; allein unter sich verglichen, ist es gewiß wahr, daß die Mägdchen in Linz und Wien an körperlicher Schönheit denen des übrigen Oesterreich weit vorangehen.

Mittelmäßige Größe, höchst elegante Formen, ungemeine Freundlichkeit im Ausdrucke des Gesichts, aus welcher Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, über deren Mangel der gebildete und wohlgebildete Fremde sich nie zu beklagen hat, sich deutlich aussprechen, zeichnet sie aus. Was dem Gesichte an eigentlicher Schönheit abgeht, ersetzt eine unbeschreibliche Anmuth, die aus den fast immer hübschen Zügen spricht und die auch ein häßliches Gesicht verschönern würde. Ein leichter Anstrich von Koketterie, der vorzüglich darauf bedacht ist, was die Natur verlieh, durch die Kunst, durch einen wohlkleidenden modernen Anzug zu erhöhen, trägt nicht wenig dazu bei, das bezaubernd zu finden, was es unter andern Umständen vielleicht nicht sein würde. Nicht minder gilt alles dies von Linz, und in geringerem Grade von den nächsten Umgebungen der Orte.

Je weiter man sich davon entfernt, desto auffallender tritt ein un=

angenehmer Kontrast hervor. Der Nordländer ist gewöhnt, wenn er auf das Land geht, gesunde, frische Gesichter zu sehen, die welken Städterinnen treten vor den üppigen Formen der Bauernmägdchen, vor ihrem gesunden, kernhaften Aussehen zurück; die gerötheten Wangen, die helle Farbe des Teints, der meistens durch einen großen Strohhut vor den sengenden Stralen der länger über dem Horizont bleibenden Sonne geschützt ist, — das friedliche, klare blaue Auge, das wohlgeordnete Haar machen einen angenehmen Eindruck — nicht so ist's in Oesterreich — das Haar, eine der schönsten Zierden des weiblichen Geschlechts, ist mißfarbig und fehlt, häufig schon im zwanzigsten Jahre und früher, mitten auf dem Kopfe, weil Alles auf dem Kopf getragen wird, und dadurch die Haarwurzeln verdorben der Nahrung ermangeln. Die Haut ist verbrannt, auf den Wangen eher blässer, als auf Stirne, Brust und Hals, die dunkler sind. Von rothen Wangen ist gar keine Rede. Die Farbe ist dabei nicht natürlich, sondern livid, schmutzig, ein Zeichen der fehlenden innern Gesundheit und zugleich ein Zeichen der fehlenden Reinlichkeit. Die Augen haben meistens keine entschiedene Farbe, nicht blau, nicht braun, nicht schwarz, sondern sind, wie dieses überhaupt vom Rein bis zur Donau vorherrschend ist, ein Uebergang von Blau ins Braun, an den äußern Rändern der Iris schmutzig, grünlich grau, in der Nähe des Augensterns bräunlich. Ihr Ausdruck ist nicht freundlich, sondern verdrossen, und gar häufig vollendet ein wohlgestalteter Kropf das anziehende Ganze. Selbst die Jugend hat keinen Reiz, die Mägdchen von 16 Jahren würde man überall für 25, die Mägdchen von 20 für 36 Jahre alt halten, so faltig sind die Stirnen, so welk ist das ganze Wesen. Es ist unbezweifelt, daß die zu frühe Arbeit und die zu harte, verbunden mit schwer verdaulicher Kost, die Hauptursache davon ist, denn die mehrsten der angeführten Häßlichkeiten findet man unter den Städtern jener Gegend nicht, ja selbst nicht unter der dienenden Klasse, vorausgesetzt, daß diese früh genug in die Stadt gekommen, bevor der Körper durch die obigen Ursachen gelitten.

Die Nahrung betreffend, so ist dieselbe im Gebirge schwarzes schweres Haferbrod, Milch, Käsewasser (Molken), aus welchem durch das hineingebrockte Brod eine Suppe (Schellsuppe) bereitet wird, Wassernudeln und weiße Rüben, auch wohl Sauerkraut, selten, höchst selten Fleisch. Kein Nordländer wird einen Oesterreicher um diese Glückseligkeit beneiden, wenn auch Blumenbach sagt, gewisse Reisende, die den Oesterreichern große Eßlust zum Vorwurfe machen, thun das nur aus Neid, weil sie den Kontrast bemerken, in dem ihr armes Land, das nur kümmerliche Nahrung gestattet, mit dem glücklicher bedachten steht, in welchem Alles zum Genusse ladet! (Gemälde von Oesterreich. Th. I.

S. 168.) Der Mecklenburger, der Pommer, der Braunschweiger, der Lüneburger, der Bewohner des Elbe-, des Oder-, des Weichselthales, das eigentliche Alt- oder Ostpreußen würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn er so glücklich sein müßte, des Oesterreichers Los zu theilen. Dies ist aber auch natürlich, indem ungeheure Landstrecken ihm gehören (nicht nach Morgen sondern nach Hufen wird gerechnet, und eine Hufe kulmisch Maas enthält siebenzig Joch österreichisch, und wenn er nur eine Hufe besitzt, so heißt er noch kein Bauer, bei zwanzig Hufen ein Mittel-, bei dreißig und vierzig ein wohlhabender und bei fünfzig und sechszig ein reicher Bauer), braucht er große Heerden. 200 Kühe ist für einen reichen Bauern nicht zu viel; dazu steht im Verhältniß die Zahl der Stiere, der Ochsen, der Pferde, der Schweine, der Schaafe, der Gänse, von denen allein er ganze Herden von 50 bis 1000 der letztern hat. Der arme Mann in seinem Lande, das ihm nach der Südländer hochmüthiger Meinung nicht einmal Kartoffeln genug bietet, schlachtet jährlich hundert (in Pommern 500) Gänse ein, verkauft die geräucherten Brüste, hat aber an dem Uebrigen und an dem Fett eine häufig wiederkehrende Fleischspeise; er schlachtet fünfzig bis hundert Schweine, räuchert die Schinken zum Verkauf, behält aber an dem Uebrigen gepöckelt und geräuchert gar viel Fleisch, darum macht er auch viel Würste der trefflichsten Art; und um des frischen Fleisches willen wird während des ganzen Jahres mancher Ochse, manches Kalb geschlachtet, und wenn er ganze Schiffsladungen von Butter und Käse wöchentlich absendet nach den Seestädten, so geschieht dies nicht, wie der Süddeutsche lächerlicherweise glaubt, weil man die Butter zum Einschmieren der Schiffe braucht, sondern weil sie so trefflich frisch und kernhaft ist, daß sie sich jahrelang hält, was freilich der Oesterreicher von der seinigen nicht rühmen kann, da er von seiner einen Kuh den Rahm erst monatelang zusammensparen muß, bevor er genug hat, um Butter zu machen, in welchem Falle dann freilich die Butter schon ranzig ist, während sie sich noch im Butterfasse befindet. Deßhalb lacht der Oesterreicher und der Süddeutsche überhaupt den Nordländer auch aus, mit seiner Vorliebe für das Butterbrod, das ihm nicht schmeckt, weil er nicht weiß, was Butter ist.

Daß hier keine Uebertreibung Statt findet, geht aus Andrés Zahlenstatistik hervor, welcher den Viehstand des ganzen Kaiserthums angibt und unter anderem Seite 88. für das Land unter und das Land ob der Ens im Jahre 1815 (wo sich der Krieg schon seit sechs Jahren von Oesterreichs Gränzen entfernt hatte und wo der Viehstand auf seiner frühern Höhe stand) 407.017 Stück Kühe annimmt. So kommt bei 2.060.000 Menschen durchschnittlich auf die Familie von fünf bis sechs Köpfen eine Kuh, dagegen in Pommern durchschnittlich

fünf, in Mecklenburg sechs, in Holstein fünf, in Ostpreußen vier und eine halbe Kühe auf die Familie von fünf bis sechs Personen kommen. Da wird natürlich bei geringerer Arbeit besser gelebt, und täglich zweimal Fleisch, im Uebermaß, ist das ganz Gewöhnliche, so daß auswandernde württemberger Bauern nicht selten auf die Idee kommen, es sei ein Festtag, an dem sie in Dienst getreten sind, bis die tägliche Wiederholung desselben festlichen Schmauses sie eines Andern belehrt.

Nach Blumenbachs Angabe aber begnügt sich der Salzburger mit süßer und saurer Milch, mit Schotten (Käsewasser), mit Mehlspeisen aus grobem Mehl und Schmalz, mit Sauerkraut, Suppe, Milchkoch, Wassernudeln und schwarzem Brod; höchst selten kommt Schaf-, Ziegen-, Schöpsen- oder Bockfleisch auf den Tisch (297 unten). Im Tauerngebirge ist nicht selten ein Stück Käse und schwarzes Brod die einzige Nahrung. Vermögliche Alpenwirthe binden sich jedoch an diese Kost nicht, das heißt, wie wir aus der Erfahrung hören und wie ich aus eigener Ansicht weiß, nicht etwa, sie essen öfter Fleischspeise, sondern nur, bei ihnen schwimmt Alles im Fett, was der Fremde nicht ohne Eckel sehen kann (298). Dies kommt ohne Zweifel daher, daß bei der Alpwirthschaft mehr Vieh vorhanden, für die Butter aber kein Absatzweg da ist. Nur der Käse wird, weil er sich länger aufbewahren läßt, während des Sommers auf dem Gebirge gemacht, während des Winters auf Schlitten nach den Thälern und von da nach den Städten gebracht, Butter aber von den Gebirgsbewohnern verzehrt, welche sie nicht selten trinken, indem sie sie am gelinden Feuer zergehen lassen, und zu jedem Stücke Brod einen Schluck geschmolzene Butter nehmen, etwas, das man auch in andern Orten sehen kann; die Tiroler z. B., welche Obst auf ihrem Rücken nach Baiern tragen, halten ein solches Mahl auf allen Straßen Münchens. Nur Gewohnheit und die strengste Arbeit können dazu beitragen, solche Speisen genießbar und verdaulich zu machen. Wie wenig sie das letztere sind, geht daraus hervor, daß die Kinder jener Gegend entsetzlich dicke Bäuche und schwächliche, gekrümmte Gliedmaßen haben, die sich erst mit der Zeit verwachsen und besser bilden; daß ferner eine Menge Kinder in der Zeit, da sie diese schwere Kost zu nehmen beginnen, sterben, und, wie jeder Landarzt wissen muß, an Unverdaulichkeit sterben; ebenso geht es den alten Leuten, sobald sie sich von der harten Arbeit zurückziehen.

So wie die Nahrung, ist auch die Kleidung schlecht, nur im Salzburgischen ist eine Art Eleganz in der Kleidung und eine Annäherung an Tirol nicht zu verkennen. Der Filzhut des Mannes ist zwar viel größer als der des benachbarten Bergbewohners, dieser aber trägt einen ähnlichen Rock, der mit einer Reihe Knöpfe versehen, aber nicht zum

zumachen eingerichtet ist, trägt eine buntfarbige Weste und darunter oder darüber breite Hosenträger, trägt einen breiten Ledergurt, der auf seinen Lederstreifen zierlich ausgenähet ist, und trägt kurze lederne Beinkleider, Strümpfe und Schnürstiefel (Bundschuhe). In den vom Salzburgischen entfernten Landestheilen nimmt der Reichthum und mit ihm der eigenthümliche Schnitt der Kleidung immer mehr ab; Jacken, lange, kurze Röcke mit einer, mit zwei Reihen Knöpfen durcheinander findet man, Hüte mit breiten, mit schmalen, mit aufgeschlagenen Krämpen kommen vor. Jeder läßt sich die Kleider machen, so wohlfeil er kann, schwarzgefärbtes Segeltuch ist nicht selten der Stoff derselben; von saubern Tuchkleidern, in bunten lebhaften Farben, von einem blauen Rocke mit hundert und fünfzig, von einer Weste mit vierzig silbernen Knöpfen, die guldengroß dicht aufeinander sitzen, von drei faustgroßen Knöpfen von gegossenem gravirtem Silber am Hosenlatze und von einer mächtigen silbernen Agraffe am Hut, hinter welcher der Blumenstrauß steckt, wie die vierländer Bauern um Hamburg und wie, diesen ähnlich, die Bauern in der Weichselniederung sich tragen, ist keine Rede.

Auch das weibliche Geschlecht kleidet sich weder geschmackvoll noch reich; nur im Salzburgischen nähert sich die Tracht (gleich der der Männer) dem tiroler Zuschnitte. Die Kleidung ist kurz und läßt den mit Schnürstiefeln versehenen Fuß und die Wade fast ganz sehen, — eng anschließendes Mieder mit eigener, kurzer Taille steht vom Gürtel des Rockes, besonders auf dem Rücken weit ab. Das Haar ist in zwei Flechten getheilt und hängt entweder auf den Rücken herab oder ist auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geschlungen und durch einen Pfeil von Horn, von Messing, von Silber, befestigt. Ein Filzhut von spitzer Form, mit schmaler Krämpe, und ein Blumenstrauß auf demselben vollendet das Ganze.

Anders ist die Tracht der Bewohner der niedern Gebirge oder der Ebenen, und Schultes beschreibt dieselben vor beinahe vierzig Jahren gerade so, wie sie noch jetzt sind, was eigentlich für das Nationelle der Tracht spricht. »Den Kopf bedeckt bei Männern ein ungeheurer runder Hut mit sehr flachem Kopfe und seiner breiten Krämpe, ein Regen- und Sonnenschirm ohne Stiel. Bei kaltem Winter sitzt unter dem Hute noch eine grüne Pelzmütze, und an Sonn- und Festtagen ziert ein farbiges Band von der Dirne und ein Strauß, eine künstliche Blume den Hut des Junggesellen, und goldene Schnüre und Schnallen mit böhmischen Kompositions-(Glas-)steinen sind der Hutschmuck der Männer. Ein schwarzes Halstuch verbirgt das Hemd am Halse, und ein grüner Hosenträger hält das kurze lederne Beinkleid, das kaum bis zum Knie

reicht, zu der rothen Weste hinauf. Die Lenden umgürtet ein grotesk gestickter lederner Gürtel, an dessen linker Seite Löffel, Messer und Gabel in einem eigenen Etuis im Hosenschlitze steckt. Ein Rock, meist von sehr grobem schwarzbraunem Tuche, mit kugelförmigen metallenen oder silbernen Knöpfen besetzt, halb im Frack- und halb im Kaputtzuschnitte, mit sehr kurzer Taille und ohne Kragen, hängt nachläßig an der Schulter. Im Hause, im Wirthshause, bei der Arbeit trägt der Bauer entweder einen ähnlichen Rock von Schafpelz oder eine weiße Jacke von Boi," oder eine Kleidung von eigenem dicken Hanftuch, deren Farbe beinahe darauf schließen ließe, sie wäre mit Theer angestrichen, welche auch nicht selten diesem wenigstens ähnlich zugerichtet ist, indem die Ungarn und Kroaten häufig ihre Leinen- oder Hanfwaare, die zu Kleidern verarbeitet werden soll, mit geschmolzenem Hammeltalg (Unschlitt) tränken, und dann im Rauchfang räuchern lassen, wodurch sie sehr fest, sehr übelriechend, sehr unsauber, aber gegen Regen und Schnee undurchdringlich wird. »Blaue Strümpfe und Bundschuhe vollenden den Anzug.«

»Die Weiber und Mägdchen verbergen ihre Haare in weiße Kopftücher; sie knüpfen dieselbe auf deutsche Art genau so, wie ich dieselben (Schultes) bei den Stiftsdamen zu Regensburg an festlichen Tagen in der Kirche sah. Ueber diese Tücher tragen sie an Sonn- und Feiertagen zum Kirchgange oder zum Gallaanzuge runde flache Hüte von grauem oder schwarzem Filz, mit blauen oder schwarzen Bändern, die sie unter dem Kinne knüpfen. Die Dirnen, die noch das Feuer weiblicher Jugend fühlen, gehen im Sommer ohne Jäckchen in Hemdärmeln zur Kirche, oder zum Besuche, und verstecken ihren oft kaum zu verbergenden Busen unter einem eckigen, abgenäheten Brustlatz von gedruckter Leinwand, mit seidenen Bändchen umsäumt, und mittelst derselben kreuzweise über den Rücken befestigt, den blos das weiße Hemd deckt. Ein kurzer, die Waden nur halb bedeckender, kleingefalteter, leinener gestreifter Rock, oder bei reicheren ein ähnlicher Rock von schwarzem Zeuge oder dunklem Kattun, und ein blaues Vortuch (Schürze) bedecken die Lenden, blaue oder rothe Strümpfe mit sauber ausgenäheten Zwickeln die Beine; die Schuhe haben keine Absätze.«

Blumenbach vervollständigt das Gemälde, indem er sagt: »Um St. Pölten ist die Tracht wenig verschieden von der im Kreise unter dem wiener Walde, auch die Landmägdchen zeigen eine große Zierlichkeit, sie tragen sämmtlich weiße oder blaue Strümpfe und ein Halstuch von hellrothem Grunde, mit weißen Tupfen (Flecken); um die Haube ist gewöhnlich ein Kopftuch geschlungen.«

Mehr Eigenthümliches sieht man in den Gebirgsgegenden gegen die steirische Gränze. Hinter Lilienfeld und Tirnitz sind eine grüne

Jacke ohne Knöpfe und ohne gespaltene Schöße mit einem sehr kurzen Leibe, ein weißer (grauer), grüner oder schwarzer Hut, mit breiter Krämpe und gewöhnlich mit einem breiten Bande geziert, die Hauptstücke des Sonntagsputzes. An Werktagen ersetzt eine kurze Jacke den Rock; unter ihr hält der unentbehrliche Hosenträger das kurze Beinkleid, und ein Wettermantel bei üblem Wetter über den Kopf geworfen, und um die Mitte mit einem Riemen zusammengegürtet, schützt gegen Nässe und Kälte. Dieser Wintermantel ist ein Streifen Lod (groben, ungewalkten Tuches), in Form einer Dalmatika geschnitten, in der Mitte mit einer Oeffnung für den Kopf, ohne Aermel, und über den Rücken wie über die Brust gleich weit bis an die Knie herabfallend. Dieses Kleidungsstück ist sehr weit verbreitet und findet sich in den Hochebenen von Peru und Quito und Mexiko, und in den Sümpfen von Brasilien, gerade wie es hier beschrieben ist, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Streifen Zeug, welcher, etwa dreimal so lang als breit, den Mantel (Pongo) bildet, auf den Seiten nicht zusammengenäht, sondern entweder flatternd offen, oder durch einen Gürtel zusammengehalten ist.

Die Holzknechte im südlichen Gebirge erkennt man an der grünen oder grauen, grün verbrämten Jope, an dem grauen breiträndrigen Hute, stattlich mit dem köstlichen Gemsbart und mit der schillernden Kampfhahnfeder, und zuweilen an dem zierlich gekrümmten Stutzbärtchen. Im Marchfelde hat die Tracht der Männer nichts Besonderes, nur die jungen Bursche lieben die helleren, besonders die blauen Farben, und schmücken auch wohl ihren Hut mit bunten Federn; im Allgemeinen ist jedoch die Nachbarschaft von Ungarn nicht zu verkennen, vorzüglich tragen sich die Mägdchen, und unter diesen die Slavinnen, zierlicher, als die Deutschen, und die benachbarten Oberländer. Weiße, fein ausgenähete Hemdärmel, Hals- und Busenkrausen (eine Art von Stickerei, von durchbrochener Arbeit, welche auch die ärmsten slavischen Mägdchen verstehen, und an aller Wäsche, selbst am Tisch- und Bettzeug anbringen), hohe, rothe, mit Silber besetzte Schnürbrüste, blautüchene Röcke mit breiten, bunten Tuchenden drei bis viermal besetzt, ein weißes flatterndes Tuch leicht über Kopf und Nacken geworfen, bilden ein anziehendes Ganzes. Zwar hüllt die Marchländerin Sommers und Winters ihren Kopf in weißleinene Kopftücher, um ihre Haut bald gegen Hitze, bald gegen Kälte zu schützen, aber die Slavinnen behandeln diesen Putz mit mehr Geschmack, und wissen ihm, so wenig schön er steht, doch eine gewisse Grazie zu geben, welche allen eigen ist, und welche Manches übersehen machen kann, wenn man nicht nöthig hat, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen. Zu diesem gehört der gänzliche Mangel an Reinlichkeit. So viele Flüsse und Bäche Oesterreich zählt, so

habe ich die alten Männer nie, die jungen selten baden gesehen — so lange ich in Oesterreich war, habe ich nie gehört, daß Frauenzimmer sich badeten, außer in Wien, wo sogar eine Schwimmschule für Damen eingerichtet ist. In Folge dieser Wasserscheu findet man denn häufig Hände, an denen man in wohl schattirten Abstufungen die sechs Arbeitstage der Woche sehr deutlich erkennen kann, bis der Sonntag, der Kirchgang und der deßhalb anzulegende Putz das Waschen nothwendig macht.

In den Städten ist natürlich alles dieses anders; dort nöthigt der vielfältige Umgang verschiedener Personen, dort nöthigt das beständige Begegnen, Kommen und Gehen, das Betrachtetwerden und Betrachten zu größerer Aufmerksamkeit auf sich selbst, weil man weiß, daß man die Aufmerksamkeit Anderer erregt. Dort ist auch die Nationaltracht nur in den Hauptformen noch vorherrschend, sonst immer von der Mode modifizirt; bei den Männern verschwindet sie ganz, Ueberrock und Frack hat selbst in den untersten Ständen alles Andere verdrängt; die Damen höhern Ranges tragen sie nie, nur bei den Ungarinnen findet man dieselbe noch hin und wieder, wenn sie fremd in die Stadt kommen, oder wenn sie Jemanden gewissermaßen mit einem freundlichen Maskenspiel überraschen wollen. Dagegen ist in dem mittlern und niedern Bürgerstande das Mieder und die Gold- oder Silberhaube noch allgemein gebräuchlich. Diese ist ein kostbarer Schatz, welcher nicht selten das ganze Vermögen der Besitzerin einschließt, denn es gibt solcher Hauben (den baierischen Krönchen ähnlich, doch in der Helmform mehr der frigischen Mütze sich währeud), welche 500, 600 bis 1000 fl. Konventionsmünze kosten, weil sie nicht blos von Gold geschlagen und gestickt, sondern weil sie reich mit kleinen Perlen besetzt sind. Da es nun eine Schande ist, keine solche Haube zu haben, wenn man den untern Klassen angehört, da ferner der Lohn des Dienstpersonals, das sie sehr häufig trägt, nicht gar groß ist, so darf man sich nicht wundern, wenn viel auf Trinkgelder gerechnet wird, und wenn derjenige, der sie häufig gibt, sehr freundlich angesehen, in Allem sehr begünstigt wird. Das Trinkgeldernehmen ist dabei gar nichts, was herabsetzen könnte, und die Tochter des Bürgers, der dem fremden einige Zimmer vermiethet, und welche ihm an jedem Morgen den guten Kaffee mit schlechten Sachen bringt, nimmt das ihr Dargebotene eben so dankbar und mit eben solcher Bereitwilligkeit zu Gegendiensten an, wie das Stubenmädchen, das die Zimmer reinigt.

Das Mieder zur Nationaltracht ist geblieben, wiewohl es nicht so reich mit Ketten und Spangen garnirt wird, wie in München, allein die Aermel und der Rock richten sich jedesmal nach der Mode; es wurden im Jahre 1814 Puffärmel, im Jahre 1830 Bellonärmel, im Jahre 1836

enge Aermel mit weiten Achselstücken getragen, wie man den Rock im Jahre 1820 glatt anliegend und im Jahre 1826 en blouse trug.

Den Karakter der Oesterreicher betreffend, so kann man demselben nicht leicht zu vieles Lob spenden. Gutmüthigkeit, Frohsinn, Arbeitsamkeit zeichnen ihn vor allen Stammverwandten und allen Nachbarn aus; nur kann er den Kopf nicht aufrecht tragen, weil er gewöhnt ist, Rücken und Nacken seinen vielen kleinen und großen Herren gegenüber gebeugt zu erhalten. Voll Vertrauen kommt der Gebirgsbewohner dem Fremden entgegen und bietet ihm, was sein Haus vermag, ohne eine Bezahlung zu begehren, doch auch ohne sie auszuschlagen, wenn sie ihm geboten wird. Nur eines macht den Fremden verhaßt — tadelndes Räsonnement über sein Regentenhaus; mit dem lebhaftesten Unwillen nimmt er die Partie des Verunglimpften, stellt vielleicht hie und da einen der gerügten Mängel nicht in Abrede, weil er zu ehrlich ist, um den ihm fühlbaren Druck ganz wegzuläugnen und einen auffallenden Fehler zu übersehen; allein er vertheidigt mit Gut und Blut seinen Kaiser und schiebt alle Schuld auf die Behörden, voll Rührung erzählend: Kaiser Franz habe anno 11 bei dem heillosen Finanzcoup des Grafen Wallis mit Thränen in den Augen gesagt: »Ich möcht' wohl wissen, wie der Wallis das einmal beim jüngsten Gericht verantworten wird.«

Die Frömmigkeit der Gebirgsbewohner artet beinahe immer in Bigotterie und in damit verbundenen Aberglauben aus; an Gespenster, an Hexen und Kobolde glaubt Jedermann, und wenn eine Kuh einmal Krapp gefressen hat, und davon rothe Milch gibt, so heißt es: die Kuh gibt Blut statt Milch, sie ist verhext. Dies hindert indessen den jungen Burschen nicht, die Nacht hindurch, dem Berge seiner Sennerin entgegenzuklettern, durch das Revier aller Gnomen und Bergmännchen hindurch; er weiß, daß seiner gar süßer Lohn harret, denn die Sennerin, die jüngste Tochter jedes Heerden- und Alpenbesitzers, ist während der Sommermonate auf der Alp in ihrer Sennhütte und hütet und melkt ihr Vieh. Wenn nun Samstag Nachmittag die Arbeit des Burschen im Thale vollbracht ist, so legt er sein Sonntagswamms an, schnallt seine Steigeisen an die Knie und Knöchel fest, nimmt seinen Steigstock in die kräftige Hand und klettert empor über Felsen und Abgründe, über wankende und brechende Steige, bis mit sinkender Sonne, oder ist die Alp weit, auch wohl erst mit finsterer Nacht er die hohe Wiesenfläche erreicht, zu welcher das Vieh auf bequemerem, aber auch auf sechsmal längerem Wege gelangt.

Bei seiner Sennerin bleibt der Bub nun den ganzen folgenden Tag und geht erst Montag wieder herunter ins Thal. Gewöhnlich ist

er um sein Glück nicht zu beneiden, denn wenn auch die Mägdchen der Gebirge, namentlich die Sennerinnen, frischer und etwas hübscher sind, als die Thalbewohnerinnen, so fehlt doch viel daran, daß der Städter sie schön finden könnte; gewöhnlich fallen die bereits gerügten Fehler, als Unreinlichkeit u. s. w. ihnen zur Last vor allen übrigen. Doch giebt es auch hievon Ausnahmen, und will ein Fremder, ein Reisender bei solchen sein Glück zu machen versuchen, so wird es ihm gegen das Geschenk eines leichten goldenen Ringleins schwerlich mißlingen, ja er wird häufig von den Sennerinnen durch eine scherzhaft foppende Frage dazu aufgefordert. Doch möge sich Jeder hüten, seinen Gelüsten freien Lauf zu lassen, wenn es Sonnabend (Samstag) ist, weil dann der Bub kommt, und das Mägdchen, welches an diesem Tage jenen dann zum Dableiben auffordert, immer im Sinne hat, »der Müllerin Verrath« von Göthe nachzuspielen, wo dann der geprellte Gott nicht genug danken kann, wenn es ihm nicht schlechter ergeht, als dem ausgezogenen Helden in jenem Gedichte. — Meistens läuft dergleichen nicht ohne größere körperliche Martern ab; beide Arme und Beine sich zerschlagen zu sehen, ist bei weitem nicht das ärgste, was demjenigen begegnen kann, der in solche Falle geräth. Im Uebrigen zählt mancher vornehme Gutsherr auf den Alpen mehr von seiner Nachkommenschaft als in seinem Schlosse, und es ist weder für den einen, noch für den andern Theil etwas Entehrendes darin, den Gesetzen der Natur zu folgen — die Leute kommen spät zum Besitz, spät in den Stand, sich verheirathen zu können, sie wollen nicht ihre Jugend entfliehen sehen, ohne von den Freuden derselben Gebrauch gemacht zu haben, und anticipiren das, was der Ehe aufgehoben sein sollte — nur dem Buben macht es Schande, wenn er sein Mägdchen ohne triftigen Grund sitzen läßt, und dieses ist sogar berechtigt, falls sie von ihm in Hoffnung ist, oder schon ein Kind hat, auf Vollziehung der Ehe durch den Priester zu bringen.

Im Lande ob der Ens (durchgängig Gebirgsland, also überall mit Sennerinnen versehen) waren im Jahre 1828 unter 24,460 lebendig geborenen 4163 uneheliche Kinder (davon 2112 Knaben und 2051 Mägdchen). Im Jahre 1829 waren unter 23.739 lebendgebornen 3987 uneheliche Kinder (2521 Knaben und 1466 Mägdchen). Also beinahe jedes sechste Kind ist ein uneheliches. Diese Kinder heißen der Segen des Landes und das Land ist damit reichlich gesegnet; sie liefern beinahe allein die Knechte und Mägde und sind die Hauptquelle der Rekrutirung.

Wenn man die Ursache dieses auf den Alpgebirgen so allgemein verbreiteten Uebels, das allein in Wien noch ausgedehnter ist, näher aufsucht, so liegen sie wohl zweifelsohne zuerst in der Lokalität und der

Lebensweise der Leute, die das Gebirge bewohnen. Ihre Häuser liegen, meistens von Waldungen umgeben, zerstreut auf den Bergen; dies macht es den jungen Leuten leicht, sich einander unbeobachtet zu nähern, sich so oft zu sehen als sie irgend wollen. Das Zusammenwohnen in dem engen Raume der Hütte lehrt die Kinder Dinge kennen, die sie besser vor dem achtzehnten und zwanzigsten Jahre nicht kennen lernten, die sie nun aber so früh als möglich zu genießen suchen. Die Gebirgsbewohner sind jovial, sie sind zu lasciven Späßen geneigt; der Vater hütet sich nicht mit Gesprächen aller Art, die Aufmerksamkeit der Kinder auf Geschlechts neigungenzu lenken. Der junge Mensch macht dem Mägdchen Demonstrationen von sehr unzweideutiger Art — an Sonn- und Feiertagen, an Kirchweihtagen und Jahrmärkten, die jedem Dorfe durch Besuch der Nachbarörter zehn-, auch wohl zwanzigmal im Jahre geboten werden, geht man zu Spiel und Tanz — man übernachtet im Sommer auf freiem Felde — und der Bund ist geschlossen, den der freie Holzknecht, der Jäger auf alle mögliche Art fortzusetzen sucht, wozu denn das Mägdchen gerne hilft, indem sie zur Bedingung ihres Dienstantritts der neuen Herrschaft, d. h. dem Bauern, der Knecht und Magd miethet, die Erlaubniß macht, im unverschlossenen Viehstall zu schlafen. Nicht weniger befördert die Schwaigerin (fälschlich Schwägerin genannt, die Sennerin) in ihrer einsamen Schwaig (Sennhütte) die leichtere Verbindung mit dem Geliebten, und vor Allem befördernd ist wohl die ungemeine Nachsicht der Aeltern, welche in dem Thun und Treiben ihrer Kinder nur das eigene erwacht wieder vor sich sehen.

Die originellen Sitten und Gebräuche, welche in früherer Zeit beinahe jedes Volk auf eine oder die andere Art auszeichneten, haben sich auf dem Flachlande so verflacht und ausgeglättet, daß man nichts Besonderes, wenigstens nichts Anziehendes wahrnehmen kann, denn daß nach einem Hochzeitschmause die Köchin mit einem hölzernen Teller, auf dem eine mit Rosmarin (Rosaramarie) umwundene Gabel steckt, umherzieht und Trinkgelder sammelt, daß das Brautpaar mit klingendem Spiel heim begleitet wird, ist nichts gar Eigenthümliches; dagegen haben die Gebirgsländer, fern von der Hauptstadt und von der Hauptstraße, noch viele von ihren altherkömmlichen Gebräuchen beibehalten. Dort sind die Volksfeste und Volksunterhaltungen noch Sitte, dort werden lang vorbereitete gemeinschaftliche Spiele aufgeführt, welche zuletzt immer in Gesang und Tanz übergehen; der sogenannte Ländler (eigentlich Landler, von Landl, das Ländchen [ob der Ens] herstammend), ein in Deutschland jetzt allgemein verbreiteter Walzer, kommt dorther, wo man ihn noch in seiner ursprünglichen Form sieht. Dort finden noch die musikalischen Wett- und Witzkämpfe Statt, indem zwei lustige Leute

einander gegenseitig aus dem Stegreif gemachte Epigramme zusingen, welche gewöhnlich so beißend sind, daß sie das schallende Gelächter der ganzen Gesellschaft erregen, während welcher Zeit der Gegner ein Ritornell auf seiner vor ihm auf dem Tische liegenden Zitter spielt, sich auf eine Antwort besinnt und sie dann, sobald das Gelächter der Ruhe Platz gemacht hat, mit welcher man gespannt auf die Replik wartet, vorträgt, die Lacher auf seine Seite ziehend, bis der erste wieder seine Witze hören läßt. Mägdchen und Buben singen ihre lustigen Alpenlieder, die zwar nicht stets des saubersten Inhalts, sondern gewöhnlich etwas gar zu frei, aber wegen ihres naiven Ausdrucks und ihrer lieblichen, immer eigenthümlichen Melodie, während der Ritornell gejodelt wird, doch sehr beliebt und sogar weit von ihrer Heimat verbreitet sind.

Außer diesen nicht eigentlichen Volks-, sondern sehr allgemeinen Vergnügungen, Gesang und Tanz, denen nur die Salzburger und die Bewohner des Gebirges überhaupt ergeben sind, kommen zur Faschingszeit Maskenzüge vor, welche unter den possierlichsten, tollsten Vermummungen von Haus zu Haus ziehen, und Alles in Kontribution setzen. Eben dasselbe bezweckt das Kühtreiben, wobei die Theilnehmer des Zuges ganz oder halb als Kühe maskirt, gewöhnlich aber nur mit großen, von Pappe gemachten Kuhköpfen umherlaufen und so hier, wie bei dem gewöhnlichen Maskenzuge, dem sogenannten Prestenlaufe, mit satirischen Gedichtchen, mit eigentlichen Volksepigrammen um sich werfen, und dabei weder sich noch ihre Freunde und Verwandten schonen.

Nicht weniger beliebt ist an Kirchweihtagen ein Spiel, welches zwar nur zwei mit einander treiben, welches aber hunderte von Zuschauern unterhält: »Jakob wo bist du?« Es lassen sich zwei lustige und listige Burschen an einen etwa 10—15 Ellen langen Strick an einen in die Erde getriebenen Pflock binden. Beide haben Tücher um die Augen, der eine einen Plumpsack, der andere eine Schnarre, Ratsche (ein Kerb holz und ein Streichholz) in der Hand. Der erste soll den zweiten sehen, der zweite dadurch, daß er ratscht (mit dem glatten Holz über das gekerbte fährt), dem ersten seinen Aufenthalt verrathen; so jagen und treiben die beiden Bursche, auf jede Weise einander zu überlisten suchend, sich in dem von lachenden Zuschauern umstandenen Kreise umher, bis Jakob (der mit der Ratsche, den der andere durch die Frage: »Jakob wo bist du?« zum Schnarren veranlaßt) von dem andern gefangen und mit Schlägen tüchtig zugedeckt ist.

Nicht weniger beliebt ist das Wettlaufen der jungen Mägdchen in so hoch geschürzten Röcken, daß sie in diesem Punkt denen der griechischen Diana nichts nachgeben; das Wettlaufen in einem Sacke, da die Kämpfer bis an den Hals in Säcke eingebunden sind, und ihr Ziel

durch Springen mit gleichen Füßen zu erreichen suchen; was besonders durch diejenigen belustigend wird, die, der Sache unkundig, das Spiel zum erstenmal mitmachen, die laufen wollen, hinstürzen, nicht mehr aufkommen und dergl.

Eine allgemeine Belustigung der Männer ist das Scheibenschießen, theils mit Büchsen (Stutzern), theils mit Armbrüsten, theils mit langen hölzernen Bogen und Pfeilen. Das letztere fordert eine besondere Geschicklichkeit und Kraft, und wenn man die Gebirgsbewohner diese Waffen handhaben sieht, begreift man kaum, daß die Feuergewehre dieselben haben verdrängen können; ein anderes ist's mit der Armbrust, welche schwer und plump und mit Recht der leichteren, bequemeren Waffe gewichen ist. An der nach der Straße gekehrten Hauptfront vieler Häuser, sieht man stark beschossene Scheiben aufgehängt, sie sind die Trofäe desjenigen, der den Preis (das Beste in der Landessprache) davon getragen hat. Jeder wohlhabende Mann giebt im Jahre einmal, auch vielleicht alle zwei Jahre ein Bestes. Auf dem Schießplatze des Dorfes stellt er eine Scheibe auf und aus seiner Tasche werden einige Preise festgesetzt, die dem besten Schützen zufallen.

Mit Preisen versehen ist noch ein anderes Volksspiel: das Schifferstechen, eine Art Wasserturnier. Leichte Kähne, von zwei Ruderern regiert, tragen auf dem Hindertheile ein freiliegendes Brett, auf welchem ein geputzter Kämpfer, ein Fischer mit langer bunt bemalter, bebänderter Lanze steht, sie hat Statt der Spitze eine breite, vorne flach abgerundete, Scheibe. Solcher Kähne fahren zwei auf einander zu, dicht an einander vorbei (weshalb eine große Geschicklichkeit und Gewandtheit der Ruderer nöthig ist, und weshalb diese auch im Augenblicke da die Kähne sich einander nähern, die Ruder einziehen), und die auf dem Hintertheile stehenden Ritter suchen sich gegenseitig mit ihren Lanzen zu treffen, sich einen kräftigen Stoß beizubringen. Wem das gelingt, der stürzt dadurch den Gegner rücklings von seinem schmalen Brette hinab in den Fluß, aus welchem er schwimmend unter lautem Gelächter des Volks an's Ufer sich zu retten sucht, aber in der durchnäßten Kleidung sogleich wieder seinen Kahn besteigt, und mit demselben oder einem andern Gegner den Kampf wieder beginnt.

Der Sieger hat nun um seinen Preis noch einen andern Kampf zu bestehen, Kränze mit Bändern und eingeflochtenen Silber- oder Geldstücken sind, an einem Stricke quer über den Fluß gespannt, aufgehängt. Darunter hindurch fahrend muß der Kämpfer, von seinem Kahne aufspringen und einen solchen Kranz zu erhaschen suchen; gelingt es ihm ihn zu erreichen und auf seinem Kahne zu bleiben, so hat er die größte Ehre davon, gelingt es ihm auch nur einen Kranz zu bekommen, und

vom Schiffe fallend, denselben im Munde haltend, das Ufer mit Schwimmen zu erreichen, so hat er noch Lob und Preis zu erwarten; wer aber ruhmlos, ohne Preis des Kampfes, in's Wasser stürzt, wird unbarmherzig gefoppt und zieht sich gern beschämt zurück.

Ist Frohsinn, leichter Sinn und oft Leichtsinn, ist Hang zu jedem möglichen Zeitvertreibe dem Bewohner von Oesterreich nicht abzusprechen, wozu er wohl durch die gar vielen Festtage der katholischen Kirche mehr als irgend wo anders aufgefordert wird, so ist er dafür auch arbeitsam, wie wenige seines Gleichen. Jagd, Landbau und Fischerei fordern eine fast unausgesetzte Thätigkeit, nur der Hirte liebt es in patriarchalischer Ruhe ein beschauliches Leben zu führen, den ganzen Tag unter einem Baume zu liegen, oder mit der Schwaigerin sich bestmöglichst zu unterhalten. Es fehlt dem Oesterreicher nur an vernünftiger Anleitung, an Musterwirthschaften; denn er hat einigen Ueberfluß von Anhänglichkeit an das Altherkömmliche. Wenn Johann Valentin Hecke von ihm sagt: »er stehe an Bildung seines Gleichen in Deutschland nirgends nach, sondern übertreffe sogar noch die meisten in der Nähe der großen Städte lebenden Bauern Norddeutschlands, namentlich aber die um Breslau, Berlin und Hamburg,« so möchte man fast an seiner Autopsie zweifeln, denn das Raffinement, mit welchem die Umwohner gerade der genannten Städte ihrem Boden Produkte zu entlocken suchen, welche entweder das Land oder das Klima ihm versagt, ist bewundernswürdig, dagegen der Oesterreicher nur nimmt, was sich ihm von selbst anbietet. Was derselbe Berichterstatter sagt: »man höre in Oesterreich keinen so groben Dialekt wie in Norddeutschland,« ist fast komisch, denn dem Norddeutschen kommt natürlich der süddeutsche Jargon hart vor, wie dem Süddeutschen der des Nordländers; im Uebrigen spricht der Bauer in Oesterreich allerdings eine Sprache, die sich von der des gebildeten Mannes nicht so weit entfernt, als dies in Norddeutschland, wo Plattdeutsch geredet wird, der Fall ist, aber nicht weil der Bauer besser, sondern weil der Herr schlechter spricht, der Bürger in den Städten, der Gelehrte, der Beamtete theilt das Idiom des Bauern und des Fiackers, was freilich in Norddeutschland nicht der Fall ist.

Der Ackerbau wird in Oesterreich fast durchgängig nach der alten Manier der Dreifelderwirthschaft betrieben; nur einzelne Ausnahmen macht im Lande ob der Ens und im Salzburgischen die Eghartwirthschaft, bei welcher die Brache im eigentlichen Sinne nicht Statt findet. Nach dieser wird ein Grundstück drei Jahre lang als Wiese benützt mit Gras, auch wohl mit Klee besaamt, nach Verfluß der drei Jahre bricht man das Grundstück um, und sät ein bis zwei Jahre Waizen und vier oder drei Jahre Korn darauf. Nach Abfluß der fünf Jahre

des Getraidebaues wird es wieder drei Jahre zu Wiesen benützt. In den hochgelegenen Gegenden, in den engen Thälern, viel vom Nebel, wenig von der Sonne besucht, reift das Getraide gar nicht, dort wird der Bau desselben denn auch unterlassen, und Viehzucht auf den ausgedehnten Wiesengründen und Triften ist die Hauptbeschäftigung, wo sich aber die Thäler, der Donau zu, in Ebenen und große Flächen erweitern, da wird der Ackerbau stark und mit günstigen Resultaten betrieben. Waitzen liefert das siebente bis achte, Roggen und Gerste das neunte, Hafer das zehnte Korn; doch, so stark dieses ist, wird viel von dem möglichen Verdienste durch die zahlreiche Dienerschaft aufgezehrt; denn bei nicht gar ausgedehnten Grundstücken hat man doch zehn, bis fünfzehn und zwanzig Dienstboten auf einem großen Bauernhofe, die alle, wenn auch schlecht, doch viel essen wollen, und die den Bauern nöthig zu sein scheinen, weil ein jeder sein besonderes Geschäft hat, was er ausschließlich verrichtet, wobei ihm natürlich viel Zeit übrig bleibt, welches jedoch durch ein anderes Geschäft auszufüllen er durchaus verschmäht.

Ein großer Vortheil in den niedern Gegenden Oesterreichs ist eine doppelte Aernte, welche sie durch unmittelbar auf den Schnitt der Winterfrüchte folgende Aussaat von Buchwaitzen (Haiden, Haidekorn) erlangen, der vom Sommer bis zum Spätherbste. Vollkommen reif wird, eine sehr beliebte Frucht liefert, und in seinem Stroh ein herrliches Futter für Kühe gibt, um so wichtiger, als die Sommerfütterung zwar nirgends fehlt, doch für den Winter meistens schlecht gesorgt ist, da es an Platz zum Anbau der Futterkräuter in den engen Thälern mangelt, und die großen Ebenen zum Getraidebau benützt werden.

In solchen Gegenden ist auch das Stroh so selten, daß man dasselbe niemals zur Streu für die Hausthiere benützt, sondern sich immer solche aus den Wäldern holt; diese Streu wird Grais genannt, und besteht aus Tannen- und Fichtenzweigen, die der Bauer mit oder ohne Erlaubniß der Herrschaft, welcher die Waldung gehört, sich holt, daheim auf einem Klotze fein zerhackt, und dann dem Vieh nach und nach als Lager hinwirft. Dieses bleibt nun den ganzen Winter so im Stalle liegen, füllt dasselbe von Woche zu Woche höher auf, und giebt da, wo es durch die, immerwährend von neuem durchdringende, Nässe in Fäulniß übergeht, wie dort, wo es von dem Exkremente von Pferden und Kühen gemischt ist, einen trefflichen Dünger; allein für das Vieh ist es nicht gut, Tag und Nacht in der Dunggrube zu stehen und zu liegen, und manche Krankheit, besonders die häufig vorkommende Klauenseuche rührt allein daher. Dürftige Nahrung trägt auch viel zu Krankheiten bei: dürftig, weil die Bergbewohner, welche mehr Vieh haben, als ihr Boden ernähren kann, Stroh mit Unkraut aller Art vermischt,

anwenden müssen, um dasselbe zu erhalten, die Kornfelder durchsuchen, um das Unkraut auszustechen und es dem Vieh zu Futter zu geben, von allen Klippen, Rainen und Felsspalten das Gras sorgsam sammeln, um es mit getrocknetem Laub vermischt zur Winternahrung des Viehes zu machen. Dort ist noch Vieles zu wünschen übrig; dort wäre der Esparsett- der Kartoffelbau segensreich, doch gerade dort wird er vernachläßigt, und man wird wohl gar ausgelacht, wenn man den Leuten erzählt, das Kraut der Kartoffeln, nach vollbrachter Blühte abgeschnitten, und in Fässer eingepackt und gesalzen, gäbe ein unübertreffliches, (Milch in reichlichem Maaße lieferndes) Futter für die Kühe. Die Antwort ist gewöhnlich: »Das habe ich noch nie gehört, wenn's was wäre, würde es doch einer oder der andre thun oder versuchen.« Aber gerade deshalb, weil sich immer einer auf den andern verläßt, versuchts Niemand.

Der Gartenbau wird, zunächst den Häusern, auf sehr kleinen Räumen (ein Viertelmorgen ist schon viel) betrieben; man rechnet an Gärten 25.627 Joch (österreichische Morgen), da käme also auf eine Familie ungefähr ein Sechszehntel-Morgen. Man benützt aber häufig dem Wege abgewonnene Stückchen Landes von drei Fuß Breite, und zehn Fuß Länge, so sparsam ist das Land vertheilt, während die ungeheuersten Strecken Wald mit dem trefflichsten Boden unbenützt bleiben, ja jeder einigermaßen wohlhabende Bauer einige hundert (wenn nicht tausend) Joch Waldung hat, aus welcher er nichts nimmt, als sein Brennholz und einige Stämme zu Brettern, statt daß er einen Theil derselben in Acker- oder Gartenland verwandelte.

Die Dreifelderwirthschaft, welche, wie es scheint, des Zehntenwesens wegen nicht abgeschafft wird, bietet nur eine an ein größeres Ganzes gebundene Benützung des Ackers dar; auf dem Brachfelde aber baut man gewöhnlich die gröberen Gemüse: Kohl, Kraut und Rüben, die man für den Hausbedarf nöthig hat. Von diesen, wie von allem andern, was der Landmann auf seinen Fluren erzeugt, nimmt der Zehnten einen bedeutenden Theil hinweg; wir wollen hierüber Blumenbach, einen österreichischen Staatsbeamteten, hören. (Gemälde 1. Seite 185.)

Der Bauer ist, so wie in allen deutschen Provinzen, nicht vollkommen freier, sondern nutzbarer Eigenthümer seiner unterthänigen Realität (d. h. auf deutsch der Bauer ist nicht Besitzer, sondern nur Nutzmeister des, der Herrschaft, deren Unterthan er ist, gehörigen Landes), von andern Gründen (Grundstücken) die man hier Ueberländer oder Ueberlehen nennt, auch freier Eigenthümer. In Rücksicht der ersteren kann er die Gründe auf die Art, wie es ihm am vortheilhaftesten scheint, doch ohne Nachtheil der herrschaftlichen Rechte benützen, diese allenthalben und wie immer verkaufen u. s. w., doch hat er gewisse Abgaben an

die Grundherrschaft zu entrichten, wohin besonders der Zehnten gehört. Diese Landbebauer theilt man nach dem Umfange der zu jedem Hofe gehörigen Grundstücke in gewisse Klassen, namentlich in Ganze, Dreiviertel, Halb und Viertellehner, Kleinhäusler und Inleute.

In mehren Gegenden gibt es auch Hofbauern, welche die mehrsten Grundstücke haben. Manche Ortschaften haben sich von der Unterthänigkeit frei gemacht, und sind demnach vollkommen freie Eigenthümer ihrer Besitzungen. Die dominial- oder herrschaftlichen Güter werden von den Güterbesitzern entweder in eigener Regie betrieben, oder sie werden verpachtet, viele sind auch rustikalisirt, und werden um einen sehr geringen Preis an die Unterthanen, gegen Vorbehalt des ganzen Zehntens, der herrschaftlichen Abgaben und der Lehntaxen bei Veränderung des Lehnsherrn, verkauft. Die Leibeigenschaft des Bauers ist in Oesterreich unter der Ens seit undenklicher Zeit abgeschafft. Außer den gewöhnlichen Leistungen der Unterthanen hat der Landmann hier noch den Zehnten zu entrichten, Roboten (Scharwerk, Frohndienst) und sonstige Dienste zu leisten. Das Zehntrecht besitzen sowohl die Herrschaften, als die Pfarrer und zwar mit dem großen und kleinen Zehnten. Es wird nämlich von allen Früchten der zehnte Theil genommen. Die Pfarrer haben auch oft noch den dritten Theil mehr als den ganzen Zehnten. Der große Zehnte wird meistens in Natur erhoben; die Pfarrherren müssen das Einführen selbst besorgen; den Dominien (Herrschaften) wird der Zehnte von den Grundunterthanen unentgeldlich in die Scheunen geführt. Der kleine Zehnte von Weißkohl, Flachs, Kartoffeln u. s. w. wird gewöhnlich nach vorher geschehener Abschätzung, so wie auch der zu weit entlegene größere Zehnten, nach geschehener Anbietung an die Zehntholden, an den Meistbietenden gegeben. Manche Pfarrer überlassen den entlegenen Zehnten den Zehntholden für ein bestimmtes Quantum an Körnern oder Geld. Der Körnerdienst ist nicht allenthalben üblich, dafür gibt es in manchen Gegenden sogenannte Voigtholden, welche Unterthanen fremder Herrschaften sind, aber als Angevoigtete gewisse Schuldigkeiten zu leisten haben, als den Hofschnitt der Voigtfährer u. dergl. Die Roboten sind allgemein eingeführt, aber in der Regel überall um geringe Preise reluirt; nur haben sich manche Dominien gewisse Fuhren vorbehalten, welche die Unterthanen entweder unentgeldlich oder zu einem bestimmten Preise zu leisten haben. Die sogenannten Dienste bestehen, nach Verschiedenheit der Gegenden, in Schmalz, Wachs, Eiern, Käse u. dergl.; meistens werden solche Dienste in Geld angeschlagen, Hühner aber und Eier gewöhnlich in Natur zur herrschaftlichen Verzehrung eingeliefert. Daß in diesen Leistungen viele Abweichungen und Modifikationen Statt finden, versteht sich von selbst.

Der langen Rede kurzer Sinn ist: »der Landmann hat von Allem, was er erzeugt, den Zehnten zu geben, oft noch mehr.«

Abgaben muß man überall geben, und nicht überall weniger als in Oesterreich, wie z. B. Frankreich das Vierfache, England das Zwanzigfache an Abgaben gibt. Das Drückende besteht also nicht in der vom Staate ausgehenden Abgabe, sondern in der meistens vom Gutsherrn ausgehenden Erhebung derselben. Der Gutsherr in einer der Hauptstädte des Reichs seine Einkünfte verzehrend, braucht nicht Wachs, Hühner und Eier, sondern Geld, wofür er sich kaufen kann, was er nöthig hat. Er überläßt daher die Einsammlung des Zehnten einem Pächter (Zehntpächter), diese zahlen ein geringes Geld, was vielleicht kaum die Hälfte des Werthes ihrer einzusammelnden Früchte und Thiere beträgt, und treiben nun mit grausamer Strenge ein, was ihnen auf solche Weise nunmehr rechtlich zusteht, und worin der Herr sie selbst unterstützen muß. Der Bauer darf sein Korn nicht früher ärnten, sein Heu nicht früher schneiden, als bis der Zehntpächter da ist; der Bauer darf seinen Wein von dem Berge nicht früher lesen, und sollte ihm durch Fäulniß Alles zu Grunde gehen, als bis der Pächter bereit ist, seine Abgabe zu empfangen. Auf dem Felde muß der Bauer zehn Haufen Heu, zehn Haufen Haber, Korn, Waizen machen, und nun sagt der Zehntpächter: »diesen Haufen von den zehn will ich haben.« Erst wenn der Pächter seine Wahl getroffen, darf der Bauer sein Getraide in die Scheune führen, sollte auch bis dahin durch die Vögel durch die Mäuse oder durch die Witterung Alles verdorben sein. Schwere Strafe würde ihn erwarten, wollte er nur eine Garbe vom Felde nehmen, damit er doch wenigstens von seiner ganzen Aernte ein gesundes Brod erhalte, weil Alles zu faulen beginnt. Oft kommt es wirklich in aller Ausdehnung so, oft ist das Stroh statt gelb zu sein, schon schwarzgrau geworden, bevor es gedroschen werden kann, und der Arme muß für das nächste Jahr Saatgetraide kaufen, weil das bei ihm selbst gewonnene bereits gekeimt hat, und fast gänzlich unbrauchbar geworden ist. Ueberdieß nehmen die Zehntpächter von den geringfügigsten Dingen den Zehnten, der Bauer muß Hühner- und Gänsestall, Küche und Speisekammer und Keller durchsuchen lassen, damit der Pächter seine Abgabe erhalte. Rohe Härte ist dabei ganz gewöhnlich, und will der arme Bauer nicht doppelte Scheererei und doppelten Verlust haben, so muß er dem Einsammler, bevor er seinen Raub beginnt, schon ein freiwilliges Geldgeschenk, was oft den Werth seines Zehntens übersteigt, geben, ihm auch mit Essen und Trinken über seine Kräfte aufwarten. Dieß Verfahren ergrimmte den Erzherzog Johann in Grätz so sehr, daß er einen reichen Zehntpächter zu Gast bat, blos um ihm zum Nachtisch ein

Räthsel aufzugeben; er frug wie viel Haare der Bauer an einem gewissen Orte habe, und sagte dann, da Alles schwieg, achte, höchstens neune, denn hätte der arme Kerl nur noch eins mehr, so würden Sie, meine Herrn Pächter auch von dieser geringfügigen Sache den Zehnten nehmen.

Solche Mißbräuche will die Regierung natürlich nicht, und wo sie im Stande ist, wo sie die Thatsachen erfährt und eingreifen kann, zeigt sie durch energische Maßregeln, daß ihr das Wohl der Unterthanen sehr nahe liegt. Leider liegen die Unterthanen selbst ihr fern, und es könnte ohne Fehler das russische Sprüchwort auf Oesterreich angewendet werden: »Gott ist hoch und der Kaiser ist weit!« Die Beamteten der niederern Klassen unterstützen einander wechselsweise und verrathen sich nicht.

Gilt es von dem Gebirgsbewohner, daß er sein weniges Feld nicht gut bewirthschaftet, so gilt es noch mehr von dem Unterländer, der größere Strecken hat. Selbst Blumenbach, welcher behauptet, der österreichische Bauer stehe keinem nach, gesteht, im Widerspruche mit sich selbst, dieses ein; er sagt: »der Kreis unter dem Mannhartsberge ist derjenige, wo die Landwirthschaft von einem Ende bis zum andern, sich entfalten und in seine »(ihre?)« vielgestalteten Zweige zertheilen kann. Die Ebene des Marchfeldes, das sogenannte Tulnerfeld, das Ungarfeld bei Neustadt, welche gute Getraideboden sind, werden indeß nicht durchgängig so bewirthschaftet »(ganz nahe bei Wien)« wie sie es sein könnten.

Mehrerlei Hindernisse erfährt der Ackerbau theils durch altes Herkommen, wie eben durch die Dreifelderwirthschaft, welche von den dem Getraidebaue bestimmten 850.000 Joch Landes, jährlich nur 600.000 in Anspruch nimmt, also in der Nähe einer der größten Städte von Europa, ein volles Drittel unbenützt läßt, dann in mancher alten Gerechtsame. Ein Hinderniß ist die sogenannte (auch auf die Dreifelderwirthschaft sich stützende und darum deren Abschaffung im Wege stehende) Blumensuchgerechtigkeit, d. h. die Gerechtsame, das Vieh, nammentlich die Schafheerden, auf die Brachfelder zu treiben, und sie dort die aufsprießenden Kräuter aufsuchen zu lassen, an manchen Orten das einzige Futter, was sie haben.

Der Boden im obern Theile Oesterreichs ist ungemein fruchtbar; sehr viel Lauberde liegt in den Thalgründen und bietet eine fast unerschöpfliche Decke von Nahrungsstoffen für die Pflanzen. Der Boden der Ebenen ist hingegen weder so fruchtbar, noch, wie begreiflich, so wasserreich. Die Ebene von Neustadt bis Wien steht in manchen Jahren im traurigsten Zustande. Mangel an Regen, wie an künstlicher Bewässerung,

lassen den größten Theil Früchte verderben, dazu fehlt es sehr an Dungmitteln, und selbst die nächste Umgebung von Wien zieht von der Stadt keinen Vortheil, denn der Straßenkoth wird in die Kanäle, welche in allen Richtungen die Stadt durchziehen, geschlämmt, oder auf Karren in die Donau gefahren, was freilich das Kürzeste, aber nicht das Zweckmäßigste ist, was man damit anfangen kann. Daher liefern auch die Ebenen in Waizen und Roggen kaum das fünfte Korn, was weniger ist, als der Boden in der sandigen Mark giebt, woselbst er doch auch in schlechten Jahren auf das fünfte, in mittelmäßigen auf das siebente und achte Korn reichen kann. Aber von künstlicher Düngerbereitung, von Kompost, von schlechtem unbrauchbaren Abgange der Vegetabilien, zum Verwesen bestimmt, mit Mistwasser übergossen, endlich in einen höchst vortrefflichen Dünger übergehend, ist keine Rede.

Flachs und Hanf wird zu wenig für den Bedarf gebaut, und, wie es scheint, aus Mangel an Saamen, nicht einmal von den besten Sorten, Färbekräuter hat man zu pflanzen versucht, Krapp, Saflor, Waid, Wau kamen mehrmals zum Vorschein, allein die Sache gewann nicht guten Fortgang. Da auch die Fabrikation des Indigo aus Waid durch eine Reihe von Jahren zu den Spekulationen unternehmender Gründer gehört, so sah Oesterreich, eben so wie andere Länder, solche Indigofabriken entstehen und verschwinden. Zusammen waren fünf solcher Fabriken errichtet worden, und zwar die letzte zu Margarethen am Moos, aber im Jahre 1809 war keine einzige mehr davon vorhanden (Blumenbach). Es scheint doch, daß auch hier Unterstützung und Hülfe für die Fabrikanten fehlt. Sonst ist der Bau der Farbkräuter ein höchst vortheilhafter, wie Oesterreich selbst an seinem Safran sieht, welcher weit berühmt ist, und dem französischen und italienischen vorgezogen wird; er wird zwischen St. Pölten und Mölk, ferner bei Ravelsbach nächst Mussau, am Neustift bei Kirchberg, um Wagram häufig gebaut, und ist ein bedeutendes Handelsprodukt geworden.

Der Anbau von Hopfen ist äußerst gering, der von öltragenden Pflanzen, von Reps, Mohn u. dgl. ebenfalls. Aus den Nüssen, welche wie bekannt ein höchst reines liebliches Salatöl geben, wird keines gewonnen, auch des Obstes ist wohl eine Menge vorhanden, weil der Landmann Zider (Obstmost) fabricirt, doch wird mehr auf die Quantität als auf die Güte gesehen, und feines Tafelobst wird theuer bezahlt. In den Gärten reicher Privatleute findet man jedoch das Auserlesenste in jeder Gattung, obwohl das Klima eigentlich nicht ganz dazu gemacht ist, denn einige Früchte, wie Feigen, kommen nur als Seltenheit in besonders günstigen geschützten Lagen fort, während sie in den Vierlanden um Hamburg in den großen Handels- und Privatgärten, in und um Berlin in Menge

gezogen, und frisch sowohl, als getrocknet, auf dem Markte verkauft werden.

Der Weinbau ist nach dem Ackerbaue einer der wichtigsten Gewerbszweige. Man baut denselben wie in ganz Europa (außer Italien), indem er niedrig gehalten, und an sechs bis sieben Fuß hohe Pfähle gebunden wird, was den Ertrag vermehren soll, wie wohl bekannt ist, daß ein Weinstock, der sich fünfzig Fuß hoch an einer Ulme hinauf rankt, doch viel mehr Trauben liefert, als ein niedriggehaltener. In einem Weinberge läßt sich der Wein nicht behandeln wie in einzelnen Fällen, an einem Baume, einem Geländer, einem Hause. Auf die acht Quadratmeilen, welche im Lande unter der Ens dem Weinbau gewidmet sind (das Land ob der Ens hat gar keinen Wein), gewinnt man an zwei Millionen Eimer eines meist guten sehr trinkbaren Weins, welcher sich in den rauhern, aber haltbaren und mit den Jahren sich veredelnden Bergwein und den angenehmern aber nicht so haltbaren Landwein theilt. Die Behandlung des Weins scheint viel vernünftiger, als in andern Ländern, z. B. in Würtemberg, wo der Wein im ersten Vierteljahre aussieht, wie recht dickes Lehmwasser, jeder Durchsichtigkeit völlig ermangelnd, doch wie sehr er auch den Abscheu des Fremden erregt, von allen Schwaben mit Wollust getrunken wird — während der junge österreichische Wein, besonders um Wien, vom ersten Tage an, fast ganz klar und sehr trinkbar ist, auch von den untern Klassen zu gerösteten Fischen, Kastanien und zu Salami (Wurst) häufig genossen wird.

Von der Industrie ist bereits in der allgemeinen Einleitung gesprochen worden und Mehres darüber werde ich in den folgenden Artikeln mittheilen.

Oesterreich, das Erzherzogthum, zählt 52 Städte mit 92 Vorstädten unter denen Wien mit seinen 32 Vorstädten oben an steht. Marktflecken sind 352; Dörfer zählt man 11.125 und Wohnungen, d. h. Häuser (nach einer im Jahr 1825 angestellten Zählung) 274.364; also bei einer Vermehrung von jährlichen 1000, ungefähr seit eilf Jahren 285.364.

Viele der angeführten Marktflecken sind weiter nichts als Dörfer, ja viele bestehen eigentlich nur aus einer Kirche mit dem Pfarrhause und einem großen Wirthshause, das jedoch Marktgerechtsame hat und woselbst jährlich vier, auch wohl mehr ziemlich große und besuchte Vieh- und Jahrmärkte abgehalten werden.

Solche Wirthe haben ausgedehnte Oekonomieen und nehmen den Verdienst des Marktes von den an der Kirchweihe und des Sonntags bei ihnen einkehrenden Fremden aus Gelegenheit mit, wiewohl es ansehnlich genug ist, da der gutherzige immer mittheilsame und joviale Oesterreicher stets einen Gast bei sich hat, den er traktiren muß, und mit welchem in Gesellschaft

er sich seinen leichten, fröhlich stimmenden Wein schmecken läßt. In den Gebirgen findet man diese vereinzelte Lage der Kirchen und Häuser sehr allgemein. Nicht leicht wird man einen Punkt mit einigermaßen freier Aussicht finden, von welchem man nicht vier oder sechs, die Gipfel schön gelegener Berge zierende Kirchen erblickte; die Wohnungen endlich, die man Einöden nennt, sind große Höfe, welche in mitten der zu ihnen gehörigen Grundstücke liegen, und deren in den Gebirgsgegenden unzählige sind, sie gehören zu zehn, fünfzig oder hundert und mehr zu einem Dorfe, dessen Zentralpunkt die hochgelegene Kirche ist, zu der sie eingepfarrt sind.

Die Häuser sind mehrentheils gut gebaut, häufig von Stein (Bruchstein oder Backstein) mit Stroh, mit Schindeln, mit Ziegeln gedeckt; eine große Holzverschwendung findet dabei Statt, indem man den Boden unten und oben aus starken, dicht nebeneinander liegenden Balken bildet, was nicht allein die Kosten sehr vermehrt, sondern auch das Haus belastet, indem Balken auf die hohe Kante gestellt, drei Fuß weit von einander, ein Viertheil des Materials erfordern, ein Viertheil so viel wiegt, und der damit das andere vollkommen erfüllt. Zur Nettigkeit und Sauberkeit der Dörfer im Erzherzogthume Oesterreich haben die Feuerassekuranzen günstig mitgewirkt; besonders in den Gegenden der Hauptstädte findet man wenige schlecht aussehende Dörfer; manche zunächst Wien sehen kleinen Landstädten ähnlich und sind es auch in gewisser Art, da sie in ihren eleganten Wohnungen die Flüchtlinge aus dem staubigen Wien für den Sommer und einen großen Theil des Herbstes aufnehmen.

In den Gebirgen baut man vernünftigerweise aus Holz sogenannte Blockhäuser, aus grob behauenen übereinander gelegten Balken, sonst aber mit aller Einrichtung eines wohnlichen Gebäudes, mit Zimmern, Kammern, Küche, Keller und gutem Boden, weil Holz das wohlfeilste Material ist und weil es dem strengen und lange dauernden Winter zu widerstehen am besten geeignet ist. Die Küche allein wird aus Ziegelstein gemauert; bei reichen Bauern findet man auch wohl gewölbte Keller.

Die Dörfer in der Nähe von Ungarn haben sehr häufig förmliche Gemäldegallerieen al Fresco von alten Heiligen aufzuweisen. In den grellsten lebhaftesten Farben ist der heilige Florian mit einem Schöpf-Eimer, ein brennendes Haus löschend, oder der heilige Stefan, der heilige Sebastian, der eine gesteinigt, der andere von den Pfeilen der römischen Legion, zu welcher er gehörte, durchbohrt; der heilige Kristoph, das Kristuskindlein durch das Wasser tragend; der heilige Hubertus vor einem Hirsch knieend, der zwischen dem Geweihe ein Kreuz trägt, zu sehen. Sind diese Bilder auch sehr roh, so drücken sie doch immer viel kindlich frommes Gefühl aus, und möchten wohl dasjenige sein, was am wenig-

sten zu tadeln ist. In den weniger gemischten deutschen Dörfern findet man gewöhnlich nur ein solches Bild außerhalb des Kreises der Wohnhäuser, in einer abgesonderten Kapelle, die mit einem Bethschemel versehen, dem Vorübergehenden Gelegenheit bietet seine Andacht zu verrichten.

Die Städte sind, je nachdem sie Haupt-, Provinzialstädte oder nur kleinere Landstädtchen sind, sehr verschieden gebaut; fangen wir an der Hauptstadt Oesterreichs und des ganzen Kaiserthums an.

Ortsbeschreibung.

Wien.

Aus dem sie bis dahin einengenden Gebirge tritt die Donau bei dem Kahlenberge plötzlich in die weite Ebene des Marchfeldes, um sich von da an über Ungarn segensreich auszubreiten, sie theilt sich nach und nach in zehn Arme, welche größere oder kleinere Werder einschließen. An ihrem südlichsten Ufer auf dem Festlande mit der ganzen alten Stadt, auf ihren Inseln mit einem Theile der Vorstädte und des Praters, liegt die mächtige uralte Kaiserstadt auf einem Hügel, zu dem von der Donau die Rothethurmstraße führt (gerade nach der Mitte der Stadt, dem Stefansplatze), 470 Fuß hoch über der Meeresfläche. Von den südlicher liegenden Bergen entspringt das Flüßchen Wien, welches der Stadt den Namen gegeben haben soll, welches aber jetzt kaum noch ein kleines Bächlein zu nennen ist, da die wohlthätige Fürsorge der Kaiserin Maria Theresia, deren oft zerstörende Fluthen durch Gräben und Kanäle ablenkte und vertheilte, so daß es jetzt bei den stärksten Regengüssen keinen Schaden mehr thut.

Das eigentliche Wien thront in der Mitte von 34 Vorstädten, und scheint, obschon von der Mariahilfer- und der Wieden-Seite ganz beherrscht, und darum auch zur Festung durchaus nicht gelegen, doch dieselben weit zu überragen, weil aus dem freien mit noch jungen Bäumen besetzten Glazis, die aus breiten gemauerten Gräben emporstrebenden Wälle und Bastionen, aus gebrannten Steinen aufgeführt, bei ihrer fünfzig Fuß Höhe einen imposanten Eindruck machen. Der Wall selbst ist sehr breit und schön gebaut, auch mit kleinen Lustpartien geschmückt, er heißt die Bastei, und bildete einen der Lieblingsspaziergänge der Wiener, bis vor dem Kärnthnerthor sich eine Anstalt bildete, welche das Wasserglazis heißt und welche viel mehr besucht wird, als die freier gelegene, nach den Vorstädten und über dieselben hinaus eine schöne Aussicht bietende Bastei. Von dem Ende oder dem äußersten Umkreise des Glazis beginnen die ersten Reihen der Häuser in den Vorstädten, die mehrsten derselben sind groß, und bieten einen freundlichen, einer Hauptstadt würdigen Prospekt dar. Von der St. Stefanskirche (deren Thurm 445 Fuß über dem

Straßenpflaster) übersieht man die ganze ungeheure (9.000 starke) Häusermasse, und da sieht man auch die Stadt von den eilf Bastionen mit zwölf Thoren umgeben, auf einer Insel liegen, die nördlich von dem künstlich herbeigeleiteten Donauarme, auf der andern Seite aber von dem grün begraseten Glazis gebildet wird, welches die Stadt mit einem blühenden Kreise von zusammenhängenden Gärten umfängt. Der Raum, den ganz Wien einnimmt, beträgt 8.612.000 Quadratklafter und dieser Raum ist umzogen mit Wall und Graben, eine Befestigung hauptsächlich gegen die Türken- und Tartarenhorden gerichtet, und gegen diese in der Regel stark genug, sonst aber von keinem Belange, auch bei einer Ausdehnung von vier deutschen Meilen beinahe gar nicht zu vertheidigen.

Wien hat über fünfhundert Straßen, von denen die kleineren eine sehr sparsame oder gar keine, die großen aber eine, durch die außerordentliche Vervielfältigung kleiner Lampen, auffallend schöne Beleuchtung haben. Man zählt über 52 Kirchen, worunter 32 katholische Pfarrkirchen, 15 Klöster, ein lutherisches und ein reformirtes Bethaus, eine griechisch uniirte und zwei nicht uniirte Kirchen sind, dazu kommen noch zwei Sinagogen, wovon die eine sehr schön, obschon tief versteckt in einem dicht gedrängten Konglomerat von Häusern, unfern des Platzes, der hohe Markt, tempelartig sich erhebt.

Die Masse von 50.000 Menschen, welche sich nach und nach auf dem kleinen Raum innerhalb der Bastei zusammendrängte, hat ein nothwendiges Uebel nach sich gezogen, nämlich ungemein schmale und krumme Straßen mit auffallend hohen Häusern. Es sind innerhalb der eigentlichen Stadt 1214 Wohngebäude (von denen mehre zum Abbruch bestimmt waren), und schwerlich dürfte es möglich sein, noch ein Paar Häuser zu dieser Masse aufzuführen, außer etwa in der kleinen Verbindungsstraße zwischen der obern und untern Bräurnerstraße, unfern des Michaelerplatzes (eine Erweiterung der Straße, die man den Kohlenmarkt nennt) woselbst ein Paar, zu großen Häusern gehörige, Höfe sind, die auf die Straße ausmünden. Der schönste Platz in Wien ist der Hof, 71 Klafter lang, 52 breit, doch etwas unregelmäßig, indem er auf einer Seite gegen das Zeughaus hin winklig, auf der andern entgegengesetzten, gegen den tiefen Graben und den Heidenschuß gerichteten, abhängig wird. Der größte Platz liegt außerhalb aller Häuser zwischen dem Schlosse und dem Burgthore. Er ist 163 Klafter lang und 110 breit, vollkommen regelmäßig, mit Blumenbeeten und Baumreihen geziert, also eigentlich kein Paradeplatz, dieser liegt innerhalb der Burg. Der Burghof ist ein großes Oblongum 384 Fuß lang und 210 Fuß breit, ganz von dem prachtvollen hohen Gebäude, der Burg, umgeben, und dient der Schloßwache, welche dort ihren Sitz hat, zum Aufmarschiren, sonst aber durch weite Thore zu

bequemerem Durchgange nach dem Paradeplatze, dem Michaelerplatze, dem Ballplatze und dem Josefsplatze, welche alle um das Schloß (die Burg) herliegen, welches demnach, da die Plätze, mit Ausnahme des Josefsplatzes, nur den Namen haben, nach der Stadtseite so eingeengt liegt, wie sie frei und schön nach dem Glazis zu sich erhebt.

Der Josefsplatz wird gebildet durch den Flügel des Schlosses, welcher die Bibliothek und andere große Sammlungen enthält, und den Platz von drei Seiten einschließt, und einem einzigen Hause, dem des Grafen Fries, in welchem seit dem Fallissement dieses Hauses der preussische Gesandte, Fürst Hatzfeld, wohnte. Mitten auf dem Platze steht die kolossale Reiterstatue des Kaisers Josef von Bronce, das einzige Denkmal von Werth. Auf dem Mühlmarkte, dem Graben, dem hohen Markte, dem Hofe, sind theils Marmor-, theils Bleifiguren, doch geschmacklos und ohne allen Kunstwerth.

Noch einen schönen Platz hat Wien durch Hinwegräumung kleiner Häuser und Buden, die an die Metropolitankirche angeklebt waren, gewonnen, dies ist der Stefansplatz mit dem Stocke im Eisen verbunden; allein obwohl der Platz groß ist, übersieht man doch die Stefanskirche nicht ganz, die imposante Höhe des Gebäudes, des Daches, des riesigen Thurmes verliert, weil man zu nahe daran steht, und beinahe senkrecht hinanf sehen muß, um die Spitze zu erblicken. Die übrigen Plätze, deren überhaupt zwanzig, sind nicht von Bedeutung.

Hundertsiebenundzwanzig Straßen hat die innere Stadt, unter denen der Kohlenmarkt, die Herrengasse, die Wipplingerstraße, der Fleischmarkt (nach der Hauptmauth führend), die Kärnthnerstraße über den Stefansplatz in Verbindung mit dem Haarmarkte (schmale Straße) und die Rothethurmstraße, durch die ganze Stadt quer führend, die bedeutendsten sind. Die merkwürdigste, vielleicht in keiner Stadt außer Edinburgh in Skotland, wieder zu findende, ist der tiefe Graben, eine Straße, welche mit Häusern von sechs und sieben Stockwerken, quer unter der Wipplingerstraße hindurch läuft, deren beide Theile durch eine über den tiefen Graben gewölbte Brücke verbunden sind.

In ganz Wien ist das Straßenpflaster vortrefflich, aus grauem Granite gemacht, den Pferden beschwerlich, weil sie auf den, meistens quadratisch großen Blöcken keinen Halt finden, den Füßen der Damen aber höchst wohlthätig, als welche in ihren dünnen Schuhen die kleinen spitzigen Steine von Berlin oder gar von München, höchst übel empfinden. Die Vorstädte Wiens sind dagegen gar nicht gepflastert, nur hie und da kann sich eine Hauptstraße dessen rühmen, wie die Tabor- oder Mariahilfstraße; die andern Hauptstraßen haben Chausseen, im Sommer staubig, im Winter höchst kothig. Die Nebenstraßen haben weder Pflaster noch

Chaussee, sie sind auch weder gerade noch überhaupt nach einem Plane angelegt, und deßhalb bilden sie ein so verworrenes Netz wie selbst Paris es nicht darbietet.

Der Stil in welchem gebaut wurde, ist etwas veraltet, zum Theil mit architektonischem Schmucke überladen, doch gibt es eine Menge alter Gebäude von außerordentlicher Schönheit und imposanter Größe. Die Paläste aller Fürsten und Grafen des Reichs und die kaiserlichen Gebäude gehören hiezu, und es ist zu bedauern, daß sie meistens in kleinen schmalen Gassen versteckt sind. Eine Eigenthümlichkeit findet man in dem innern Wien, daß nirgends eine Parterrewohnung existirt. Diesen Raum bilden entweder Kaufläden aller Art, oder in den Palästen der Großen, Einfahrten, Remisen, Dienerzimmer, Geschirr- und Holzkammern und dergl. Die Beletage ist in Wien zwei Treppen hoch, nur wenig vornehme oder reiche Leute entschließen sich zu einer Wohnung im vesten Stocke, und dieß nur wenn sie an Plätzen liegen. Im vierten Stocke, d. h. drei Treppen hoch zu wohnen, ist in Berlin ein Uebelstand, den man nicht gerne gesteht; denn man hält es für eine Art Schande, weil es ein Beweis von Dürftigkeit scheint. In Wien wohnt dort die elegante Welt, wie in Berlin zwei Treppen hoch. Einzelne Häuser haben eine mächtige Ausdehnung und tragen enorme Summen an Miethzins, wie z. B. der Trattnerhof (Haus des ehemals sehr berüchtigten Nachdruckers Trattner), welcher, ein Privathaus am Graben liegend, **42.719** fl. Miethzins trägt; das sogenannte Bürgerspital, ein großes Haus in der Kärnthnerstraße liegend, nach drei andern Straßen und Plätzen hinausgehend, mit **10** Höfen, **100** Treppen und **12.000** Einwohnern trägt **76.000** fl. jährliche Miethe.

Für die Reinlichkeit der innern Stadt ist auf eine musterhafte Art, durch hunderte von Abzugskanälen gesorgt, welche alle Flüssigkeiten aus der Stadt nach der Donau führen und höchstnöthig sind, weil dennoch die Straßen selten trocken werden, da kein Sonnenstrahl auf das Pflaster dringt, und weil Tausende von Leuten die Straße täglich passiren.

Das merkwürdigste Gebäude der ganzen Stadt ist ohne Zweifel die Stefanskirche. Hormayr gibt eine sehr detaillirte Beschreibung derselben, auf welche ich mich in einem Werke von so geringem Umfange nicht einlassen kann, woraus ich jedoch das Wesentlichste anführen will, da ich zwar dieselbe aus eigener Ansicht sehr genau, doch nicht nach Fuß und Zoll, zu einer Beschreibung genau genug, kenne.

Das Innere der Kirche ist **342** Fuß lang, zwischen den zwei großen Thürmen, wovon nur der eine ausgebaut ist, mißt sie **222**, und ganz vorne **144** Fuß; hoch ist sie **79** Fuß. Das Dach reicht weit über alle Gebäude, ja über die mehrsten Thürme der Stadt empor. Alles aber

übersieht der 445 Fuß hohe Thurm, welcher in den Türkenkriegen fast immer das Ziel der feindlichen Kugeln war, und durch eine solche auch eine Neigung von mehreren Fuß aus der lothrechten Linie erhalten hat, die ihn die Existenz gekostet hätte, wenn nicht durch seine Mitte eine ungeheure Eisenstange ginge, deren zäher Widerstand die Kraft der Kugel bewältigte. In einem Winkel an der Kirche liegt ein ganzer Berg von Trümmern, welche nach und nach, durch den Zahn der Zeit abgenagt, von seinen äußern Verzierungen herabgefallen sind. Der Thurm endet in eine große steinerne Rose, welche zur Zeit der Türkenkriege einen Halbmond trug, darauf gepflanzt, um die Türken abzuhalten ihre Schüsse darauf zu richten, später ward ein großer Adler und ein sechs Fuß hohes vergoldetes Kreuz darauf gesetzt.

Das innere der Kirche ist in so schönen Verhältnissen, das Ganze ist so harmonisch, daß es den Eindruck der ungeheuren Größe nicht macht, den man erwarten sollte. Schön gereifelte Säulen von außerordentlicher Stärke tragen das mittlere Gewölbe, in den Zwischenräumen stehen 38 Altäre und viele Monumente großer Männer. Die 30 großen Gewölbe unter denselben machen das Souterrain fast zu einem Labirinthe. In einem Theile derselben werden die Eingeweide der Verstorbenen aus der kaiserlichen Familie beigesetzt.

Das Aeußere der Kirche sollten vier Thürme zieren, die beiden vordern kleinsten, ganz von Stein, ohne Holz und Eisen, sind fertig (sie heißen die Heidenthürme); von den beiden großen ist nur der südliche vollendet, der nördliche erhebt sich nur bis in die Gegend, wo die Pyramide sich hätte zuspitzen sollen, 150 Fuß hoch, und ist mit einer kupfernen Kuppel gedeckt. An diesen Thurm knüpft sich eine Sage vom Sturze des Erbauers Purbaum durch den Teufel. In dem großen Thurme hängt die sogenannte josefinische Glocke, welche aus den 1683 erbeuteten türkischen Kanonen gegossen und 1711 vollendet wurde, sie wiegt 354 Zentner, der Klöppel 13, das Eisen, worauf sie befestigt und aufgehängt ist beträgt 82 Zentner.

Bemerkenswerth ist noch wegen der vielen Reliquien und wegen der in derselben befindlichen Lorettokapelle, mit den Herzen der verstorbenen kaiserlichen Personen, die Augustinerkirche, ganz nahe an der Burg; sie enthält von Kanova's Meisterstücken das Denkmal der Erzherzogin Kristina; ferner die Kapuzinerkirche mit der kaiserlichen Familiengruft, und die Peterskirche, nach dem Modell von St. Peter zu Rom erbaut. In den Vorstädten befindet sich nur eine merkwürdige Kirche, die Karlskirche, auf der Wiede, am Glazis, mit der Vorderseite, und zwei freistehende Trajanssäulen, worauf Leben, Thaten und Tod des heiligen Karlo Boromäo abgebildet sind, nach der Stadt gerichtet.

Die rund um Wien sich erhebenden Vorstädte sind in acht Hauptbezirke getheilt, unter deren Namen sie gewöhnlich alle begriffen werden; sie heißen: 1) Leopoldsstadt, mit den zahlreichen Brücken, dem Prater, dem Lieblingsspaziergange der untern Volksklassen, welche daselbst alle erdenkliche Vergnügungen, Feuerwerk, Sailtänzer, engländische Reiter, Hanswurste und gut Essen und Trinken finden, mit dem Kasperle- oder Leopoldstädter-Theater, der Schwimmschule, u. s. w. 2) Die Landstraße mit dem Invalidenhause, der Thierarzneischule, mehren Fabriken, dem kaiserlichen Lustschlusse Belvedere mit der kaiserlichen Gemäldegallerie, dem botanischen Garten der Universität, mehren Kasernen. 3) Die Wieder mit der Karlskirche, dem politechnischen Institute, der theresianischen Ritterakademie, dem Taubstummen-Institute. 4) Maria-Hilf mit der Ingenieur-Akademie, der Grenadier-Kaserne, dem esterhazyschen Sommerpalaste, dem Theater an der Wien. 5) Der Neubau-Bezirk mit dem kaiserlichen Marstalle, der Burg gegenüber. 6) Die Josefstadt mit der großen Reiterkaserne, dem komischen Operntheater, dem auersberg'schen Palaste. 7) Die Alserstadt, mit der medizinischen Josefsakademie, dem allgemeinen Krankenhause mit 2.000 Betten, der großen Kaserne des ungarischen Regiments, dem Irrenhause und 8) die Rossau mit dem lichtensteinischen Palaste und der größten Gemäldegallerie in Wien, der Porzellanfabrik u. s. w.

Diese acht Hauptvorstädte schließen die übrigen 26 Vorstädte oder Freigründe in ihren Umfang ein, und umfassen eine Menge der großartigsten Kunst- und Industrieanstalten und Fabriken, weil sich das ganze industrielle Leben in Wien zusammendrängt, daher auch die Menschenmasse groß, die Wohnungen theuer sind. Man rechnet den Ertrag der Miethe in Bausch und Bogen 10 Millionen Gulden Konventionsmünze, wovon auf die innere Stadt beinahe die Hälfte kommt, wobei aber wohl zu merken ist, daß die Eigenthümer der Häuser den Werth der Wohnungen, die sie inne haben, nicht in Anschlag bringen, und daß die Paläste der Großen, die kaiserlichen Anstalten, die Freiwohnungen ebensowenig mit in Rechnung gezogen sind.

Die Wiener lieben die Vergnügungen aller Art. Genießen ist ihnen der Zweck des Lebens, sie sind die wahren Hedoniker, die Bekenner der Filosophie des liebenswürdigen Aristippus. Der Tag ist für sie verloren, an dem nicht ein körperlicher oder geistiger Genuß sie erfreut hat. Darum bestehen in Wien fünf Theater, welche immer gefüllt sind; darum werden Konzerte am Mittage gegeben; darum ist ein Tagestheater errichtet; darum ist eine stehende Reitergesellschaft, ein gimnastischer Zirkus

ein stehendes Panorama, Diorama u. s. w. zu finden, worin es nie an Zuschauern fehlt. Rund um Wien sind der Vergnügungsorte zahllos viele, ja selbst im Innern der Stadt fehlt es nicht daran. Der Volksgarten zunächst dem Burgthore ist der Sammelplatz der eleganten Welt, dort steht der bekannte Theseus (die Wiener sagen dreisilbig The-se-us) in einem, leider für die kolossale Figur zu kleinen Tempel, der zwar dem antiken Theseustempel in Athen nachgebaut worden sein soll, von welchem der geschmacklose Baumeister indessen einige Säulenreihen weggelassen hat (um des Platzes willen sagt man, wiewohl Platz genug da ist), wodurch denn natürlich der ganze Tempel aus seinen einfach schönen Verhältnissen gerissen ist. Ferner sind „der Erzherzog, der Schwan in der Kärnthnerstraße, die ungarische Handlung, die Donau in der Rothenthurmstraße, der Siegerhof, die Stadt Wien am Michaelerplatz, das Kaffeehaus zur Krone (auf dem Graben, Versammlungsort der Schachspieler), und während des Sommers die Eisbude, auf dem Graben," treffliche Kuranstalten für gesunde Magen und Kehlen. Wien hat über hundert Kaffeehäuser, über 1100 Gasthöfe und Weinhäuser und über 800 freundliche Aufenthaltsorte im Freien, in den nächsten Umgebungen von Wien, an welchen allen der Geschmack des Publikums in seinen verschiedensten Abstufungen befriedigt wird, und um theils innerhalb der Stadt die entferntesten Orte, theils außerhalb derselben die Ortschaften leichter zu erreichen, dienen mehr als 700 Fiakers, 300 Lohnkutschen, und eine Unzahl von leichten steirer- oder Zeiselwagen, die außerhalb der Linie stehen.

Wien hat eine der ältesten Universitäten in Deutschland, sie ward schon im Jahre 1437 gestiftet, ist vorzugsweise für die Wissenschaft der Medizin wirksam, hat hiezu ein kostbares anatomisches Theater mit Sammlungen von Raysch, Liberkühn, van Swieten, wozu sich die treffliche josefinische chirurgisch-medizinische Akademie und die Thierarzneischule sowohl vereinigt, um das Ganze großartig zu machen, als das Irrenhaus, die Militärhospitäler und die großen Krankenhäuser den Studierenden alle mögliche Gelegenheit geben, ihre Kenntnisse praktisch auf einen Grad auszubilden, wie es seit dem Sinken des Ruhmes der wiener Anstalten, nur noch in Berlin möglich ist.

Bedeutend ist die Bibliothek, wenn sie auch lange noch nicht 300.000 Bände enthält, wie öffentlich angegeben wird, so hat sie doch wirklich große und seltene Schätze, besonders das Fach der orientalischen Sprachen betreffend; ferner mehre tausend Handschriften, mehre tausend Inkunabeln, eine reichhaltige kostbare Kupferstichsammlung, und was besonders viel werth ist, ein äußerst gefälliges Personal, das den Mangel eines beschränkten Raums für die Lesenden durch unermüdete Auf-

merksamkeit zu ersetzen weiß. Die Universitätsbibliothek soll 90.000, die des Kaisers 45, die des Erzherzogs Karl 20.000 Bände enthalten.

Die Akademie der morgenländischen Sprachen, zunächst für die Bildung tüchtiger Diplomaten bezüglich auf die nahe Verbindung mit der Pforte, hat doch so ausgezeichnete Linguisten geliefert, daß sie mit den Ersten dieses Faches wetteifern können. Drei Gimnasien bereiten zu den Studien aller Art vor, und eine politechnische Schule gibt den sie Besuchenden eine praktische Richtung, wenn gleich hierin noch viel zu wünschen übrig, und das Beste erreicht sein wird, wenn die Lehrer selbst des Praktischen sich mehr Meister fühlen.

Bedeutend ist das kaiserliche Mineralienkabinet, das zoologisch-botanische, das brasilianische Kabinet, worin Alles aufgestellt ist, was die Flora und Fauna der alten und neuen Welt bietet. Bedeutend ist ferner der botanische Garten des Kaisers Franz I. für österreichische heimathliche Gewächse. Ein großes Münzkabinet enthält in Summa an 30.000 Münzen von Gold und Silber. Das Antikenkabinet enthält wenig bedeutendes, wie denn überhaupt die bildenden Künste mit Ausnahme der Musik und des Schauspiels, vor den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens zurückstehen. Es besteht zwar eine Akademie der bildenden Künste, doch zeigen die Ausstellungen der Schüler nur sehr Mittelmäßiges, wie denn auch die Bauwerke bei aller Größe, der edlen Einfachheit in der Form ermangeln, und eher der Mode als dem Geschmacke gehuldigt wird, daher man auch so viele altmodische Häuser und Paläste findet.

Musik und Schauspiel sind in Wien wohlgepflegte Künste. Dort lebten Mozart und Haydn, gleich groß und gleich berühmt; dort lebte und starb (1827) der große Beethoven, so genial, so originell wie irgend einer der neueren und älteren Künstler; dort bildeten sich aus die ausgezeichnetsten Virtuosen, so wie die ersten Komponisten Deutschlands, und so wenig wie ein Arzt großen Ruf erlangen konnte, wenn er nicht in Wien seine Studien gemacht, so wenig glaubte man, es sei irgend ein Virtuos etwas Rechtes, wenn ihm nicht sein Ruhm von Wien aus vorausgegangen. Die neuere Zeit hat sich zwar hievon losgemacht, die größten Talente, die Milder, die Sonntag und die Schechner, so wie die Schröder Devrient sind in Wien verkannt und nicht geachtet worden, bis das Ausland ihnen die Palme zuerkannte (Berlin, München, Paris). Doch besteht das große Konservatorium der Musik noch, in welchem fünfzehn Professoren über 100 Schüler in der Tonkunst unterrichten, auch besteht vor Allem eine große Neigung zur Musik und ein geläuterter Geschmack am Gediegenen. Keine Abendgesellschaft (soirée) wird gegeben, zu welcher nicht irgend ein bedeutender Heros der Tonkunst geladen wäre; Hummel oder Moscheles, Kalkbrenner, Herz,

Pixis, Schunke oder die schöne Blahetka entzücken die Zuhörer durch ihr Pianospiel, die berühmte Longhi durch die Harfe, Möser, Boucher, Spohr, Rhode, Mollique, Paganini durch ihr Violinspiel; Kraft, Romberg, Bohrer durch ihr Violoncello, Bemmarkati durch seine Mandoline. Kurz, was es Ausgezeichnetes gibt, drängt sich ein Jahr um das andere zur Winterszeit nach Wien, und es vergeht gewiß kein Winter, in welchem nicht zwölf bis fünfzehn seltene Talente dort gewesen wären, die theils im großen Konzert- oder im Redoutensaale, theils in den Schauspielhäusern sich hören ließen, oder die Privatzirkel belebten, was dann in der That eine bessere Unterhaltung ist, als das Klatschen bei Kaffee und Thee.

Nicht minder belebt ist das Theater; seine Branchen sind getrennt, und darum könnte etwas höchst Vollkommenes geleistet werden, wenn nicht die Direktoren die Thorheit begingen, sich nach dem Geschmacke des Publikums, Statt den Geschmack des Publikums nach sich zu bilden. Das Theater nächst der Burg gibt nur Trauer-, Schau- und Lustspiele, und schließt alles Andere aus. Das Theater nächst dem Kärnthnerthore gibt nur Opern und Ballets. Das erstere ist eine stehende Hoftheatergesellschaft, die glänzendsten Lichter derselben, Koch, Krüger, die Müller sind hinübergegangen, die Schröder nach München gezogen, und die jetzt dort lebenden Künstler Anschütz, Lowe, Korn — in keinem Falle die ersten. Das Operntheater wechselt, und damit während des Winters gewöhnlich die italienische Gesellschaft des Impressario Barbaja, der etwa einen primo huomo (la Blache) und eine prima donna (Mad. Marie Lalande), späterhin andere Talente mitbringt, im Uebrigen aber seine Gesellschaft aus Choristen anderer Theater rekrutirt, daher die italienische Oper, mit Ausnahme zweier bedeutender Personen, grundschlecht ist, auch keine Abwechslung bleibt, da das Repertoir höchstens aus sechs rossinischen und einer andern Oper besteht, auch keine glänzende Dekoration zeigt, da der Impressario nur gewinnen, nicht ein kleines Opfer bringen will. Eben so schlecht, oder noch schlechter ist das Ballet bestellt; eine Tänzerin und ein Tänzer, mittelmäßig im höchsten Grade, und ein ganz unbedeutendes Corps de Ballet, bilden, neben völlig miserabler Ausstattung, das Ganze. Glänzend war in früherer Zeit das leopoldstädter Theater, den Possen, burlesken Lustspielen und komischen Operetten geweiht; es zählte zu seinen Mitgliedern den allen Wienern unvergeßlichen Schuster, durchaus unerreichbar in seiner Komik, den bekannten Raimund, so ausgezeichnet als Darsteller wie als Komponist; sein Zaubermährchen, das Mädchen aus der Feenwelt u. s. w. hat er gedichtet und komponirt; der Komiker Sutorius, die höchst geniale Schauspielerin Krones, bildet, unterstützt von einer Reihe nicht

viel geringerer Talente, ein so gerundetes Ganze, daß Deutschland in seiner ganzen Ausdehnung nichts Aehnliches aufzuweisen hatte.

Das Theater an der Wien, das größte in Wien, gab sich mit Lustspielen und Raum fordernden Spektakelstücken, und mit durch Horschelt geschmackvoll arrangirten Ballets ab. So lange Karl an der Spitze war, war es immer anziehend, allein da dieser, das Gegentheil von Barbaja, verschwendete, wie jener knickerte, so kam er niemals mit seinen Einnahmen aus (oder vielmehr zu früh), und das Schauspielhaus hatte sehr oft das Loos verkauft oder ausgespielt, noch öfter aber das auf Monate und halbe Jahre geschlossen zu werden. Das Theater der Josefsstadt ist den Zauberpossen und komischen Opern oder leichten Singspielen und Travesturen gewidmet; es zählt viel mittelmäßige Glieder, doch keins, das sich an die ersten der Leopoldstadt reihen dürfte. Dieses letztere ist jedoch seit dem Tode der oben genannten Personen ganz herunter.

Die Wohlthätigkeitsanstalten, von dem menschenfreundlichen, edeln, oft auf's Bitterste verkannten Josef theils fondirt, theils kaiserlich dotirt, sind groß und außerordentlich. Hieher gehört: 1) Das Armeninstitut, welches 3.500 Menschen täglich durch Darreichung von 4, 6, 8 bis 12 Kreuzern, und zur Winterzeit auch von Brod, Brennholz, Arznei unterstützt. 2) Die Hofkommission in Wohlthätigkeitsangelegenheiten, welche verschämte Arme mitleidig und mildthätig unterstützt, und jedesmal von dem Kaiser und der Kaiserin vorzugsweise mit großen Geldmitteln ausgestattet wird. Es verabreicht diese Kommission bei Mangel an Miethgeld, bei Krankheiten, Wochenbetten und andern Fällen 10 bis 60 Gulden. 3) Das Findelhaus, welches nicht nur alle arme Kinder aufnimmt, ohne den Eltern nachzufragen und dadurch in dem lebenslustigen Wien auch tausend unschuldige Kinderleben erhält, welche ohne dieses die Vergehen der Eltern büßen müßten, sodann auch Kinder armer Leute gegen äußerst geringe Vergütung aufnimmt, und sie theils in der Stadt, theils auf dem Lande verpflegen und aufziehen läßt. 4) Das Armeninstitut, bestimmt nur gefallene Mägdchen aufzunehmen, und sie durch gute Pflege gesund zu erhalten, damit sie als Ammen verwendet werden können; für das üppige Wien, woselbst die vornehmern Mütter nur ungern ihre Schönheit der Liebe und der Pflicht für ihre Kinder opfern, ein nothwendiges und wichtiges Institut. Es ist mit dem Findelhause verbunden, so wie auch eine Schutzpockenimpfungsanstalt dabei ist. 5) Das Gebärhaus, ein Institut, um theils arme, theils verlassene Gebärende aufzunehmen, oder auch andern gegen geringe Vergütung Hülfe angedeihen zu lassen; nicht selten werden 3.000 Kranke in einem Jahre verpflegt. 6) Das Taubstummeninstitut nimmt

unentgeldlich 30 Leidende auf, andere gegen Bezahlung von 150 fl., was wohl ein äußerst geringer Preis genannt werden muß. 7) Das Blindeninstitut hat eine ähnliche Einrichtung und ist stets von den wohlthätigsten Folgen für Stadt und Land gewesen. 8) Das Institut für kranke arme Kinder, verpflegt jährlich an 5.000 Nothleidende. 9) Das Bürgerspital ist beinahe von gleicher Ausdehnung. 10) Die Rettungsanstalt für Scheintodte zahlt nicht nur die Kosten der Rettung, sondern gibt den Rettenden, Hülfeleistenden bedeutende Prämien. 11) Die Stiftung zur Unterstützung armer Mägdchen, ist durch die Großmuth einzelner Privatpersonen, so wie der hohen Häupter zu einem großen Glanze gelangt, und gibt an viele Hülfsbedürftige Ausstattungen von 300 fl., wodurch der Grund zu dem Glücke und der Wohlhabenheit mancher Familie gelegt wird, indem dafür Handwerkszeug angeschafft, aus dem Gesellen ein Meister und aus dem fleißigen Menschen ein reicher Mann gemacht werden kann. 12) Die Gesellschaft adeliger Frauen gibt durch zahlreiche Beiträge von allen Seiten reichliche Unterstützungen, zählt in Wien allein mehre tausend Mitglieder und hat 250 Filialgesellschaften. 13) Die Prämiengesellschaft für Dienstboten belohnt den Fleiß und die Ausdauer solcher, die lange Zeit in einem und dem nämlichen Dienste geblieben sind, durch Geschenke von 15 bis 150 fl. 14) Die Sparkasse theilt nicht aus, sondern empfängt von armen Leuten kleine Summen, von 15 Kreuzern bis 100 fl. und verzinst dieselben mit 4 Prozent, den Unbemittelten dadurch die Mittel gebend, sich eine kleine Summe als Nothpfennig für Krankheitsfälle oder für das Alter zurückzulegen. Auf solche Weise werden in Wien wenigstens 20.000 Einwohner monatlich unterstützt, und überdies hat, wie zum Theil bereits angeführt, die Stadt noch große Krankenanstalten, ein allgemeines Krankenhaus von 2.000 Betten, ein Irrenhaus für 250 Personen, das Krankenhaus der barmherzigen Brüder, das bis auf 3.000 Kranke versorgt, das Kloster der Elisabethernonnen, das 5 bis 600 Kranke aufnimmt, das Institut für kranke Weltpriester, das Institut für mittellose Personen des Handelsstandes, das Versorgungshaus für Unheilbare, das Judenspital, das Arrestantenspital u. a. m.

Die Industrie des ganzen Kaiserreichs scheint sich in Wien zusammenzudrängen: von den dreihundert privilegirten Fabriken des Landes unter der Ens, hatte Wien schon 1811 allein 284, von 2.956 kleineren Fabriken hatte Wien 1.914. Es waren damals 9.047 Meister von verschiedenen Gewerben im Lande, und davon 4.120 in Wien. Von 2.368 verschiedenen Werken und Maschinen zählte Wien 2.065, und von den

520 Drucktischen hatte Wien 400, so wie von 18.044 Weberstühlen es 13.750 zählte. Welch' ein höchst merkwürdiges Verhältniß!

Es würde eine undankbare Arbeit sein, aufzuzählen, was alles dort gemacht wird; viel leichter ist das umgekehrte Verfahren, nämlich zu sagen, was dort nicht gemacht wird. Dies ist alles grobe Eisenzeug, welches, wie Sensen, Schaufeln u. s. w. gleich in der Nähe der Bergwerke auf großen Eisenhämmern fabrizirt wird, dagegen die feineren Stahl= oder Galanteriewaaren aus Wiens Fabriken hervorgehen, die auch in Verfertigung der ächten und falschen Schmuck=, der ächten, plattirten und falschen Silberwaaren sehr berühmt, sind. Es werden ferner in Wien nicht fabrikmäßig gemacht, die groben Holzwaaren (wiewohl Drechsler, Schreiner, Wagenmacher u. s. w. sich im Kleinen auch damit beschäftigen), als Spindeln, Weinpfähle, Faßdauben, Reife, Bretter, Latten, Quirle; dagegen werden alle feinere Waaren mit vieler Gediegenheit, wenn auch mit weniger Eleganz der Form, in Wien gemacht.

Die groben Lederwaaren werden in den Provinzen gemacht, feinere in Wien, so wie dieses auch in Bereitung brauner, rother und grüner Saffiane großen Ruf hat; nachdem die gegärbten Leder aus der Türkei nach Wien gekommen sind, gehen die gefärbten und zubereiteten Häute in großer Menge wieder nach der Türkei zurück. Ebendahin gehen Schuhe und Pantoffeln in großer Menge; auch haben sie sich nach dem übrigen Auslande einen Weg gebahnt. Die Kürschnerei wird im ganzen Lande äußerst wenig getrieben, und hat in Wien auch keinen besondern Fortgang, höchstens was an Katzenfellen schwarz zu färben ist. Auch Glas wird in Wien nicht gemacht, dagegen wohl geschliffen. Papier selbst wird in Wien nicht gemacht, wohl aber gefärbt und Pappe fabrizirt. Die Uhrmacherei ist sehr unbedeutend, und eigentlich nur auf große Werke, Spieluhren, u. dergl. beschränkt. Musikinstrumente werden viele, fisikalische wenig, und erst seit Reichenbachs Etablissement in größerer Vollkommenheit gemacht.

Dagegen ist Wien höchst erfinderisch in Bereitung verschiedener Geistmittel; wir wollen nicht von den fünf Zuckerraffinerieen (Oesterreich hat überhaupt sieben), von der Most=, Wein= und Champagnerbereitung, von den schlechten Brauereien und Brennereien, von den Likör=, Punsch= und Rumfabriken sprechen, sondern nur von der Consumtion in Wien. Es wurden daselbst im Jahre 1815 verzehrt: 81.056 Ochsen, 3.282 Kühe, 92.857 Kälber, 70.233 Schafe, 123.886 Lämmer, 113.998 Schweine, außerdem ungefähr geschlachtetes Fleisch 2.240 Zentner, 4.007 Zentner Talg, 800.000 Zentner Mehl, Gries und Brod, 1.900.000 Metzen Getraide, 60.000 Zentner Butter, 56.000 Zentner Rinderfett (ausgelassene Butter), 12.000 Zentner Schweineschmalz, 19.500 Zentner

Gänseschmalz, 1.000 Zentner Käse, 8.000 Zentner Fische, 1.490.000 Gänse, 3 Millionen junge Hühner u. s. w. Dazu wurde getrunken 360.000 Eimer österreichischer Wein, 50.000 Eimer Ungarwein, 689 Eimer fremde Weine und eine halbe Million Eimer Bier. Nun frage ich, ob bei dieser Quantität Lebensmittel, und bei all den hunderterlei feinen und groben Gemüsen, guten und schlechten Obstsorten, bei der großen Menge Wild, welches nach Wien kommt, diese Stadt nicht treffliche Anstalten zur Vertreibung derselben haben müsse.

Der Handel ist, so wie die ganze Industrie des Landes auf Wien konzentrirt. Obgleich für die Kräfte des Staats verhältnißmäßig wenig geschehen ist, und man allem seinen natürlichen Gang läßt, ohne hemmend oder hebend einzugreifen, so gibt es doch im österreichischen Kaiserthume an Chausseen auf etwa 128 Meilen; es werden Hindernisse mancher Art aus dem Wege geschafft, kleine Verbindungswege angelegt, ein Kanal bis an die ungarische Gränze geführt, Anstalten zu Bildung geschickter Handelsleute gegründet und manche wichtige Anordnung getroffen, welche wohlthätig einwirkt.

Wien ist der Zentralpunkt so des Handels, wie der Gewerbsthätigkeit. Eine Menge bedeutender Handlungshäuser besorgt den innern, den Land-, den Fluß-, und den Transithandel. Der Flußhandel wird fast ausschließlich auf der Donau betrieben; denn diese durchströmt das Land von einem Ende bis zum andern, und bietet einen wichtigen Absatzweg nach dem Orient dar. Stromaufwärts zu fahren ist, wie bereits bemerkt, fast unmöglich und geschieht nur mit der größten Anstrengung der Menschen oder Pferde, welche das Schiff ziehen müssen. Die Dampfschifffahrt wurde versucht, hatte jedoch in der veränderlichen Tiefe und Richtung der Strombahn so viele Hindernisse, daß die Unternehmer sie mit bedeutendem Verluste aufgaben. In den letzten vier Jahren hat man die Idee indessen mit mehr Sachkenntniß wieder aufgenommen, und die neuen Unternehmer führen die Sache mit den Erfahrungen, welche ihre Vorgänger gesammelt hatten, leicht und bequem aus. Vorzugsweise stark ist der Handel zwischen Wien und Orsowa. Die Länge der Donau bis dahin beträgt 135¼ Meilen; diese müßte man, wenn man annimmt, daß die Donau denselben Fall, oder die nämliche Schnelligkeit behält, wie zwischen Wien und Ofen, nämlich 5 Fuß in der Sekunde, binnen 7½ Tagen zurücklegen, allein die vielen Hindernisse, die der Strom bietet, und die Nothwendigkeit bei jeder Mauth anzulegen, dehnen, selbst beim günstigsten Winde, die Fahrt auf 36 Tage, also auf das Vierfache aus. Zu dem Rückwege braucht man unter gleich guten Bedingungen 54 Tage, kann also nur 2½ Meile täglich zurücklegen, und bedeutend weniger bei ungünstigem Wetter. Noch viel auffallender

ist das Mißverhältniß weiter aufwärts, wo die Fahrt von Krems nach Wien (10 Meilen) in acht Stunden, die Reise von Wien nach Krems, durch Pferde gezogen, erst in der zwölffachen Zeit, in vier Tagen zurückgelegt werden kann. Wie groß der Handel sei, ist nicht zu bestimmen, da in jedem Orte, der nahe an der Donau liegt, viele Leute sich mit der Schifffahrt auf eigene Rechnung abgeben, und dann die einzelnen Notizen fast gar nicht zusammenzuziehen sind. Anders ist es mit dem Landhandel, welcher genauer kontrolirt wird. In dem Jahre 1825 — 1826 vom ersten November kamen auf das Hauptzollamt zu Wien 8.532 Wägen voll ausländischer und 23.067 Wägen voll innländischer Waaren an. Die Zentnerlast der ausländischen Güter betrug 506.035 Zentner und die der inländischen etwas weniger, nämlich 428.664; zu Wasser langten noch 23.556 Zentner daselbst an. Die ausländischen Waaren vertheilten sich in 45.975 Zentner Baumwolle, 7.033 dergleichen Garne, 15.151 leinene, Baumwoll- und Schafwollenwaare, 5.392 Seide und Seidenwaaren, 5.241 Zentner Gewürz- und Materialwaaren, 2.329 Zentner Hasenbälge, 9.381 Zentner Juchten und ordinäres Leder, 2.544 Indigo, 25.066 Kaffee, 2.342 Kakao, 47.448 Zucker, 36.834 Oel, 17.103 Schafwolle, 5.273 Wachs, 23.822 Zentner Wein, Branntwein und Rhum und über 250.000 Zentner verschiedene Waaren. Der Werth betrug 27 Millionen. Transitgüter waren 88.236 Zentner auf 340 Wägen verladen. Dieß muß seit zehn Jahren bei der vergrößerten Menschenmenge wohl zugenommen haben, so daß man gewiß mehr als eine Million Zentner als verhandelt ansehen kann.

Schönbrunn, ein kaiserliches Lustschloß, ganz nahe bei Wien und mit demselben beinahe ganz verbunden durch auf beiden Seiten der Straße befindlichen Landhäuser der reicheren Bewohner Wiens, so wie durch Waaren- und Wirthshäuser. Das Dorf Schönbrunn ist aus lauter Wirthshäusern und Privatwohnungen zusammengesetzt. Es zählt 350 Einwohner, im Sommer jedoch vielleicht an tausend. Das Schloß ward unter Maria Theresia nach einem geschmacklosen Plane von Paiassi, durch den Baumeister Valmagini aufgeführt (1750); es liegt in dem schlechtesten aussichtslosesten Theile der Anlage. Eine Erhöhung in dem Garten von Schönbrunn bietet eine der schönsten Aussichten dar, die man in der Nähe Wiens haben kann; dorthin baute Josef die Gloriette eine doppelte Kolonnade, durch deren geöffnete Reihen zwei Himmel sich anschauen. Dort auf dem, von den Säulen getragenen, lustigen Altane hat man den freundlichsten Anblick über Wald und Garten, über Dörfer, Ebenen, Gebirge, Städtchen und über das weite Wien, welche das Schloß haben könnte, wenn es an der rechten Stelle stände. Von dem Altfränkischen des Gartens ist bereits

gesprochen worden, der Hiazintenflor wird von den Wienern als Merkwürdigkeit aufgesucht; der Platz ist jedoch sehr klein, und der Reichthum an schönen Sorten nicht bedeutend.

Hetzendorf, ein Lustschloß unweit Schönbrunn, auf einer Anhöhe liegend, besser als der vorgenannte Palast. Dabei ist ein Dörfchen von 53 Häusern und 450 Einwohnern.

Laxenburg, kaiserliches Lustschloß, zwei Meilen von Wien, der gewöhnliche Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie. Das Schloß liegt im Garten, und dieser enthält noch, eine im Stile des Mittelalters erbaute Ruine einer Burg. Der Ort Laxenburg hat etwa 700 Einwohner, davon ein Theil sich mit dem Betriebe einer Papiermühle beschäftigt.

Klosterneuburg, ein unfern Wien an der Donau gelegenes Städtchen mit ungefähr 500 Häusern und 3.500 Einwohnern. Es enthält ein Kloster des Ordens der regulirten lateranischen Korherrn des heiligen Augustin, und zählt zwischen 30 und 40 Mitgliedern. Der Stifter dieses Ordens ist der Markgraf Leopold IV., welcher 1414 den Grund dazu legte, und im Jahre 1484 von Papst Innocenz VIII. dafür heilig gesprochen wurde. Er ist seitdem der Schutzpatron Oesterreichs. Das Kloster ist großartig angelegt, schön gebaut, und ziert mit seiner stolzen kupfernen Kuppel die Umgegend. Die Bibliothek des Klosters zählt über 20.000 Bände und 400 seltene Handschriften. Auch ein Mineralienkabinet und eine Gemäldesammlung befinden sich dort. Als Merkwürdigkeit wird die Grabstätte des heiligen Leopold gezeigt, und die Schatzkammer, in welcher man den österreichischen Erzherzogshut aufbewahrt. Die Stadt wird belebt durch das Pionnierkorps und den Schiffbauhof, auf welchem die Pontons und größeren Schiffe für die Donauflotille erbaut werden.

Mödling, ein ansehnlicher Marktflecken mit 2.300 Einwohnern, und dem, in der Nähe befindlichen, Schlosse Lichtenstein. Es liegt am Eingange in ein reizendes Thal, den Brühl, und hat ein Mineralbad und ein Theater, wird deßhalb auch oft von Baden aus besucht, mit welchem es durch Spaziergänge über das Gebirge zusammenhängt.

Baden, ein berühmter Badeort, zwei Meilen von Wien, eine Meile von Mödling. Sechszehn Badehäuser und fünfzehn Mineral-(Schwefel-)quellen, locken gewöhnlich 3.000 Fremde während des Sommers nach dem Oertchen und machen die sonst stille kleine Stadt geräuschvoll und lebendig, noch viel mehr wird Baden dieß an heitern Sonn- und Feiertagen, wo man zu glauben gemeint ist, ganz Wien habe sich nach Baden ergossen. Die Badeanstalten sind vortrefflich, die Gebäude aber, wenn auch prunkvoll, doch nicht eben geschmackvoll aufgeführt.

Die Wohnung des Kaisers und des Erzherzogs Anton gehören zu den schönern Gebäuden der Stadt, ferner das Theater, das Rathhaus, das Kasino, das Redoutenhaus u. a. Kaiser Franz stiftete für Unbemittelte das Haus der Wohlthätigkeit mit 10 Krankensälen und 160 Betten. Auch die Gesellschaft adeliger Frauen gründete ein solches Haus, das Marienspital mit 6 Zimmern und 37 Betten.

Die Stadt hat 2.500 Einwohner, welche sich mit mehrerlei Fabrikarbeiten beschäftigen, besonders Stahl- und Messingwaaren machen, gute Fourniere schneiden, Garn färben; doch ist jedenfalls der Hauptgewinn Badens in den warmen Quellen zu suchen. Die Bäder sind seit den Römerzeiten bekannt. Es gedenkt ihrer unter dem Namen Aquae pannonicae schon Marc Aurel, auch fand man Ueberreste römischer Bäder. Die Quellen, stark schwefelhaltig, sind milchig, die salzigen Bestandtheile nur unbedeutend, obwohl sich aus der großen Menge des Wassers bei der Temperaturerniedrigung ein bedeutender Niederschlag bildet, der unter dem Namen Badenersalz verkauft, und dem Glaubersalz gleich gebraucht wird. Der Schwefel ist in starker Quantität vorhanden, durch Wasserstoffgas aufgelöst (in 1 Pfund Wasser befinden sich 3½ Kubikzoll Schwefelwasserstoffgas), daher aus den Bädern ein beständiger Nebel aufsteigt, welcher die Luft mit widerlichem Geruche anfüllt, auch die Wände mit Badeschwefel bedeckt. Die Bäder theilen sich in Wasser-, Dunst- und Schlammbäder; innerlich wird das Wasser wenig gebraucht, als Bad aber ist es bei Hautkrankheiten, Lähmungen, Rheumatismen von heilsamer Wirkung. Als Spaziergänge dienen das kleine, doch ungemein reizende Helenenthal, wohin ein Tunnel durch den Urthelstein gebrochen, welcher 114 Fuß lang, 21 Fuß breit und 16 Fuß hoch ist.

Wienerisch Neustadt, liegt am Zusammenfluße der Fischa und des Kehrbaches, sehr nahe am Paße über den Sömmering, doch noch auf der oberen Ebene des Landes unter der Ens. Es hatte vor dem großen Brande im Jahre 1834 an 600 Häuser und 7.000 Einwohner, unter denen 60 Geistliche, eben so viel Adelige, einige achtzig Beamtete und 480 Bürger. Man glaubt, es habe an der Stelle dieser Stadt früher bereits ein anderer Ort gestanden, welcher nach einer Zerstörung wieder erbaut worden, wovon man den Namen ableitet. Die Stadt war für die Vorzeit befestigt genug, um mehren Belagerungen, selbst einer unter dem furchtbaren Soliman, zu widerstehen, jetzt ist davon wenig zu sehen, denn die Graben, Zwinger und Mauern sind für die jetzige Art Krieg zu führen kein Hinderniß, das einer Belagerung von sechs Stunden widerstehen könnte. Ein altes hohes düsteres Gebäude war ehemals eine landesfürstliche Burg, und ist jetzt zu einer Militär-

akademie verwandelt, welche 400 Zöglinge zählt. Merkwürdig für einen so kleinen Ort sind noch die Pfarrkirche, die Zisterzienserabtei mit einer Bibliothek, einer Gemälde- und Naturaliensammlung, einer Zuckerraffinerie, einer Seidenzeug- und zwei Bandfabriken.

Schottwien, Marktflecken, aus einer einzigen, von einem Bache durchströmten, Straße, mit elenden Häusern bestehend, doch in früherer Zeit zweifelsohne als Schlüssel zu dem Paße über den Sömmering von der höchsten Wichtigkeit. Das Oertchen liegt in einer Felskluft ringsum von hohen Bergen und kahlen grauen Felsen umstarrt, welche drohend über die Straße hereinhängen, und noch Ruinen von Thürmen und Burgen, mit denen sie alle gekrönt waren, tragen. Die Thore sind durch den lebendigen Felsen selbst gebildet gewesen, man sieht daran noch Einschnitte für die Balken, mit denen sie verrammelt werden konnten. Aus den Thürmen war wohl ein zahlreicher Feind abzuhalten, denn alles starrt von Schießscharten. Etwas Merkwürdiges außer der Lage ist nicht zu finden. Der Ort hat 70 Häuser, 500 Einwohner, eine Papiermühle und ein Eisenbergwerk. Das Felsenschloß hieß Klamm. Thielen behauptet, daß die Ruinen jene von Heidelberg an Größe und Kühnheit übertreffen; dieß ist jedoch lächerlich, und beweist nur, daß der Herr Rittmeister jene Ruinen nicht einmal in einer Zeichnung gesehen hat. Die Felsen bestehen zum größten Theile aus Kalk, und schließen herrliche, aber fast gar nicht benützte, Marmorarten und reinen, doch eben so wenig bebauten Gips in ihrem Schoße ein. Geht man von diesem Flecken tiefer im Schwarzathale fort, so gelangt man zu dem kleinen, blos aus zerstreuten Häusern bestehenden, Flecken

Schwarzau, und von diesem weiter seitwärts durch das Preinthal zu dem Gschaid, einem Bergkamme zwischen Gippel und Lohnberg. Hier ward zwischen 1822 und 1827, behufs des Holzflößens, auf der Höhe von mehren tausend Fuß, durch den Schwemmeister Georg Hübmer ein Stollen, 1.362 Fuß lang, durch das Felsgebirge geführt, welcher die Quellen des Preinbaches mit den Quellen der März in Verbindung setzt. Diese Gewässer füllen, bevor sie zu dem Stollen (dort Durchschlag genannt) gelangen, einen Kanal, der immer weiter fortgeführt wird, wie man mit dem Holzschlagen weiter rückt; auf diese Weise erhält man durch einen Stollen, der, außer in Mexiko, wohl schwerlich irgendwo höher über dem Meere angetroffen werden dürfte, das Holz aus den Urwaldungen der Gebirge, welches außerdem verwesen würde.

Reichenau, Eisenbergwerk, mit neun Eisenhämmern, welche über 200 Menschen beschäftigen, und Grob-, Streck-, Reifeneisen und Blech erzeugen. Ganz nahe dabei liegt

der Flecken Buchberg mit einer Tuch- und Kasimirfabrik. Die Gegend um diese beiden Orte ist ungemein schön, sie liegen am östlichen Fuße des wiener Schneeberges; der sirminger Wasserfall und der des Kaltenganges, sind wegen ihrer Schönheit merkwürdig, auch die Allelujahöhle ist sehenswerth. Die Bergfeste Guttenstein ist aus dem Mittelalter für Oesterreichs Geschichte von Interesse. Sie ward 1628 zur Grafschaft erhoben. Viele andere Schlösser liegen hier, die Eingänge zu furchtbaren Gebirgsthälern beherrschend, doch jetzt fast alle in Trümmern.

Neunkirchen, Marktflecken zwischen Neustadt und Schottwien, hat 200 Häuser mit mehr als 1.500 Einwohnern, welche Baumwollenspinnerei, Zeugdruckerei und andere minder ausgedehnte Gewerbe treiben.

Traiskirchen, Marktflecken auf der großen Straße von Wien nach dem Sömmering, unweit Baden, am Badenerbache, hat Seidenzeug- und Sammtfabriken, 150 Häuser und ungefähr 1.000 Einwohner.

Fischamend, unterhalb Wien, an der Donau, an der Mündung des Flüßchens Fischa in die Donau. Man findet daselbst Spuren eines Römerwalles und einer römischen Straße; denn dieser Ort und das weiter unten gelegene Petronel, in der Nähe des alten Karnunt war ein römisches Municipium, der Sitz der Donauflottille und der großen Schildfabrik; hier und abwechselnd in Sabaria in Ungarn (Stein am Anger) hatte der Prätor in Oberpannonien sein Heerlager. In der Nähe steht auf dem Felde das sogenannte Heidenthor, ein, wahrscheinlich dem Tiberius, wegen Unterdrückung der großen pannonischen Empörung gesetzter Triumpfbogen. Man sieht noch die Spuren des alten Dammhafens, der Burg oder des Prätoriums, des Kaiserpalastes, über den jetzt zum Theil die Heerstraße hinzieht, man sieht Trümmer von Wartthürmen mit Kloaken, fand auch dort Münzen und geschnittene Steine, ohne Zahl, und aus allen Epochen, Geräthe und Waffen, Grabsteine mit Inschriften, selbst griechische, mit erhabener Arbeit verziert, Bruchstücke von Statuen, aus Marmor und Bronce, Trümmer von Säulen mit schön verzierten Kapitälern, endlich Sachen aus Terra rotta (gebrannter Erde), Gedächnißtafeln und Gelübdesteine u. s. w. (Blumenbach.)

Der merkwürdigsten Ortschaften ob dem wiener Walde (die vorigen liegen in dem Viertel unter dem wiener Walde) sind nicht viele, das merkwürdigste ist:

St. Pölten, Sitz des Kreisamtes. Die Stadt, ehemals eine Festung, mit doppelter Mauer umgeben, liegt an dem linken Ufer des Trasenflusses und hat 340 Häuser und beinahe 5.000 Einwohner. Die Straßen sind ziemlich breit, doch nicht regelmäßig gebaut. Da die

Häuser nicht hoch sind, erhält die Stadt etwas Freundliches, was durch mehre ziemlich gute Plätze noch vermehrt wird. Obschon die Bewohnerzahl es nicht vermuthen läßt, so ist doch ein Redoutensaal, ein Theater und ein öffentlicher Garten zu finden. In Winterszeiten besucht den Ort eine wandernde Truppe mittelmäßiger Schauspieler, an deren Possen und Darstellungen das heitere lebenslustige Völkchen sich vergnügt, ohne die Residenzbewohner um ihre fünf stehenden Theater zu beneiden. In St. Pölten ist ein Bisthum und ein Domkapitel nebst einer theologischen Lehranstalt; die Domkirche ist nicht imposant, doch findet man noch aus alten Zeiten stammend, einige ziemlich gute Gemälde, die, wenn auch nicht Meisterwerke von außerordentlicher Erhabenheit zu nennen, doch der Mühe werth sind, daß man die Kirche besieht. Der bischöfliche Palast, der Palast des Fürsten Auersberg und das Rathhaus sind bedeutende Gebäude. Der Ort enthält auch ein Fräuleinstift mit einer Erziehungsanstalt für junge Mägdchen. Liechtenstern gibt an, daß an der Stelle dieser Stadt, schon unter den Römern, das von Adrian erbaute Cetium gestanden habe, es soll dann im Jahre 823 den Namen Sreisma bekommen, und erst im zehnten Jahrhunderte diesen mit St. Ypoliti vertauscht haben (von einem Kloster), der mit der Zeit sich in St. Pölten verwandelte. Die Stadt beschäftigt durch eine Papiermühle, einen Eisenhammer und eine Kattendruckerei viele Menschen. Nahe dabei liegt das Oertchen Viehhof, welches eine Spiegelfabrik hat.

Waidhofen, Städtchen an der Ips hat 400 Häuser und 2.500 Einwohner. Ein Schloß ziert die Stadt, sonst befinden sich keine merkwürdige Gebäude darinn. Eine Sensenfabrik beschäftigt einige hundert Leute. Unfern liegt der Sonntagsberg mit einem Wallfahrtsorte, dann

der Marktflecken Ipsitz mit Drahtwerken, Feilenhauer- und Angelmacherwerkstätten. Diese Orte liegen in dem sogenannten Eisenwurzen, welche Gegend ihren Namen von den vielen Eisenwerken hat, die dort in den Gebirgen sind.

Ips, Stadt an der Donau, beim Einfluße der Ips in dieselbe. Sie hat etwa 140 Häuser und 900 bis 1.000 Einwohner. Man glaubt, daß dieser Ort an der Stelle des römischen pons Isis stehe. Karl der Große traf bei Eroberung des Landes schon auf diesen Platz. Späterhin, im elften Jahrhunderte, gehörte er den baierischen Grafen von Sempt und Ebersberg, hieß Ibesse, dann Ipsebusch, woraus mit der Zeit das abgekürzte Ips wurde. Es lag ehemals ein Reiterregiment in diesem Orte, jetzt ist die Kaserne desselben in ein Krankenhaus verwandelt worden.

Tuln, Städtchen am Einflusse der Erlau in die Donau, hat ungefähr 1.800 Einwohner, ein Hospital, mehre Fabriken in Band- und Wollenwaaren, Schifffahrt, Weinbau. Das Tulnerfeld hat von dieser Stadt den Namen. Es bildet die ebene Umgebung derselben. Hier versammelte sich die Armee, welche im Jahr 1683 die Stadt Wien entsetzte. Ehemals war Tuln die Hauptstadt in Oesterreich und die Landtage hatten daselbst ihren Sitz, jetzt hat ihn das Pionnierkorps daselbst. Unter den babenberger Fürsten von Oesterreich war die Stadt berühmt wegen ihres Hausenfanges, jetzt ist derselbe eingegangen.

Von den Märkten und Flecken sind zu bemerken Herzogenburg (Ducum burgum), eine 1112 gestiftete Prälatur von Augustiner Korherren. Der Flecken hat 180 Häuser und über 1.000 Einwohner, welche in zwei Herrschaftsbezirke abgetheilt sind.

Melk, eine Benediktinerabtei, das schönste Stiftsgebäude in Unterösterreich, liegt auf einem Felshügel in der Nähe der Donau, über dem Flecken gleiches Namens, der 160 Häuser und 1.100 Einwohner hat. Der Ort scheint schon unter den Römern gegründet, welche daselbst eine Festung hatten, die Nomare hieß, und welche selbst der Zerstörung unter den Avaren entging. Karl der Große eroberte den Ort; er ging unter Otto II. an die Hunnen über, denen ihn der Markgraf Leopold 984 wieder abnahm. Das Stift ist 1018 gegründet, 1089 den Benediktinern eingeräumt; jetzt ist mit diesem in der schönsten Lage befindlichen Orte ein Gimnasium und ein Konvikt verbunden. Die Bibliothek beträgt 20.000 Bände, und ist reich an Handschriften aus dem 13. und 14. Jahrhunderte. Eine Münz-, Muschel- und eine Mineraliensammlung befinden sich ebendaselbst.

Lilienfeld, an der Trasen, zwei kleine Meilen südlich von St. Pölten, am Fusse des Gebirges, hat Marmor- und Gipsbrüche, so wenig benützt wie jene bei Schottwien. Mehre Eisenwerkstätten und eine Gewehrfabrik machen das kleine Oertchen belebt. Eine Zisterzienserabtei liegt ganz nahe an dem Oertchen und ist wegen ihrer Größe berühmt, sie umfaßt 13 Höfe. Die Kirche ist reich an Vergoldungen und überladen mit Schmuck und Zier, doch ist diese Pracht höchst geschmacklos vertheilt. Ein einfacher Sarkofag umschließt die Gebeine ihres Stifters Leopold VII. Die Abtei hat eine Bibliothek, welche reich an neuern Werken ist, eine Gemäldesammlung, ein Naturalienkabinet und eine Sammlung von Produkten Oesterreichs.

Niederwallsee, Oertchen an der Donau mit einem schönen Felsenschloß, das von den schwäbischen Herren von Walsee unter Herzog Albrecht I. erbaut wurde. Die Herrschaft kam an die Familie St. Julien, welche sie noch im vorigen Jahrhunderte, mit dem Titel

einer Grafschaft, besaß. Der Mühlsteinbruch von Niederwallsee ist durch ganz Oesterreich bekannt. Vor Kurzem fand man dort in dem Bruche Reste von alten Mauern und Särge mit römischen Kaisermünzen.

In dem Kreise unter dem Mannhardts- (Mondharz-) Berge sind bemerkenswerth:

Korneuburg, Sitz des Kreisamtes, an der Donau, nahe bei Wien, gegenüber dem Städtchen Klosterneuburg. Unter dem babenbergischen Fürstenhause machten beide einen Ort aus, und hatten gemeinschaftlichen Magistrat; es war sonst befestigt und hielt auch einige Belagerungen aus, jetzt sind die Festungswerke kaum mehr sichtbar. Der Ort hat 230 Häuser und ungefähr 1.900 Einwohner, welche, da es hier fast gar keine Fabriken gibt, sich nur mit Wein- und Kornbau und mit Handel beschäftigen. Nicht bedeutender sind die Städtchen

Meißau, Ratz und Feldsberg; sie treiben Weinbau und Handel. Feldsberg hat eine fürstlich liechtensteinische Sommerresidenz.

Stockerau, Markt, an einem kleinen Arme der Donau, mit einer Likörfabrik; starker Handel zwischen Böhmen und Wien geht hier durch und belebt den Ort, sowie die wöchentlichen Kornmärkte das Ihrige dazu beitragen.

Floridsdorf, am Spitz, genannt, ist ein Dorf an der großen Donaubrücke, Wien gegenüber, es hatte am Anfange dieses Jahrhunderts nur wenige Häuser und enthält jetzt schon an 400 Einwohner.

Aspern. Berühmt wegen der dort gelieferten Schlacht zwischen Napoleon und Erzherzog Karl, liegt unfern des eben genannten Dorfes an einem Donauarme, hat 120 Häuser und über 700 Einwohner. Nahe dabei das Dorf

Esling oder Eslingen, nach welchem die Schlacht von den Franzosen benannt wird, wie sie die Schlacht von Bellealliance auch die von Mont St. Jean und die Engländer sie von Waterloo benennen.

In dem Kreise ob dem Mannhardtsberge liegt:

Krems, eine kleine Stadt von nicht 450 Häusern, und ungefähr 4.000 Einwohnern. Sie ist der Sitz des Kreisamtes und hieß sonst Kremisa. Es bestanden zu Krems, welches schon seit Otto III. eine Stadt ist, 22 ständische Freihöfe, ein Piaristenkloster mit Gimnasium und Konvikt für arme Schüler, ein Filial des Fräuleinstiftes zu St. Pölten, und in alten Zeiten hatten auch die Tempelherren hier eine Residenz, unfern der Katharinenkirche. Vor der Stadt liegt eine Infanteriekaserne, umgeben von schönen Baumanlagen, und dem Denkmale des Generals von Schmidt, welcher in der Schlacht von Dürrenstein blieb. Ueber die Krems führt eine Kettenbrücke.

13 *

Stein, Oertchen, das mit Krems in Verbindung steht und denselben Magistrat hat. Es schließt sich daran das Kapuzinerkloster Und, zwischen Krems und Stein. Es ist jetzt ein Militärspital. Stein gegenüber liegt das

Städtchen Mautern, welches mit dem vorgenannten Orte durch eine 800 Schritte lange Brücke über die Donau in Verbindung steht. Es wird hier viel Weinbau und viel Handel getrieben. Die von Wien kommenden Schiffe legen bei Krems an.

Dürrenstein. Kleines Städtchen, nur merkwürdig durch das Schloß gleiches Namens, auf welchem 1192 der tapfere, aber brutale, Löwenherz, für einen unverzeihlichen Schimpf, den er dem Herzog Leopold IV. und dem ganzen deutschen Heere angethan, gefangen gehalten wurde.

Weideneck, uralte Bergfeste aus den Zeiten der ersten Babenberger herstammend. Damals war sie der Sitz eigener Gränzgrafen; einer derselben, Burkhardt, soll zu Zeiten Otto's II. den Einfall der Hunnen tapfer zurückgewiesen haben. Jetzt gehört die Feste dem Kaiser.

Das Land ob der Ens mit seinen fünf Vierteln zählt 14 Städte, 30 Vorstädte, 92 Märkte und 6.647 Dörfer. Darunter sind bemerkenswerth im Hausruckviertel die Hauptstadt

Linz, schon im Jahre 1490 durch Kaiser Friedrich III. dazu erhoben, nachdem sie lange Zeit der Sitz der Grafen von Kirnberg gewesen, von deren letztem (Gottschalk) es 1036 mit der ganzen Grafschaft an Leopold, Markgrafen von Oesterreich, verkauft wurde. Die Stadt ist klein, zählt jedoch in ihrem Innern sowohl als in den Vorstädten 23.500 Einwohner. Sie liegt am rechten Donauufer, nahe bei 600 Fuß über dem Meeresspiegel. Ihre Gassen sind größtentheils, doch bei weitem noch nicht alle, gepflastert, auch um die Beleuchtung der Stadt steht es schlecht, denn nur die vorzüglichsten Straßen haben eine solche. Zwei schöne Plätze, der Marktplatz und der Promenadeplatz mit Platanen besetzt zieren die Stadt, welche durch eine 800 Fuß lange Brücke über die Donau mit dem Markte Urfahr (Ueberfahrt) verbunden ist. Da Linz ein Bisthum ist, so kann man schöne Kirchen darin erwarten, und da sind denn auch von den sieben, viere wohl des Besuches werth; nämlich die Domkirche mit zwei Thürmen, von den Jesuiten 1679 erbaut; die Josefskirche, die Stadtpfarrkirche, wegen ihres hohen Alters merkwürdig, und die Kapuzinerkirche (Mathiaskirche) mit Montekukuli's Denkmal.

Auch bedeutende Privatgebäude sind hier, doch keines, welches etwa wegen seiner innern Einrichtung, wegen großer Kunstschätze besonders

merkwürdig wäre. Das Lizeum für theologische, filosofische und chirurgische Studien hat eine mittelmäßige Bibliothek und eine Sammlung mathematischer und fisikalischer Instrumente. Ein bischöfliches Alumnat, eine Normalschule und drei Trivialschulen, eine Mägdchenschule bei den Ursulinerinnen, zwei Militärknabenerziehungshäuser und eine Kunstschule, bilden die reichen Unterrichtsanstalten. Wohlthätigkeitsvereine sind das Taubstummeninstitut, das Blindeninstitut, das Irrenhaus, das Gebärhaus, das Lazareth; ferner ein Militärspital; eines der barmherzigen Brüder und eines der barmherzigen Schwestern (Elisabethernonnen). Auf dem Schloßberge vor Linz steht die Strafanstalt. Dem Vergnügen gewidmet sind ein Theater, ein Musikverein, ein Volksgarten, ein Redoutenhaus, ein Schießhaus und viele treffliche Wein-, Bier- und Kaffeehäuser.

Obwohl die Hauptstadt der ganzen Provinz, zeichnet sich Linz doch nicht durch seine Gewerbsamkeit aus. Tuch, Teppiche, Wollenzeug und Kattun werden gewoben, Spielkarten werden gedruckt — das möchte so ziemlich Alles sein. Der Speditionshandel ist bedeutend, und eine Eisenbahn führt von hier nach Budweis.

Sartori in seiner Reise I. S. 410, schildert die Linzer wie folgt: „die Bewohner von Linz sind (ich meine hier die Mittelklasse, welche die zahlreichste ist) ein gutmüthiges, freundliches, etwas barsches, aber doch immer wohlwollendes Völkchen, das sich in seiner Hauptstadt recht gut gefällt, an Sonntagen in Familienzirkeln sein Glas Oesterreicher in Freude verzehrt, und wenn es die häuslichen Angelegenheiten der ganzen Nachbarschaft durchgemustert, die Chronique scandaleuse der Stadt regulirt und sich zum Schlusse unter einander im Spasse geneckt hat, seinen Sonn- oder Feiertag recht gut durchgebracht zu haben meint. Politische Angelegenheiten sind nicht die Sache der Linzer, ich hörte hier von diesem Gegenstande weniger sprechen, als in Grätz, in Salzburg, in Klagenfurt oder Preßburg, und in dieser Eigenschaft ist es Wien so ähnlich, wie ein Ei dem andern; dafür unterscheidet es sich in anderer Hinsicht von der Residenz auf eine auffallende Weise. Man sieht hier keine Frinen die Gassen auf Spekulation durchziehen, und keine weißen Nasentücher sind hier die Flaggen, die dem vorübergehenden Mannsvolke die Witterung geben. Mag es sein, daß die Polizei auf diese Mägdchen aufmerksamer ist, oder daß ihnen zuweilen Dilletantinnen in's Handwerk pfuschen, kurz die Mägdchen dieser Art gleichen in Linz den Priesterinnen eines gewissen Tempels im alten Babilon, worin jährlich ein Fest allen Fremden und Reisenden, ohne Unterschied, gegeben ward. Die Chronique scandaleuse behauptet zwar, daß die Opfer, welche hier der küprischen Göttin gebracht würden, unter allen Ständen sehr zahlreich wären, und daß selbst die Weiber sich nicht immer allein an dem Feuer der Flammen

wärmten, die ihnen Hymens Fackel darböte. Aber was sagt die Chronique scandaleuse nicht alles!"

In Wien hat man schon lange eine Vorliebe für die Linzerinnen, wo sie als Köchinnen oder Stubenmägdchen verwendet werden, oder wohin sie auch auf eigene Spekulation kommen. Wirklich ist auch die Tracht der linzer Bürgermägdchen ungemein geschmackvoll, und es that mir immer wohl, wenn ich die niedlichen Korsettchen an die schönen Taillen geheftet sah, als wenn sie hinauf gegossen wären. Die goldenen Hauben der linzer Bürgermägdchen haben einige Aehnlichkeit mit jenen der Grätzerinnen oder Klagenfurterinnen, nur daß sie hier Vieles von ihrer gothischen Höhe verloren haben und sich mehr dem Gesichte angießen, was einer vollen gesunden Visage einen besondern Reiz gibt, und den Kopf ganz anders bildet, als der goldene Stoß der wiener Bürgermägdchen, dessen Form in seiner Bildung verkrüppelt scheint. Wenn in Steier die Bürgermägdchen minder geschmackvoll, das Kostbare in der Kleidung dem Niedlichen vorziehen, so weiß die Linzerin Farbe, Stoff und Schnitt den Forderungen der Mode anzupassen. Man sieht daher leicht, daß es dem löblichen Verfasser der Skizzen von Linz nur um vollen Widerspruch zu thun war, wenn er Herrn Nikolai darüber zurecht weisen will, daß ihm die schönen Linzerinnen gefallen haben, und wirklich findet man nicht blos in Wien, sondern selbst in Linz die Linzerinnen hübsch, und erfreut sich im Stillen des Guten, das einem der Himmel bescheert hat. Ueberdas sind die Mägdchen hier gutmüthig und willig, Eigenschaften die sie besonders in Wien bei ihren Dienstherrschaften empfehlen. Ich will nicht behaupten, daß es unter den Linzerinnen lauter Gesichtchen mit griechischen Umrissen gebe, aber ein rundes Kinn, volle runde Backen, begehrende blaue Augen und blonde Locken haben dennoch selbst bei den größten Schönheitskrittlern ihren Werth. Was ich leider hier beisetzen muß, und nicht blos für Vermuthung halten kann, da ich es von Aerzten habe, die schon lange ihre Kunst üben, ist dieses, daß hier oft dem schönsten äußern Anblick nicht zu trauen sei, und daß nicht selten mit den schönsten rothen Backen und blauen Augen ein Gift mitschleiche, das Generationen schädlich werden kann. Lektüre scheint die Schönen in Linz nicht zu plagen, und die übrigen Eigenschaften, die auch einem Mägdchen aus der Mittelklasse so gut stehen, und die sich nicht erben, sondern blos durch längere Uebung erwerben lassen, werden da selten gefunden. Je nachdem die Aeltern beschaffen sind, oder sich das Temperament des Mägdchens äußert, wächst es heran, gut oder böse, das gilt hier gleich, die Aeltern bekümmern sich selten eher um ihre Kinder, als bis die Suppe versalzen ist." So urtheilt Sartori (a. a. O.), ein Oesterreicher über seine Landsleute. Wir möchten wünschen, daß Vieles übertrieben wäre!

Wels, am Traunflusse, auf der Welserhaide, schon zur Zeit der Römer bekannt, und der größte Ort nach Linz. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut und hat einen recht hübschen Platz. Bemerkenswerth ist die Burg Wels, das auerspergische Schloß; und jenseits der Traun, auf dem rechten Ufer derselben, das Schloß Trauneck, mit einer wunderschönen Aussicht. Die Stadt hat eine Dechantkirche, ein lutherisches Bethaus, eine Haupt- und eine Mägdchenschule, ein Militärknaben-Erziehungshaus; ferner eine Kattunfabrik, eine Papiermühle, einige Gärbereien und schwachen Handel mit Holz und Getraide und 2.300 Einwohner.

Lambach, Marktflecken zwischen Wels und Schwannstadt, liegt sehr angenehm, am linken Ufer der Traun, über welche eine lange Brücke führt. Die Stiftskirche ist groß und schön, und hat mehre Gemälde von einigem Werth, besonders sehr viele von Sandrat, weßhalb sie nicht selten die sandrat'sche Gallerie genannt wird. Die Bibliothek besteht, der Angabe nach, aus 23.000 Bänden, 1.500 Inkunabeln und 400 Handschriften, (was beinahe unglaublich ist). Ferner sind eine kleine Gemäldesammlung, ein Naturalienkabinet, ein Archiv, eine Kupferstichsammlung, ein astronomischer Thurm, jedoch ohne Instrumente, hier. Ein Wasserbehälter aus sechszig Marmorplatten bestehend, 2.883 Eimer fassend, ist bemerkenswerth. Man glaubt, daß hier die Tergolope der Römer gewesen. Eine Viertelstunde vom Markt steht auf einer Anhöhe die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit, welche im Jahre 1713 bis 1725, in Form eines Dreiecks gebaut wurde (weil sie der heiligen Dreifaltigkeit gewidmet ist). Sie hat drei Thürme, drei Fenster, drei Thore, drei Orgeln, drei Marmorarten auf den Altären und Fußböden. Sie soll 500.000 fl. gekostet haben. Die Gemälde sind von drei Meistern, deren Namen mit den ersten drei Buchstaben des Alfabeths anfangen. Altamonte, Barodin und Carlo Carlone.

Schwannstadt, Städtchen am Aggerflusse, mit einer Musselin- und Battistmanufaktur, sonst sehr unbedeutend, und durch einen mittelmäßigen Platz mit dreien Springbrunnen nicht bedeutender werdend.

Engelszell, auch Engelhardszell, Marktflecken an der Donau, in dem nordöstlichen Theile des Kreises, mit einem Schlosse des Fürsten Wrede, und der österreichischen Gränzmauth für die Donauschiffer. Im Bauernkriege hatten die Bauern hier die Donau mittelst einer Kette gesperrt. Dasselbe geschah in dem Markte

Aschach oder Aschau, im Jahre 1626, mittelst zweier Seile und einer Kette, um den untern Gegenden die Zufuhr abzuschneiden. Aschach ein freundliches Oertchen, liegt im sogenannten Aschauerwinkel an der Donau. Es treibt nach dem kalten obstarmen Baiern einen star-

ken Handel mit diesem Artikel, so wie auch nach den untern Gegenden der Donau mit Leinwand und Holz.

Wilhering, Dorf an der Donau, zwischen Linz und Efferding. Hat eine Zisterzienser-Abtei mit einer schönen Kirche und einer zahlreichen Bibliothek.

Schaumburg, Dorf bei Efferding, ist bemerkenswerth wegen der schönen Ruinen einer Burg, auf welcher König Wenzel 1402 gefangen gehalten wurde.

Marchtrenk, Dorf auf der Welserhaide, in der Sittengeschichte bekannt durch die große eisenbeschlagene Wiege, welche noch jetzt zu sehen, auf dem Richterhause steht, und dazu diente, unverträgliche Eheleute darinn öffentlich vor dem lachenden und possentreibenden Publikum zu wiegen.

Das Traunviertel des Landes ob der Ens hat in seinen Gränzen das berühmte Salzkammergut. Es begreift nach Lichtenstern's Angabe, und nach einem in seiner Sammlung befindlichen sehr genau ausgeführten Plane 15,39 Quadrat-Meilen, davon der tragbare Boden vier Fünftel einnehmen soll, und zählt in 70 Ortschaften ungefähr 2.500 Häuser mit etwa 16.000 Menschen, unter denen ungefähr 5.000 sich allein vom Salzbau nähren. Es ist zweifelsohne einer der interessantesten Punkte in ganz Oesterreich, denn es ist mit Hoch- und niedern Gebirgen, mit Seen, Flüssen und Bächen bedeckt, und enthält manche große Naturmerkwürdigkeit, wozu vorzugsweise die Salzstöcke und die deßwegen erbauten Salzwerke gehören. Das ganze Gebiet besteht aus den Städtchen und Marktflecken Ischl, Hallstadt und Laufen, so wie aus den Dörfern Ebensee, Langwies, Gosa, Goisern und Lambath. Die Grafschaft Art und die Herrschaften Traunkirchen und Wildenstein sind mit dem Salzkammergut vereinigt.

Die Gegend schaut so lachend und so heiter, daß man sich nur mit Mühe überreden kann, sie müsse im Winter wegen der vielen Berge schaurig, und wegen der Schneemassen, die von denselben herabzustürzen drohen, gefährlich sein. Hier gießt die Natur, vom Fleiße der Bewohner unterstützt, den reichsten Segen aus. Jeder Baum bietet tausendfältige Früchte, die den Wanderer verlocken, ihn einladen, seines Gaumens Gelüste zu befriedigen. Reiche, wohlbewässerte Wiesen, saftige Kleefelder, wogende Kornmassen, bedecken weit umher die Fluren des lachenden Gefildes. Anmuthig ist der Pflanzenreichthum durch die Hand des Bauern vertheilt, seine Aecker sind alle umzäumt, nicht mit dornigen mit Stacheln starrenden Hecken, nicht mit Strauch- oder Lattenzäunen, auch nicht mit Steinmauern, sondern mit blühenden Blumenhecken, welche sich an tür-

kischen Waizenstängeln hinaufranken, mit weit lachenden Kürbissen, die ihre schweren großen Früchte in die Zweige benachbarter Bäume hängen. Dazu kommt, daß man kein Dorf sieht, doch rings umher ein gut bewohntes Land wahrnimmt; weil man sich stets zwischen einzelnen Häusern befindet, die inmitten der ihnen zugehörigen Aecker und Ländereien liegen, was wohl sehr zweckmäßig und wohlthätig genannt werden muß, wenn es auch in Hinsicht auf die Sittlichkeit und die Geisteskultur eben so nachtheilig wirken mag. Vortheile bietet es unbezweifelt dar. Der Bauer braucht nicht meilenweit seinen Dünger auf die Aecker zu fahren, er ist näher bei denselben, seine Rosse und Knechte kommen nicht ermüdet von der weiten Reise vom Felde, noch weniger kommen sie schon ermüdet dort an; vier Arbeitsstunden hat der Bauer durch Ersparung des weiten Weges täglich mehr. Brennt des Nachbars Haus, so kann er unbedenklich und ohne Sorgen um sein Eigenthum dem befreundeten zu Hülfe eilen, nie brennt ein Dorf, dessen einzelne Häuser auf einer ganzen Quadratmeile zerstreut stehen, zugleich ab. Allgemeiner Wohlstand scheint die Folge dieser Kulturart, was man natürlich finden wird, da jeder Eigenthümer Alles, was ihm gehört, unter seinen Augen hat, da der Herr „von des Hauses weitschauendem Giebel" mit einem Blicke auch die fernsten Theile seiner Besitzung umfaßt, dem Knechte zurufen kann, wenn er seine Arbeit nicht ordentlich macht u. s. w. Darum sind auch hier eigentlich arme Bauern höchst selten, ja um St. Florian, gegen Linz zu, findet man Bauern, welchen man ihr Vermögen auch auf 100.000 fl. schätzen kann, welche 10 bis 12 sehr gute Pferde im Stalle haben, von denen das Stück fünf bis sechshundert Gulden werth ist, welche, wenigstens sonst, Tuch zu 24 Gulden zum Rock, und schweres Seidenzeug zum Schlafrock hatten. Dieß ist freilich jetzt verschwunden, die Kriege, die Abgaben, die Finanzoperationen haben sehr dazu beigetragen, den gewaltigen Hochmuth dieser guten Bauern etwas herabzustimmen, allein Wohlstand und mitunter auch Reichthum ist in jenen Gegenden doch immer noch zu finden.

Die Salzbergwerke, von denen das Salzkammergut seinen Namen hat, liegen bei Ischl und Hallstadt, das Steinsalz wird in Wasser aufgelöst, die möglichst konzentrirte Soole in die Siedhäfen von Ebensee, Ischl und Hallstadt geleitet, woselbst es in mächtigen Pfannen lange gesotten wird, bis es so mit Salz übersättigt ist, daß die Auflösung erkaltend in Kristallen anschießt. Auf diese Weise werden jährlich 800.000 Zentner Salz gewonnen, welche auf kaiserliche Rechnung nach Böhmen, Mähren und Oesterreich verkauft werden, und eine Million Gulden jährlich einbringen sollen. Das Salz in Säcken heißt Fudersalz, das in Fässern Kuchelsalz.

Ischl, Marktflecken im Salzkammergute mit 250 Häusern und 1.800 Einwohnern. Es liegt sehr freundlich in einem heitern, von schönen Bergen umgebenen Thale, an beiden Seiten des Flüßchens Traun, welches mehre der Stadt gefährliche Stromschnellen hat. Ein bedeutend großer, mit vielen Kosten gebauter Rechen fängt das von den Gebirgen herabkommende Holz auf; eine hängende Brücke führt über den Fluß, an welchem eine Schiffswerfte liegt. Da hier, wie überall im Salzburgischen und an der Gränze desselben, lutherische und katholische Bewohner gemischt sind; so hat Ischl sowohl eine katholische als eine lutherische Kirche. Interessant ist die von Krall angefertigte, in Kummers (in Berlin) Manier ausgeführte plastische Darstellung des ganzen Salzkammergutes, welche man hier sehen kann. In neuester Zeit ist Ischl durch ein wohl eingerichtetes Soolenbad berühmt geworden. Zwei Häuser sind dazu eingerichtet; das große Badehaus zählt 25, das tängel'sche Haus 7 Bäder. Sehr merkwürdig sind 10 Soolendunstbäder, aber, wenn auch gefährlos, doch sehr ängstlich, für den Besucher, weil sie gerade über der ungeheuren Siedpfanne liegen, und den Gedanken erwecken, daß man in Salzsoole gekocht werden würde, wenn der Boden eines solchen Dampfbades einmal bräche. Die Umgebungen von Ischl, sind seit Errichtung des Bades durch Wege mit einander verbunden und durch Ruheplätze zu schönen Spaziergängen umgeschaffen worden.

Gmunden, ein heiteres, freundliches, belebtes Städtchen, am untern Ende des Traunsees, sehr schön in einem großen Halbkreise gelegen. Es hat 3.300 Einwohner und 440 Häuser, von denen die bedeutendsten sind: die Stadtpfarrkirche mit einem von Schwanthaler geschnitzten Hochaltare, die Spitalkirche, das Rathhaus, das Salzmagazin, das Salzoberamt, das Kapuzinerkloster und das Karmeliternonnenkloster und das Waisenhaus. Interessant ist das Modellenkabinet für alle beim Salzbergbau nöthigen Vorrichtungen; ferner die Kunst- und Kuriositätensammlung des Herrn Körner. Die Salzkähne, welche von Ischl die Traun herab über den See kommen, legen an der Traunklause an, die andern Seekähne an dem Seeplatze. Nahe bei Gmunden liegt das Soolenbad Traunkirchen. Die Umgegend von Gmunden ist außerordentlich schön, die am östlichen Ufer des Sees gelegene, von Gmunden eine Stunde entfernte Himmelreichswiese gewährt eine entzückende Aussicht über die klare Wasserfläche des Sees; von hier gelangt man in fünf Viertelstunden zu dem Laudachsee, der von den schroffen Wänden des Katzensteins umfangen wird, von da gelangt man auf den Traunstein, den höchsten Felsen der Umgegend, der 5.249 Fuß über dem Meere und beinahe 4.000 Fuß über dem Gmundnersee liegt. Sein, nach diesem

gerichteter, beinahe senkrechter Absturz, ist fast 3.000 Fuß hoch. Auch der Gmundnerberg zwei Stunden von der Stadt. Auch

Aurach ist sehenswerth. Das Reizendste aber bleibt immer der See selbst, dieser ist anderthalb Meilen lang, und eine halbe Meile breit, und zwischen Korbach und Traunkirchen 600 Fuß tief; von dem Nordwinde wird er zu furchtbarem Toben erregt; doch wenn dieser nicht herrscht, im Sommer, kann man sich kaum etwas Freundlicheres und Anmuthigeres denken, als die Fahrt auf demselben, welche stets wechselnde und stets neue Partien darbietet. Eine Viertelstunde von Gmunden erblickt man das in den See hinausgeschobene Schlößchen Orth. Eine halbe Stunde weiter zeigt sich Altmünster, diesem folgt

Ebenzweiher, von dessen Schlosse man die schönste Aussicht nach dreien Seiten genießt. Jetzt nähert man sich dem majestätischen Kolosse, dem Traunsteine, welchem gegenüber

Fichtau emporsteigt. Oestlich liegt die Schiffswerfte, und dann kommt man zu der schauerlichen Wildniß

Eisenau, von welcher aus ein höchst gefährlicher Weg auf den Traunstein führt; dann gewahrt man den Röttelstein, dessen sehenswerthe Höhle einen kleinen See enthält. Der Eisenau gegenüber liegt

Traunkirchen, dessen Kirche (ehemals den Jesuiten gehörig) mit einer schönen Rotunde und einem merkwürdigen Thurme versehen ist. Unterhalb dieser Oerter erhält der See eine Wendung, so daß man Gmunden, welches bisher nur noch den Hintergrund der Landschaft schmückte, nun verschwindet. Hohe Berge treten näher an den See und schieben sich wechselseitig wie Kulissen in einander. Bei der Korbachmühle ist ein schöner Wasserfall, an welchem vorüber man zu dem Dorfe Lambath, zunächst dem Eintritte der Traun in den See, kommt, woselbst gelandet wird. Dieses Dorf hat drei Salzpfannen und ist der Sitz eines Salzverweseramtes; ihm gegenüber liegt das Dorf Ebensee, mit einer Werkstätte, in welchem die Salzfässer geschnitten werden, auch ist eine Schwimmschule an diesem Orte. Beide Dörfer zusammen zählen über 2.100 Einwohner.

Weiter hinauf an der Traun kommt man nach Ischl, immer durch das anmuthige malerische Traunthal, zur Seite des Weges die Wasserleitung (Strehnen), die Salzsoole von den Ischler Salzbergen nach Lambath führt. Von Hallstadt ist bereits oben (Seite 143) geredet worden. Bemerkenswerth ist aber noch zwischen Gmunden und Steier der Markt

Kremsmünster, zerstreut gebaut um einen Hügel, auf welchem die berühmte Abtei gleiches Namens steht. Es zählt viele freundliche Häuser, die theils beisammen, theils vereinzelt in der anmuthigen Gegend liegend, welche an beiden Seiten der Krems sich ausbreitet, die zwischen der Abtei und dem Schlosse Kremseck hindurchfließt. Die Abtei liegt

hoch und erlaubt einen Ueberblick über die ganze malerische Umgegend bis über Steier und Ens hinaus. Das Klostergebäude ist, obwohl nicht regelmäßig, da es im Laufe der Jahrhunderte entstand, und nicht nach einem Plane gebaut wurde, doch überaus prachtvoll gebaut und von sehr großem Umfange. Das Hauptthor ist gegen die Poststraße von Wels nach Steier gerichtet und führt in einen ansehnlichen viereckigen Hofe, der von zweien großen Wirthschaftsgebäuden gebildet wird, welche durch einen Teich von dem eigentlichen Kloster getrennt sind; über eine steinerne Brücke gelangt man in den innern Hof des Stiftes, nachdem das prächtige Portal der Kirche den Eintretenden zuerst begrüßt. Aus den südlich gelegenen Zimmern der Konventualen übersieht man einen weiten Horizont, der von einer Seite durch die steierischen Gebirge, von der andern durch die ganz in Osten liegenden kaum sichtbaren böhmischen Gebirge begränzt ist.

Steier. Nicht mehr zum Salzkammergut gehörig, liegt am Einflusse der Steier in die Ens, auf dem linken Ufer die Stadt, auf dem rechten die Vorstadt Ensdorf, sie zählt 850 Häuser und über 9.000 Einwohner, welche hauptsächlich von Verarbeitung des Eisens leben, das im Schooße ihrer Berge ist, und von einem nicht unbedeutenden Handel mit diesem Produkte. Die Straßen sind eng und krumm und sehen höchst unfreundlich aus, weil die Häuser fast alle gefängnißartig mit dicken Eisengittern vor den Fenstern und mit Eisen beschlagenen Thüren und Fensterläden versehen sind, was keinen guten Begriff von der Ehrlichkeit des Volkes gewährt; in der That ist Eisen für dieselben eine gefährliche Waare, selbst die Klammern, welche die Pfeiler für die Heiligenbilder zusammen halten, werden mit Mühe aus den Steinen herausgegraben. Und Eisen ist der Hauptreichthum der Einwohner von Steier, denn nahe an 200 Menschen verarbeiten jährlich 12.000 Zentner Stahl, 250 Zentner Mittelzeug und 11.000 Zentner zu Gewehren, Bajonetten, Säbeln und zum Ackergeräth, Messer, Scheeren u. s. w. Die übrigen Fabriken sind unbedeutend. Steier ist Blumauer's Geburtsort.

Die Stadt Ens liegt am linken Ufer des Flusses Ens, nahe am Einflusse desselben in die Donau bei Mauthausen, sie ist unansehnlich, klein (400 Häuser und 3.200 Einwohner) und hat einen erträglich freundlichen Platz, welcher durch einen einzelnen, ohne Kirche oder sonstigen Anbau dastehenden Thurm aus Quadersteinen gebaut, ein sonderbares Ansehen bekommt. Das SchloßEnseck und die landesfürstliche Burg enthalten nichts Merkwürdiges, und was bei dem erstern an Alterthümern ausgegraben wird, geht nach St. Pölten auf das auersbergische Stammschloß, zu welchem Enseck gehört.

Gmunden ward bereits bei Gelegenheit des Salzkammerguts berührt, es liegt an der nördlichen Spitze des Traunsees, halbmondförmig um den Ausfluß der Traun aus dem See, ist eines der freundlichsten Städtchen vom ganzen Lande ob der Ens, hat 450 Häuser und 3.500 Einwohner. Obwohl es der Sitz des Salzoberamts ist, so war doch bis zum Jahr 1828 weder eine allgemeine Pflästerung der Straßen, noch eine Beleuchtung derselben zu finden, für Beides ist in neuester Zeit einigermaßen, wenn auch noch dürftig, gesorgt. Durch die Salzmagazine und die Häuser der Verwaltung sind mehre Bauten an den Ort gekommen, die man bei seiner geringen Ausdehnung nicht erwarten sollte. Vor kurzem wurde dort ein Nonnenkloster errichtet (Karmelitinerinnen); ein Mönchskloster (Kapuziner) ist bereits seit lange daselbst.

Zwei Flecken dieses Viertels sind noch zu bemerken, wegen ihrer großen Abteien. Bei Kremsmünster liegt ein berühmtes Benediktinerkloster, welches seit 772 besteht und zu den reichsten und ältesten der Monarchie gehört; es hat außer einer prächtigen Kirche, eine große Bibliothek mit einem 200 Fuß langen und 33 Fuß hohen Saale, welcher 50.000 Bände und 400 Handschriften enthalten soll. Mitten im Garten steht ein 1747 erbauter, fast 200 Fuß hoher astronomischer Thurm, für die damalige Zeit und ihre Instrumente recht brauchbar, doch bei der jetzigen Verfeinerung der astronomischen Operationen, bei der Zartheit der zu diesem Zwecke verfertigten Meßinstrumente nicht mehr geeignet. Hiezu braucht man ein Gebäude, das zu ebener Erde liegt. Der Thurm ist in acht Stockwerke getheilt, und enthält außer dem eigentlichen Observatorium und den nöthigen, etwas veralteten Apparaten, mit denen sich die jetzigen Korherren nicht mehr befassen, — eine astronomische Bibliothek (welcher es auch an den neuesten Werken fehlt), eine Sammlung historischer Denkmale, ein zoologisches, ein mineralogisches und ein Kunstkabinet, welches vorzugsweise Gemälde enthält. In diesem Kloster besteht eine filosofische Lehranstalt, d. h. nach dem in der Einleitung entwickelten Begriffe, eine höhere Schule (nicht Universität) und ein Schülerkonvikt.

Skt. Florian, gleich dem vorigen Flecken an der Krems, doch näher der Donau bei Ens und Mauthausen gelegen, hat ein großes Augustiner Korherrenstift, welches, so wie die Kirche, zu den schönsten und prächtigsten Bauwerken der Monarchie gehört. Die Kirche hat eine der größten Orgeln, die es gibt; unter diesem Gebäude ist eine große unterirdische Kirche, zwischen deren Bogenpfeilern eine ungeheure Menge von Menschengebeinen aufgestappelt ist. Die Herren dieses Stiftes gaben sich sonst viel mit den Wissenschaften ab, daher auch noch aus jener Zeit

eine große Bibliothek, ein Naturalienkabinet, ein Münzkabinet, eine Naturaliensammlung und eine Gemäldesammlung dort ist.

Das Mühlviertel liegt noch weiter nach Westen, und lauft mit dem linken Ufer der Donau, zwischen dieser und Böhmen, vom Wienerwalde an, aufwärts bis zu dem Innkreise, auf dem rechten Ufer der Donau. Das bedeutendste Städtchen dieses Viertels ist Freistadt, nahe an der böhmischen Grenze, wohlhabend durch seinen Zwirnhandel, welcher, so wie die Verfertigung desselben und der Leinwand, die Hauptbeschäftigung der 2.300 Einwohner ausmacht.

Außer zwei alten Schlössern und einem Piaristen-Kollegium gibt es dort kein bemerkenswerthes Gebäude, auch sonst nichts Merkwürdiges.

Steieregg an der Donau, der Mündung der Traun gerade gegenüber, hat ein altes und ein neues Schloß, Weissenwolf (das alte) nach seinem Erbauer David Ungnad von Weissenwolf, so genannt. Es hat das Oertchen ungefähr 120 Häuser und 1.100 Einwohner, welche sich mit Verfertigung von Töpferwaaren beschäftigen, deren Verbrauch jedoch bedeutend abgenommen hat. Das Oertchen

Grein führt auch den Namen Stadt, ist jedoch noch unbedeutender als das vorige, und nur bemerkenswerth durch das sachsenkoburgische Schloß Greinburg, welches auf einer felsigen Anhöhe an der Donau über dem Städtchen thront.

Der Marktflecken Mauthausen, gerade über dem Einflusse der Ens in die Donau, hat ein großes Salzmagazin für Böhmen. Dieses und ein Paar Steinbrüche auf Gips und Granit, beschäftigen die geringe Einwohnerzahl. Unfern davon liegt der Markt

Perg, durch seine guten Mühlsteine bekannt; noch eine halbe Meile weiter aufwärts, an der Naare liegt

Münzbach mit einem aufgehobenen Dominikanerstifte, dessen Gebäude zu einem Siechhause für 200 Individuen eingerichtet sind.

Der dem Mühlkreise gegenüber liegende Innkreis hat nur zwei Städtchen des Nennens werth, nämlich

Braunau, ehemals Festung, Grenzstadt mit Baiern, wohin eine hölzerne Brücke über den Inn führt, und

Schärding, gleichfalls am Inn, über welchen eine Brücke auf elf Quaderpfeilern führt. Beide Orte sind bekannt durch das gute Bier, welches sie brauen und welches weit und breit verfahren wird.

Braunau hat über 300 Häuser und nahe an 2.000 Einwohner, sie besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, indem die rechts und links auslaufenden Gäßchen sehr unbedeutend sind, daher die Stadt auch lebhaft scheint, weil Alles sich auf dieser mit Springbrunnen gezierten Straße zusammendrängt. Hier und in Schärding (350 Häuser, 3.000

Einwohner) wird viel Tuch fabrizirt. In dem letzgenannten Orte ist Denis (der Barde Sined) geboren.

Im Salzachkreise tritt als Hauptort und als zweite Stadt des Landes ob der Ens uns [illegible]

Salzburg entgegen, an beiden Ufern der Salzach gelegen, und gewissermaßen wie Prag in die Stadt und die kleine Seite getheilt, nur mit dem Unterschiede, daß in Prag das Schloß auf eben dieser kleinen Seite liegt, in Salzburg aber auf der Hauptseite, der linken der Salzach, die von hier aus mit raschem Zuge nach dem Inn strömt.

Von drei Seiten ist die Stadt durch den Schloßberg, Mönchsberg und den Imberg umgeben, gegen Norden allein, der Salzach entlang, öffnet sich das Gebirge, das von dem Schneeberge an die Reisenden hierher begleitet hat, auf einmal zu einer schönen freien Ebene, die sich über Baiern, an dessen Grenze Salzburg liegt, hinzieht.

Die Stadt hat mit Einschluß der drei Vorstädte an 860 Häuser und 12.000 Einwohner. Salzburg zwischen drei Berge und den Fluß geklemmt, hat, außer einigen, nur krumme Straßen. Der Kai (wenn man ihn so nennen darf), der längs des Flusses auf einer Ufermauer hinläuft, ist die freundlichste Straße, wiewohl alte Festungswerke denselben nicht wenig entstellen, dagegen sind einige Plätze, dort wo die Berge sich an den Fluß zurückziehen, freundlich und heiter, aber auch zugleich todt. Ueberall sprießt zwischen dem Steinpflaster das Gras hervor, ein deutlicher Beweis des Verfalles aller Herrlichkeit. Der Fluch der Juden: „soll dir Gras wachsen vor der Thüre“ ist in der That karakteristisch. Wo Handel und Wandel ist, wächst kein Gras vor der Thüre, und wo dieses Statt findet, hat der Verkehr, die Lebhaftigkeit der Bewohner aufgehört; so ist es mit Salzburg, seit das Fürstbisthum, die Residenz, zur Provinzialstadt herabgesunken ist.

Die Häuser würden, wenn sie in heitern breiten Straßen stünden, imponiren, nicht gerade wegen des Stils, doch wegen ihrer festen massiven Bauart und wegen der häufig vorkommenden flachen Dächer, welche schon sehr an Italien erinnern, darum auch die regelmäßigsten Plätze eigentlich schön zu nennen sind. Der Residenzplatz läßt sich freilich nicht mit dem Gensdarmesmarkt in Berlin, auf welchem drei der größten, prachtvollsten Gebäude im kolossalen Maaßstabe aufgeführt sind, ohne der Größe desselben zu schaden, oder mit den ungeheuren Plätzen in Petersburg vergleichen, doch werden außer dem Marsfelde in Paris selbst, nicht viel größere sein; er hat 410 Fuß Länge und 250 Fuß Breite, er hat einen der prächtigsten Springbrunnen aus Marmor. Der Domplatz wird durch die kolossale Statue, der unbefleckten Empfängniß Mariä — zwölf Fuß hoch, aus Blei gegossen, geziert (oder auch nicht,

denn die Statue ist höchst geschmacklos und zeugt nicht von dem Kunstsinne des Stifters oder des Bildners). Die Stadt hat 20, die Vorstädte sechs Kirchen, sechs Hauptthore und vier Nebenthore, eine Winterresidenz (jetzt kaiserliches Schloß), ein Lizeum (österreichisches Lizealgebäude), eine Sommer- und eine Winterreitschule, über der ersten drei Korridore mit 96 Arkaden in Form eines Amfitheaters von den Felsen des Mönchsberges gehauen, durch welchen auch das merkwürdige 424 Fuß lange und 40 Fuß hohe Thor, eine Nachahmung des Pausilippo, gesprengt worden ist, vor welchem die kolossale 15 Fuß hohe Statue des heiligen Sigismund von weißem Marmor steht.

Mehre Paläste zeugen von dem alten Glanze der Stadt, das Erzbisthum ist jedoch aus seiner Residenz vertrieben und haust im Chiemseerhof am Nonnenberge. Das Lizeum hat eine Bibliothek von 36.000 Bänden, das Benediktinerstift eine gleich große, auch eine Münz-, Gemälde- und Kupferstichsammlung. Kleinere Bibliotheken hatten alle Klöster und Abteien, deren Salzburg eine große Menge zählte.

Ueber der Stadt auf dem Schloßberge liegt die Feste Hohensalzburg, deren Fundament auf der südlichen Seite senkrecht abgeschnitten, unersteiglich ist (440 Fuß hoch) und deßwegen als ein wichtiger Punkt für die Vertheidigung betrachtet werden muß, daher denn auch hier ein Zeughaus sich befindet. Der Mönchsberg, auf den es reicht, ist einer der belebtesten Spaziergänge der Salzburger, ebenso der Kapuzinerberg, von welchem man eine unvergleichliche Aussicht genießt. Einige Gartenanlagen hat die Stadt, doch sind sie außer der Rosenegger'schen am Fuße des Kapuzinerberges nicht von Bedeutung.

Der Handel der Stadt beschränkt sich fast ganz auf die Spedition und den Durchgang der zwischen Deutschland und Italien ausgetauschten Güter. Eisendraht, Leder, Töpfergeschirre, Strickwaaren werden zwar in Salzburg gefertigt, doch ist die Fabrikation von diesen Dingen nicht von Bedeutung. Interessant ist die Stelle des alten Juvavium, die Stadt in Norikum, wohin Adrian eine römische Kolonie sandte. Sie liegt am Fuße des Kapuzinerberges und der Begräbnißplatz ist zu erkennen an den vielen Aschenkrügen von Marmor, Alabaster und Glas, welche man daselbst ausgräbt; auch Münzen, Ketten, Ringe, Waffen, Büsten, Geschirre mancher Art werden gefunden und für die Schaulustigen aufgestellt, wichtigere Gegenstände, wie ein Mosaik-Fußboden und dergleichen, wurden nach Wien gebracht. Die ehemalige Johannsvorstadt von Salzburg erlitt am 16. Juli 1669 eine furchtbare Zerstörung, durch einen über ihr stehenden und auf sie herabgleitenden Berg, wobei 500 Menschen ihr Leben verloren. Die Nachgrabungsversuche an dieser Stelle sind sehr unbedeutend geblieben.

Salzburg war das reichste unter allen süddeutschen geistlichen Hochstiftern; es wurde 1802 säcularisirt, in ein weltliches Kurfürstenthum verwandelt und dem Erzherzoge Ferdinand als Entschädigung für Toskana gegeben, 1809 erhielt Baiern dasselbe; es ward jedoch 1814 wieder an Oesterreich abgetreten und bildet in seinem Kreise einen Theil des Kaiserthums.

Das Städtchen Hallein in diesem Kreise ist nicht bedeutend, es hat kaum 350 Häuser und etwas über 5.000 Einwohner, welche größtentheils von der Salzbereitung aus dem Thürnberg leben, doch nebenbei auch Stecknadeln, Strümpfe, grobe Leinwand und einige schlechte chemische Waaren verfertigen. Das Soolenbad zieht nur wenig Fremde an den Ort, dagegen ist die Umgebung wegen ihrer Schönheit wohl bemerkenswerth; auch zwei Wasserfälle, des Bergbaches und des Adlerbaches, wird man mit Entzücken sehen; auf dem Thürnberg, nächst Hallein, steht eine Wallfahrtskapelle aus rothem polirtem Marmor erbaut.

Radstadt. Die dritte Stadt dieses Viertels hat an 1.000 Einwohner, welche mit Holz und Vieh handeln. Woher diese Stadt die getreue heißt, ist zweifelhaft. Viele Märkte haben eine stärkere Bewohnerzahl als diese Stadt. Bemerkenswerth ist, wegen des dabei befindlichen Passes Lueg, der Markt Golting am rechten Ufer der Salzach. Der Paß hat nur durch die Natur noch einige Festigkeit, denn die zwei Invaliden, welche dort hausen, werden ihn schwerlich gegen einen Postilion vertheidigen; doch ist er so enge, daß kaum ein Frachtwagen die Stadt passiren kann, und durch tausend Fuß hohe, schroffe Felsenwände begränzt, auf denen kein Gräschen Wurzel fassen kann.

In jener Gegend liegt auch das Bad Gastein, berühmt durch seine romantische Schönheiten, wie durch seine wohlthätigen heißen Quellen. In früherer Zeit hat Blumauer arg darüber losgezogen, seitdem die norddeutschen Aerzte es jedoch Gichtkranken und an alten Wunden leidenden Kriegern häufig empfohlen haben, ist für seine Ausschmückung viel gethan worden. Einzelne Schlösser sind in dieser Gebirgsgegend viele auf den reizendsten Punkten zerstreut. Zwei kaiserliche Lustschlösser (früher andern Herren gehörig) liegen bei Salzburg, Kleßheim — auf der Ebene nach Baiern zu gelegen, und nebst den ausgedehnten Fasanerien, Gärten, Treibhäusern, Parks u. s. w. von einer Mauer umgeben — und das freundliche Hellbrunn, auch mit einem großen Garten, reicher Bewässerung durch Quellen, denen das Schloß seinen Namen verdankt, und überdieß noch mit künstlichen Wasserwerken versehen, eine Neptunsgrotte, worin mittelst fünftausend Röhren ein künstlicher Regen hervorgebracht werden kann, in welchem sich, bei günstigem Stande der Sonne, der schönste Regenbogen im Kleinen bildet. Auch ein steinernes, von der

Natur gebildetes, durch den Meißel nur wenig vervollkommnetes Theater liegt bei diesem Lustschlosse; es wurden daselbst mehrmals Vorstellungen gegeben.

In dem gewerbthätigen Pinzgaue liegt ein Dorf, welches von den Bewohnern die Eisenstadt genannt wird (welches aber Dienten heißt), weil dort eine Menge verschiedener Eisenwerkstätten, Gießereien, Nagelschmieden, Sensenwerken, Blechwalzwerken u. s. w. stehen.

II.

Das Herzogthum Steiermark.

Das Herzogthum Steiermark.

Zunächst südlich von dem Herzogthume Oesterreich gelegen, ist Steiermark welches an Krain, Kärnthen und Ungarn grenzt. Obgleich in Ober- und Untersteiermark getheilt, ist darum das letztere nicht minder gebirgig als das erstere, wenn auch seine Berge weniger hoch sind und die Schneegränze nirgends übersteigen. Unbeschreiblich schön sind die Thäler dieses Landes, welches ein englischer Park im großartigsten Stile zu sein scheint. Kommt man von Oesterreich über das Gebirge, welches man gewöhnlich den Sömmering nennt, so öffnet sich dem entzückten Wanderer ein Thal, dessen Reize alle Beschreibung übersteigen. Es ist das Mürzthal, das bis nach Bruck an der Mur sich hinabzieht, bald breit (vom Sömmering überschaut man ein prächtiges weites Panorama, das nur durch die hohen steirischen Alpen begränzt wird), bald schmal, die mannigfaltigste Abwechslung darbietet, und besonders im Frühjahre, wenn alles Laub noch frisch und grün ist, wenn die Früchte des schönsten Nadelbaumes, der Lärchentanne, noch durchsichtig wie purpurrothe Beeren und der Sonne Schimmer voll unendlichen Reizes ist. Jede Biegung der sich längs der Mürz hinschlängelnden Chaussee öffnet wieder eine neue überraschende Ansicht; zu beiden Seiten des Thales sieht man alte Burgen, Bergschlösser auf den Gipfeln der Felsen, Herrschaftshäuser am Fuße der Höhen, in blühenden Gärten, in üppigen Wiesen, mit ihren freundlichen, weißen Mauern herüberwinken, sieht man Ruinen von Hunderten solcher nicht mehr bewohnten Rittersitze sich langsam dem Verfalle nähern, sieht man freundliche Dörfer und heitere Städtchen mit Heiligenbildern an allen Häusern, vor allen Thoren; sieht man Wallfahrtskirchen auf allen Bergen die lebensfrohen Menschen zur Frömmigkeit und zum erhöhten Lebensgenusse einladen, bis die rauschende Mur die kleine Mürz verschlingt, und nun das Thal breiter wird, die Berge

sich abflachen, aber die Gegend an Heiterkeit und Anmuth nicht verliert, sondern Dorf an Dorf in den ausgedehnteren Gauen sich drängt, prächtige Herrschaftssitze sich erheben, mitunter noch in etwas alterthümlicher Pracht, mit Hainbuchenhecken, Piramiden; Blumentöpfen, Orangenbäumen, aus Taxus durch des Gärtners künstliche Scheere geschnitten, doch stets freundlich, heiter, dem Fremden wie dem Einheimischen zum gemeinschaftlichen Genusse geöffnet.

Die Mur führt zur Hauptstadt Gräz, das in einer wellenförmig gehobenen Gegend, umgeben von Bergen und Hügeln, höchst reizend liegt, und deßhalb und um seiner schönen Bewohnerinnen willen, nicht bloß von einem galanten Franzosen, sondern von der ganzen Welt la ville des graces, sur la fleuve de la mour (Gräz an der Mur) genannt zu werden verdient.

Diese herrliche Abwechslung von Berg und Thal, freien Ebenen und Hochgebirgen, gibt dem Lande Steiermark etwas so eigenthümlich Schönes, daß Tirol und die Schweiz es nicht zu überbieten vermägen; denn jene himmelansteigenden Riesen, jene Eispfeiler findet man hier auch; nicht aber findet man in der Schweiz und in Tirol so viele Flüsse, so herrliche Getraideflächen, so viele Fernsichten, als hier, wo man nur einen Hügel von 1.500 Fuß zu ersteigen braucht, um zehn, zwölf und mehr Meilen, ja nach Ungarn zu beinahe das Doppelte, zu übersehen. Von Gräz mehr südlich rücken die Bergspitzen, welche das Land von Ungarn scheiden, mit den Ausläufern aus Obersteiermark, näher zusammen und verengen das Thal allmälig, bis man die Mur verläßt, und über den Platsch, einen Hochpaß, welcher jetzt umgangen ist, indem man die Straße an seinem Fuße fortführte, in das Draugebiet gelangt.

Hat man diesen raschen, mächtigen Gebirgsstrom überschritten, so findet man sich auf einer großen unabsehbaren Ebene, welche sich tief nach Ungarn und Siebenbürgen ganz ununterbrochen erstreckt, während auf der Westseite die hohen Berge des Bacher nahe herantreten. Hier geht es weiter südlich nach Kärnthen und Krain, und man gelangt bald in das wunderliebliche Cillythal; überschaut man aber die scheinbar ganz flache Gegend von der Anhöhe über Windisch Feistritz, so sieht man, daß Alles, so weit das Auge trägt, und bis es in nebelgrauer Ferne im Horizonte versinkt, sanft wellenförmiges Land ist, das die Ausläufer der steirischen, Kärnthner- und Krainergebirge hügelig machen.

Geht man an der Drau aufwärts von Marburg nach Klagenfurth, so findet man sich wieder in ein romantisches Thal eingeschlossen, das nach einigen Stunden Weges kaum genug Platz läßt, um die Straße neben dem wilden, Strudel und Wirbel bildenden, Waldstrome aufzuneh-

men, noch enger wird das Thal, wenn man von der Poststation St. Oswald, ein Paar Meilen von Marburg seitwärts, in das Gebirge steigt, nach einem Marktflecken Kappel (Kapelle), der nichts als eine Kirche, ein großes Pfarrhaus und ein noch größeres Wirthshaus umfaßt, wozu jedoch mehre hundert sogenannte Einöden gehören und woselbst große Märkte gehalten werden. Von hier, obgleich die Höhe kaum 1.500 Fuß beträgt, sieht man bis nach Graz, und kann die Fenster in den Häusern zählen, wenn man ein einigermaaßen gutes Fernrohr hat, ja hinter Graz erblickt man bei heiterem Wetter die ferne stehenden Gebirge und vielleicht gar den Schneeberg bei Wienerisch-Neustadt, wenn nicht der Sömmering denselben verdeckt, und dieser es ist, der von den Leuten dort für den Schneeberg gehalten wird. Die Entfernung von 16 Meilen ist in keinem Falle so groß, daß der Bogen, den die Erde bildet, ihn verbergen könnte.

Die bedeutenden Höhen von Obersteiermark machen dies Land rauher als sein südlicher Theil ist, so daß dort 3.000 Fuß die Baumgränze, und von da bis 8.000 Fuß die Alpregion ist, höher hinauf liegt Alles in ewigem Eise begraben. In Untersteiermark dagegen ist die Baumgränze 4.500 Fuß; dort erst fangen die Spitzen der alten Tannen und Fichten an sich dürr zu zeigen, und nun erst geht das Gebirge in die Region des Krummholzes über, das noch von vielen hochstämmigen Bäumen überschattet wird, so daß, da die Gebirge von Untersteiermark die Höhe von 6.000 Fuß beinahe nicht übersteigen, die sogenannte Alpregion, die Gegend, auf welcher die Bauern während des Sommers ihr Vieh grasen, sich von den duftigen Alpkräutern nähren lassen, — bis auf wenige Ausnahmen beinahe ganz verloren geht.

Der Karakter des Landes ist, wie wir hier sehen, durchaus gebirgig, nur ist der nördliche Theil Hochgebirge, der südliche mittleres. Den mittleren Theil des Landes, von den Hochgebirgen oder Taurn, die aus dem Salzburgischen übertreten, angefangen, nehmen die Hochalpen ein, welche sich bis über die Mur, und von der krainschen Gränze bis gegen Cilli und Pettau erstrecken. Je weiter östlich, desto mehr verlieren sie den Karakter der Urformation, die steilen, senkrechten Wände sind mit Gerölle und fruchtbarer Erde bedeckt. Im Norden dieser Zentralkette, von Radstadt im Salzburgischen bis Oedenburg in Ungarn, zieht eine Kette von Kalkalpen, reich an Erzen und daher auch der Sitz der mehrsten Bergwerke; südlich, zwischen der Drau und der Sau, drängt sich ein anderes Gebirge ein, das, wie das Ende desselben, das Bachergebirge, zur Gneusformation gehört, und in seinem Schooße einen eben so großen Mineralienreichthum verbirgt, als der nördliche Zug, nur viel zu wenig darauf bebaut wird, oder, da wo es geschieht, mit so wenig

Sachkenntniß, daß die reichsten Bleigruben, oder die trefflichen Eisenwerke, wie die von St. Lorenzen, kaum die Bauungskosten tragen, oder gar eingehen, wie es mit den letztgenannten und vielen andern geschehen ist, weil sie nur Schwefelkies liefern, und dieses schlechtes Eisen geben soll, da doch bei vernünftiger Behandlung das trefflichste Eisen gewonnen werden kann, um so mehr, als die Waldungen das beste Feuermaterial hergeben, weit besser als die Steinkohlen der Engländer, welche denn doch mit diesem aus Schwefelkies ein weiches Guß- und Schmiedeeisen, einen trefflichen Guß- und Zementstahl bereiten.

Die Kalkberge sind hier, wie überall, sehr reich an Höhlen und eben so reich an Quellen, welche an manchen Orten in ungewöhnlicher Mächtigkeit zu Tage kommen, an andern Orten zwar kleiner, doch in solcher Menge erscheinen, daß sie schon nach kurzem Laufe bedeutende Bäche bilden und Mühlen reihenweise treiben. Mühlen, die hier einer weit größern Wasserkraft bedürfen, als an tausend andern Orten und Ländern, indem man nicht zehn und zwanzig Fuß Durchmesser haltende Räder, sondern sogenannte Quirl von 1½, höchstens von 2 Fuß Durchmesser baut, welche sich mit unglaublicher Geschwindigkeit umwälzen und dadurch die ganze Maschinerie der Mühle höchst vereinfachen, aber auch ein starkes Wasser und ein starkes Gefälle für dieselben bedürfen.

Die Bächlein sammeln sich zu Flüssen und diese zu reißenden Strömen, wie die Drau, die Mur, die Sau, welche alle der Donau zueilen und sie von dem rechten Ufer her bedeutend verstärken. Sie sind oft mächtigen Anschwellungen ausgesetzt; denn, obschon sie mit ungemeiner Schnelligkeit dahinfliegen, verengen sie doch die Gewässer, welche nach lange anhaltendem Regen ihnen zuströmen, nicht ohne zehn, ja fünfzehn und zwanzig Fuß über ihren mittlern Wasserstand zu steigen. Wegen ihrer Geschwindigkeit sind sie wenig oder gar nicht von Bedeutung für den Handel, man kann ihnen kein Schiff anvertrauen, ihr Bette ist höchst ungleich, felsig, zackig, bei jedem Wasserstande ändern sich die Tiefen, daher befährt man sie nur mit sogenannten Platten, viereckige Fahrzeuge, grob aus unbehobelten Brettern und krumm behauenen jungen Bäumen zusammengesetzt, mit hölzernen Nägeln verbunden. Diese Fahrzeuge werden mit Brettern beladen, deren man in den Wäldern unzählige schneidet, den Baum fällend in der Frühjahrszeit, wenn sich die Rinde leicht von dem Stamme löst, ihn im Walde schälend, und so nach der überall nur eine Viertel-, höchstens eine halbe Stunde entfernten Sägemühle bringend, und frisch zerschneidend, worauf noch frisch die Bretter verhandelt und von den Ankäufern in den beschriebenen Platten nach der Türkei, dem einzigen Absatzwege für diesen einzigen Handelsartikel, geschafft werden. Die Platten haben immer eine starke Bemannung, welche nöthig ist, um

sie über die gefährlichen Stellen hinüber zu rudern. An Ort und Stelle (Semlin und Belgrad) angelangt, werden die Bretter gegen baares Geld verkauft, die Schiffe aus einander geschlagen, und gleichfalls zu Geld gemacht, die Bemannung des Schiffes aber kehrt zu Lande, meistens zu Fuß, nach der Heimath zurück. Gewöhnlich halten sich bei der Heimreise mehre Schiffsgesellschaften zusammen, weil es höchst gefährlich ist, durch Ungarn zu reisen, woselbst jeder Schaf- und Pferdehirt ein Räuber ist, der sich gar kein Gewissen daraus macht, drei, vier Menschen um zweier Dukaten willen todtzuschlagen.

An großen Seen ist trotz der außerordentlich starken Bewässerung Steiermark doch arm, weil das Wasser in der Regel schnell Abfluß findet; doch gibt es eine Menge kleiner Gebirgsseen, von 300 bis 1000 Joch oder Morgen, welche gewöhnlich höchst malerisch gelegen sind, wie der von Aussee, der Erlassee, der Leopoldsteinersee und dreißig bis vierzig andere, die zum Theil nur den Jägern und Alphirten bekannt sind, entweder Bächen den Ursprung geben, oder durch Bäche entstehen, welche Tiefthäler, Felsenkessel ausfüllen, und welche sich häufig in den schönsten Kaskaden in die Seen ergießen oder aus denselben abfließen, so malerische Schönheiten bildend, daß es wahrhaft thöricht ist, um der schönen Szenerien willen nach Italien oder nach England zu gehen, welche beide von der reichen, herrlichen, romantischen Natur der Steyermark oder der Schweiz so weit übertroffen werden, wie alle Nachbilder der Peterskirche in Rom von ihrem Vorbilde. Die Menschen sind freilich in diesem schönen Lande nicht so romantisch, die Frauen nicht so reizend als dort, dafür hat man aber auch keine Dolche und keine Bravo's.

An Mineralquellen hat Steiermark einen großen Ueberfluß, einige sechszig sind bekannt und werden als Trinkwasser zur Verdünnung des Weins benützt, und sind im Lande so häufig und so gleich vertheilt, daß man während des Sommers in jedem Wirthshause zu einem Schoppen Wein eine Flasche Sauerwasser, ein großes Glas und eine Art Quirk, der Scheibe ähnlich, welche durchlöchert im Butterfaß auf- und abläuft, bekommt, um durch das Aufrühren die Mischung so zum Schäumen, zur Entwicklung der Kohlensäure zu bringen. Rohitsch, Gleichenberg, Einöd, Neuhaus, Salzleiten, Serkau sind die bekanntesten, doch werden sie als Gesundbrunnen oder Bäder nur wenig und nur von der Nachbarschaft besucht und haben keinen Ruf im Auslande.

Das Klima wird in einem so gebirgigen Lande wie Steiermark unmöglich allgemein bestimmt werden können, je nach der Lage jedes Ortes wird dasselbe verschieden sein; Marburg ist wärmer alg Gräz, dieses wärmer als Bruck an der Mur und Mürzzuschlag ist noch weniger warm. Dieses letztere, obwohl alle in dem nämlichen Thale

(dem Mur- und Mürzthale) liegen, hat eine Höhe von 1.939 Fuß über dem Meere, während Bruck nur 1.339 (was schon über einen Grad mittlerer Temperatur Unterschied macht) und Gräz nur 1.200 Fuß hat. Viel auffallender aber muß dieses noch für die höheren Gegenden sein, wie der Marktflecken Vordernberg 2.520 Fuß, Kraukendorf 2.765, Eisenerz 4.571 u. s. w., bis zu der Höhe von 5.000 Fuß, woselbst man noch Wohnungen, sogenannte Einöden, und bis zur Höhe von 3.500 Fuß, wo man gar noch Dörfer findet. Darum ist auch die mittlere Temperatur in Gräz sieben Grad und acht Zehntel, zu Murau aber 5° 8'; beide Orte liegen fast unter gleicher geografischer Breite, das letztere Oertchen aber, obwohl im Thale, doch hoch im Gebirge, nicht ferne vom Ursprunge der Mur, da hingegen Gräz in einer schönen, heitern, öffenenen Fläche, geschützt, nicht eingeengt von Bergen, sehr viel niedriger liegt.

Merkwürdig ist, welch einen Unterschied die Länge des längsten Tags hervorbringt. Es ist bekannt, daß, je weiter man sich vom Aequator entfernt, je mehr die Dauer der Sommertage (und der Winternächte) zunimmt, bis unter den Polarkreisen dieselben die Länge von 24 Stunden, ja zuletzt von drei und an dem Pole von sechs Monaten erreichen. Nun liegt die Spitze des botnischen Meerbusens nahe bei dieser Gränze, und in Tornea, woselbst der längste Tag 24 Stunden hat, wachsen halbjährige Pflanzen, welche weit südlicher, in Oesterreich, ja in Italien, nicht fortkommen und eigentliche Tropenpflanzen sind, denn die Wärme des Sommers ist bei der außerordentlichen Länge der Tage und bei der Kürze, ja theilweisen Abwesenheit der Nächte so groß, wie sie in Italien und Sizilien nicht ist.

Wenn auch nicht so auffallend, so doch nicht minder bedeutend, ist diese Erscheinung schon für die Gränze von Deutschland. In Berlin unter dem 52. Grade nördlicher Breite ist der länste Tag 17 Stunden, in Gräz 15½, dies hat zur Folge, daß, obwohl Gräz fünf volle Grad südlicher liegt, doch alle Feldfrüchte später reifen, als in der Mark und in Sachsen und am Harze, und daß überhaupt die Obstgattungen, die Gemüse dort weder edler, besser, noch früher genießbar sind als im Norden, wozu freilich auch der Umstand noch beiträgt, daß vermöge der Nähe der See und der niedrigeren Lage, die Winter dort milder sind, als viele südlich in den Gebirgsgegenden, woselbst sehr häufig durch die ungeheuern Schneemassen, welche drei — vier Monate lang liegen bleiben, alle Kommunikation der kleinen Orte unter sich, ja der großen Städte mit einander, wenigstens auf acht bis vierzehn Tage (bis durch zahllose Arbeiter die Wege wieder gebahnt sind) völlig aufgehoben ist, so daß auch die Posten während dieser Zeit ausbleiben, was denn doch im Norden von Deutschland ganz unerhört ist, woselbst man sogar die Bahn-

schlitten, die in Süddeutschland in jedem Orte anzutreffen, gar nicht kennt, woselbst auch solche Unglücksfälle mit dem Verschneien einzelner Personen und ganzer Gesellschaften nie vorkommen, während diese Erscheinungen sich in Steiermark alljährlich wiederholen, derart, daß sie Niemand mehr auffallen, und schon eine Begebenheit, wie die im Jahre 1827 vorgefallene, den Leuten zu Ohren kommen muß, wenn sie nur auffallen soll. Damals, im Januar des genannten Jahres, waren sechsundzwanzig Kinder beiderlei Geschlechts nach einem zwei Stunden entfernten Dorfe, wie gewöhnlich zur Schule gegangen. Als sie heimkehrten, fiel starker Schnee, dichter, immer dichter, so daß sie kaum den Weg zu sehen vermochten; sie stellten sich paarweise und gingen so fort, eine Prozession bildend. Nach mehr als drei Stunden Marsch waren ihre Kräfte erschöpft und sie mochten wohl beschlossen haben, ein wenig zu ruhen — kurz, sie kamen nicht heim. Die Eltern waren nicht eben besorgt, sie dachten, der Schulmeister werde sie wohl zurückgehalten haben. In der Nacht war so tiefer Schnee gefallen, daß für's Erste an eine Kommunikation zwischen dem Filial- und dem Pfarrdorfe nicht zu denken war, und als nach einer Woche die Bahn wieder eröffnet worden, hörten die Aeltern mit Entsetzen, daß ihre Kinder an jenem Unglückstage, an welchem sie dieselben zum letzten Male gesehen, nicht im Pfarrdorfe geblieben, sondern gegen Abend zur gewöhnlichen Stunde fortgegangen waren. Man suchte in der ganzen Umgegend lange vergeblich, bis im Februar der Südwind den hohen Schnee schmolz und man dann alle sechsundzwanzig Kinder, beinahe eine Stunde hinter ihrem Dorfe, an welchem sie, in dem dichten Schneegestöber den Weg verfehlend, vorbeigegangen waren, sitzend, noch nicht von der Verwesung angegriffen, fand; sie hatten eine Prozession, die Kleinsten vorangehend, gebildet, waren so in zwei Reihen sitzen geblieben und vom Schlafe und von seinem ernsten Bruder, dem Tode, überfallen.

Solche Beispiele findet man im Norden nicht, wo der Schnee, außer in hohen Gebirgsgegenden, wie in Schlesien, niemals fünf — sechs Fuß hoch fällt, meistens eine Decke von sechs bis acht Zoll die Erde schützt vor dem Eindringen des Frostes, dagegen in Steiermark die genannten Höhen durchaus nichts Ungewöhnliches sind und erst zwölf Fuß oder mehr Befremden erregt. Eine besondere Unannehmlichkeit des Klima's dieser Gegenden beruht in dem heftigen Wechsel von rauher Kälte und plötzlicher Schwüle.

Nicht selten fällt Schnee schon im September, ein unvermuthet eintretender Südwind schmilzt denselben weg, gleich darauf fällt wieder Schnee, haushoch — bleibt jedoch auch nicht länger, und so geht es bis in den November fort, wo dann gewöhnlich schon mit Anfang dieses

Monats Alles sich mit einem weißen Grabtuche überzieht, und bis zum März, auf den Bergen aber bis zu Ende des Mai, liegen bleibt, wogegen im ganzen Norden von Deutschland, bis Polen hin, im Dezember noch die Bäume verpflanzt, am Ende des November die Aecker noch umgebrochen, und die Viehheerden bis gegen Weihnachten auf die Waiden (auf den abgemähten Wiesen) getrieben werden.

Nicht minder empfindlich sind die Nachtfröste am Amfange und am Ende des Sommers, und die kalten Nächte überhaupt, welche den Genuß der schönen Natur dieses Landes sehr verkümmern. Bis spät in die Nacht im Freien zu bleiben, wie man dieses im Norden bei jeder Landparthie zu thun pflegt, fällt Niemand ein, und, ist voraus zu sehen, daß eine solche kleine Reise — ein Spaziergang — sich bis nach Sonnenuntergang verlängern könnte, so ist gewiß, daß selbst im Juni und Juli jede Dame mit einem großen Schawl versehen, oder sie läßt sich Mantel und Tücher nachschicken. Die entzückenden sommerlauen Nächte bei höchster Klarheit des Himmels, bei blendendem, Alles versilberndem Mondschein, wie sie die Monate Juni bis September in der Hälfte von Deutschland, welche jenseits des fünfzigsten Grades liegt, fast ununterbrochen darbieten, sind im ganzen Süden unbekannt, darum auch wenig Sinn für die reinen Naturschönheiten, wenn sie nicht durch andere Genüsse gewürzt sind, und man kann wohl, ohne dem Oesterreicher im Allgemeinen und dem Steiermarker insbesondere, zu sehr zu schmeicheln, behaupten, daß sein Sinn selten auf etwas reelles gerichtet ist, als einen guten Kapaun oder eine Poularde mit Endiviensalat, behaupten, daß er sich mit Alotriis wie poetischen Vergnügungen (ohne compakten Hinterhalt), als da sind Abendpromenaden, schwärmerische Träume von dem Raum „der in der kleinsten Hütte sei für ein glücklich liebend Paar" — niemals abgeben, auch muß ich in der That gestehen, daß ich außer Stande sei, mir einen Steiermarker auf einer blumigen Wiese neben seiner Geliebten ruhend, mit ihr freundlich kosend, vorzustellen. Ich habe sie niemals anders als auf dem Wege von Hause nach dem Wirthshause oder von diesem heimkehrend bemerkt, denn alle Spaziergänge müssen ein Wirthshaus zum Ziele haben.

Diese ungünstigen Witterungsverhältnisse haben noch manchen Nachtheil: so ist z. B. entschieden, daß nicht leicht irgendwo so viele Gichtkranke zu finden sind, als eben in Steiermark, was man wohl mit Recht dem stürmischen Wechsel von Wärme und Kälte zuzuschreiben hat. Die Naturerzeugnisse, welche südlichen Gegenden angehören, als der Mais (Kukeruz, Türken-, Welschkorn), ferner Melonen, Weintrauben reifen häufig nur unvollkommen, der Mais muß so wie in Norddeutschland an den Kolbenfelgen zusammengebunden und auf trockene Böden oder an die

Sommerseite der Häuser gehängt werden, um nachzureifen, weil er am Stengel nicht die nöthige Härte bekommt. Alle Obstgattungen werden zu frühe abgenommen, weil man Fröste fürchtet, welche den Früchten schaden könnten, daher man dort, wie überhaupt im ganzen südlichen Deutschlande, keine für die Norddeutschen genießbaren Aepfel und Birnen erhält. Das häufige Bereiten des Mostes aus Obst hindert auch die Kultur desselben, da der Bauer nur Sorten zieht, welche viel tragen, keine feinen schmackhaften brauchen kann, weil sie, wenn auch bei weitem besseren Zider (der französische übertrifft an Feuer und Geschmack viele süddeutschen Weine, da er von reifem Obste trefflicher Sorten gewonnen wird), so doch nicht so viele Eimer liefern, und der Bauer viel, viel haben will, lieber drei Schoppen des abscheulichsten Krätzers trinkt, als zwei des besten Weines. Dieß ist auch die Ursache, warum der Weinbau in jenen Gegenden so auffallend vernachläßigt ist; es werden nicht Sorten gewählt, die frühe reifen, was für Deutschland eine wesentliche Bedingung ist, sondern solche, die große und viele saftreiche Trauben geben. Diese mögen nun reif sein oder nicht, sobald die Keltern durch die Zehentpächter oder sonst Berechtigte geöffnet werden, beginnt die Lese, und die Menge, nicht der Zuckergehalt, bedingt Lob oder Tadel des Jahrganges; ein guter wird ihnen stets derjenige sein, an welchem sie so oder so viel Eimer mehr erzielten, als in einem andern Jahre.

Bei allem diesem hat der Bauer des flachen Landes offenbar viel vor dem Bergbewohner voraus; in dem südöstlichen Theile von Steiermark, wo das sanft wellenförmige Land beginnt, wo die Berge nur im Norden und Nordwesten sich hinziehen, den rauhen Winden mächtige hohe Dämme entgegen setzend, da hat der Landmann zwei Aerndten in jedem Jahre. Das bald gezeitigte Winter-Getraide wird anfangs August (in Norddeuschtland Mitte Juli) geschnitten und nun sogleich das Stoppelfeld gepflügt und mit einer Getraide-Gattung, die man dort Haiden, in Norddeutschland Buchwaitzen nennt, und die in Würtemberg und Baiern ganz unbekannt ist, besät. Diese wächst bald und freudig empor, die saftreichen Stengel tragen herzförmige Blätter vom frischesten Grün und nach einem Monate sieht man die Felder alle im schönsten Rosa prangen, das sind die spiralförmigen Blüthen, welche auf dem Gipfel der Pflanze, alles darunter stehende Laub verbergend und den anmuthigen Gegenden ein zauberisches Ansehen geben, so malerisch schön und doch so mährchenhaft fremd, daß ein Maler wohl schwerlich wagen dürfte ein Gemälde mit solchen Buchwaitzenfeldern zum Gegenstande eines Landschafts-Gemäldes zu wählen, weil ihm Niemand glauben würde, daß so etwas existiren kann. Höchst anmuthig ist überdieß die mannigfaltige Vertheilung der angebauten Gewächse, da der Grundbesitz nicht groß ist, weil

Berge und Waldungen außerordentlich viel Platz wegnehmen, muß jeder Bauer sein Plätzchen Erde bestmöglichst benützen, darum sind alle Felder mit Welschkorn oder türkischem Waizen eingefaßt, an welchem sich blühende Bohnen empor ranken. Die Felder, welche ihnen Grünkohl oder Weißkohl tragen, sind in den Zwischenräumen mit Kartoffeln oder Rüben besetzt, so daß neben einer Pflanze, welche ihre Frucht über dem Boden trägt, eine andere steht, von der man hauptsächlich die Wurzel benützt. Die Zäune, die Hecken sind mit Kürbis und Gurken beflanzt, kleine Stückchen Feld sind mit farbigem Mohn besäet, und bieten dem Landmanne das nöthige Speiseöl (Brennöl braucht er nicht, man brennt Winters zur Beleuchtung Kiehnspäne), wozu auch der Kern der Sonnenblume benützt wird. Dennoch fehlt es ganz an rationeller Bewirthschaftung des Landes; Farb- und Futterkräuter werden einentheils gar nicht, anderntheils viel zu wenig gebaut. Nur an einzelnen Stellen, wo, wie im Kranichsfelde bei Marburg, auf einem großen ausgedehnten Gute, ein norddeutscher Landwirth haust, sieht man, was sich aus dem Lande machen läßt; er hat aber freilich die Kosten nicht gescheut, die ihm der Bau eines großen Stalles verursachte, in welchem er alle ungarischen Bauern mit ihrem Gespann umsonst übernachten läßt, lediglich um den Dünger zu gewinnen. Er läßt Zichorien bauen und versorgt den größten Theil der Umgegend damit; er kultivirt den Wein nach vernünftigen Grundsätzen, er baut Klee, Reps, Krapp, Kardendisteln — lauter Gegenstände, die mehr eintragen als Hafer und Gerste, was jedoch der gemeine Mann nicht glaubt, da er vom Priester, der ihn gerne in seiner Dummheit erhalten möchte, von einem so sündlichen Beginnen, als die Einführung dieser Neuerungen ist, abgehalten wird.

Der Wieswachs ist ziemlich gering, das Heu beinahe zur Hälfte saures Heu, welches das Vieh nicht gerne frißt, und welches ihm auch schädlich ist. So gering aber wie Blumenbach die Heugewinnung angibt, kann sie unmöglich sein; er sagt, von **436.948** Joch Wiesen, **3.294** Teichgründen und **588.369** Joch Hütwaiden gewinne man im Durchschnitt **306.022** ½ Zentner süßes Heu, **153.207** ½ Zentner saures Heu und **1.023.797** ½ Zentner Grummet. Erstens muß das Grummet mehr als $^{2}/_{11}$ des Heues betragen, es wächst zwar nicht so hoch, doch viel dichter als der erste Schnitt; ferner ist es ganz unmöglich, daß die in der Regel fleißig bewässerten Wiesen nicht mehr als fünf Zentner Heu und Grummet abwerfen, **50** Zentner bei guten und **30** bei mittleren Wiesen kann man durchschnittlich annehmen.

Das Hauptprodukt des Pflanzenreichs für dieses Land ist das Holz; alle Gebirge sind dicht damit bewachsen, man nimmt zwar hier und dort ungeheure Schläge wahr, welche **3** bis **4.000** Morgen (Joch) groß sind,

und welche eine schreckliche Holzverwüstung zu bekunden scheinen; wie es denn auch nicht anders ist, da dasselbe zu Kohlenbrennereien und Potaschensiedereien zu vergeuden zweifelsohne die schlechteste Art ist es zu verwerthen, da ferner die Veräußerung großer Strecken auf den Abtrieb (d. h. mit der Bedingung es in einer gewissen Zeit schlagen und verbrauchen zu dürfen) an Eisenhütten, an Glasfabriken gleichfalls nicht das beste ist, was man thun kann; dennoch sind diese hundert und aber hunderttausend Joch, welche bereits verwüstet sind, nichts im Vergliche mit den Massen, welche noch stehen geblieben, und bei einer vernünftigen Bewirthschaftung der Gehölze könnte niemals, auch wenn die Bevölkerung von Steiermark sich vervierfachte, Holzmangel entstehen. Allein freilich ist an eine solche vernünftige Bewirthschaftung nicht zu denken; die Wälder sind größtentheils Privat-Eigenthum der Bauern, deren Häusern (Einöden) zunächst sie liegen. Diese theilen ihren Wald nicht in Schläge, sondern sie suchen aus dem ganzen Raume, der ihnen gehört, Jahr für Jahr die besten Stämme aus, fällen dieselben und bringen sie zu ihrer Sägmühle, oder brennen Kohlen daraus, oder verkaufen sie an andere Personen zu sehr billigen Preisen auf den Stämmen (auf dem Stock, wie man in Oesterreich sagt); das Fallen nun schlägt jährlich tausende von schönen jungen Bäumen nieder, bricht ihre Wipfel, verkrüppelt sie, — es fehlt also an Nachwuchs und auch an Sorge für den Nachwuchs, den von Besaamen ist gar keine Rede, selbst die abgestockten Flächen, welche Glas- oder Eisenhütten dienten, die nun aus Holzmangel eingegangen sind, weil es ihnen bequemer und wohlfeiler war, sich mit sammt ihren Geräthschaften an einen andern Ort zu begeben, als das Holz ein paar tausend Schritte weiter zu holen — bleiben mit den Wurzeln stehen, die Niemand auszurotten begehrt, bleiben mit Waldunkraut, mit Brombeeren, Tollkirschen, Stechapfeln und riesigen Schwämmen überwachsen, ohne jemals wieder Wald zu werden.

Dieß hat natürlich zur Folge, daß an den zugänglichen Stellen das Nutzholz schon selten zu werden beginnt, und Stämme von 3 Fuß Durchmesser nicht mehr gefunden werden. Weiter hinauf in den Gebirgen fehlt es daran freilich nicht, allein diese sind nicht praktikabel, es fehlt an Wegen um sie herunter zu schaffen. So lange man nicht durch ein allgemeines Forstgesetz die Bauern nöthigt, ihre, in der Regel mehre tausend Morgen große Waldungen, gehörig in Schläge zu theilen, und so vernünftig zu bewirthschaften, ist an eine Aenderung nicht zu denken. Sie würden zwar sagen, daß ihnen ein beträchtlicher Schaden daraus erwachse, allein dieses ist nur in der Einbildung der Fall, der Nutzen ist evident, indem kein Baum ihnen geraubt wird, und man sie nur hindert sich selbst einer beträchtlichen Erwerbsquelle zu berauben. Sind sie 10 Jahre

lang an das Gesetz gebunden gewesen, so gibt ihnen der ersichtliche Gewinn, den sie aus der Lichtung ihrer frühesten Schonungen zu Bohnenstecken und später zu Hopfenstangen erhalten, schon eine handgreifliche Aufklärung über den Nutzen den sie haben, und von denen die Nachkommen die schönsten Schläge mit lauter gleich altem und gleich starkem Stangenholze haben (welches letztere allein durch geschlossene Schonungen erzielt wird), und auch jährlich auf jedem einzelnen Schlage doppelt so viel Holz gewinnen, als sie früher mit Mühe aus dem ganzen Walde zusammen fahren konnten; dann würden nicht, wie es jetzt geschieht, die zu dicken Stämme vermodern, von Winden umgebrochen junge Bäumchen hundertweise niederschlagen, dem Unkraute Nahrung geben und die nachkommenden Generationen hemmen, weil man sie gar nicht zu solcher Größe gelangen läßt, dann würde man aus den Aesten und Wipfeln genug Kohlen, aus dem Gesträuche genug Asche zur Kaligewinnung (Kalzinirung) erhalten, und brauchte nicht die ungeheuren herrlichen Wälder zu verwüsten.

Tannen, Fichten, Föhren (seltener) vermischt mit Buchen, bilden die Haupt-Waldungen, auf den Höhen findet man die herrlichsten Lärchenbäume, die besonders zum Brückenbau gesucht, und deshalb bei gehöriger Stärke mit 70 bis 90 fl. per Stamm bezahlt werden. Unter-Steiermark hat im Flachlande von Buchen und Birken ganze Wälder und Linden genug, um den Bienen reichliche Nahrung zu geben. Von Farbehölzern ist nur eines in Oesterreich einheimisch, das Fiselholz (Rhus cotinus), welches zum Gelbfärben gebraucht wird und am linken Ufer der Sau im Cillykreise wild wächst. Rhus typhinum, der Essigbaum, wächst nur in Gärten; es wird zum Gärben verwendet. Zu gleichem Behufe sammelt man einen Auswuchs der Eichen, welchen man Knoppern nennt; er wird gebraucht, gleich den Galläpfeln (mit denen er große Aehnlichkeit hat, auch im Entstehen, da ein Insektenstich ihn hervor bringt), zum Gärben der feinsten Ledergattungen, des besten ächten Saffians und des Korduans. Leider verwendet man häufig statt, der Eichenrinde, die der Tannen und Fichten zum Gärben des ordinären Leders, wodurch dieses schlecht und brüchig wird.

Die Produkte des Thierreichs sind nicht sehr mannigfaltig; es ist das gewöhnliche Heerdenvieh, das selten von guter Raçe ist, und das bei weitem nicht so nutzbar gemacht wird, als es wohl werden könnte, so z. B. weiß man in Steiermark und fast in ganz Oesterreich nichts davon, daß man Schafe melken kann, daß diese eine vortreffliche fette Milch geben, und daß man aus derselben höchst schmackhaften Käse bereiten kann. Wo ich dieses erzählte, hatte man — wenn man höflich war — Mühe das Lachen zu halten, und glaubte, ich wollte eine mährchenhafte

Lüge auftischen. Landleute platzten gerade heraus mit dem Lachen, glaubten zwar nicht, daß ich ihnen etwas aufbinden wollte, dankten aber Kristus und allen Heiligen, „daß sie nicht in dem von Gott verlassenen Lande seien, in welchem man aus Armuth und Noth gezwungen wäre, die Schafe zu melken!!"

Das Rindvieh ist nicht groß, ein Ochse von zehn Zentnern gehört schon zu den Kapitalstücken; die Kühe geben, außer auf den Alpen, wenig Milch, auch haben die armen Leute in der Regel wenig, um sie zu füttern, müssen ihnen den Abfall von ihrer, nicht sehr splendiden Tafel geben, und erhalten daher oft den ganzen Tag über nicht zwei Maaß Milch, während eine Kuh in Meklenburg, in Pommern, Preußen, Lithauen bei jedem Melken, was dreimal des Tages geschieht, 8 bis 10 Maaß Milch liefert, daher ein Tagelöhner bei Elbing, wenn er zu arm ist eine solche Schweizerkuh zu kaufen, gerne 100 Thaler Pacht zahlt, weil er aus der Milch das Sechsfache lösen kann. Solche Kühe hat man freilich selbst in der besten Alpgegend von Obersteiermark nicht.

Die Pferdezucht ist sehr vernachläßigt; in Obersteiermark werden die Pferde viel zu früh zum Bergsteigen, zum Ziehen großer Lasten, auf entsetzlich schlechten, holperigen Straßen gebraucht, sind daher dick und ungestaltet, während sie gehörig geschont, tüchtige Karrengäule abgeben könnten. In Untersteiermark, wo man mehr ebenes Land, also auch mehr Waideplätze hat, sind die Pferde etwas besser, und würden, da sie häufig mit ungarischer Rasse vermischt sind, noch weit besser sein, wenn auch hier die armen Thiere nicht schon nach kaum zurückgelegtem zweiten Jahre — von armen Bauern auch früher — eingespannt und so in ihrem Wachsthume aufgehalten, in ihrem Körperbau verkrüppelt würden. Als Beweis, daß die Pferde allgemein gut sein könnten, dient, daß die österreichische Kavallerie größtentheils durch unterösterreichische Pferde remontirt wird, die von reichen Bauern oder Gutsbesitzern gezogen und bis in's vierte Jahr als Fohlen behandelt werden.

Die Schweine sind klein, von grobfaserigem Fleische, daher auch nur jung zu essen. Einen gut geräucherten Schinken sucht man in Steiermark vergebens, gar dergleichen roh zu essen würde einem den Ruf eines Kanibalen zuziehen. Das möchte, mit Ausnahme einiger Dutzend Esel und einiger Hundert Ziegen, Alles sein, was die Viehzucht betrifft. Die übrigen Quadrupeden (das Wild nämlich) werden nicht sehr geschätzt und selten des Fleisches wegen gejagt, sondern immer nur um des Felles willen, daher man nicht vom 24. August (Bartholomäi) sondern erst vom Januar an, und dann nur höchstens während drei bis vier Wochen, Hasen bekommt, in dieser Zeit zum höchsten Ueberdrusse, während des

ganzen übrigen Jahres gar nicht. Die Hirsche schießt man, um sogenannte Gemsdecken, d. h. von Gemsenleder sein sollende Teppiche zu erhalten, welche über die Betten oder Matrazen gebreitet werden, was ein sehr gutes Lager gibt.

Die Pelzthiere werden weder gehetzt noch gefangen, man bekümmert sich um Iltis und Marder oder Füchse höchstens in so weit als sie den Hühnerställen gefährlich sind, das Pelzwerk wird wenig oder gar nicht gebraucht, man findet kaum in großen Städten Kürschner, und diese haben in ihrem ganzen Laden nichts als Schafpelze für die slavischen Frauenzimmer, von der abscheulichsten und abgeschmacktosten Form, eigentlich nur aus zwei Aermeln nebst einem schmalen Schaflederstreifen, der sie zusammenhält, bestehend, den Rücken, den Hals, den Leib, die Brust nicht im Mindesten gegen die oft bittere Kälte schützend. Schwarze Füchse, blaue Füchse, Baum- und Steinmarder, Fischottern, Biber, schwarze Katzen, graue Eichhörnchen (Grauwerk), Hamster, Kaninchen, Zobel u. s. w. sind unbekannte Dinge; man braucht als Futter statt dessen Watte, und zieht einen Frack über den wattirten Oberrock, und einen Mantel über denselben, greift jedoch nicht zu dem viel leichtern und wärmern Pelze, so sehr er auch gebraucht werden könnte, und man nimmt statt des zierenden und wärmenden Pelzbesatzes — eines wahren Schmucks — den theureren und wenig nützenden Sammt.

Die Gemsen haben sich sehr selten gemacht, und diese wenigen werden noch auf allen Seiten verfolgt, so daß sie schwerlich sich erhalten können. Bären gibt es hie und da, Wölfe sind nicht selten, noch öfter findet man Lüchse; sie werden von den Jägern wegen des guten Schußgeldes verfolgt; ein Bär gilt 40 Gulden Conventionsmünze.

Viel besser, als mit der Zucht vierfüßiger Thiere ist es mit der des Geflügels bestellt und Steiermark ist vorzugsweise seiner trefflichen Kapaunen wegen berühmt; sie werden mit türkischem Waizen gemästet, bekommen ein feines derbes Fleisch und sind in der ganzen Monarchie so bekannt, daß man nirgends, in der elendesten Dorfschenke nicht, andere als steirische Kapaunen bekommt, sollten sie auch nur von den Bauernhöfen des guten Mannes in Böhmen oder Siebenbürgen gekommen sein, und ihre Laufbahn in demselben Hause beschließen, in dem vor einem Jahre eine gutmüthige Henne ihnen das Dasein gab. Auch Gänse, mehr noch Enten, zieht man viel, da sie indessen bei lebendigem Leibe einigemal gerupft werden, ist ihr Fleisch rauh und hart, man schlachtet deßhalb auch so junge Gänse, wie junge Hühner, lange ehe sie ausgewachsen sind, weil sonst wohl schwerlich Jemand einen besondern Gefallen daran finden würde, was aber auch mit den jungen Gänsen für denjenigen der Fall ist, der des kräftigen saftreichen, von angenehmem Geschmacke durchdrun-

genen Fleisches ausgewachsener Thiere gewohnt ist. Perlhühner, Truthühner (in Oesterreich Indian) werden wenig gezogen, dagegen wird die Jagd auf Auerhahnen, die in den Gebirgen hausen, auf Birk-, Hasel- und Stepphühner, die ziemlich häufig sind, ferner auf Schnepfen und Becassinen betrieben.

Groß ist der Reichthum an Fischen; Forellen, große Lachsforellen, Sälmlinge, Hughen, Karpfen, Hechte sind in großer Menge vorhanden; die feinsten aber, die Kaulbarschen (Perca cernua), Brachsen (Ciprinus brassus), Karauschen (Ciprinus carassus), die Sander oder Zander (Perca Lucioperca), den Aal und viele andere, von denen die Seen und Flüsse des Nordens wimmeln, findet man dort nicht.

Die Einwohnerzahl von Steiermark wird sehr verschieden angegeben; es handelt sich, mittleren Schatzungen nach, um eine Million. Sie gehören hauptsächlich zweien Stämmen, dem deutschen und dem slavischen, an, welch' letzterer in Untersteiermark, um Cilli, Marburg bis Gräz vorwaltend ist, während die Deutschen, zwar auch dort in großer Menge, doch aber als ausschließliche Besitzer des Landes nur in Obersteiermark heimisch sind.

Es ist merkwürdig, daß die Landesbewohner, unter denen man wohl als einzelne Ausnahmen große und starke Leute trifft, doch in der Regel dieses nicht sind, während in den Städten fast durchgängig ein schöner Menschenschlag wohnt. Auf dem Lande ist die Hautfarbe sehr dunkel, das Haar dagegen gelblich, so daß es selten von durchgängig gleicher Farbe erscheint; die Züge sind grob, scharf gefurcht, die Wangen, selbst wenn sie mager sind, springen so hervor, daß von der Nase um die beiden Mundwinkel nach dem Kinne hin, eine kreisförmige Vertiefung entsteht, in welche der Mund zurückgedrängt ist; bei vollen Wangen sieht dieses wirklich häßlich aus, und man glaubt nicht, daß es möglich sei, einem so gestalteten Mädchen einen Kuß zu geben, weil wohl die Wangen und Nasen, nicht aber die Lippen, sich berühren können. Das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe verdirbt ferner die Form des Hauptes, ruinirt die Haare und macht die Stirne frühzeitig runzelig; allein obgleich jeder Mann und jede Frau dieß einsieht, und wenn man frägt, warum die Stirne so gefurcht, der Kopf so gedrückt und in der Mitte von Haaren entblößt, ringsum aber mit kränken oder abgestorbenen, lividen, glanzlosen Haaren spärlich bewachsen ist — zur Antwort gibt, davon, daß man Alles auf dem Kopfe trägt — so bleibt doch jeder Mann und jede Frau bei dieser unbequemen und schädlichen Art des Tragens; denn selbst die Männer erleichtern die Last, die auf ihren Schultern liegt, dadurch, daß sie dem Kopfe einen Theil derselben aufbürden. Das Gestelle, worauf die Waaren gepackt und über das Gebirge getragen werden,

sieht aus, wie ein lateinisches Z; das obere quergehende Stück ist ein Brett, welches auf dem Kopfe aufliegt, das senkrecht heruntergehende ruht auf dem Rücken, und das untere trägt die Gepäcke, die sie bis über den Kopf thürmen. Der übrige Körperbau ist, besonders bei den Männern, eben so wenig schön, starkknochig, mit dicken Gelenken und dünnen Armen und Beinen, welche scheinbar alles Fleisches entbehren, und da wo sie am stärksten sein sollen, um die Waden und die Schenkel und die Mitte des Oberarms, gerade am schwächsten sind, weil alle Muskeln wie geschwunden erscheinen. Minder auffallend ist dieß bei dem weiblichen Geschlechte; doch entbehrt der Körper auch aller Schönheit und Eleganz der Formen. Durchaus anders ist dieß mit den Städtern. In Marburg, Bruck, Grätz, findet man so ausgezeichnet schöne Männer und Frauen, findet man die Schönheit von der Jungfer Kellnerin, welche ein Fürstengewand zieren würde, bis zum vornehmsten Fräulein so allgemein verbreitet, daß man schwerlich in diesen Städten auffallende Beispiele dürfte anführen können, weil, bei der ganz allgemeinen Verbreitung der anmuthigen und gefälligen Körperbildung es beinahe unmöglich ist, vorzugsweise schöne zu finden. Auf allen Straßen, in allen Wirthshäusern, in allen Gesellschaften, in Theatern und Konzerten findet man eine solche Anhäufung von Personen, welche auf den Titel männlicher oder weiblicher Schönheit Anspruch machen können, daß ein zweiter Paris wahrscheinlich sehr in Verlegenheit käme, wenn er den goldenen Apfel zuwenden sollte.

So geschaffen um geliebt zu werden, erfüllen die beiden Geschlechter auch ihre Bestimmung, und der Zweck ihres Lebens scheint nur der zu sein, zu lieben und sich lieben zu lassen; ein einfaches Geschäft, das wenig Kopfzerbrechens kostet und viele Freude gewährt. Ich will nun gerade nicht mit Blumenbach (einem gebornen Steiermärker) sagen, daß die Steirer und Steirerinnen es mit dem sechsten Gebote nicht genau nehmen, aber gewiß ist es, daß, wo dieses nicht in Konflikt kommt, sie es überhaupt nicht genau nehmen, was ja unbeschadet der ehelichen Treue geschehen kann, da es in jedem Falle, in Steiermark wie überall, mehr ledige als verheirathete Personen gibt. Dieses rührt von der Ueberfülle der Gesundheit, und von dem ewig heitern „Hamour" her, daß sich die Steierer freuen, und welcher sie nie verläßt.

Ueberhaupt findet man den Karakter dieses Völkchens im Allgemeinen höchst liebenswürdig. Einfalt und ungezierte Natürlichkeit, Gutmüthigkeit und heiterer Sinn lacht aus allen Gesichtern. Die Geselligkeit, das herzliche Zuvorkommen, das hier den Fremden überrascht, wird schwerlich irgendwo anders in diesem Grade gefunden; sind die Wiener schon sehr liebenswürdig, so sind es die Bewohner der Städte in Steiermark noch viel mehr. Der Adel und die Juden bedingen einige Ausnah-

men; der Adel hält sich für den ältesten der Welt, jeder Edelmann wird beweisen können, daß sein Stammbaum bis weit vor Adam's Zeiten hinausreicht, und die Juden sind erstaunend hochmüthig auf ihr Geld, ich selbst hörte einen Juden, der sich bei Marburg ein Gut gekauft hatte, und den ein Zimmermeister immerfort Herr von Liebmann nannte, auffahren, und heftig rufen: ich verbitte mir solche Familiarität, man nennt mich Herr Baron! oder Euer Gnaden! Allein dieß hindert den vornehmen oder reichen Herrn nicht, jeden Fremden, jeden Gast überhaupt, mit der größten Artigkeit und Gastfreundschaft zu behandeln, um gegen die Untergebenen, welche hinlänglich mit Euer Gnaden und Herr Baron um sich werfen, sehr human zu sein, wovon indessen wieder die reichen Parvenus eine löbliche Ausnahme machen, als welche überall, in Steiermark wie in Paris, am wenigsten taugen und am ungenießbarsten sind. Der steirische Adel ist übrigens wirklich sehr alt und sein Hochmuth wird durch die bekannten zwölf Erbämter sehr genährt. Diese sind das Erblandhofmeisteramt, welches den Fürsten und Grafen von Trautmannsdorf, das Erblandmarschallamt, welches die Grafen von Saurau haben. Erblandkämmerer sind die Grafen von Wildenstein, Erblandstallmeister die Fürsten und Grafen von Windischgraz; Erblandjägermeister die Fürsten und Grafen von Diedrichstein; Erblandmundschenk die Grafen von Stubenberg; Erblandstäbelmeister die Grafen von Ursenböck Massimo; Erblandtruchses die Grafen von Hardegg; Erblandsilberkämmerer die Grafen von Villana Perlas; Erblandvorschneider die Grafen von Schrattenbach; Erblandküchenmeister die Grafen von Wurmbrand und Erblandfalkenmeister die Freiherrn von Waidmannsdorf (risum teneatis, amici!). Bei allen feierlichen Gelegenheiten trägt der Aelteste der Familie im höchsten Ornate das seiner Familie verliehene Erbamt. Der Adel bildet mit den Prälaten auch fast allein die Landstände, das Volk wird so gut wie gar nicht repräsentirt, denn alle Städte eines Kreises senden nur 2 Deputirte zum Landtage, und diese zehn für ganz Steiermark haben keine andere Verpflichtung als „secundum ordinem, ja“ zu sagen.

Die Frauen und Mägdchen sind freundlich und fröhlich und wohlgemuth, ein wenig eitel und gerne gefallend (um nicht das zu harte Wort gefallsüchtig zu brauchen), doch durchaus nicht so, daß sie deßwegen nicht mehr gefielen. Höchst erfreulich ist bei den Städterinnen ein hoher Grad von Reinlichkeit; die Wäsche glänzt, alles ist sauber, schneeweiß, — die gefällige Kleidung, durch die natürliche Grazie, von der extravaganten Stufe, auf welche die Pariser Dandis unter den Damen, sie gestellt, etwas in ihren ausschweifenden Formen gemildert, sitzt wie auf den Leib gegossen, nirgends ist zuviel, alles ist nett und zeigt von Geschmack — der heitere Sinn verscheucht die düsteren dunkeln Farben, licht,

hell, muß Alles sein, und es scheint dieses von einem geheimen Ahnen des Rechten, das man oft wählt, ohne sich dessen bewußt zu sein, herzurühren; denn zu dem leichten Sinne, zu der Lebendigkeit der Bewegungen, zu dem muntern Tanze, in welchem die schöne Gräzerin vom Morgen bis zum Abende dahinfliegt, würde das bauschige Atlasblau, oder das dunkle Braungrün, das ernste Schwarz gar nicht passen, das Letztere sieht man daher auch ausschließlich nur bei Trauerfällen oder in der Kirche erscheinen, und auch dort nicht häufig, denn sie ist kein Haus des Zornes, in welchem ein eifriger Zelot donnernde Strafpredigten hält, sondern das Haus der Liebe, in welchem man die leichten läßlichen Sünden bekennt, gegen das Versprechen nicht mehr zu sündigen Verzeihung erhält, aber gleich wieder frisch darauf los sündigt — (wenn man das so nennen kann) weil jeder und jede überzeugt ist, daß der Geist wohl willig, aber das Fleisch sehr stark (gar nicht schwach) ist, und bei dem Versprechen nicht mehr zu sündigen, die Möglichkeit es zu halten vorausgesetzt ist, weßhalb bei der Unmöglichkeit es zu halten, man wegen des gebrochenen Versprechens gar nicht zurechnungsfähig ist.

Große Gelehrsamkeit ist unter dem Volke nicht eben heimisch, es kann auch nicht sein, weil hier wie überall in Oesterreich ein Lehrer in allen Wissenschaften Unterricht ertheilt; es soll aber auch vielleicht nicht anders sein, denn Leute, die nicht gar zu gescheid sind, lassen sich weit leichter regieren als andere; „viel wissen macht Kopfweh." sagt der Steirer und will nicht viel wissen. Die Unterhaltungen in den Gesellschaften drängen sich niemals, wie bei den klugen Schwaben, welche gerne die ganze Welt frei und nach ihrer Art glücklich machen möchten, um Politik — „viel wissen macht Kopfweh!" sagen die Steirer, wenn man sie darüber belehren will — niemals um Religion — „viel wissen macht Kopfweh!" sondern um einige Familienangelegenheiten, die hier wie überall zuerst besprochen werden, dann um das Theater, und dann um die belletristische Literatur, um Reisen, besonders um solche nach Amerika, woselbst eine kaiserliche Prinzessin Kaiserin war (Brasilien), endlich dann hauptsächlich um Musik — jedes Mädchen spielt Klavier oder Harfe, jeder junge Mann irgend ein Instrument, alles singt, im Freien, auf einer Promenade, auf irgend einem schönen Spazierorte — steirische Liedlen — Schnadahüpfeln (Schnaderhöpfer, d. h. Lieder, bei denen gesungen (geschnadert) und getanzt (gehopft) wird; — in Assembleen Operarien — und wahrlich mit so rein gestimmten Kehlen, mit soviel Natur und so viel Lust zur Sache, daß mancher prima Donna diese Eigenschaften sehr zu wünschen wären.

Der Bauer, obwohl er nicht überall Ursache hat, zu tanzen und zu singen, läßt sich doch sein Tänzchen am Sonntage, an den vielen Ma-

rien- und sonstigen Festtagen, an den Kirchweihfesten und Jahrmärkten nicht nehmen, und ist niemals trübseliger gestimmt als in der Fastenzeit, da nicht getanzt werden darf — wir würden diesen Tanz eben nicht reizend finden, er besteht in ungemeinem Stampfen und Trampeln von Seite des Mannes, und in raschem Drehen um den Tänzer von Seiten des Mägdchens, sieht man jedoch diesen Tanz von einer etwas zierlicheren Dame als die gewöhnlichen Dorfjungfern sind, und sieht man ihn von einer solchen mit der Grazie ausgeführt, welche den Schönen jenes heiteren Ländchens eigenthümlich ist, so wird man bezaubert, hingerissen von der Anmuth derselben. Auf dem Dorfe laufen freilich derbe Handgriffe und überkräftige Späße mitunter, welche indessen von den Damen, denen sie gewidmet sind, weder mißverstanden noch im geringsten übel gedeutet werden, Zartheit in Ausdrücken und Redensarten muß man überhaupt bei den Steirern nicht suchen, er ist offen, und so ehrlich wie man sein kann, wenn man sich in Acht nehmen muß etwas zu sagen, aber er ist zugleich so derb in seinen Ausdrücken, daß man, ohne ihm zu nahe zu treten, sagen darf, er ist sehr grob, was die Gutmüthigkeit und Gemüthlichkeit gar nicht ausschließt.

Alle diese Eigenschaften findet man potenzirt bei den Obersteiermärkern — frei wie der Vogel in der Luft streift der Jäger, der Hirt auf den Feldern umher, Knaben und Mägdchen sind sich selbst überlassen, laufen anfänglich dem lieben Vieh nach, und hüten endlich das Vieh, bis das Mägdchen Sennerin, der Bub' Hirte oder Jäger wird — allein so ohne Aufsicht wie sie sind, findet viel früher als irgendwo anders eine Hinneigung der beiden Geschlechter zu einander Statt, und Mädchen von 12 Jahren haben schon ihre Liebhaber, die kaum ein oder ein paar Jahre älter sind. Dieses würde natürlich die ganze Generation im höchsten Grade schwächen, und vielleicht auch deßhalb finden die gerügten Mängel der Körperbildung, schwache fast muskellose Gliedmaßen, sich dort noch häufiger als in Untersteiermark — aber eine kräftige gesunde Nahrung und frische reine Luft ersetzen Vieles wieder, was der Mißbrauch der Kräfte, welchen der Mensch sich gar so oft zu schulden kommen läßt, verdirbt.

Auffallend ist in Obersteiermark die große Anzahl der Kröpfe, wenige Bauerfrauen von 30 Jahren findet man ohne Ansatz dazu, manche haben schon früher ungeheure Auswüchse und nicht selten sind Mägdchen von fünfzehn, sechszehn Jahren bereits damit behaftet — es sind dieß nicht Kröpfe im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich Geschwülste der Schilddrüße, der dicken, von beiden Seiten unterhalb des Kehlkopfes liegende Theile, sondern krankhafte Absonderungen von Fett, das sich in ganz kleinen Kügelchen, ähnlich der Hirse, dort vorn am Halse, zwischen der

Schilddrüße und der Haut ablagert, wächst, in immer größeren Quantitäten sich anhäuft, zuletzt ganze Beutel; und ein auch wohl zwei, lang herabhängende Säcke bildet. Ich habe einen Steiermärker Gastwirth, in der Gegend des Sömmering wohnend, gekannt, dessen Kropf von beiden Ohren über die vorderen Theile des Halses, über die Schlüsselbeine bis auf die behaarte Brust sich erstreckte, und dem Manne, der sonst breitschulterig, groß und stark war, ein ganz eigenthümliches Aussehen gab; bei anderen hängt derselbe in Birnform von dem Halse bis zum Nabel herab, hat mitten in der großen Wölbung den Umfang eines menschlichen Kopfes und hängt von allen Seiten ganz frei, so daß dergleichen Kröpfe öfters unterbunden oder geradezu weggeschnitten werden, ohne der Gesundheit zu schaden.

Noch eine interessante Erscheinung, welche man in Obersteiermark noch häufig trifft, sind die entsetzlichen Cretins, die man dort Trottel, Trolde, Gacksen oder Fexen nennt, völlig thierische Geschöpfe, wahre swiftsche Yahoo's, bei deren Anblick man entsetzt und sich tief beschämt fühlt, sich für ihres gleichen erkennen zu müssen. Diese Unthiere haben ordentliche menschliche Gliedmaßen — sonst jedoch nichts menschliches, denn die Haut schon hat etwas ekelhaftes, ähnlich dem ersten Ansehen Ertrunkener, welche lange im Wasser gelegen; das Auge ist stier und unbeschreiblich dumm, sie sind beinahe immer mit fürchterlichen Kröpfen, selten weniger als zwei, oft mit drei und vieren versehen, welche höher oder niedriger von ihrem Gesichte an ihrem Halse herabhängen, sie sind, weil sie taub geboren sind, natürlich auch stumm, und stoßen nur ein unartikulirtes Gebrüll, Gewieher und Geschrei aus, wodurch sie ihre Bedürfnisse zu erkennen geben, sie scheinen weder Geruch noch Geschmack zu haben, denn nichts ist ihnen zu schlecht, daß sie es nicht in den Mund brächten und verschluckten. Dabei strotzt ihr Körper von Fülle und Kraft, sie sind stark wie die Löwen und deßwegen nur, weil sie immerfort von ihrem sehr lebhaften Triebe gestachelt werden, dem weiblichen Geschlechte sehr gefährlich, deßhalb man auch immer ein wachsames Auge auf diese unglücklichen Geschöpfe haben sollte, was leider nicht geschieht, daher immerwährend Nachwuchs da ist, obwohl nicht gerade alle Kinder, von solchen Cretins erzeugt, wieder Cretins werden.

Es haben denkende Aerzte Untersuchungen über dieses Uebel angestellt und geglaubt, in Skrophelkrankheiten den Grund gefunden zu haben; dem widerspricht jedoch die Bemerkung, daß in anderen Ländern, wo Skropheln häufig sind, der Cretinismus gar nicht vorkömmt, und daß man Kindern, denen man früh anmerket, daß sie Cretins werden, (indem sie schlecht auf den Beinen sind, einen schlotternden kreuzenden Gang haben, die Arme schlaff am Körper herabhängen lassen, schwer

und nur stammelnd sprechen lernen, die Speisen nicht selbst zum Munde führen können, einen viereckigen, unverhältnißmäßigen, zu kleinen oder zu großen Kopf mit tiefliegenden oder weit hervorspringenden stieren Augen, haben, eine blasse schlaffe Haut, geifernde Lippen und sehr dicken Hals zeigen) — vor diesem Uebel oder vor dessen weiterer Ausbildung bewahren kann, indem man sie aus den engen warmen Hochgebirgsthälern, welche der eigentliche Sitz des Cretinismus sind, fort, in freie, hochgelegene, gesunde Gegenden schafft, woselbst sich nach und nach die ganze Anlage verliert, und aus den mißgeschaffenen Kindern wohlgestaltete Jünglinge oder Mägdchen werden.

Ganz abweichend von dem deutschen Ober- oder Untersteirer, ist der Wende, der das flache Land an Ungarns Gränze bewohnt. Schlanker, leichter gebaut, findet man auch unter den gemeinen Leuten feine Gestalten, besonders haben die Weiber, welche sich gerne putzen, etwas Angenehmes, ja oft etwas sehr Edles in ihren Fisiognomien. Das Haar ist dunkel, schwarz oder braun, fast nie blond, die Augen sind braun, die Farbe der Wangen, der Lippen, des ganzen Teints ist frisch und lebendig. Die Männer sind kräftiger, ihre Farbe ist kein häßliches Gelb, sondern ein dem Manne gar wohl anstehendes Braun, die Augen blitzen, im Gespräch, in den Bewegungen, in den Aeußerungen zeigen sie sich viel lebhafter als die Deutschen, doch findet man dieselben auch weit weniger gutmüthig als die letztgenannten, und List, Verschlagenheit sind Hauptzüge ihres Karakters; die zunächst an Ungarn wohnenden Bauern, unfern Warasdin, zwischen der Drau und der Mur, machen sich auch nichts daraus, Jemanden um einiger Thaler willen, die sie bei ihm vermuthen, in die andere Welt zu schicken — sie werden allgemein für die rohesten unter den Wenden in Steiermark gehalten, und haben in ihrem Wesen viel Aehnlichkeit mit den Kroaten, deren Gränznachbarn sie sind, und mit denen sie, nebst anderen unsauberen Eigenschaften, auch die Unsauberkeit gemein haben, und es für höchst überflüssig halten, sich mehr zu waschen als man von ihrem Körper sieht — es wird ja nicht schmutzig, sagen sie naiv — wir haben ja Kleider darüber!

Es unterscheiden sich deutlich drei Stände in Steiermark, — der Landmann, der Städter und der Klerus. — Von den ersten beiden ist bereits gesprochen worden, von den geistlichen Herren, wie man sie nennt, und auch in der Einzahl sie so anredet, muß aber noch bemerkt werden, daß man unter ihnen, besonders unter den jungen Weltgeistlichen und denen, die als Canonici in glänzend dotirten Abteien, Stiften wohnen, — die echten, fein gebildeten Lebemänner trifft, welche auch im Umgange mit Damen nicht im mindesten an ihren Stand und an das von ihnen

abgelegte Gelübde erinnern. Aller geselligen Talente mächtig, das Kartenspiel so gut wie das Klavierspiel, den Kirchengesang so gut wie den Operngesang kennend und könnend, immer guter Dinge, immer zu Lust und Freude aufgelegt, sind sie die Seele aller Gesellschaften. — Meistens jüngere Söhne aus reichen Häusern — erhielten sie schon zu Hause eine sorgfältige Erziehung, und diese wird, was das Aeußere betrifft, in dem Korherrenstifte noch vervollkommnet, sie pflegen in demselben anfangs aus Zwang, dann aus Langeweile, und endlich aus Neigung das heitere Wissen (die gaia sciencia des Italiäners), das Studium der Literatur, der Dichtkunst, der Musik, der Malerei, und stechen auf diese Art grell ab gegen die eigentlichen Mönche, Kapuziner, Franziskaner und gegen die Landgeistlichen, welche, in grobe Unwissenheit, in tiefen Aberglauben versunken, nichts wissen als die Messe zu lesen, sonst aber alle Zeit, außer der Essenszeit, auf dem Ruhebette zu flacken.

In den Konvikten dieser Herren findet man einen fürstlichen Glanz. Die Zellen, elegante Zimmer, sind nach dem Geschmacke eines jeden möblirt, die Versammlungssäle überreich ausgestattet, der Speisesaal nicht selten ganz mit polirtem Marmor bekleidet, die Bibliotheken oder Sammlungen mit seltnen Schätzen — freilich mehr aus älteren Zeiten, als aus der jetzigen herrührend — gefüllt, am besten aber und tadellos und ohne Lücken der Keller mit den köstlichsten in- und ausländischen Weinen versehen. Jeder Tag ist ein Festtag; oft bin ich in einem oder dem andern solcher Stifte Gast gewesen, und immer habe ich die Tafel mit fünfzehn und mehren der feinsten, ausgesuchtesten Gerichte besetzt gefunden, nie aber kann man die Kunst der Köche dieser eleganten Klöster mehr bewundern, als zu der Zeit, da sich die Herren kasteien müssen, zu der Fastenzeit — dann ist alles Rafinement aufgeboten, um die Herren vergessen zu machen, daß sie kein Fleisch bekommen, und um Fleisch trotz des Verbotes genießen zu dürfen, sind die Bachamseln, die Wasserhühner und die Fischottern, welche im Wasser leben, zu den Fischen (allen Sistemen der Naturforscher zum Trotze) und mithin zu den Fastenspeisen klassifizirt, und um die Sinne zu täuschen, wenn man diese seltnen Fische nicht haben kann, wissen die Köche (Speisemeister, Küchenmeister) aus Hughenfleisch junge Hühner, aus Störfleisch Kälber- und Gänsebraten, aus Lachsforellen Welschehahnen zu machen, und Gesicht und Geschmack bis zum völligen Verwechseln zu hintergehen.

Bei aller Bildung dieser Herren findet man dennoch auch bei ihnen kein Deutsch, sondern ein Idiom, — was nicht jedesmal angenehm ist. — Je nachdem sie aus dieser oder einer andern Gegend herstammen, haben sie einen Dialekt, welcher zwar im Allgemeinen und für den Fremden überhaupt, dem gewöhnlichen Oesterreichisch ähnlich ist, welcher sich jedoch

für den Kenner in die abweichenden Formen des Ensthales, des Murthales, des obern, des mittlern (singend und sehr unangenehm) und des untersteierschen unterscheidet. Auch das Slavische, was hier Windisch oder Schlowakkisch heißt, wird in fünf Dialekte, theilweise förmlich unterschiedene Sprachen getrennt, man nennt den Gorsthauer, Dollanzer, Unterfelder, Oberfelder und Kaleser Dialekt, und ist gewiß berechtigt, dort, wo die Wenden mit den Deutschen in Berührung kommen und unter einander vermischt wohnen, noch einen sechsten, analog dem masurischen Polnisch, anzunehmen — ten nagel nie jidsche durch — wo das erste, dritte und vierte Wort polnisch, die beiden andern aber deutsch sind (der Nagel geht nicht durch), oder: samknji fensterladka, mach den Fensterladen zu, dai mji putscherka, gieb mir die Putzscheere (Lichtscheere); so auch ist es im Marburger Kreise, wo man deutsch-und wendisch durch einander spricht.

Das schöne Land bietet seinen Bewohnern doch nur dürftige Nahrung dar; in Obersteiermark, wo man viele Kühe hat, ist das einzige Glück, dessen sich der Bauer erfreut, — ungemein fettes Essen, alle Mehl- und Fleischspeisen müssen in Fett schwimmen, — von Gemüsen, außer schlecht und unreinlich bereitetem Sauerkraut und Erbsen, ist dort fast gar keine Rede; der Gebirgsbewohner pflanzt nichts derart, er kennt keine Abwechselung; Suppe aus Molken, roher oder gebratener Speck zum schlechten Haferbrot, Spatzen (kleine Klöße) in zerlassener Butter — das ist seine Hauptnahrung. Besser nach unserm Geschmacke, viel dürftiger nach seinem, lebt der Untersteierer, d. h. er hat nicht so viel Fett; dieser Maßstab des Glücks wird an Alles gelegt; wenn er sich mit dem Obersteierer vergleicht, sagt er: „ja, wenn ich's so hätte wie der! was giebt's da für Schmalz, wie gut kochen die Leute, — lauter Fett!“ Er begnügt sich mit Mais und Buchwaizen, mit Rocken- und Waizenmehl, mit Kartoffeln, Bohnen, Rüben, Sauer- und Süßkraut, Butter, Käse, Milch, und beklagt sich sehr über sein schlechtes Leben im Vergleich mit dem Senner, der zerlassene Butter trinkt.

Die Wohnungen, — es handelt sich hier natürlich nur um das Land, die Städter essen, wohnen und kleiden sich fast überall in Deutschland gleich, — sind in den hohen Gegenden des Landes in dem bekannten Stil der Alpgegenden mit weit vorspringenden Dächern, und darunter, oft rund umher, oft nur an einer oder zwei Seiten laufende Balustraden. Unten ist der Stall, in der Mitte wohnen die Menschen, oben sind die Früchte des Feldes aufgespeichert. Beinahe ebenso ist's in den untern Gegenden eingerichtet, nur daß die Häuser nicht diese Bauart mit Balkonen, und spitzige Giebeldächer haben. Auch findet man, was in Obersteiermark fast gänzlich fehlt, Höfe, an welche vielleicht eine Scheuer

oder ein Stall stößt, und findet seltener das Vieh mit den Bewohnern unter einem Dache. Dennoch ist die ganze häusliche Einrichtung sehr dürftig, der Raum des Hofes sehr klein, gewöhnlich äußerst unreinlich und nicht von allen Seiten geschlossen mit Gebäuden umgeben, sondern nur durch schlechte und schlecht unterhaltene Zäune verwahrt, durch oder über welche das Geflügel hinweg nach den Feldern läuft, um sich daselbst sein Futter zu suchen.

Auffallend ist dem Fremden, daß die Scheuren und die Dreschtennen nicht zu ebener Erde, sondern ein Stockwerk hoch sind; sie haben folglich auch keinen aus Lehm geschlagenen Boden, sondern sind mit Dielen belegt. Darnach richten sich denn auch die Dreschflegel, welche aus einem Bohnenstecken und aus einem daran gebundenen Weißdornknüppel bestehen, so leicht und schlecht gemacht, daß ein Norddeutscher, ein Mecklenburger glauben würde, irgend ein Kind habe aus Spaß sich dieses leichte Instrument gemacht. Das Stroh wird demnach auch nur ganz dünne auf die Tenne gelegt, weil das Stäbchen nicht durchdringen könnte, wenn es dick aufgetragen würde, und darum klappert das Dreschen auch so, daß man es von einem Ende des Dorfes zum andern hört. Und doch ist die Arbeit so gering, daß dieselben Leute, wenn sie eine Stunde mit pommerschen oder mecklenburgischen Flegeln dreschen sollten, es nicht aushielten, oder glauben würden, es seien ihnen alle Knochen abgeschlagen. In den Gebirgen bauen sich die Bauern ihre Häuser, aus lauter auf einander liegenden Balken bestehend, meistens selbst. Die Schwaig- oder Sennhütten sind ebenso wie die Wohnhäuser eingerichtet, nur sind sie viel kleiner; stehen sie jedoch auf hohen Plateau's, woselbst kein Holz zu haben ist, so baut man sie aus Stein, und dann sind sie dürftig genug, wahre Höhlen zu nennen, feucht, ungesund und unreinlich. Aermere Leute in Untersteiermark bauen sich ihre aus Fachwerk (Riegelwänden) aufgeführten Gebäude gleichfalls selbst; reiche Bauern brauchen jedoch Maurer und Zimmerleute dazu.

In der Kleidung sind die Steierer durchaus nicht ausgezeichnet — sie tragen sich wie alle übrigen Bauern in Tuchkleidern, haben zur Arbeit Röcke von Drillig, tragen Filzhüte mit großen Krempen — die Mägdchen tragen kurze Röcke, Mieder u. s. w., allein die Jäger des obern gebirgigen Steiermark zeichnen sich etwas aus, indem sie sich der tiroler Tracht nähern, auch auf dem spitzigen Filzhute einen Gemsbart, oder ein Paar Federn von Kampfhahnen stecken haben, welche immer ein Herausforderungszeichen sind. Die Slaven aber, wo sie sich der Gränze von Kroatien nähern, nehmen die ungarische Kleidung an, die Weiber gehen fast ganz in Leinwand, was ihnen, da sie auch den Kopf mit einem weißen

Tuche umwickeln, und ihr leinenes Umschlagetuch (Shawl) ziemlich geschickt zu drapiren wissen, ein Ansehen gibt, das an die Tracht der Frauen in der Türkei erinnert.

Die Industrie ist in diesem Lande sehr gering; die Preise, welche man zur Aufmunterung manches Zweiges der Oekonomie gesetzt hat, sind bis an's Komische gränzend gering. Sie bestehen in zwanzig Gulden für das feisteste große Hornvieh; die Leute müssen ihr Vieh oft 30 Stunden weit herzutreiben, und haben somit weit größere Kosten, als sie je Gewinn haben können; daher auch gar wenig darauf gegeben wird. Doch ist, wie bereits oben bemerkt, Viehzucht der Haupterwerb; denn neben diesem Zweige der Industrie (wenn man so sagen darf, das Wort in seiner allgemeinsten Bedeutung auffassend) gibt es nur noch einen in ganz Steiermark, welcher des Anführens werth wäre: dieß ist der Bergbau. Es besitzt einen großen Reichthum in Eisen, ist vorzüglich in Obersteiermark reich daran; wie gering aber bei alledem die Ausbeute ist, geht aus der Angabe hervor, daß (nach Blumenbach) jährlich nur 401.029 Zentner Roheisen gewonnen werden, was bei der Größe des Landestheiles höchst wenig ist; preußisch Schlesien hat, was das Gebirge betrifft, kaum den zehnten Theil der Oberfläche (das ebene Land ist doppelt so groß als Steiermark, das Gebirge ist jedoch nur ein kleiner Winkel von Schlesien) und liefert eben so viel Eisen, ein Beweis nicht nur vom mineralischen Reichthume, welcher ganz entschieden von Steiermark weit größer ist, sondern von der trefflichen Bewirthschaftung der Bergwerke. Steiermark ist im Auslande berühmt wegen seines Eisens, das würde jedoch nicht der Fall sein können, wenn nicht in Steiermark selbst alles Eisen wieder verarbeitet würde, und so die Eisen- und Stahlwaaren nun natürlich in einem zehnfach höher gesteigerten Werthe von Triest aus weit und breit verschickt würden.

Die Hauptbergwerke sind die vom Innerberg und Vordernberg, sie liegen im Erzberge unweit Leoben, zwischen den Orten Eisenerz und Vordernberg. Der eine Theil (Innernberg) wird auf Rechnung des Staates betrieben, das von dorther bezogene Eisen heißt, gleich dem daselbst fabrizirten Stahl, Innernberger. Das andere aber, welches von einer großen Gesellschaft, die dort ihre Werke hat, produzirt wird, heißt Vordernberger; es wird dem erstgenannten vorgezogen; in den kaiserlichen Werken sind 2.500, in den Privatwerken 2.800 Menschen mit dem Bergbaue und der Verarbeitung des rohen Materials beschäftigt. Eine kaiserliche Hauptgewerkschaft führt zu Eisenerz der Oberverwaltung über das gesammte Berg-, Hütten-, Hammer- und Waldwesen, über Transport und Verkauf der Gesammtmasse; in Vordernberg sind jedoch vierzehn sogenannte Radgewerkschaften, welche ihre eigene alte Verfassung haben, und ihre Bergwerke nach eigenem herkommlichem Gebrauche be-

treiben, und über welche die Direktion in Eisenerz nur in sofern die Aufsicht hat, als sie dafür sorgen muß, daß der, diesen Radgewerken überlassene Antheil nicht zum Schaden der kaiserlichen Werke, d. h. nicht zu fleißig bearbeitet werde, daß sie die Abgaben (landesfürstliche Frohnen) richtig zahlen, deren Erhebung diesem Bergamte übertragen ist.

Außer diesen Bergwerken sind zerstreut im Lande noch zwanzig andere, sogenannte Waldeisenbergwerke, welche zusammen ungefähr soviel produziren, als die Vordern- und Innernberger-Gruben. An Kupfer gewinnt man ungefähr 700 Zentner, Silber wird in Bleibergwerken aus silberhaltigem Bleierze gewonnen, doch sucht man dort hauptsächlich die Bleiglätte zu erzielen und vernachläßigt darum den Gewinn des Silbers so sehr, daß man aus siebenlöthigen Erzen kaum zwei Loth erhält. Andere Metalle werden fast gar nicht gebaut, und die Verarbeitung von Kupfer, Eisen und Blei ist so schlecht, daß man viel gewinnen könnte, wenn man die sogenannte Halden, dasjenige, was als Abgang von den Erzen hinweggeworfen wird, nocheinmal bearbeiten wollte; denn in jedem Stückchen Stein sieht man die Metallkörner offen daliegen.

Mineralien, wie jeder dieselben braucht, Kalk, Gips, Granit, Marmor, Sandstein giebt es überall, jeder Gutsbesitzer findet deren auf seinem Grund und Boden, das ist also kein Handelsartikel. Etwas besser ist es mit Steinkohlen und Torf, allein da vor der Hand noch genug Holz da ist „und wir für unsere Nachkommen nicht zu sorgen brauchen, da diese ja nichts für uns gethan haben," so werden diese Schätze wenig oder gar nicht benutzt. Dagegen wird auf Kosten und zum Vortheile des Staats bei Aussee viel Kochsalz gewonnen. Es hat indessen starke Beimischung von andern Salzen, so z. B. von schwefelsaurem Natron, welches in Fuß dicken Lagern die ganzen Gänge durchsetzt; da man nun bei der unvollkommenen Art der Salzbereitung diese fremde Beimischung entweder gar nicht, oder nicht gehörig abscheidet, so hat alles Salz in Oesterreich statt des kühlenden salzigen, einen brennenden erhitzenden Geschmack. Alaun und Vitriol werden gleichfalls gewonnen.

Auf die Verarbeitung des Eisens zu allen möglichen Gegenständen, richtet sich nun in Steiermark die ganze Thätigkeit der Gewerbetreibenden. Eine große Menge Hammerwerke, alle durchs Wasser getrieben, machen aus dem Roheisen (den sogenannten Floßen) Schmiedeeisen, indem das spröde, mit Unreinigkeit überfüllte Eisen in ein starkes Feuer gebracht, und dann unter dem Hammer gestreckt wird, wodurch zuerst im Feuer schon viele der schmelzbaren Mineralien abfließen, welche dann die Eisenschlacke geben, andere verbrennen, der Rest aber durch die ungeheuren Hämmer ausgepreßt und so das Stangeneisen gebildet wird.

Aus diesem Eisen wird der Zementstahl und Gußstahl gemacht. Zu Mariazell ist ein großes Eisengußwerk; Blumenbach sagt zwar von demselben, es wetteifere in Menge, Güte und Feinheit seiner Erzeugnisse mit den ersten Gußwerken Deutschlands; nach meiner Ansicht von der Sache, und dem was ich an Proben der höchstvervollkommneten Arbeit an Ort und Stelle selbst sowohl als in Wien und andern Orten gesehen, bin ich jedoch überzeugt, es verliere diese Gießerei die Wette, und ich will sie darum gar nicht mit der berliner, oder mit der schlesischen Eisengießerei, die wahre hohe Kunstwerke liefert, sondern mit jeder andern vergleichen, und sie wird doch zurückstehen, weil die Modelleurs, in Kunst und Wissen nicht fortgeschritten, das Neueste nicht kennen und darum im alten Schlendrian fortfahren. Daß sie es besser machen, als andere österreichische Gießereien, will ich nicht in Abrede stellen.

Mehre Fabriken erzeugen Schwarz- und Weißblech und mehre kaiserliche Fabriken Eisen- und Stahldraht; ferner gibt es viele Sensenhämmer, Nagelschmieden, Klingenfabriken, Zeug- und Hackenschmieden, Gewehrfabriken, (in denen jedoch unverantwortlicher Weise die ordinairen Läufe, die gerade am mehrsten gekauft werden, nicht einmal mit Kupfer gelöthet, noch vielweniger geschweißt, sondern mit Zinn gelöthet sind, daher auch nirgends so viel Unglück mit Gewehren geschieht, als in Oesterreich). Kupferbleche werden geschmiedet und gewalzt, Kessel daraus bereitet, Messing gemacht, Messingwaaren in mancher Art im Großen fabrizirt, doch alles dieses nur von geringer Qualität.

Höchst unbedeutend im Vergleiche mit den Metallarbeiten, fallen die andern Fabrikgeschäfte aus; Tuch, Leinwand, Leder wird bei weitem nicht so viel gemacht als das Land bedarf, daher kommen von allen Seiten Transporte von diesen Waaren an, und darum hat Steiermark einen weit größern Passiv- als Aktivhandel; der letztere besteht nur in dem außer Landes geschafften Eisen, der erstere hingegen in allen übrigen Lebens- und Luxus-Bedürfnissen, welche von den andern Provinzen des österreichischen Staates herein kommen. Die statistischen Tafeln geben zwar alle mögliche Ausfuhr-Artikel aus Steiermark an, aber in so geringer Menge, und mit so bedeutendem Ueberschusse von Seite der Einfuhr derselben an vielen andern Artikeln, daß das Obige durch genaue Untersuchung nur bestättigt wird.

Haupthandel des Landes ist Transit. — Der Weg zwischen dem Hafen von Fiume, Triest und Venedig führt durch Steiermark, und es ist nur eine Haupthandelsstraße, allerdings schlecht genug, doch Jahraus Jahrein viel befahren. Barbarisch gegen das arme Zugvieh, und hart gegen die Besitzer desselben ist die Art, die Chausseen mit sehr grob zerschlagenen Steinen in der ganzen Breite, auf meilenweite Strecken zu-

gleich, zu beschütten, und es dann den Fracht-Fuhrleuten oder den Reisenden zu überlassen, diesen entsetzlichen, Pferde und Wagen total ruinirenden Felsendamm glatt zu fahren. Da sollte wohl darauf gesehen werden, daß erstens nie die ganze Breite der Chaussee, zweitens nie lange Strecken auf einmal beschüttet würden, endlich sollten die Steine viel kleiner geschlagen und nachdem sie auf die Chaussee gebracht, mit Sand überschüttet, und mit schweren Walzen ineinander gedrückt werden; dann könnte man verlangen, daß kein Wagen in dem Geleise, in der Spur des andern führe; dann würden die Chausseen über die ganze Breite immer gleich gut bleiben, würden nicht auf einer Stelle ganz ausgefahren, auf der andern gar nicht gebraucht sein, und viel weniger zu unterhalten kosten.

Wasserstraßen hat Steiermark vier, doch führen sie nur außer Landes, nicht in das Land zurück, d. h. sie können nur stromabwärts beschifft werden; es sind die Ens, die Mur, die Drau und die Sau.

Das Land wird in fünf Kreise getheilt, sie heißen Grätz, Marburg, Cilli, Bruck und Judenburg. Die drei ersten bilden Unter-, die beiden andern Ober-Steiermark.

Im Grätzer Kreise ist die Hauptstadt sowohl des Kreises, als des ganzen Landes, Grätz. Wenn man von Wien daher kommt, sieht man von der Weinzettel-Brücke, eine Stunde von der Stadt, das Bergschloß sich über eine weite wellenförmige Fläche erheben — nach und nach entwickeln sich die Häuserreihen halb in Baumparthieen versteckt, man sieht auch seitwärts links den berühmten Calvarienberg, eine sehr häufig wiederkehrende Spielerei mit den Stationen des Leidens Christi, und gelangt dann in die Murvorstadt und von da über eine hölzerne, nach italienischer Art ganz mit einem Dache versehene Brücke, welche über die Mur führt, die reißend dahin braust, mit ihren grünlich gelben Wellen an die Fundamente des Glacis oder der Häuser die sich aus dem Wasser erheben, lenkt, und beinahe jährlich großen Schaden verursacht. Kommt man von Triest, so fährt man über das Glacis, eine Vorstadt von Grätz und gelangt durch das sogenannte eiserne Thor sogleich in die Hauptstraße der Stadt, welche nur um weniges schmäler ist als der sich unmittelbar daran schließende Hauptplatz. Da die Stadt sich an den Schloßberg lehnt, ist sie selbst bergig, in vielen Straßen, z. B. von dem Hauptplatz nach dem Theater und andern bedeutenden Gebäuden, muß man hoch steigen, wodurch besonders im Winter manche arge Unbequemlichkeit entsteht. Außer den Hauptstraßen und den Plätzen, welche wegen ihrer Breite und Länge freundlich und heiter sind, ist die innere Stadt unfreundlich, was durch die Enge der Straßen, durch die hohen Häuser die manchmal mit ziemlich barocken Fresco-Malereien bedeckt sind,

und durch die alles überragende ziemlich drohend aussehende Festung, welche nach jetzigen Begriffen jedoch nicht von Bedeutung ist, noch sehr vermehrt wird.

Die Straßen der Vorstädte sind regelmäßiger gebaut, wirklich freundlich wird der Anblick aber erst, wenn man ganz aus der Stadt ist und die letzten Reihen Häuser kein vis a vis, sondern das freie Feld vor sich habend, also eigentlich Halbstraßen sind. An Plätzen ist Grätz ziemlich arm, denn es sind deren nur zwei nennenswerth, der Haupt- oder Hauptwachplatz und der Jokomini-Platz in der Vorstadt; überhaupt ist Grätz für die Bewohner-Menge klein, denn es zählt nur 16 große und 13 kleine Gassen. Der Thore werden, seitdem zu der alten Burg der Zugang geöffnet ist, sechs gezählt. Alle Straßen und Plätze sind sehr schlecht gepflastert, hierüber und über den in der That sehr schlechten Baustil zieht Sartori ungemein los und versichert, es sei in Grätz kein sehenswürdiges Haus. Bevor ich Satori's Werk kannte, habe ich mich in der, von freundlichen liebevollen Menschen bewohnten Stadt vergeblich nach einer freundlichen Wohnung umgesehen.

Mit den Vorstädten hat Grätz über 2.800 Häuser und 45.000 Einwohner, von den Häusern kommen 430 auf die eigentliche Stadt, welche mithin keineswegs groß ist; auch die Thore haben nichts merkwürdiges und nichts festes. Das Eiserne ist nicht von Eisen, das Sackthor hat gar wenig mit Säcken zu thun. — Das Murthor ist dadurch werkwürdig, das Andreas Baumkircher unter demselben nenthauptet wurde (er hatte sich bei dem Aufstande der Böhmen und Ungarn 1452 so ausgezeichnet, daß Kaiser Friedrich III. ihn in den Freiherrnstand erhob und mit Gütern reich belehnte; als der Kaiser aber 1468 nach Italien ging, erregte er selbst einen Aufstand, begab sich in den Schutz des ungarischen Königs Matthias, entzündete einen zweijährigen Krieg, ward aber 1471 durch Hinterlist gefangen genommen und in Grätz hingerichtet). Die Universität hat die in Oesterreich bekannten drei Fakultäten, hat ein Konvikt für arme Studenten, eine Bibliothek von 70.000 Bänden und 3.500 Handschriften. Das Johanneum, eine Privat-Gesellschaft, deren Protektor der Erzherzog Johann ist, hat einen schönen botanischen Garten, ein fisikalisches und ein Mineralien-Kabinet, eine Bibliothek, ein Gesellschaftszimmer für Jedermann, der dort abonnirt ist.

Der Schloßberg von Grätz, eine ehemals wichtige Festung, ist, da sie, wie alle hochgelegenen Festungen in jetziger Zeit keinen Werth mehr hat, durch Kaiser Josef aufgehoben, sie dient nur noch zur Bewahrung von Strafgefangenen. Als Sehenswürdigkeit zeigt man einen Brunnen, der durch türkische Gefangene durch die Felsen in eine bedeutende

Tiefe geführt ist, so daß er immmerfort Wasser hat, er ist allerdings nicht mit dem zu Königsstein zu vergleichen, doch als Schacht, vor zwei Jahrhunderten durch den Fels getrieben, merkwürdig genug. Gräz hat 22 Kirchen und Kapellen mit 28 Glockenthürmen, es hat fünf Männer- und zwei Frauenklöster, ist der Sitz aller Behörden des ganzen Gouvernements, des Militärkommando's, des Bischofes und des Domkapitels; es hat mehre Krankenhäuser, eine Irrenanstalt; es hat zum Vergnügen der Bewohner ein Theater, einen Redoutensaal, Konzertsaal, viele Tanzsäle, eine Schießstätte, einen Feuerwerksplatz; hat viele Gast- und Kaffeehäuser, indem als Hauptstation zwischen Oesterreich und Italien der Zusammenfluß von Fremden hier bedeutend ist; es hat viele Spazierorte, die sehr besucht werden, und zu welchen man auch in der That (dem Namen nach wohl nicht) den Kalvarienberg zählt. Sartori sagt wenigstens „hieher wandelt das frommere Alter, um die Sünden der Jugend abzubüßen — die Jugend, um sich Stoff zur Buße zu holen; wenn die Witterung einen Spaziergang erlaubt, so zieht und fährt und reitet Alles, was in Gräz guten Ton hat, an den Sonntagen nach dieser heiligen Stätte“ ich selbst sah auch an anderen Tagen Gräzer von gutem Tone daselbst versammelt, um die schöne Aussicht zu genießen, um zu besehen und um sich besehen zu lassen. Das Merkwürdige an diesem Kalvarienberge besteht eigentlich nur in der Masse von kleinen Kapellen, Kirchen und Kreuzen, welche auf dem kleinen, völlig frei in der Ebene liegenden Felshügel aufgehäuft ist.

Das allgemeine Krankenhaus zu Gräz entspricht seiner Bestimmung in Hinsicht der Lage des Gebäudes vollkommen, man glaubt eher in den Palast eines Fürsten, als in einen Zufluchtsort der Armuth zu treten; wenigstens hat dieses Hospital den großen Vorzug, daß es recht luftig ist, die Luft ist die erste Nahrung des Gesunden und die erste Arznei des Kranken. Das Portal des prächtig gebauten Hauses führt die Inschrift: SALUTI ET SOLATIO AEGRORUM JOSEPHUS II. MDCCLXXXVIII.

Josefs Scharfsinn trennte das Wesentliche von dem Unwesentlichen. Dieses Haus gehörte dem Stifte St. Lambrecht. Er sah, daß ein geistliches Stift keinen Palast in der Stadt brauche, und er schenkte denselben der leidenden Menschheit. Solcher Wohlthaten Josefs zählt die Menschheit nach Hunderten, und es erwarben ihm dieselben weit mehr Segen als alles Psalmodiren der Mönche, deren Reiche er ein Ende machte.

Mit dem Krankenhause ist auch ein Gebärhaus verbunden; die Gräzerinnen scheinen sich dasselbe wohl zu nutzen zu machen, denn jedes Jahr werden über 500 Kinder darin geboren. Die Monate März und Oktober,

neun Monate nach den Wallfahrten und nach dem Karneval bringen den Gräzerinnen die meisten, ohne die gewöhnlichen Formalitäten gezeugten, Kinder, kein Wunder, sagt der Verfasser der Skizze von Gräz (1799), denn diese zwei Monate beziehen sich auf die lustigsten Zeiten im Jahre.

„Dem Krankenhause gegenüber sieht man das Tollhaus der Gräzer, hieher sammelt sich der Auswurf aller Art von Menschen, die der Natur mißglückten. Merkwürdig ist, daß auf dem nämlichen Platze Ferdinand II. im Jahre 1600, zehntausend Stück ketzerische Bücher verbrennen, und darauf ein Kloster der Kapuziner über der Asche dieser verfluchten Werke aufführen ließ, 188 Jahre später ein Tollhaus errichtet wurde — die Grabstätte ketzerischer Bücher erzeugte ein Kapuzinerkloster! — und die Grabstätte des Kapuzinerklosters gab einem Tollhause das Dasein!“ Sartori Reise. III. Bd. S. 54.

Unfern Gräz hatte Jérôme Napoléon sich ein kleines Landgut gekauft, das ich nach seiner Entfernung aus dieser Gegend, in einen Wirthschaftsgarten verwandelt gesehen habe. Es trägt noch überall Spuren seiner ordnenden Hand, und fast jeder Baum, jedes Plätzchen, auf das man im Vorbeigehen blickte, trug eine Inschrift aus einem deutschen Dichter, auf ein Blechtäfelchen mit Oelfarbe geschrieben. Es war einer der beliebtesten Spazierorte der schönen Welt von Gräz.

In dem ersten Kreise liegt noch die kleine Stadt Voitsberg, sehr alt, vielleicht noch aus Römerzeiten herstammend, wenigstens findet man daselbst viele römische Alterthümer. Es befindet sich dort sonst nichts Merkwürdiges, wenn man nicht eine Glashütte oder eine Papiermühle dazu rechnen will. Die Ruinen vom Schlosse Obervoitsberg liegen nahe bei derselben.

Hartberg, unfern der ungarischen Gränze, ist sehr unbedeutend, hat kaum 1.500 Einwohner. Die Salpetersiederei daselst und das Schloß wollen nicht viel bedeuten, merkwürdig ist jedoch der Thurm der Hauptkirche, er soll der schönste in ganz Steiermark sein.

Fürstenfeld, am Feistriz-Flusse, hat eine kaiserliche Tabakfabrik, es liegt nahe an den Gränzen von Ungarn, und vielleicht nur deßhalb ist es dort erlaubt Tabak zu bauen, was sonst außer Ungarn den ganzen österreichischen Staaten untersagt ist. Man rechnet, daß die Fabrik über 10.000 Zentner Rauch- und über 2.000 Zentner Schnupftabak liefert — die schauderhaftesten Erzengnisse der Kunst, welche man sich denken kann.

Unter den Flecken ist Peggau, an der Straße von Gräz nach Wien, zu bemerken, welches in einem von Felsen umkränzten Kessel liegt und auf einem Hügel eine Ruine des Schlosses Peggau hat; ferner

Frohnleiten, woselbst sich ein paar Bleibergwerke finden; der Orden der Redemptoristen oder Ligourianer hat dort ein Filial.

Im marburger Kreise ist Marburg die Hauptstadt, sie ist der Größe nach die zweite in dem Herzogthume, ist jedoch viel kleiner und hat kaum ein Zehntel der Bewohnerzahl, nämlich noch nicht 5.000. Die Stadt hat nur einen erträglichen offenen Platz, den Markt, und eine kurze daran stoßende, und zum Thore führende Straße von einiger Breite, sonst sind die Straßen aber krumm und finster und enge, nur dadurch, daß die Häuser nicht hoch sind, werden sie etwas lichter. In der Gegend der Burg hat man auf Schutt und Trümmerhaufen eine Promenade angelegt, an deren Aus- und Eingange die Benennung Anlage mit großen Buchstaben zu lesen ist. Die Burg, ein altes, düsteres, graues Gebäude, aus verschiedenen Epochen herrührend, hat nichts Imponirendes; als Merkwürdigkeit zeigt man ein Zimmer, dessen Decke in der Nacht einstürzte, wo Kaiser Karl (ich glaube VI.) darin übernachten sollte. Eine innere Unruhe trieb ihn an demselben Tage noch fort, und da mit donnerndem Getöse die Decke gebrochen war, und man durch Schutt und Staub zu der Stelle drang, fand man des Kaisers Bett ganz zerschmettert. Professor Schupantschitsch in Marburg hat diese Begebenheit in einem kleinen Gedichte besungen, das seiner Natürlichkeit wegen, sowie der anspruchslose Gelehrte und Dichter selbst, allgemeiner bekannt zu sein verdiente. Von einer Silberglocke zu Marburg geht die Sage, daß, als der Gießer bemerkte, es sei zu wenig Metall, alle Frauen und Mägdchen herzueilten und ihre silbernen Schmucksachen, Schnallen, Ketten, ferner ihr Silbergeschirr herbeibrachten, es in den Ofen warfen, und so die Glocke zum vierten oder dritten Theil aus Silber besteht, weshalb sie einen so reinen, so vortrefflichen Klang hat — auch diese Legende, so wie eine andere, die Stiftung von Großsonntag, ist von Schupantschitsch versifizirt worden. In der Gegend wird einer der besten Weine gebaut; doch ist ein anderer, Luttenberger oder Luktenberger, höchst gefährlich wegen seiner Eigenschaft, den Trinker zänkisch und raufsüchtig zn machen. Die an der Stadt vorbeifließende Drau ist sehr reißend, und nimmt beinahe jährlich die hölzerne Jochbrücke fort, welche eine Art Vorstadt jenseits des Flusses mit Marburg verbindet. In der Stadt ist ein Kreisdechanat, dessen Vorsteher, der Herr Dechent, in hohem Ansehen ist, und um den sich alle geistlichen Notabilitäten versammeln. Ein Gimnasium, eine Militär-Schwimmschule, ein Militärknaben-Erziehungshaus ist in der Stadt, sonst indessen nichts Merkwürdiges.

Pettau ist eine der ältesten Städte des ganzen Landes, sie soll schon vor der Römerzeit ein bedeutender pannonischer Ort gewesen sein, doch glaubt man, daß dieses alte Petovium nicht an der Stelle des jetzi-

gen, sondern am gegenüberliegenden Ufer der Drau gestanden habe, wenigstens kommen auf diesen muthmaßlichen Stellen desselben häufig Denkmäler, Münzen, Waffenbruchstücke aus jener Zeit vor. Das jetzige Pettau liegt am linken Drauufer, ist schlecht und unfreundlich gebaut, hat etwas über 200 Häuser und noch nicht 2.000 Einwohner, welche, da Felder ihre Stadt rings umgeben, meistens Ackerbürger sind, Weinbau und andere ländliche Beschäftigungen treiben. Der Handel mit Ungarn und Kroatien ist nicht unbedeutend, doch ist das Städtchen todt, und das Invalidenhaus, welches daselbst besteht, bringt eben nicht viel Leben hinein; das Kloster der Dominikaner, welches ehemals in Pettau bestand, ist durch Kaiser Josef aufgehoben worden, Minoriten und Kapuziner bestehen noch. Ganz nahe bei der Stadt findet man das Diedrichstein'sche Bergschloß Ober-Pettau, woselbst viele römische Antiquitäten theils gefunden, theils bewahrt werden. Der Ort ist historisch in einiger Art merkwürdig, weil man nicht zu ermitteln weiß, ob bei diesem, oder bei Pütten in Oesterreich die Schlacht vorgefallen ist, welche von dem steirischen Markgrafen Ottokar III. anno 1042 gegen die Ungarn gewonnen wurde. Die Fläche, welche sich um die Stadt her ausdehnt, konnte wohl ein gutes Schlachtfeld für die wilde ungarische Reiterei gewesen sein, man nennt sie das obere und das untere pettauer oder Draufeld.

Nördlich von der Gränze, welche man zwischen der deutschen und der windischen Mark zu ziehen pflegt, also am nördlichen Abhange des Platschberges, über den früher die Hauptstraße führte, liegt der Marktflecken.

Ehrenhausen, an der Mur, über welche eine hölzerne mit einem Dache bedeckte Brücke führt. Auf einem Hügel an dem Orte erhebt sich ein freundliches Schloß, Ehrenhausen; man übersieht von demselben einen Theil der Ebene, die man das Leibnitzerfeld nennt, woselbst 1529 ein türkisches Heer geschlagen wurde; sie ist mit vielen kleinen Hügeln, Tomben oder Grabhügeln ähnlich, bedeckt; es mögen diese plattgedrückten Kugelsegmente auch wohl nichts anderes sein und man findet unter denselben viele römische Waffen, Helme, Urnen, Schilder, ferner Hausgeräthe mehrer Art, Münzen und dergleichen. Daher vermuthet man, daß dort entweder die Grabstelle einer römischen Kolonie gewesen, oder daß sich das ptolomäische Mureola daselbst befunden habe; andere Archäologen wollen es nach Mureck oder Seckau versetzt wissen.

Westlich von dem Orte, welches der Leibnitzer Ebene den Namen gibt, liegt das Schloß Seckau, dem Bischofe von Seckau gehörig, welcher gewöhnlich in Gräz residirt. Es enthält eine interessante Sammlung römischer Alterthümer, ein Gemäldekabinet, eine Bibliothek von Kirchenvätern u. s. w. Das hell glänzende, mit weißem Bleche gedeckte Kuppel-

dach des Schlosses leuchtet im Strale der Sonne Meilen weit. Ein alter Thurm, der eine sehr große Glocke trug, ist seit einigen zwanzig Jahren abgetragen. Einige Meilen von Marburg liegt der Markflecken

St. Lorenzen in der Wüste, im Herzen des Bachergebirges, an dem sogenannten Radelbache, welcher auf dem Laufe von weniger als einer Meile über 100 Sägemühlen treibt, deren Produkte: Tannenbretter und Latten, bis in die Türkei verschifft werden. Das einem Juden gehörige Eisenwerk steht stille, oder wird nur dann und wann von einem Pächter betrieben, bis derselbe wieder verjagt wird.

Unter den Dörfern ist zwischen Marburg und Gräz, doch zwei Meilen westwärts von St. Florian, die Messing- und Drahtfabrik von

Frauenthal, in dem dortigen Schlosse etablirt, die einzige in Steiermark; sie gehört dem Staate, erzeugt 2.400 Zentner Blech und Draht und beschäftigt ungefähr 100 Arbeiter; als besondere Merkwürdigkeit zeigt man zwei Tigel, die vier Zentner fassen, die indessen, wenn man die mächtigen Werke von Neustadt-Eberswalde kennt, sehr von ihrer Merkwürdigkeit verlieren.

Es befinden sich in Frauenthal zwei Streckwerke, ein Zangen- und ein Scheibendrahtzug und sechs breite Hämmer; die Werke werden alle durch den Lostnitzbach in Bewegung gesetzt.

Der cillier Kreis hat keine Stadt auch nur von irgend einiger Bedeutung, denn Cilli selbst mit seinen 240 Häusern und seinen 1.750 Einwohnern ist kaum des Nennens werth. Die Bewohner sind Wein- und Ackerbauer und unterhalten damit und mit dem Rohitscherwasser einen unbedeutenden Aktivhandel; die Straßen sind schlecht, das Pflaster ist sehr schlecht, die Mauern, welche sie umgeben, sind überaus schlecht und nur dadurch merkwürdig, daß einige römische Basreliefs und Inschriften darin eingemauert sind. Zwei Männerklöster und eine deutsche Pfarrkirche befinden sich in der Stadt. An der letztern ist eine gothische Kapelle sehenswürdig. Der Bischof von Lorch, Maximilian, starb dort im Jahre 284 den Märtirertod, und ward daher, als Heiliger, Schutzpatron von Steiermark. Die Trümmer des Schlosses Obercilli und die schöne Villa Neucilli liegen nahe bei der Stadt.

Das Städtchen und Schloß Windischgräz, von welchem eine berühmte fürstliche und gräfliche Familie abstammt, ist sehr alt, das Geschlecht ward schon im zwölften Jahrhunderte mit Ehren genannt; der Ort ist einer der ältesten im Lande und gehörte ehemals als Eigenthum dem Patriarchen von Aquileja. Er hat 130 Häuser und 600 Bewohner, ist also sehr klein, hat aber ein privilegirtes Landgericht und einen städtischen Magistrat. Er liegt westlich von dem Zentralpunkte des

Bachergebirges. Oestlich davon, an der Hauptstraße nach Italien, liegt ein noch elenderer Ort, doch eine Stadt,

Windisch-Feistritz, im Lande selbst, wegen seiner negativen Eigenschaften: nicht schön, nicht groß, nicht reich, nicht reinlich, als miseria Feistritz bekannt; er hat 136 Häuser und 650 Einwohner, war jedoch sonst von größerer Bedeutung, auch befestigt, so daß der Sturm der Ungarn 1446 abgewiesen werden konnte, wiewohl es 1529 von den Türken erobert und übel mitgenommen wurde. Die Burg Feistritz gehört den Grafen von Altems.

Der Markt Gonowitz liegt eine Poststation weiter südlich und ist ungefähr eben so groß als die vorgenannten beiden Städte; er hat ein altes Schloß, nach welchem sich aus dem zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhunderte die Dinasten von Gunewitz schrieben. Weinbau und Weinhandel ernähren die Bewohner. Die Handelsstraße von Wien nach Triest führt dahindurch, daher, wie in allen kleinen Orten an dieser Straße, viel sogenanntes Straßengewerbe getrieben wird. Es existiren mehre große (nicht apetitliche) Gasthäuser, für Fuhrleute, nicht für Reisende eingerichtet, hier. Ueber den nahe bei Gonowitz liegenden, dem Bachergebirge angehörenden Bergzug Pollana führte die von Karl VI. angelegte Straße nach Triest, später ward sie durch eine westlich gelegene Schlucht, Lukna, ebener fortgeführt, so daß man nicht mehr nöthig hat, den hohen Berg zu übersteigen. In dieser Gebirgsgegend sind viele nützliche Mineralien: Blei, Eisen, Steinkohlen, doch werden sie so wenig benutzt, als die unzähligen Mineralquellen. Auf der Höhe liegen einige Bergwerke, im Zentrum des Bachergebirges die Glasfabrik des Herrn von Semtitschka, welche gerade zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst angelegt ward.

Interessant dürfte sein, daß unfern dieses Ortes, bei dem Dorfe Seitzdorf, das erste Kartäuserkloster in Deutschland, Seitz, gelegen ist; es wurde 1151 vom ersten Markgrafen, Ottokar, gestiftet, und bestand bis zum Jahre 1781, wo es aufgehoben und in ein Staatsgut verwandelt wurde.

Der Markt Tüffer (windisch Laskha) ist bemerkenswerth wegen seines unermeßlichen Steinkohlenlagers. Er hat 150 Häuser und beinahe 600 Einwohner, eine Dekanatspfarrei und ein altes Schloß auf einer Höhe, was selten den Städtchen und Flecken dieser Gegend fehlt, da sonstmals das ganze Land in unzählige kleine souveräne Herrschaften getheilt war und jeder Herr seine Residenz neben einer Hauptstadt von 200 Einwohnern aufschlug, oder vielleicht diese Orte sich durch eben jene Residenzen, Schlösser, Burgen, bildeten. Kalkbrennereien werden in der

Gegend betrieben und die Produkte derselben bis nach Kroatien verschickt.

Das Matzelgebirge, dessen Kamm die Gränze von Untersteiermark gegen Kroatien bildet, steht durch einen ununterbrochenen viertelskreisförmigen Höhenzug mit dem Bacher in Verbindung; auf dem südlichen Abhange dieses Gebirges, da wo sich die Gränze von dem Rücken trennt und südlich nach Illirien zuläuft, liegt der durch ganz Steiermark wegen seines Sauerwassers berühmte Marktflecken

Rohitsch. Er hat 100 Häuser und 450 Einwohner, die fast ganz von dem Handel mit diesem Wasser leben, welches einen sehr ausgedehnten Gebrauch hat. In dieser Gegend, die höchst romantisch ist, findet man sehr viele römische Alterthümer, an denen überhaupt Oesterreich und Pannonien reich sind, die jedoch weder geschätzt noch gesucht werden, und die, wenn sie ein Bauer auf seinem Felde findet, entweder, sind es Steine, zum Vermauern in seine Wohnung, oder sind es Bronzesachen, zum Einschmelzen zerschlagen und an die Messinggießer verkauft werden. Man glaubt daraus zu beweisen, daß dort eine römische Pflanzstadt, vielleicht das alte Rogando der Römer gestanden. Die Herrschaft Rohaz hatte vom 13. Jahrhunderte an ihren Sitz auf dem dortigen Schlosse.

Geht man von hier zurück nach Norden, so treffen wir noch zwei Kreise, welche bisher nicht angeführt waren, der eine ist der brucker Kreis, dessen Hauptstadt Bruck ist. Sie liegt an dem Einflusse der Mürz in die Mur, über welche letztere eine Brücke (die Hauptkommerzialstraße zwischen Wien und Triest) führt. Die Stadt hat 220 Häuser mit 1.500 Einwohnern. Die Straßen sind für eine österreichische Stadt auffallend breit (obwohl schmal) und der eine Hauptplatz, den Bruck hat, ist groß und hat nur darum wenig Ansehen, weil die Häuser nicht sonderlich hoch sind. Die Stadt ist der Sitz eines Kreisamtes, eines Postamtes, eines Dekanats, auch ist daselbst ein Kapuzinerkloster. Die Bewohner leben größtentheils von den Reisenden, welche hier durchpassiren, denn die nahen Eisenwerke tragen nur wenig dazu bei. Dicht an der Stadt ist die Ruine von Landskron, welches 1.792 sammt dem größten Theile der Stadt abbrannte.

Leoben wird die schönste und bedeutendste Stadt von ganz Obersteiermark genannt, doch hat sie mit Einschluß der beiden Vorstädte Wasenvorstadt und Murthal noch nicht 300 Häuser und 2.150 Einwohner. Ueberhaupt ist für ein so unbedeutendes Oertchen dieselbe regelmäßig und breit genug gebaut, hat ein Paar hübsche gerade Straßen und einen ziemlich großen Platz; sie liegt an der Straße von Steiermark nach Salzburg und Tirol, auch kann man von Wien nach diesen Ländern ohne Umweg über Leoben fahren, daher das Straßengewerbe ein Haup

nahrungszweig der Bewohner ist. Uebrigens hat das Städtchen bedeutenden Handel mit den in der Nähe erzeugten Eisenwaaren, auch macht das Landgericht und das innerösterreichische Oberburggericht den Ort lebhafter, als er sonst, seiner versteckten Lage nach, sein würde. Nahe dabei liegt

Goß, der bischöfliche Sitz, welcher 90 Gebäude und 500 Einwohner hat; es war dort ehemals ein Benediktinernonnenkloster.

Unweit Leoben, auf der Straße nach Linz, liegt der Marktflecken Vordernberg an dem berühmten Eisenberge, welcher schon seit mehr als tausend Jahren auf Eisenerz bebaut wird. Der Ort hat 130 Häuser und 1.600 Einwohner, welche fast alle vom Bergbaue, dem Eisenhandel und dem Straßengewerbe, Gasthaltereien und dergleichen leben. Der ungefähr gleich große Markt

Eisenerz befindet sich auf der andern Seite dieses Berges; beide, wie bereits angeführt, der Hauptsitz der Bergwerksarbeiter und Aemter.

Interessant ist der Wallfahrtsort Mariazell, hoch im Gebirge an der Gränze des Erzherzogthums Oesterreich, auf einem abgeplatteten Hügel inmitten eines weiten Gebirgsthales am Salzaflusse. Der Ursprung dieses Wallfahrtsortes fällt auf das Jahr 1157, die Erbauung der schönen Kirche durch König Ludwig von Ungarn auf 1365. Eine fürchterliche Feuersbrunst am 1. November 1817 äscherte die Kirche und 110 Wohngebäude ein. Er besteht jetzt aus 108 Häusern, worunter 44 Wirthshäuser, welche in drei Straßen und an einem Platze stehen, und hat 780 Einwohner. Das ansehnlichste Gebäude ist die in neuerem Stile erbauete Wallfahrtskirche, von 201 Fuß Länge, 67 Breite und 99 Höhe. Sie hat eine Orgel, welche dort groß genannt wird, die jedoch nur 38 Register hat, da große Orgeln wohl über 80 zählen. Die ungeheure Kuppel ist aus rothem Marmor gebaut und in der Mitte der Kirche steht eine Kapelle, von welcher man sagt, sie sei von Silber, allein sie ist nur mit silbernen Gittern verwahrt. In dieser steht das wunderthätige Muttergottesbild, zu welchem jährlich hunderttausend Menschen, aus allen Ständen, wallfahrten (am 11. August 1819 fanden sich 12.000 Menschen daselbst ein).

„Glockengeläute verkündet jedesmal die Ankunft der Prozession,“ sagt Schumacher in seiner Beschreibung dieses Ortes. Von der Oriflamme (ein durchaus falscher Name, da Oriflamme, flammula aurea, allein die Fahne des Klosters St. Denis bei Paris und ein Reichspalladium war, welches nur die Schirmvögte des Klosters in Kriegen, die zum Schutze desselben geführt, oder die Könige von Frankreich, als geborene Schirmvögte, in Religions- und Vertheidigungskriegen tragen durften) geführt, ziehen sie singend durch die Straßen nach der Kirche, küssen die

Stufen, umgehen im Innern die sancta casa dreimal und dann fallen sie nieder auf die Knie zum Gebet. Die Wallfahrer kommen meistens im festlichen Schmucke, der aus manchen Provinzen etwas Eigenthümliches mitbringt. Bei der böhmischen Prozession erscheinen die Mägdchen mit fliegenden Haaren, rothen Stirnbändern und kleinen grünen Kronen auf den Häuptern, so daß sie im feierlichen Gange mit erhobenen Händen wohl Priesterinnen der jungfräulichen Königin vorstellen dürften.

Gewöhnlich machen diese Pilger eine Reise zu den drei berühmtesten Madonnen, Mariazell, Mariataferl und Mariasonntagsberg. In ungeheuren Schaaren ziehen Alt und Jung, Mann und Weib, Jüngling und Mägdchen, durch einander, ohne Aufsicht daher. Zu welchen Schlüssen dieses berechtigt, will ich unberührt lassen; jeder Oesterreicher weiß, wozu das führt, jeder Andere wird es leicht errathen. Vor dem Gnadenorte angekommen, wird ungenirt Toilette gemacht. Frische Strümpfe werden angezogen, saubere Schuhe aus der Tasche genommen, das Haar geflochten und Manches an Hals und Brust geordnet, was den jungen Leuten zu lustigen Bemerkungen Anlaß gibt. Nunmehr zieht man mit Gesang in die Stadt, vollbringt sein Gelübde, hängt Aermchen, Füßchen, Augen, ganze Kindergestalten von Wachs, von Elfenbein, von Silber und Gold, in oder an der heiligen Kapelle auf, und darauf sucht sich die ganze Gesellschaft ein Wirthshaus, oder in Ermanglung dessen, einen freien Platz, im Felde, Busche oder Walde, um von dem mitgebrachten Proviant lustig und guter Dinge zu zehren.

Das lustigste Leben regt sich auf solchen Bivouaks, keine Freude wird versagt oder verschmäht, kein Geheimniß wird daraus gemacht — „wir Menschen sind ja alle Brüder, ein Jeder ist mit uns verwandt, die Schwester mit dem Leinwandmieder, der Bruder mit dem Ordensband; ein jeder Stand hat aufgehört, wenn wir das letzte Glas geleert."

Nun bewegt sich der Zug weiter nach dem Oertchen Mariataferl und von da nach dem Sonntagsberge, so daß die ganze Wallfahrt vierzehn Tage bis vier Wochen dauert, je nachdem man mehr oder minder von den Wallfahrtsorten entfernt ist. Die Litaneien, welche an diesen selbst gesungen werden, sind sehr monoton; in hohem Diskant singt ein Theil der Gemeinde, gewöhnlich die mit einem Vikare oder Schulmeister Vorangehenden oder überhaupt die Führer des Zugs: „Heilige Maria!" — „„bitt für uns!"" singt die ganze Schaar um eine Oktave tiefer; „Du glänzender Stern!" „„bitt für uns,"" „Du goldenes Haus!" „„bitt für uns,"" „Du Rose von Zion, Du Arche des Bundes, Du Gräfin des Himmelreichs, Du Thurm Davids, Du goldenes Schatzkästlein," u. s. w. u. s. w. „„bitt für uns.""

Auf der Heimkehr haben alle Grüße empfangen von den Marien der verschiedenen Orte, diese bestellen sie, indem sie singend durch die Dörfer und Flecken wandeln, und auch in langer Prozession so gut nach Wien wie nach jeder andern Stadt kommen; der Gesang lautet; „an schönen Gruß von Mariazell, vom Sonntagsberg an schön Befehl a Kompliment von Taferl.“ Dieser Gesang wird immerfort wiederholt, bis die letzten Personen aus dem Orte sind, dann verläßt Alles die Doppelreihe, in der man marschirte, und Jeder geht seiner Neigung nach. In diesem Augenblicke sind die Wallfahrer stets sehr gerührt, nehmen guten Spaß und derben Witz gerne mit, wer aber, wenn sie singend in Reih und Glied gehen, lachen oder auch nur lächeln wollte, würde sich der Gefahr aussetzen, gesteinigt zu werden, denn dieses halten sie für die eigentliche Buß- und Betfahrt, für die heilige Handlung, während welcher einen andern Gedanken, als den an den Zweck der Reise zu fassen, eine Sünde ist. Sobald dieß vorüber, sind sie Privatleute, welche Niemand Rechenschaft zu geben brauchen, wenn sie der Neigung ihres Karakters, ihres Herzens folgen.

Mariazell hatte eine gewaltigreiche Schatzkammer. Es befindet sich darin ein silberner Altar in Form eines Stammbaumes, der die Köpfe der habsburgisch-lothringischen und über diesen die des sicilianischen Hauses trägt. Unglaublich viele Perlen, Edelsteine, Seltenheiten, künstliche Arbeiten, die goldene, oben mit Brillanten besetzte Schreibfeder Ludwig Zacharias Werner's (des Verfassers der Weihe und Kraft). Vieles von den Reichthümern dieser Schatzkammer mußte verkauft werden, als nach dem großen Brande die Kirche neu aufgebaut werden sollte.

Rund um das Gebäude sind zahllose Buden von Holz aufgeschlagen, in welchen man Kreuze, Heiligenbilder, Rosenkränze, geweihte Kerzen, Ringe, Ketten, die mit dem Marienbilde in Berührung gebracht worden sind, verkauft werden, und davon sich jeder Wallfahrer in die Heimath etwas mitnimmt, es für höchst segensreich haltend. Zwei Spitäler hat Mariazell, ein's für einheimische, ein's für fremde Kranke.

Eine Viertelstunde von dem Flecken ist der Holzaufzug angelegt, welcher täglich fünfzig bis sechszig Klaftern Holz, durch eine einfache Maschinerie über einen hohen Berg schafft; ein voller Wagen steigt langsam aufwärts, während ein anderer leer in eine furchtbare Tiefe hinabrollt. Es ist auch bei Mariazell das große ärarische (schatzkammerliche, also wahrscheinlich dem Kaiser, nicht dem Staate gehörige) Eisengußwerk, welches drei Schmelzöfen bat, und wo Körper bis zur Größe von 110 Zentner gegossen werden. Man formt in Sand, in Lehm und in Gips, das erstere beschäftigt 19, das andere 17, das dritte 12 Menschen. Im

Ganzen sind dort und im Bergwerke Gollrath 500 Arbeiter und Beamtete. Das dabei befindliche Krankenhaus heilt die in ihrem Geschäfte Verletzten unentgeldlich.

Die Hauptstadt des Judenburgerkreises ist Judenburg. Es liegt am rechten, sehr hohen Ufer der Mur, am Fuße eines Hügels. Die Stadt hat 240 Häuser und 1.560 Einwohner, scheint früher belebt gewesen zu sein, da es noch Stappelplatz für den italienischen Handel war. Die Stadt ist sehr alt, sie stammt schon aus der Römerzeit; es ist kein Zweifel, daß daselbst eine Kolonie gewesen, ob aber gerade das alte Idunum, was sich später in Judunum und Judenumbergium verwandelt haben soll, ist ungewiß, und die Verwandlung des Namens besser dem Umstande zuzuschreiben, daß sie im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte der Hauptsitz der Juden war, welche die Lage derselben an der alten Hauptstraße nach Italien wohl zu benützen wußten, dadurch reich, und in Folge dessen überall gehaßt wurden, bis in einer furchtbaren Mordnacht, am Kristfeste 1312 (in der Nacht vom 24. auf den 25. Dezember) sie gänzlich ausgerottet wurden. Es war die Burg nächst der Stadt häufig die Residenz der herzoglichen Wittwen (als Steiermark noch seine eigene Regenten hatte). In der Stadt ist die einzige Buchdruckerei in ganz Ober-Steiermark und sie ist erst kürzlich etablirt. Die alte Bauart, die verfallenen Ringmauern, die verräucherten, meist dunkelgrauen Häuser machen die Stadt sehr düster. Die Burg ist verfallen, nachdem sie vorher noch zu einer Kaserne gedient hatte.

Unfern Judenburg liegt

Knittelfeld am entgegengesetzten Ufer der Mur, in einer freundlichen Lage. Es umschließen die halb verfallenen Mauern 180 Häuser und 1.150 Einwohner. Wiederholte Feuersbrünste 1715 und 1813 haben die Stadt sehr mitgenommen, zur Erinnerung an diese schrecklichen Brandfälle ist auf dem Markte eine Säule errichtet worden. Es sind dort viele Eisenwerke, Huf-, Hacken-, Pfannen-, Sensen- und Nagel schmieden, wovon die Einwohner fast alle leben.

Der Rothenmännertaurn, ein Hochgebirgsrücken, trennt hier das Murthal vom Ensthale. Zwischen Skt. Johann und Hochtaurn ist der Paß, welcher die beiden Thäler, die vom Gipfel zum Gipfel der sie bildenden Bergzüge 3 bis 4 Meilen breit sind, verbindet.

Die Straße, schlecht und schmal und übel unterhalten, führt von Juburg nach der dritten Stadt dieses Kreises, nach Rottenmann oder Rothermann, welches seinen Namen von dem Stadtwappen, einem Riesen, der ganz roth angestrichen ist, haben soll. Es kann auch, umgekehrt, der Name den Riesen erzeugt haben. Die Stadt war ummauert, bestand aber nur aus einer Straße, in der die 120 Baracken wohl Platz

haben. Sie enthält 780 Einwohner, welche sich ganz von Eisenarbeiten und deren Verkauf nähren.

Eine vierte (dem fürstlich schwarzenbergischen Hause gehörige) Stadt ist Murau, an der Mur liegend, da wo der Rantenbach in dieselbe mündet. Zwei Brücken führen über den, hier noch sehr kleinen Fluß, und verbinden die, auf beiden Seiten desselben liegenden Stadttheile. Auf einem Hügel liegt das Schloß Obermurau, welches geräumig, in dem Berge tiefe Felsenkeller und einen Ziehbrunnen birgt, der bis auf die Tiefe der Mur hinabgeht. Von dem Schlosse hat man eine äußerst schöne Aussicht auf das sich nach Osten und Westen öffnende Murthal, und auf die riesigen Schneeberge und Glättscher, den Plachkogel, den Hochschettelstein und mehre ferne Alpen oder Taurn, welche das Murthal nördlich begränzen.

Ein fürstlich schwarzburgisch-montanistisches Eisen- und Stahlwerksoberverwesamt — auf schöne Titel hält man in Oesterreich — hat seinen Sitz in Murau und beaufsichtigt vier Eisenhämmer, einen Schmelzofen, einen Eisenstreckhammer, welcher englischen Gußstahl und feines Eisen erzeugt, ferner einen Zainhammer und einen Drahtzug, der auch Klavierdraht liefert. Man glaubt, daß an diesem Orte oder zu Treibendorf Seneka im Exil gelebt habe. Alt genug ist Murau hiezu.

Unter den Marktflecken ist Admont, an der Ens, rings von hohen Bergen umgeben, wegen seines schönen Benediktinerstiftes merkwürdig, welches das reichste in ganz Steiermark ist. Das Gebäude ist nur an der Nord- und Ostseite ausgebaut, die Kirche aber ist ganz vollendet und sehr schön, sie hat elf Altäre und eine große Orgel. Ein mit Marmor bekleidetes Gebäude enthält die 20.000 Bände starke Bibliothek, auch eine nicht unbedeutende Gemäldesammlung ist daselbst, so wie ein Naturalienkabinet von vielen Versteinerungen zu sehen ist. Eine filosofische Schule, ein Gimnasium und eine deutsche Hauptschule werden von dem Stifte aus mit Lehrern versorgt. Der Markt zählt 120 Häuser und 1.040 Einwohner. Der Admonter-Tauern östlich von dem Flecken, ist einer der höchsten Berge in der Steiermark.

Das steiermarker Salzkammergut um Aussee; es hat einen Flächenraum von zehn Quadratmeilen, auf demselben den Marktflecken Aussee mit 31 Dörfern, und ist so spärlich bevölkert, daß auf die Quadratmeile kaum 800 Menschen kommen, denn der ganze Raum hat nicht mehr als 7000 Einwohner, welche größtentheils von den Salzwerken leben. Ackerbau findet wenig Statt, die Berge treten so nahe an einander, daß dazu kein Raum ist, auch wird die ganze Gegend dadurch, daß 8 Monate lang in jedem Jahre Schnee liegt, auf den hohen Bergen aber niemals schmilzt,

die Temperatur so ungünstig, daß wenig Anderes als Hafer dort wächst. Die Dörfer sind an die Gebirge wie hingeklext, sie haben keinen Raum für die ärmlichen Hütten, viel weniger für Gärten und Aecker. Dagegen wird etwas Viehzucht getrieben, wiewohl auch diese unbedeutend ist, da sich die sonst häufigen Alpwaiden hier nicht häufig finden.

Das ehemals gesonderte Salzamt ist seit 1825 dem zu Gmunden einverleibt, ein Jahr darauf brannten die Pfannhäuser in Aussee ab, sprangen die Leitungsröhren auseinander, wurden andere innerhalb der Berge vernichtet, wurden viele andere Häuser, Magazine, Stallungen, Salzstuben, ein Raub der Flammen, welches Unglück man zum Theil, wiewohl mit Unrecht, der Rache der entlassenen niederern Beamteten zuschrieb. So etwas läßt sich besser durch Unvorsichtigkeit erklären. Aussee, an einem ziemlich großen Gebirgssee gelegen, hat 160 Häuser und 1.230 Einwohner, welche sich zum Theil mit Eisenarbeiten beschäftigen.

Dörfer sind zwar viele in diesem Kreise, fast jedes Thal hat ein solches oder mehre, und da Erze der Hauptreichthum dieses Landes sind, so findet man fast in allen Hochöfen, Eisenhämmer und Walzwerke, Sensen- oder Nagelschmieden; viele hatten ehemals Burgen über sich thronen, die zum Theil eingegangen sind und nur noch in Ruinen dastehen.

Als Uebersicht des Einkommens wie der Ausgaben will ich noch eine Berechnung anführen, die der Oesterreicher Sartori im dritten Bande seiner Reise macht.

Beschreibung des Bauernhauses Nro. 16, Dorf Dan, Pfarrer Hargsberg von der Herrschaft Kirchen, Amt Ens, Kommissariat und Landgericht Tyllisburg. Leitungsobrigkeit Losenleiten. Der Name des Hauses ist Rezenwinkler Gut, des jetzigen Besitzers Josef Huber, seiner Gemahlin Anna Maria.

Bei diesem Hause sind 52 Joch Aecker, 8 Joch Wiesen und 16 Joch Holzgrund.

Von den Aeckern wird jährlich der dritte Theil mit beiläufig zwölf Metzen Waizen und 24 Metzen Korn, das zweite Drittel mit 18 Metzen Hafer, 20 bis 24 Metzen Gerste und 6 bis 8 Metzen Wicken angebaut; vom letzten Drittel ist beiläufig die Hälfte mit Klee bebaut, das Uebrige bleibt braach liegen.

Das Getreide gibt im Durchschnitte von einer Metze Aussaat zehn Metzen Aernte; der Zehend ist auf dem kleinen Felde zu heben.

Von dem gefechseten Getreide geht jährlich in's Haus auf: 60 Metzen Korn, 20 Metzen Waizen, 10 Metzen Gerste, 50 Metzen Wicken und 120 Metzen Hafer.

Rindvieh sind im Hause gewöhnlich 9 bis 10 Kühe, junges Vieh 7 bis 8 Stücke. Schweine gewöhnlich 23 bis 24 Stücke. Pferde vier Stücke.

Dienstboten sind 4 Knechte und 1 Stallbube, 2 erwachsene und 2 kleine Mägde, eine zur Küche, die andere zu den Schweinen.

Der Lohn der Knechte ist mit dem Drangelde für einen 38 Gulden; dann hat jeder 1 Gulden Madergeld, 1 fl. 15 kr Dentelbaßgeld und 10 Ellen Leinwand auf Hemder; der Stallbube hat 18 fl. Lohn, 1 fl. Dentelbaßgeld und 5 Ellen Leinwand.

Die erwachsenen Mägde haben jede mit dem Drangelde 12 fl. Lohn, 3 fl. Marktgeld, 1 fl. 15 kr. Dentelbaßgeld, 20 Ellen Leinwand und 1 Pfund Haar von der Breche. Die kleinen Mägde haben jede sammt dem Drangelde 6 fl. Lohn, 1 fl. Dentelbaßgeld und Leinwand nach Wohlverhalten.

Steuern sind die ordinären landesfürstlichen 67 fl. 4 kr. jetzt aber betragen dieselben 205 fl. 37 kr. 1 Pf.; die herrschaftlichen sind 31 fl. 33 kr. 3 Pf.

Das Laudemium ist bei jedem Sterbefalle des Bauern oder der Bäuerin 10 Prozent von der Hälfte des beweglichen und unbeweglichen Vermögens.

Die Kost muß jetzt gut seyn; sonst bleibt kein Dienstbot. Gegessen wird im Sommer in der Früh um 6 Uhr, im Winter um 7 Uhr, Mittags um 11 Uhr und Abends im Sommer um $^1/_2$8 Uhr, im Winter um 6 Uhr. Am Sonntage und noch zwei Tage in der Woche wird Fleisch gegessen, dazu werden jährlich zwei Rinder und fünfzehn Schweine geschlachtet, das Uebrige in der Fleischbank gekauft.

Trunk haben Alle täglich, jedes wenigstens eine halbe Maaß Obstmost oder Bier.

Zwei Taglöhner werden nebstbei das ganze Jahr gebraucht, nebst der Kost hat der Mann im Sommer täglich 12 kr., im Winter 10 kr.; das Weib im Sommer 8, im Winter 6 kr.

Zur Kost muß der Bauer jährlich, ein Jahr in's andere, 1 Schlachtrind und 7 bis 8 Schweine kaufen, für welche zusammen er gewiß 200 fl. auslegen muß, dann wird er in die Fleischbank auch noch 100 fl. zahlen müssen.

Ueberdies hat er noch die Auslagen für Wagner, Schmied, Sattler, Weber und andere Handwerker, für Taglöhner zur Fechsungs-(Aernte-)zeit, beim Hanf- und Haarbrechen u. s. w., für welches Alles zusammen er gewiß 500 fl. auslegen muß.

Bilanz der Einkünfte und Ausgaben nach den jetzigen Getreidepreisen und noch wohlfeilern.

Nach Abzug des Saamens und Zehntens bleiben dem Bauern zum Verkauf übrig:

Früchte.	Zahl.	zu	macht	zu	macht
Waizen	56	8 fl.	488 fl.	5 fl.	280 fl.
Korn	132	5 „	660 fl.	3 „	396 fl.
Gerste	166	3 fl. 45 kr.	622 fl. 30 kr.	2 „	332 fl.
Wicken	2	3 fl.	6 fl.	1 fl. 30 kr.	3 fl.
Hafer	24	2 fl. 30 kr.	60 fl.	1 fl. 30 kr.	3 fl.
macht in Summa zu theuren Preisen			1796 fl. 30 kr.	zu wohlfeilern Preisen	1035 fl.

Die Ausgaben in baarem Gelde sind

Steuern	237 fl.	11 kr.
Dienstboten sammt täglichen Täglöhnern . . .	392 „	30 „
Schlachtvieh, das der Bauer kaufen muß . . .	200 „	—
Fleisch außerdem zu kaufen	100 „	—
Handwerker und andere Taglöhner	500 „	—
Summa	1429 fl.	41 kr.

Wenn man diese Ausgaben mit den Einnahmen vergleicht, so zeigt sich, daß dem Bauern bei den jetzigen Preisen 366 fl. 49 kr. zu seiner und seines Weibes und seiner Kinder Kleidung und andern zufälligen Nebenausgaben übrig bleiben, wenn aber das Getreide auf den angenommenen geringern Preis herabfällt, so gehen dem Bauern 374 fl. 41 kr. ab.

Was etwa die Bauern aus den Ställen für Butter und Schmalz einnehmen, kann höchstens 100 fl. betragen; hingegen sind ihre Ausgaben für Bäckerbrod, für Viehsalz, welches sehr theuer ist, für Geschirr und andere Kleinigkeiten auch nicht in Rechnung gebracht worden. (Wörtlich aus Sartori).

Hiebei ist nun noch zu bemerken, daß Sartori das Fleisch, aber nicht alle übrigen Speisen gerechnet hat, daß er vergessen, wie der Bauer von seinem Waizen, Korn, Gerste, Hafer u. s. w. bei weitem nicht Alles verkaufen kann, sondern so viel zurückbehalten muß, als er im ganzen Jahre zu dem Brode und den Mehlspeisen für sich und seine Arbeiter und Knechte, ferner was er an Futterkorn für sein Vieh braucht. Doch abgesehen hievon und angenommen, die theurern und wohlfeilern Jahre halten sich vollkommen die Waage, so bleibt ihm nicht nur nichts übrig, sondern er hat noch in jedem Jahre einen Ausfall und kommt daher immer weiter zurück, daher man auch nirgens so wohlfeil Güter kaufen kann, als in Steiermark, daher man Haus und Hof und fünfzig Morgen Landes um wenige hundert Gulden kauft, weil der Bauer sich besser steht, wenn er in einem Eisenwerke zur Arbeit geht oder gar auswandert (was übrigens der Oesterreicher selten thut, weil er sein Land und seinen Kaiser liebt), als wenn er selbst ein Gut bewirthschaftet.

III.

Die gefürstete Grafschaft Tirol

und

Vorarlberg.

Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg.

Unmittelbar an Salzburg oder Oesterreich ob der Ens stößt Tirol; nächst der Schweiz, von dem es gleichsam eine Fortsetzung ist, das höchste Gebirgsland in Europa, und macht mit demselben, wie mit Obersteiermark u. s. w. ein zusammenhängendes Gebirge aus. Es gränzt, als Fürstenthum betrachtet, in Osten an das österreichische Land ob der Ens, Illirien und Venedig, im Süden an Venedig und die Lombardei, gegen Westen an die Lombardei, die Schweiz und das Fürstenthum Liechtenstein und gegen Norden an Baiern. Das Land hat eine Oberfläche von 516½ Quadratmeilen, und ist durchaus Hochgebirgsland, so daß bei Weitem der größte Theil desselben mit himmelansteigenden Alpen bedeckt ist, und kaum ein Sechstel desselben, da wo es sich Baiern zuwendet, ein wenig niedrigere Berge hat.

Erhaben und höchst romantisch, doch auch furchtbar schön ist Tirol, so wild, so majestätisch, daß es darin die Schweiz vielleicht noch übertrifft, und gewiß berühmter wäre als diese, wenn es so bekannt wäre, als sie. Das südliche Tirol hat die reizendsten, üppigsten Thäler, in deren Schoos die süße Orange reift, unter leichter Bedeckung den Winter im Freien aushält. Oft sind sie von stürzenden Gießbächen durchtobt, oft hängen die Hütten an furchtbaren Abgründen, oft ist kaum genug Platz für einen kleinen Vorhof, für einen Steg, auf dem die Bewohner zu ihren Hütten gelangen, doch umranken Weintrauben und breite Spaliere von Pfirsich und feinen Obstsorten die steile Felswand, an welche die Hütte geklebt und verbergen das grausige der Lage, und in engen aber üppig bewachsenen Thälern reifen die köstlichsten Südfrüchte zu seltener Vollkommenheit, von dort werden sie über das ganze nördliche Europa verschickt und gelangen aus den Thälern von **Meran** bis **Stockholm**, **Skt. Petersburg** und **Moskau**. Auf den nördlichen Abhängen,

Baiern zu gelegen stehen die herrlichsten Saaten, reift eine Fülle von Korn und anderer Getraidearten, reift die süße Kastanie, die Weintraube zu seltener Vollkommenheit. — In der Mitte aber starren dreizehntausend Fuß hohe Ferner, mit ewigem Eise bedeckte Gipfel aus grünenden Matten hervor, liegen die Thäler ausfüllende Glättscher, die mit Donnergetöse vorwärts rücken, mit furchtbarem Krachen ungeheure Klüfte öffnen, oder geöffnete Eisspalten schließen und dem mächtigsten Strome das Leben geben. Dort auf ferner Alp waidet furchtlos der Hirt seine Rinder. Dort über die Schneefelder, über die hohen Eisrücken, über die Felsgrate steigt der unermüdliche Gemsjäger einem armen Gratthier nach, und scheint nicht zu stehen, sondern, wie man wohl sonst fabelte, mit seinem Blut an zackigen Felsen zu kleben. Dort findet man die lieblichsten Idyllen, welche nur ein Geßner erzählt, lebendig vor Augen gestellt, und den Hintergrund des Gemäldes, zu welchem sie die Staffagen geben, bilden die gigantesten Naturerscheinungen, die kolossalen Tod und Verderben schwangeren Eisberge, von denen schnell die vernichtenden Lauinen herunterdonnern, tausend Leben durch eines Vogels Fittich, durch eines leisen Lüftchens Hauch vernichtend.

Der Aufriß des Landes und die Höhe zu welcher sich dasselbe über das Meer erhebt ist höchst ungleich und noch dazu veränderlich, weil Höhen herabsinken und Thäler ausgefüllt werden. Der höchste Punkt des ganzen Tirol, ja des ganzen Kaiserthums ist der Orteler oder die Ortelesspitze, welche sich 12.022 Fuß erhebt. Frühere trigonometrische Messungen haben ihn sehr viel höher angegeben; so bestimmte Graf Bray denselben zu 14.466 Fuß, also so hoch als den Montblanc und höher als den Monterosa. Bis zum Jahre 1804 war derselbe noch nicht erstiegen, am 27. September dieses Jahres gelang es aber nach vielen fruchtlosen Versuchen dem Passeier-Jäger Josef Pichler, die oberste Spitze zu erklimmen, und im Jahre 1805 führte der Professor Gebhard die Besteigung desselben dreimal aus, wobei er den Berg zu 14.416 Fuß, also doch noch 2.400 Fuß zu hoch bestimmte.

Der Berg erhebt sich in einer dreiseitigen Piramide mit ewigem Schnee bedeckt aus den Thälern von Trafoi, Fabra und Martell, und ist von Bormio (Worms), Glurns und Cles, Städte die ihn von drei Seiten in den Hauptthälern umgeben, fast gleich weit entfernt; ihm entströmt südlich nach dem Meere von Adria, die Adda, der Oglio, die Nos oder Ulz, nördlich gleichfalls zum Meere von Adria die reißende Etsch, welche sich nach einem östlichen Laufe bei Meran plötzlich nach Süden wendet. Nach der Nordostsee geht außer dem Rhein kein einziger Fluß von der Alpkette und vom Orteles geht auch keiner nach dem schwarzen Meere der Donau zu; alle Gewässer wenden sich süd-

sich, selbst wenn sie auf der Nordseite entspringen, weil dieser ungeheure Gebirgsstock mit seinen Verzweigungen fast isolirt steht, und nur von Westen her durch den 10.000 Fuß hohen Umbrail (Monte Braglio) mit dem Bernina, dem Septimer und überhaupt den hohen Schweizergebirgen zusammenhängt. Ueber den Umbrail geht die österreichische Gränze gegen die Schweiz.

Die Hauptkette durchschneidet mit dem allgemeinen Zuge der Alpen, das Land von Ost nach West, und schickt nach allen Seiten mächtige Zweige aus. Diese riesig hohen Berge, Eisnadeln, haben an ihren Seiten in den engen Thälern die furchtbarsten Glättscher, in Tirol Ferner oder Firnen genannt. Dieses sind nicht, wie man häufig glaubt, und in welchem Sinne man das Wort eben so häufig mißbraucht, hohe Feldberge, Kuppen mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, sondern in die Thäler gedrängte Eis- und Schneemassen, welche eine rauhe unebene zerklüftete Oberfläche haben, aus dem Wasser entstehen, welches sich während der Sommertage von den hohen Alpen schmelzend heruntersenkt und während der Nacht gefriert, aus dem Schnee sich bilden, der von schmelzendem Eiswasser durchdrungen, körnige feste Massen bildet, die immer höher gehäuft, zuletzt nicht mehr Platz haben, und in den engen Thälern heruntergleiten, (wovon der Name Glättscher), und in der ganzen Breite da sich heben, aus der engen Schlucht, welche sie gebar, herausrücken, mit fünfhundert bis sechshundert Fuß Mächtigkeit, auf die Flächen der Alpwaiden, mächtige Dämme von Erde und Gestein vor sich herschiebend, bis sie unter die Schneegränzen gelangen, und hier der Sommersonne mächtige Wirkung ihrem finstern Reich ein Ende macht.

Wenn die Thäler, in denen sie entstehen, enge und tief ausgeschnitten sind, glatte schroffe Wände haben, so, daß die Sonne nicht hineindringen kann, so senken sie sich oft mehre tausend Fuß tiefer, als der ewige Schnee liegt, und kommen von den höchsten Bergspitzen bis herab auf 4.000 Fuß über dem Meere.

Auch vom Orteler drang eine breite Schneeflur weit herab, und die Bewohner hatten schon von ihren Vorfahren die Kunde erhalten, daß dieselbe sich tiefer und tiefer senke. Doch muthig den Gefahren trotzend, welche ihnen ringsum drohen, nicht achtend der herabhängenden Felsen, welche ihn zu zermalmen, der Schneelähnen, welche ihn zu verschütten drohen, bleibt der rauhe Gebirgsbewohner von allen Stürmen der empörten Natur unangefochten in seiner Hütte, bis das Furchtbare über ihn hereinbricht.

So geschah es im Winter 1817, daß die Erde erzitterte von dröhnenden Schlägen und schrecklichem Krachen, mit dem Brüllen des lautesten Donners rissen sich ungeheure Lasten von langjährigem Schnee und

Eis von den höchsten Gipfeln der Berge, im Rollen wachsend, Nahrung findend auf dem breiten Wege, den sie mit vernichtendem Schritte durchwandelten. Hernieder senkte sich die Masse sich immer fester ballenden Schnees, nach Norden zu im Thale des Suldenbaches, auf die Hochebene der Gompenhöfe, wie schwache Rohrhalmen wurden die mächtigsten Bäume zerknickt, kolossale Felstrümmer führte die sich wälzende Eis-, Schnee- und Erdlauine fort; die Rasendecke der trefflichen Alp ward aufgerollt und vor der wandelnden Masse hergeschoben, wie von innerer Kraft bewegt, der Suldenbach, welcher in reissender Wildheit aus den Bergklüften auf die Ebene hervortritt, war plötzlich versiegt, denn der schreitende Berg hatte einen breiten Damm hindurch gezogen, und das Thal in einer Breite von mehren hundert Klaftern mit seinem Schutte gefüllt, bis endlich auf der nicht mehr abschüssigen Ebene, nachdem die ganze Alp zerstört war, der wandelnde Glättscher stehen blieb und die Höfe auf der Ebene meist vernichtete.

Schweighofer gibt von dieser Erscheinung eine sehr plausible Erklärung. Er sagt: dieser merkwürdige für die Wissenschaften, wie für den Kultur des Landes gleich wichtige Fall, wird durch das ungewöhnliche Anwachsen der Hauptglättscher in früheren schneereichen Wintern begreiflich, wozu dann das häufige Aufthauen der locker liegenden Schneemassen im Sommer 1817 kommt. Doch gab den ersten Anstoß wahrscheinlich eine vor Jahren von der Orteleßspitze losgebrochene Lauine, noch erkennbar an den äußersten Punkten des Suldnerfernes. Die Oberfläche desselben ist zackig und zerrissen, voller Klufte und Erhabenheiten. Die überraschte Einbildungskraft sucht in dieser Gruppe mannigfaltigen Wechsel kolossaler Gestalten und pittoresker Piramiden, deren Häupter prachtvoll im Sonnenlichte schimmern. Staunend bei dem Anblicke harrt der Wanderer dem plötzlichen Zusammenstürzen der in schiefer Richtung aufgethürmten Eiskuppen entgegen, aber eine nähere Betrachtung zeigt ihm die Festigkeit ihrer Körper, doch finden sich am äußersten Rande der an die Schönlaufspitze angelehnten Wand Einstürze der mächtigen Kristallmassen; auf der Stelle worauf die Sonne ihre stärksten Strahlen senden kann, glänzen die Eisschichten in grünlich durchsichtiger Farbe, westlich ist die Farbe grau. Die Masse ist ein Gemengsel von Sand- und Steingerölle, die Hauptlage der Schneeflur von gefrorenem Schnee und Kalkstein. Granit ist im Gebirge vorherrschend, nur die Firsten des Orteles, dessen Eissäule sich in den Himmel zu verlieren scheint, ist kalkig. Damit steht aber der Schuldnerglättscher nur durch das innerste Thal, woraus die Eismasse vordrang, in Verbindung.

So sieht man, wie die ferne von den Gompenhöfen liegenden Gesteinmassen mit dem Eise, das sie umgibt, einst dem Orteles angehörte,

und dieß ist ohne Zweifel auch wirklich der Hergang der Sache. Die Eismassen und mit ihnen das Gestein der höchsten Gipfel fast aller Berge, welche Glättscher bilden, kommen nach und nach hernieder in die Thäler und füllen diese mit dem Schutte an, welcher von ihnen herabgeführt worden, daher die vielen Gerölle, welche zunächst der Gebirge liegen. Nur wirkt die Natur nicht immer so fürchterlich verheerend, wie hier beschrieben. Die mehrsten, ja wohl alle Glättscher rücken vor, allein doch nur um einige Fuß im Laufe eines ganzen Sommers, und solche sind durchaus nicht fürchterlich, ja die Schweizer und Tiroler suchen sie auf, wenn sie an günstigen Stellen liegen, wie der Grindelwald-Glättscher und andere, und bauen sich daselbst an, weil die Thalebene zu der die Glättscher herabstürzen, durch sie genährt, immerfort befruchtet und zum üppigsten Graswuchs gebracht wird.

Gefährlich werden dagegen die schnell vorschreitenden Ferner, wie der große Oetzthalferner, welcher wieder viel stärkere Bewegung hat, weil er von außerordentlicher Breite; größer als das Mer de glace unfern des Montblanc, mit dem Fender-Glättscher ein Ganzes macht, außerordentliche Breite und stärkere Neigung hat, als die übrigen, daher er denn auch Alles was er auf seinem Wege trifft, selbst kleine Hügel, vor sich herschiebt, sie von ihrer Grundfläche abhebend. Wohlthätig werden sie durch ihre Gewässer (der eben genannte schließt einen See ein, zu dem jedoch nur mit der höchsten Gefahr zu gelangen ist), denn sie sind die unversiegbare Quelle der größten Flüsse.

Einige der höchsten Berge, welche in dem ersten Theile dieses Werkes nicht aufgenommen sind, will ich hier anführen. Unfern Innsbruck liegt der lisonzer Käs (Berg) 8.100 Fuß hoch, mit einer erhabenen aber auch furchtbaren Aussicht, weil er nicht hoch genug ist, um den Blick hinaus in's freie grüne Land zu tragen, sondern ihn auf lauter Eisfelder beschränkt. Der Waldgradkogel am linken Ufer des Oetzthalerbaches 9.380, die Vermüngspitze 8.912, die Iflingerspitze bei Meran 80.057, der Velandersberg 7.927, der Eidechsberg 8.630. Alle diese Berge, welche sich über die Schneegränze erheben, liegen in der Kette, die sich aus der Mitte von Tirol gegen die Salzburger Gränze erstreckt. Der Salzburg-Baierische Ast, welcher sich aus dem Hauptstamme sondert und westlich hervortritt, hat mächtige Häupter, unter denen die Ringspitze ein Sitz der Geister und Kobolde, Bergmännerchen sein soll, welche dort die mächtigsten Gold- und Silberadern bewohnen.

Am Dreiherrenspitz unfern Windisch Matrei beginnen die norischen Alpen und die höchsten Berge haben hier den Namen Tauern, es sind darunter Berge von 10.000 bis 11.600 Fuß, wie der Groß-

glockner. Die Karnischen Alpen beginnen an der Gränze von Tirol gegen Venedig und ziehen sich längs derselben, östlich nach Kärnthen hinein. Zu ihm gehört der Campo rossi, von welchem sich die Gränzen gegen Illirien über die Paßwand nach Malborget und dem Lisonzofluß zieht. In südwestlicher Richtung geht vom Campo rossi ein Gebirgszug über St. Pelegrino, Paneveggio, welcher bis Gosaldo die Gränze trägt, dann aber an der düstern Bergfeste Roveredo vorbei, längs der Etsch, in den Bergen Cima germana, Cima della rossetta u. s. w. bis zum Campo bruno fortläuft.

Zwischen diesen sich mannigfaltig verzweigenden Gebirgsrücken entwickeln sich eine große Menge der üppigsten, reizendsten und wildesten Thäler, welche Tirol zu einem wahren Wunderlande machen, denn sie sind der Sitz der mannigfaltigsten Naturschönheiten und Schrecknisse. Die Hauptthäler mitunter von nicht unbedeutender Breite werden von den Flüssen gebildet. Das größte ist das Innthal, welches bei Silva plana, einem See in den Armen des Berninaberges ruhend, von dessen Glättschern genährt, bis zur Gränze nach Martinsbruck geht, wo es nach Tirol übertritt, (bis dahin war es in der Schweiz). Von hier zieht es sich immer breiter werdend, immer größere und tiefere Thäler und aus diesen Bäche und Flüsse in seinen Schoos aufnehmend, über Ried, Landeck, Imst nach Innsbruck der Hauptstadt von Tirol, und von da nach Schwaz, Rattenberg und Kufstein, woselbst die linke Seite des Inn schon an Baiern gehört bis nach einer und einer halben Meile, zwischen Ebs und Neubeurn, auch die rechte Seite des Flusses bairisch wird und die Gränze von Tirol sich östlich zieht.

Das Oetzthal mündet in das Innthal, ist sechszehn Stunden lang, und ist von den rauhesten höchsten Gebirgen Tirols umschlossen, indem der große Bock, der Stubeferner, der Zwieselstein es von Osten, der Oetzthalerferner und der Hochvernag es von Süden, der Gebalschferner aber mit seinen Ausläufern es von Westen umgeben, und ihm nur nordwärts zwischen himmelhohen Eisrissen einen Ausweg in das Innthal lassen. Die südlichen Berge scheiden die Wasser des schwarzen Meeres von denen des adriatischen. Das Montasunerthal führt die Aflanz zum Rhein, es beginnt auf den Gränzen der Schweiz mit dem Jamthalerferner und dehnt sich durch einen großen Theil von Vorarlberg, in weiterem Sinne bis zum Bodensee nach Bregenz hin. Von dem Jamthalerferner und seinen Ausläufern öffnen sich zwei andere nicht so große Thäler, in nordwestlicher Richtung, nach dem Inn-Thale.

Groß, und das längste im ganzen Lande ist das Etschthal, es beginnt nördlich von der Ortelesspitze und zieht sich zwischen dieser und

dem Oetzthalerferner bis nach Meran, zehn Meilen lang geht, von da südlich immer breiter werdend, weil die Hochgebirge von beiden Seiten der Etsch zurücktreten, nach Botzen, und hat in der Nähe des Flusses oft meilenbreite Sümpfe, die von vielen hundert Kanälen durchschnitten, zu Wiesen gemacht sind, nach Trient und Roveredo, wo es immer enger wird, bis es zur Lombardei gehört, und mit den letzten Bergen Tirols auch die Verengerung des Thales aufhört. Eng und von riesigen Höhen umstarrt ist das Thal der Adda, westlich von der Ortelesspitze. Bormio, (Worms) liegt in seinem Mittelpunkte 4.500 Fuß über dem Meere, woselbst ein berühmter Gebirgspaß, ein tiefer Einschnitt in das Hochgebirge ist, von dessen beiden Seiten vier bis fünftausend Fuß hohe Wände aufsteigen; es gehört jedoch nur der natürlichen Lage nach zu Tirol und wird zum Distrikt Sondrio der Lombardei gezählt.

Merkwürdig sind noch die Erdpiramiden an dem Ufer des Finsterwaldbaches im Landgericht Ritten, nördlich von Botzen, (Bolzano). Der Bach stürzt sich mit starkem Falle brausend über den Rittenberg herab und fällt zwischen Ober- und Unter-Alzwang in die Eisach, gerade auf der Mitte des Weges von Botzen nach Klausach. Dort erheben sich dicht aneinander gereiht, eine große Menge hoher Erdstücke, Piramiden, Kegel, von verschiedener Größe, als wären sie sorgfältig durch Kunst geformt; sie bestehen aus röthlichem Thonporfir, und obgleich diese Erde keinen innern Zusammenhang hat, so wird die Gestalt der glatten Hügel doch dadurch ungestört erhalten, daß auf der Spitze entweder ein Baum steht oder ein großer Stein liegt. Man weiß die Entstehung dieser Kegel nicht anzugeben, hat auch noch keinen Versuch mit der Umgrabung eines oder einiger gemacht, um zu sehen, ob sie vielleicht Grabhügel eines hier geschlagenen Heeres sind, oder ob sie ganz der Natur angehören.

Der Wasserreichthum von Tirol ist außerordentlich, die Hauptflüsse sind bereits genannt, dem Donaugebiet strömt, außer dem Inn, noch die Drau zu, welche in Tirol bei Innichen entspringt, sich mit einer Menge Bäche und bei Lienz mit der Isel vereint, welche vom Salzbacherferner, Dreiherrenspitze und Großglockner mächtigen Zufluß erhielt. Die Iller, der Lech und die Isar entspringen gleichfalls in Tirol, ebenso ist's mit der Brenta, welche aus den Seen von Caldonazo und Levico entspringt. Der Fluß, welcher unter dem Namen Sara in den See von Garda tritt, den er als Mincio wieder verläßt, ist merkwürdig wegen der Kleinheit seines Zuflusses bei trockenem Wetter, so daß man ihn beinahe an jeder Stelle durchschreiten kann; nach anhaltendem Regen wird er jedoch so furchtbar reissend, daß er oft den größten Schaden anrichtet, er reißt aus dem Gebirge eine unglaubliche Menge Ge-

rölle mit sich fort, das er nach und nach auf seinem Wege fallen läßt, so hat er sein eigenes Bette erhöht, dergestalt, daß er jetzt auf seinem ganzen Laufe um 10 bis 12 Fuß höher liegt, als das Thal rechts und links, und noch immerfort im Steigen begriffen ist. Wenn nun bei starkem Gusse er den selbst gebauten Damm durchbricht, so ergießen sich seine sandigen Fluthen in breiten Strömen über die Grasfluren und Triften des Thales, und verderben Alles was sie erreichen; deßhalb wird überall in Tirol auf Eindämmung der Waldbäche gesehen, aber wie überall in den südlichen Staaten von Deutschland nicht gehörig, so daß die Dämme wohl viel kosten, doch wenig Nutzen bringen, da sie mit etwas mehr Auslage ihrem Zwecke entsprechen würden.

An Seen von Bedeutung ist Tirol ganz arm, die beiden, welche die Tiroler dazu zählen, gehören einmal ganz gewiß nicht ihrem Lande an; dieß ist der Bodensee, an welchen ein kleines, eine Meile langes Stückchen von Vorarlberg gränzt, und der Gardasee, welcher ganz in der Lombardei liegt, und kaum mit seinem hundertsten Theile bei Rivo nach Tirol reicht; dagegen hat es kleinere Seen in Menge, welche zum Theil doch über eine Meile lang sind, und daher nicht überall klein genannt werden würden. Viele derselben liegen in bedeutender Höhe 4.000 bis 6.000 Fuß über der Meeresfläche und geben häufig prächtigen Wasserfällen ihre Entstehung, häufig aber werden sie auch von Bächen genährt, die sich mit den schönsten Kaskaden in sie hinein ergießen. Auch Mineralquellen hat das Land in Menge, allein der Botzener Kreis zählt deren zwanzig, die zu Bädern benützt sind, doch haben sie alle wenig Ruf, und würden gar keinen haben, wenn nicht viele durch gute Bedienung und gutes Essen und Trinken ausgezeichnet wären, daher sie auch den Namen „Freßbadl" erhalten, und häufig von der Umgegend aus besucht werden, wenn auch nicht als Kurörter.

Das Klima muß nach der Lage über dem Meere und unter den kalten Winden sehr verschieden sein, da die Beobachtungen, welche man an einigen Orten gemacht hat, aller Zuverläßigkeit ermangeln, (wie schon daraus hervorgeht, daß zu Innsbruck die mittlere Temperatur 7°, 5 Reaumür, und doch im Jahr 1829 auf 5°,8 herabgesunken sein soll, was bei einer mittleren Temperatur ganz unmöglich, die aber nur dadurch zur mittleren wird, daß alle Extreme sich durch den Lauf des Jahres ausgeglichen haben, daher dann höchstens von einem viertels, oder einem halben Grad, aber nicht zwei Grad die Rede sein kann), so will ich nicht in Graden angeben, was hierauf Bezug hat, sondern lieber die Natur selbst sprechen, sie selbst ein Gemälde ihres Wirkens entwerfen lassen.

Tirol dehnt sich aus von 27° 11′ bis zu 30° 17′ östlicher Länge, und von 45° 38′ zu 47° 44′ nördlicher Breite. Die Entfernung von Norden nach Süden, dreißig Meilen, kann also keinen bedeutenden Unterschied hervorbringen. Dagegen erstreckt sich beinahe durch die Mitte der Provinz die Kette der höchsten — elf- und zwölftausend Fuß hohen Alpen und scheidet so höchst natürlich dieselbe in das nördliche und südliche Tirol. Die letzte Hälfte nimmt Theil an der Vegetation von Italien, die erstere an der von Deutschland. Von Norden herüber weht der kalte Nordwind, die Bora, welcher die Triester und die Venetianer erfrieren macht, vom Süden herauf weht der Sirocco, welcher oft den ganzen Reichthum des Landes, die hoffnungsvollen Saaten aus der Erde wühlt, in die Luft schleudert, und der mit seiner Gluht das Glättscher-Eis schmilzt, so daß es in dichtem Bache — gesättigt mit dem Schlamme des Bodens, auf dem derselbe ruht, herniederstürzt, brausend und zischend durch die Thäler donnert, die fruchtbare Erde hinwegschwemmt und Millionen rund geschliffene Kalk- und Granitsteine dafür zurückläßt.

Der Anbau der Südfrüchte gelingt im Süden ganz vollkommen, viele Früchte erlangen in Meran und in Bozen eine größere Saftfülle, eine vollkommenere Reife, als im nördlichen Italien selbst, weil die engen Thäler übermäßig warm und feucht sind, was eben Orangen und ähnliche Südfrüchte wollen, die Eintheilung, welche Franscini für die Schweiz nach verschiedenen Höhen macht, soll nach Blumauer auch auf Tirol passen, er nimmt jedoch ein's und das andere an, dem ich nicht beistimmen kann; so setzt er den Weinbau von 700 Fuß Höhe über dem Meere bis auf 1.700. Was wächst denn aber an dem nur 200 Fuß über dem Meere gelegenen Gardasee? Auch hat er die Orangen vergessen, welche denn doch eine höhere Temperatur verlangen als der Wein; daher denn schon hier ein zu berichtigender Irrthum obwaltet. Das zweite dürfte sein, daß der Wein nur bis 1.700 Fuß Höhe fortkommt, in dieser Höhe wächst selbst in Würtemberg noch ein ganz geschätzter Bergwein, welchen man dem in 700 und 800 Fuß Höhe wachsenden Thalwein vorzieht. Ferner ist die südliche Schweiz ohne Zweifel nicht so warm als das südliche Tirol, weil das Letztere das Meer von Adria viel näher hat, als die Schweiz das von Genua, zwischen welchem und der Schweiz überdieß noch Gebirge liegen, was bei Tirol nicht der Fall ist. Von 1.700 bis 2.800 ist die Region der Eichen. In der Schweiz wächst wenig Waizen, die Wiesen aber sind gut; in Tirol wächst in dieser Höhe noch der beste türkische Waizen (Welschkorn); das Gebiet der Buchen reicht bis zu 4.100 Fuß über dem Meere, diesem Striche gehören in der Schweiz nur wenig Fruchtbäume an; der Nußbaum gedeiht noch bis 3.500; der Pflaumenbaum bis 3.700 Fuß,

der Birn- und Apfelbaum bis 4.100. Dieß gilt für das nördliche Tirol, auf dem südlichen Abhange rückt Alles um 3 bis 500 Fuß höher. Roggen und Gerste reicht im Norden bis 4.200, im Süden bis 4.500 Fuß; dagegen kommt die Kartoffel auf beiden Seiten gleich wenig hoch, weil die späten Nachtfröste im Frühlinge ihnen schaden, und sie von da, wo man sie pflanzen kann, bis zu der Zeit, wo schon wieder Nachtfröste eintreten, zu wenig Zeit zu ihrer Ausbildung haben. Die vierte Region bildet das Gebiet der Tannen, welche bis 5.400 Fuß steigen (südlich bis 6.000). Die Dauer des Winters ist 8 bis 9 Monate (auf der Nordseite, während auf der Südseite der Seewind oft schon 2 Monate früher Sommer macht) und selbst in den übrigen Monaten sind kalte Tage nicht selten (dieß gilt für beide Hälften von Tirol). Getraide geräth in der Schweiz nicht, allein im südlichen Tirol wächst in dieser Höhe noch Hafer, auch wohl Sommergerste; das Laubholz verringert sich, der Bergahorn steigt noch bis zu 5.200 Fuß; Städte trifft man in dieser Höhe gar nicht mehr an, Dörfer wohl, doch auch nicht häufig, desto mehr sind die Einöden (Bauernhöfe einzelner Familien) daselbst heimisch.

Von 5.500 bis 6.500, in der fünften Region, ist kein Anbau mehr zu finden, und von hier gleicht sich die Nord- mit der Südseite immer mehr aus, weil die Wirkung des Meeres und der Ebene der Lombardei nunmehr in den Hintergrund tritt. Bäume findet man nicht mehr, Zwergbirken, Strauchellern und Krummföhren, krüppelhafte Bäumchen von Manneshöhe wachsen auf großen Strecken an den Abhängen zwischen rauhem Gesteine; die Flächen sind mit den üppigsten duftreichen Alpkräutern bewachsen, und werden daher als treffliche Wiesen oder vielmehr Viehtrifften geschätzt; dort stehen die Sennhütten, in denen die jüngste Tochter des Hauses die Heerde während dreier Sommermonate hütet, milkt, Käse bereitet, auch wohl Milchzucker aus dem Molken siedet. Die sechste Region ist die der oberen Alpgegend von 6.500 bis 8.200, dort findet man noch ziemlich gute, doch schon magere Waiden, die Gesträuche verschwinden, nur noch die Alpenrose (Rhododendron hirsutum) soll sich dort zeigen, was mir mindestens zweifelhaft ist, weil sie gewöhnlich nicht über 6.000 Fuß steigt. Einzelne Sennhütten finden sich dort zerstreut, sie haben jedoch nichts bequemes mehr, und sind mehr schlechte Steinhöhlen als Wohnungen zu nennen. Von 8.200 Fuß liegt ewiger Schnee, der nur in anhaltend heißen Sommern auf sehr der Sonne ausgesetzten Flächen schmilzt, in den Thälern aber durchaus fest liegen bleibt. Dieß ist auch die Region der Glättscher, welche sich daselbst bilden und tiefer und tiefer sinken, bis die kräftiger wirkende Sonne ihrem ferneren Vorschreiten ein Ende macht.

Die Winde sind sehr heftig und sehr unregelmäßig, oft plötzlich

wechselnd, niemals anhaltend aus einer Richtung wehend, weil die tief eingeschnittenen Thäler dieselben theils vorschreiben, theils ändern, nur der Sirocco pflegt gewissermaßen eine Zeit anzuhalten, er zeigt sich im Herbste am häufigsten und veranlaßt dann, indem das Hochgebirge schon ganz mit frischem Schnee bedeckt ist, durch plötzliches Schmelzen desselben oft großen Schaden.

In Hinsicht auf die Produkte des Landes ist im Vergleich mit dem vorher berührten Steiermark wenig hinzuzufügen, denn Alles, was man dort an Naturalien, Pflanzen und Thieren findet, ist auch in Tirol zu Hause, nur im Süden wachsen, wie bemerkt, treffliche Orangen und Feigen, welche in Steiermark nicht gedeihen würden, wollte man sie auch Winters im Freien lassen; ein Bretterdach muß sie zwar auch um Arko und Riva vor den Unbilden des Januar schützen; allein im Norden dürfte ein solches Bretterdach für ihre Erhaltung von geringem Nutzen sein. Auch Oliven kommen am nördlichen Ufer des Gardasees fort, sowie Feigenbäume im Freien ausdauern und Maulbeeren häufig um der Seidenzucht willen gepflanzt werden. Das Vieh ist meistens stärker als in Steiermark, verschiedene Arten aber findet man nicht. Steinböcke, welche sonst in Steiermark zu finden waren, sind jetzt auch in Tirol überaus selten geworden, Murmelthiere sind häufiger als in dem benachbarten Gebirgslande, Geier und Adler gleichfalls. Uebrigens findet man hier wie dort das Gleiche.

Die Bewohner von Tirol belaufen sich nach der neuesten Zählung von **1836** auf **811.426**. Sie machen offenbar zwei verschiedene Volksstämme aus; die Deutschen, welche den nördlichen Abhang bewohnen und die Welschen, welche auf der Südseite ihre Heimath haben; doch ist dieses nicht scharf geschieden, die Deutschen ragen meistens noch in das südliche Oberland hinein, wie denn auch der Italiener nur **170,000** sind und in den südlichsten Theilen selbst trifft man zahlreiche deutsche Gemeinden.

Fantasiereiche Leute haben den überaus ehrlichen, gutmüthigen, freundlichen, treuherzigen Tirolern eine Menge vortrefflicher Karakterzüge angedichtet, welche sie in der That nicht haben. Um das Volk als solches und in seinen Eigenheiten kennen zu lernen, sollte man allerdings nicht quer durch ein Land reisen, und dann ein Buch darüber schreiben, um sich die Reisekosten wieder zu verdienen; es gehört in der Regel doch ein längerer als ein acht= oder vierzehntägiger Aufenthalt dazu, um den Karakter eines ganzen Volkes zu studiren.

Blumenbach und Leiß schreiben Folgendes: Die Tiroler sind ein harmloses, treuherziges, religiöses und biederes Volk, das jeden, selbst seinen Kaiser, dutzt, sie sind fleißig und genügsam, hochherzig und muthig. Den größten Beschwerlichkeiten und Gefahren gewachsen, einig

in sich selbst, an Leib und Seele gleich verschwenderisch ausgestattet, freimüthig, scharfsinnig und behutsam (scheint ein Widerspruch), übrigens fröhlich und zum Gesange und zur Musik geneigt, aber sie lieben ihre Berge und ihre Freiheiten über Alles, und wollen nur dem gehorchen, den sie lieben. Anhänglichkeit an den Landesfürsten und Vaterlandsliebe sind Hauptzüge im Karakter des Tirolers. Er ist kein Freund der Konskription, aber freiwillig wird er Soldat und vertheidigt als Held sein Vaterland. — Wer hat nicht (schreibt Leiß) von den wackern Bewohnern dieses Berglandes gehört, von diesem biedern, gutmüthigen, treuherzigen Volke, das Gott und dem Kaiser so fest anhängt, dessen romantischer Geist im ganzen Volke lebt, in der Lust zum bilden (?), in der Waglust des Jägers, in heitern Volksliedern, wenn es auch ein wenig stolz ist auf seinen Muth in Vertheidigung des geliebten Vaterlandes und seiner Freiheiten, wie es solches erst 1809 wieder in dem Heldenkampfe unter dem edlen Andreas Hofer gegen Baiern und Frankreich bewiesen. Mäßig, gesund und stark, dabei muntern, fröhlichen Sinnes, redlichen und offenen Karakters und unermüdet fleißig ist dieses Kernvolk. Die Abgeschlossenheit in seinen Thälern hat ihm Sprache, Sitten (??) und Sinn herrlich bewahrt, besonders in den Seitenthälern des Oberinnthales hat der Tiroler noch das Meiste von seinen ursprünglichen Eigenthümlichkeiten behalten, und bei einer strengen Vergleichung mit dem benachbarten Schweizer, dürfte man in mancher Hinsicht dem Tiroler noch einen Vorzug zugestehen. Die häufigen Besuche der Schweizerthäler von Legionen Reisender, haben auf die Sitten der Bewohner einen nachtheiligen Einfluß geübt und verschiedene Laster in ihnen erweckt, die dem Tiroler größten Theils nur dem Namen nach bekannt sind. An deutschen Tirolern, besonders am Landvolke, wollen einige eine gewisse Kälte und Mangel an Offenherzigkeit wahrgenommen haben, er beobachtet in seinen Reden eine auffallende Behutsamkeit (keine Offenheit) und hängt mit Eigensinn an alten Sitten und Gewohnheiten.

Uebrigens, fährt Blumenbach fort, lassen sich im Karakter des Südtirolers, der schon in den italienischen übergeht, mancherlei Abweichungen beobachten. Nach Wolf ist der südliche Tiroler nüchterner, weniger aufrichtig, prozeßsüchtiger als der nördliche und nicht selten rachsüchtig, wie die vielen Verwundungen, Schlägereien und selbst Ermordungen beweisen. Nach einer vom Herausgeber (Blumenbach vaterländische Blätter 1817 Nr. 63) entworfenen kurzen Uebersicht, der im Jahre 1815 in den deutschen Provinzen der Monarchie Statt gefundenen Kriminaluntersuchungen, überstiegen die schweren Verwundungen alles Verhältniß, denn in diesem Lande wurden nicht weniger als 95 Verbrechen dieser Art ver-

übt (will sagen vor Gericht anhängig gemacht), während in Oesterreich ob und unter der Ens, in Steiermark, Illirien, Böhmen, Mähren und Schlesien zusammengenommen, bei einer fast zwölfmal größeren Bevölkerung, nur 84 solcher Verbrechen, also noch an 11, d. h. um ein Achtel weniger vorkamen, eine sehr merkwürdige Erscheinung, und eine Folge der ziemlich allgemein herrschenden Raufsucht, welche durch das häufige Besuchen der Schenken und die vielen vorkommenden Berauschungen noch vermehrt wird.

Es scheint in diesen Urtheilen zweier Leute, welche Tirol kennen, ein auffallender Unterschied, ja ein direkter Widerspruch zu liegen. Leute, die aus Rache und Trunk und Tobsucht mehr Todschläge und Verwundungen schwerer Art verüben, als in einem zwölfmal größeren Lande (worunter auch die nicht feinen Illirier und die hitzigen und streitsüchtigen Böhmen und Mähren sind), verdienen wohl schwerlich die Ehrentitel gutmüthiger, treuherziger, biederer, an Seele verschwenderisch ausgestatteter Menschen — ja man findet durchaus nirgends, so wie dort (unter den gutmüthigen, treuherzigen Leuten) sogenannte Robler, Rauffer von Profession, welche mit Kampfhahnfedern auf dem Hute, auf ihre riesigen Kräfte pochend, einen Jeden zum Ringen auf Tod und Leben herausfordern, im Lande umherziehen, durch die friedlichen Dörfer halbtrunken wanken und ihrer Kampfwuth durch ein wildes, unartikulirtes Geheul, und fluchend ausgestoßene Drohungen gegen die männliche Bevölkerung des Dorfes zu erkennen geben, auf Jahrmärkten und Kirchweihen Jedermann necken, und nicht eher ruhen, als bis sie durch Zusammenhetzen von ein paar Hundert rüstigen Burschen eine wüthende Rauferei, die immer mit Verwundung von den allermehrsten, vielleicht von Allen, endet, und nur darum nicht immer gerichtlich zur Sprache kommt, weil nicht gerade immer ein Paar todt auf dem Platze bleiben.

Abgesehen von dieser einen gibt es noch eine Menge anderer Untugenden, wegen deren Ellrich die Tiroler geradezu die Spanier Deutschlands nennt, weil sie dumm, bigott, abergläubisch, grausam, prahlerisch sind, mit blinder Wuth am Alten hängen, jeder Neuerung, die sie aus der trägen Ruhe, aus der moralischen Erstarrung wecken könnte, hassen und verabscheuen! Wenn man über der Thüre eines Hauses eine Abbildung der heiligen Dreifaltigkeit, und unter derselben die Worte: Sancta Trinitas ora pro nobis (heilige Dreifaltigkeit bitt' für uns), findet, ohne die beigefügte Anweisung wo, bei welcher Behörde die Trinitas ihre Bitten anbringen soll, wenn man auf einem anderen Hause die Darstellung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria so dargestellt sieht, daß die Jungfrau vor einem Betstuhle kniet, der heilige Geist aber in Taubengestalt ihr gegenüber auf einer Wolke sitzt; und wie

aus dem respektiven Schnabel des heiligen Geistes ein Lichtstrahl sich nach den Ohren der Jungfrau zieht, und wie in diesem das Kristus-Kindlein mit einem großen Kreuze auf dem Rücken, geradenwegs seinen Weg in das Ohr hineinnimmt und durch dieses an Ort und Stelle gelangt, wenn man ferner auf allen Höhen, Kapellen und in allen Winkeln, Ecken, Aus- und Eingängen der Dörfer, kleine Bethäuser mit dem Bilde der Maria, welche den todten Kristus auf ihren Knien liegen hat, oder mit dem heiligen Florian, welcher in riesiger Größe ein großes Gefäß mit Wasser über einem ganz kleinen brennenden Häuschen ausgießt, das durch solche Hülfe wahrscheinlich in noch weit größere Wassersnoth gerathen würde, als die vorherige Feuersbrunst war, wenn man ferner alle Häuser mit Heiligenbildern und alle Straßen mit Votivtafeln besäet findet, welche wahre Herolde der tirolischen Ungeschicklichkeit, darstellend, wie einem Reisenden, einem Fuhrmanne hier oder dort ein Unglück begegnet, indem er von dem umgestürzten Wagen zerschmettert, von den durchgehenden Rossen zerrissen, in einen Abgrund geschleudert worden, wenn man sieht, wie bei einem Gewitter alte und junge Leute ihre Gewehre laden, mit Kugeln hinauf in die Luft schießen, um die dort umherfliegenden Hexen, welche das böse Wetter veranlassen, herunter zu schießen, so wird man zugestehen müssen, daß rücksichtlich der Bigotterie und des Aberglaubens und der Dummheit sie den Spaniern durchaus nicht nachstehen.

Wenn man ferner in der Schenke sie auf eine wahrhaft lächerliche Weise bramarbasiren hört, hört, wie sie sich rühmen, Grafen gewesen zu sein, in dem Kriege gegen den Kurfürsten Maximilian Emmanuel, dem bairischen Obersten Verita erst Hände und Füße abgehauen, dann aber mit Beilen und Hämmern todt geschlagen zu haben; hört, wie Tirolerbauern in den Feldzügen der Oesterreicher gegen die französische Republik, durch das von der Regierung (welche sie der Armee gleichstellte, so daß Anführer des Aufgebots, Kellner, welche der halben Armee die Stiefel geputzt hatten, Premierlieutenants und Kapitains wurden) ihnen unverdienterweise geschenkte Zutrauen, sich dem dummsten, frechsten Uebermuthe hingaben, die Wagen, welche Verwundete in das Lazareth brachten, anfielen, den Offizieren und Soldaten die Bandagen abrissen, um zu sehen, ob sie wirklich verwundet waren, und so manchem Schwerverwundeten die schrecklichsten Schmerzen machten und sie dem Tode überlieferten, wird bemerken, daß sie auch hierinn den Spaniern ungemein ähnlich sind.

Ihre Tapferkeit anlangend, so ist diese gleichfalls echt spanischer Natur, in Wald und Busch versteckt, mit einer fernhin treffenden Büchse bewaffnet, hinter Felsen, Hecken und dem auf der Straße ankommenden

Fremden auflauren, ihn aus dem Hinterhalte niederstrecken (wohl gra mit der Windbüchse, welche, lautlos, nicht einmal die Gegend anzeigen, aus welcher der meuchelmörderische Schuß herkam, wie sonst zwei Regimenter solcher Windbüchsenschützen in der Armee existirten) ohne selbst die mindeste Gefahr zu laufen, das ist ganz eigentlich die Tapferkeit und Kriegskunst der Tiroler und der spanischen Guerilas.

Ja selbst die Tiroler urtheilen nicht besser von ihren Landsleuten. Ellrich erzählt, er sei zu Sterzing in ein Wirthshaus getreten, wo ungefähr fünfzig graue und grüne Bürgerschützen versammelt waren. Es mochten schon mehre Frakeln (ungefähr ein halber Schoppen oder ein halb Seidel) Branntwein getrunken worden sein, daher denn entsetzlich gelärmt und fürchterlich bramarbasirt wurde. Bald darauf trat ein alter Mann ein und hörte unbemerkt, doch mit sichtlichen Zeichen des Mißfallens, den profanen Skandal an. Als die Schützen ihn bemerkten, ward es etwas stiller. Es wurden ihm von allen Seiten Branntweingläser dargeboten, die er aber schweigend zurückwies, indem er die Gruppe der Zechenden mit einem bittern Lächeln überblickte, und endlich in folgende Filippika im echtesten Tirolerdialekte losbrach: „Potz Sakrameinoth! machen die Buaba an Lärm, daß man schier glauben sollt, die Welt geht unter, und's steckt doch nix dahinter! Ja im Wirthshaus beim Frakele Branntwein, da habt's ös (ihr) a groß Maul und wollt's Alles fressa. Wenn's ös auf die Scheibe oder auf die Gamse (Gemsen) schießt, die nit wieder auf enk (euch) schießen könna, da trefft's ös freili den reachten Fleck! Wenn's ös hinterm Heuwagen hocken und dem liebe Herrgott d' Fenster einschießen könnt's, da seid's ös tapfere Helden, aber wenn's ös außi gehen sollt's in's freie Feld, wo enk (euch) d' Franzosen a auf'n Pelz brünna könna, da seid's ös alle miteinander sakrische Schwänz und miserable Kerl's!“

Hier ist nun von einer so verschwenderischen Ausstattung der Seele wenig die Rede; den Körper betreffend, so findet man zwar in Tirol Männer und Mägdchen, welche, was den Körperbau betrifft, als Muster von Schönheit, als wahre Modelle gelten könnten; was die Gesichtszüge anbelangt, so sind diese in der Regel plump, und Farbe und Teint kann man auch von Bergbewohnern, welche immer im Freien sind, dieselbe nicht so erwarten, wie Tizian oder wie Guido Reni sie in solianischer Gluth oder in schmachtender Zartheit gemalt, — aber selbst die so modifizirten Schönheiten gehören zu den seltenen. Dagegen findet man in einigen Gegenden kolossale Formen bei den Männern, welche Alles übertreffen, was man sich gewöhnlich unter großen Leuten zu denken pflegt, während an andern Orten wieder die ebenso in's Riesige gedehnten Formen der Frauen und

Mägdchen, alles Reizes entbehrend, sonderbar abstechen gegen die, gerade dort, kleineren Männer.

Ja noch mehr, in vielen Gegenden, die zu den ärmeren gehören, man glaubt besonders in denjenigen, wo die Hauptnahrung in Kartoffeln besteht, aus denen Speisen mancher Art, Brod, Brei, Branntwein, Essig gemacht werden, sind die Bewohner förmlich verkümmert, verkrüppelt, selten über fünf Fuß groß, nichts weniger als stark und schön. Endlich findet man unter diesen Menschen, die von den entzückten Reisenden, welche gerade einige schlanke Gemsjäger, Führer, robuste Hausknechte und schöne Kellnerinnen, welche zu halten, oft halbdutzendweise, jeder Gastwirth nach Schubarts gutem Rathe sich bemüht, als Ideale geschildert werden, so viele von der Natur verwahrloste, mit der Gliederkrankheit, mit Skrofeln, mit ungeheuren Kröpfen, mit dem Kretinismus behaftete, wie nicht leicht wo anders, wie selbst in Steiermark nicht, und auf diese Weise wird viel von exaltirten Schilderungen auf Schuld der vorher schon aufgeregten Fantasie zu schieben sein.

Hinsichtlich der Ehrlichkeit darf man die Tiroler auch nicht nach den wenigen Exemplaren, welche man im Auslande von ihnen findet, beurtheilen. Die jungen Bursche, welche wohlgewachsen, rüstig und kräftig, eine Zentnerlast von Teppichen, Handschuhen, Tragbändern und dergleichen auf dem Rücken, durch ganz Deutschland, durch halb Europa, bis Paris und bis Moskau wandern, haben durchaus andere Manieren und verbinden mit ihrer affektirten Geradheit und Ehrlichkeit eine so schelmische Höflichkeit, wie nicht leicht ein anderer Mensch zu thun im Stande wäre. Die Preise, welche sie fordern, sind ganz unerhört, gewöhnlich bieten sie ihre Sachen um ein vierfaches Geld, als sie dieselben zu lassen gesonnen sind, das Mägdchen, die deren welche feilscht, wird nun auf einmal durch irgend eine Exklamation über ihre Schönheit unterbrochen, diese ist so ernst vorgebracht, scheint so aus vollem Herzen zu kommen, ist so ehrlich und geradehin gesprochen, daß sie nicht umhin kann, den guten Geschmack des Tirolers zu bewundern, sich geschmeichelt fühlt und den geforderten Preis gibt. Wo der junge Bursch damit nicht durchkommt, läßt er immer weiter und weiter nach und zuletzt bekommt der Käufer die Waare zu einem Preise, welchen er nach der unverschämten Forderung gar nicht zu bieten gewagt hätte.

Die Sitten sind so ziemlich die aller Bergbewohner. Von der Schweiz bis nach Steiermark ist das Fensterla Mode: die jungen Bursche besuchen ihre Mägdchen, und es schadet weder der Ehre des Einen noch des Andern, wenn sich lebendige Zeugen dessen was geschehen, einfinden, ja ein solches Mägdchen hat mehr Liebhaber, als ein anderes, das noch nicht Beweise seiner Fruchtbarkeit abgelegt, kommt leichter unter die Haube,

wenn auch nicht gerade durch denjenigen, der ihr das Kränzlein geraubt. Heimtückisch zeigen sich aber auch hier Mägdchen und Buben, — die erstern gestatten öfters Fremden sehr unzweideutige Besuche, besonders diejenigen, welche auf den Alpen die Sennhütten bewohnen; wenn aber ein Galan ihnen nicht gefällt, so weisen sie ihn nicht ab, sondern versprechen ihm, seine Wünsche zu erhören, und bescheiden nunmehr ihren Buben, ihren bestimmten, erklärten Liebhaber zu sich. Dieser kommt nicht allein, Mann gegen Mann, sondern gewöhnlich von vier bis sechs handfesten Gehülfen begleitet, in der Nacht, und überfallen den Fremden, der dann nicht nur geplündert, sondern auf das ausgesuchteste, grausamste gemartert wird. Nachdem alle mögliche Bosheit an dem Fremden verübt, zerschlägt man ihm Arm und Bein und überläßt ihn seinem Schicksale, oder, hat man Rache zu befürchten, so begräbt irgend eine Bergschlucht die Schandthat auf ewig.

Tanz, Musik, Pfeifen, Gesang gehört zu den vorzüglichsten Belustigungen des Tirolers, die Zither und das Hackbrett sind seine nationellen Instrumente, das Pfeifen versteht er auf eine eigenthümliche Weise, und im Gesang, dem sogenannten Jodeln, kommen ihm nur hie und da schlechte Tenoristen gleich. Der Tanz der Tiroler besteht in entsetzlich eckigen Bocksspröngen, verbunden mit fürchterlichem Fußstampfen, Händeklatschen, knallendem Schlagen auf die ledernen Beinkleider, und im Schwingen seines Mägdchens, so daß, gegen allen Anstand, ihr die Röcke hoch in die Luft fliegen, was jedoch dort, wo die Röcke ungemein kurz sind, dem Anblicke nichts Ungewöhnliches bietet. Dabei wird tüchtig Branntwein getrunken und geliebelt, und diese in Bacchanalien ausartende Zusammenkünfte fallen sehr häufig vor, weil jedes Dorf ein Kirchweihfest hat, das von vielen andern Dörfern her besucht wird, da denn jeder Mann und jedes Mägdchen jährlich zu vielleicht zwanzig und dreißig Kirchweihen kommt. Zudem sind die vielen Jahrmärkte, welche Alles aus der ganzen Umgegend, auf sechs und mehr Stunden im Umkreis versammeln, und die Marientage diejenigen, an welchen man sich zum Tanz und Trunk und zu muthwillig herbeigeführten Raufereien versammelt.

Im Norden des stillen Meeres gibt es einen Seehund, oder Phokaspezies, welchen man die Bärenrobbe nennt. Unter diesen zarten Thieren entstehen oft Zwistigkeiten, die dann immer auf einen Zweikampf ausgemacht werden. Die übrigen, nicht betheiligten, bilden einen Kreis, der stärkste unter den Zuschauern ist gewissermaßen Kampfrichter, er hält auf Ordnung; wenn nun beide Kämpfer sich tüchtige Wunden gerissen und geschlagen haben, so legt sich der Kampfrichter zu Gunsten des Besiegten, des Schwächeren, darein. Dieß nimmt der Stärkere übel und bindet mit dem Friedensstifter an, diesem kommen ein Paar von

den Zuschauern zu Hülfe, dem andern auch, sie beißen sich, sie schlagen sich mit ihren breiten Tatzen und zuletzt geht der Zweikampf über in eine allgemeine Schlacht.

Gerade so ist es mit den guten Tirolern. Auf den Kirchweihfesten kommen die Robler, die eigentlichen Streithähne von Profession zusammen; sie prahlen entsetzlich, sie schneiden auf, sie lügen, daß die Balken krachen (weil man dieß weiß, werden solche Festivitäten unter freiem Himmel gehalten, denn kein Wirth wäre seines Hauses, kein Mensch seines Lebens sicher), sie setzen einander gegenseitig herunter. Der eine Robler sagt, er sei der stärkste im ganzen Thal und alle anderen Robler seien Lumpen. Ein anderer behauptet, er sei noch viel stärker als der erste, und alle andern zusammt dem ersten seien noch viel weniger als gar nichts. Hierauf wird ein Kampf angeboten, man stellt sich dazu, der Komment ist in vielen Stücken bekannt, in einzelnen Sachen wird es beim Beginn des Kampfes ausgemacht, wie, wohin man schlagen dürfe, welche Mittel, um zum Ziele zu gelangen, man brauchen dürfe. Nun stellt sich das Kämpferpaar einander gegenüber und die Zuschauer bilden einen Kreis, in welchem der stärkste der Zuschauer den Kampfrichter macht, darauf sieht, daß man halte, was vorher verabredet worden, worauf der Kampf beginnt; dieser besteht in mächtigem Ringen, Schwingen, Rückgrad einbiegen, gelegentlich auch zerbrechen, Arme strecken, bisweilen auch ausrenken, endlich im Hinwerfen des Besiegten, daß er auf der Seite, auf die er fällt, für's erste lahm ist, aber auch sogleich auf der andern Seite (damit sich Alles ausgleiche) von seinem Sieger gleichfalls lahm geschlagen wird, worauf der letztere dem Unterliegenden die Kampfhahnfedern vom Hute nimmt und sie als Trophäen auf den seinen steckt.

Sobald nun bei einem solchen Kampfe eine Unordnung entsteht, einer der Streiter nicht Komment hält, so mischen sich gleich die andern drein, der Uebertreter der Gesetze wird tüchtig durchgeprügelt, wehrt sich, man nimmt Partei und gleich ist die Schlägerei allgemein.

Nun gibt's blutige Köpfe, man bricht aus den Stühlen und Schemeln die Füße aus und haut unbarmherzig auf einander los, nun schlagen die wilden Robler mit ihrer Hauptwaffe, mit dem Faustring, einem starken, auf Art der Siegelringe gemachten, oben breitkantigen Messingring, der am kleinen Finger der rechten Hand getragen wird, einander in's Gesicht, daß auf jeden Schlag ein paar Zähne eingedrückt, ein Backenknochen zerschmettert, eine Kinnlade ausgelenkt ist; zuletzt greifen sie zu ihren Stiletmessern, welche sie stets im Schlitze der ledernen Hosen an der rechten Lende stecken haben, und jetzt geht's auf gut

italienisch mit Dolchstichen weiter, bis die Obrigkeit Frieden stiftet, wenn es möglich und sie nicht selbst die geschlagene ist.

Die Spiele, welche bei solchen Gelegenheiten: Kirchweihen, Jahrmärkten, geübt werden, sind Kegelspiel, das Schwarakeln, wobei die Kugel nicht geschoben, sondern im Bogen nach den Kegeln geworfen wird; das Scheibenschießen mit Büchsen nach irgend einem Bilde, wobei das Ziel willkührlich bestimmt wird. Solche Scheiben enthalten gewöhnlich ein tanzendes Paar, oder ein Paar Zecher, ein Paar zankende Weiber u. s. w. Je nachdem die Stimmung der lustigen Leute ist, wird diese oder jene Stelle des Körpers als Hauptpunkt festgesetzt, was gar nicht im Zentrum der Scheibe sein muß, und nun werden über das Treffen und Nichttreffen erschreckliche Zoten gerissen, welche immer von einem wiehernden Gelächter begleitet werden. Zuweilen schießt man auch mit Armbrusten nach einem Vogel.

Einen Hauptzweig der Unterhaltung macht an manchen Orten eine theatralische Vorstellung, die autos sacramentales der Spanier. Irgend ein Thema aus der Bibel oder auch wohl aus der jüdischen profanen Geschichte, wird von einem Pfarrer, einem Schulmeister, zu einem großen breiten Drama verarbeitet, die Rollen werden ein Paar Monate vor dem Feste an Bauernbursche und Dirnen vertheilt, fleißig einstudirt und probirt und nun irgendwo auf einem großen freien Platze, den die Natur amphitheatralisch gebildet, aufgeführt. Es ist zu begreifen, daß dabei erstens fast immer dem Hochmuth und Dünkel der Tiroler erschrecklich geschmeichelt wird, daß überdieß manche derbe Dummheit mit unterläuft, daß oft von den, der Bretter gar nicht Kundigen, Anforderungen gemacht werden, welche gar nicht zu befriedigen sind, daß ferner die Dekorationen, die Kostüme barock, komisch (wiewohl immer erst sein sollend), grotesk sind, und die ungeübten Schauspieler sich Dinge zu Schulden kommen lassen, welche alle Begriffe übersteigen. Allein betrachtet man die Umstände, unter denen die Dramen entstanden und aufgeführt sind, betrachtet man nicht die Tendenz, die sie haben, sondern die sie haben könnten, so muß man gestehen, daß diese Arten von Vergnügungen für Volksbelustigungen so übel nicht sind; wie es aber möglich ist, dieselben als etwas so Hochwichtiges, eine Regeneration des ganzen Volkes Bewirkendes anzusehen, wie es möglich ist, davon ein Geschrei zu machen, als ob die Darsteller lauter Garrik's, Gluck's und Eckhoff's, als ob die Schriftsteller lauter Shakspeare's wären, begreife wer da kann. Eine beispiellose Rohheit waltet durch alle Zweige dieser dramatischen Studien hindurch; auf keiner Seite wird man auch nur mit ganz mäßigen Anforderungen befriedigt; das allerelendeste Liebhabertheater eines nordischen Landstädtchens gebiert bessere Schauspiele und Schauspieldichter, als jene sind, deren Werke

man aufführen sieht und die sich selbst aufführen, wenn auch nicht zum Rühmlichsten.

Das Ende dieser Lustbarkeiten, wie das aller andern, ist Trinken, Tanzen, Singen und eine tüchtige Prügelei, ohne welche der Tiroler nun einmal keinen Sonntag begehen kann, wenn er sich unterhalten soll; — „es ist nichts gewesen!“ sagt er dem Fragenden, wenn etwa einmal keine Rauferei vorgekommen ist, und er sich mithin sehr gelangweilt hat.

Die übrige Lebensart der Tiroler gleicht fast ganz der der Obersteiermärker; sie essen überaus fett und fügen nur noch die Plente (Pollenta) hinzu, sie bebauen ihr Feld gleich jenen mit Pflug und Karst, wie es geschickt ist, kennen jedoch die Dreifelderwirthschaft nicht, was ihnen viel Gewinn bringt, sie halten viele Kühe, treiben dieselben während des Sommers auf die Alp, bereiten Butter und Käse, was meistens von Männern geschieht, und treiben damit einen starken Handel. Im Winter ist das Vieh kostbar zu erhalten, weil nicht Jeder Wiesen genug hat, um für das Futter ohne Sorgen zu sein; da sieht man denn während des Sommers ganze Familien auf den steilsten Gebirgen umher klettern um da und dort von kleinen Flecken, die Niemand gehören, die Gemeingut sind, Futter zu sammeln. Sie stehen in Steigeisen an den gefährlichsten Stellen, an Abgründen von schauerlicher Tiefe, sie schweben wohl von tausend Fuß hohen Felswänden an Stricken herab, um das Gras zu schneiden, was auf einem Felsabsatz von ein paar Schuh Breite wächst. Dies wird mehre Stunden weit auf dem Kopfe oder auf den Zförmigen hölzernen Gestellen, halb auf dem Kopfe, halb auf dem Rücken heim getragen und vor dem Hause zum Trocknen ausgebreitet.

Es ist zu verwundern, daß bei dem außerordentlichen Fleiße, den der Tiroler haben kann, wenn er aufgelegt ist, die Industrie so höchst unbedeutend genannt werden muß. Es kommt dieß vielleicht von der Abneigung gegen eine sitzende Lebensweise her; dagegen könnte man wieder einwenden, daß der Tiroler vielleicht mehr sitzt, als irgend ein Anderer, denn während sieben bis acht Monaten kommt er nicht viel in's Freie. Es wird sich daher der Grund so modifiziren lassen, daß er Abneigung gegen eine im Sitzen auszuführende Arbeit hat, und in der That sieht man junge rüstige Leute, Jünglinge, Männer von der höchsten Kraft, Wochen und Monate lang während des Winters von der Langeweile aufgezehrt, auf der Bank sitzen mit auf den Tisch gestützten Ellenbogen und mit auf die Arme gestütztem Kopfe, unzufrieden, mürrisch, — immer Gefolge der Beschäftigungslosigkeit, — bis die Zeit kommt, in die Schenke zu gehen und dort wieder zu sitzen. Vergebens würde man diesen Leuten rathen, etwas zu thun, um sich von ihrer Pein zu befreien; — Strümpfe zu stricken, wie der Schäfer, Uhren zu machen, wie der

Schwarzwälder, — sie wollen nichts arbeiten, denn sie sind von Jugend auf an's Faulenzen gewöhnt, und es ist ihre Trägheit weit weniger, als ihre Rüstigkeit in manchmal sehr schwerer Arbeit während des Sommers zu bewundern.

Ein sichtliches Herunterkommen ist auch nicht zu verkennen. Der früher höchst einträgliche Bergbau ist jetzt ganz unbedeutend. Nach Blumenbach wird im Zillerthale nur noch mit Verlust auf Gold gebaut, die Goldmine am Patscherkofel ist verlassen, die Goldwäscherei im Trafeierthale ist aufgegeben, die Silberbergwerke des Falkensteins, welche der Familie Fugger ihren königlichen Reichthum gaben, welche Jahr aus, Jahr ein 60 bis 80.000 Mark Silber spendeten (beinahe zwei Millionen Gulden jährlich), versanken durch die Nachlässigkeit der Bearbeiter immer mehr, so daß sie zuletzt nur mit bedeutender Einbuße fortgesetzt werden konnten; die Werke von Roherbuhel, welche mitunter 23.000 Mark Silber in einem Jahre lieferten (gewöhnlich 19 — 20.000), stehen verödet, die Tagelöhner beschäftigen sich mit Durchsuchung der Halden, pochen die als unbrauchbar verworfenen Erze aus und erhalten einen nicht unbedeutenden Gewinn. Alle andern Bergwerke, welche noch betrieben werden, haben der Nachlässigkeit wegen, mit der dieses geschieht, und wegen der Kenntnißlosigkeit ihrer Dirigirenten, entweder für ihre Besitzer Schaden, oder doch einen sehr geringen Vortheil gebracht. Ein paar tüchtige Obersteiger aus dem Harze und einige hundert Bergleute von dort, aus der Gegend von Mansfeld, oder aus Schlesien, die könnten der Sache wieder aufhelfen.

Ebenso geht es mit dem Bau auf andere Mineralien, — ein sonst sehr einträglicher Feuersteinbruch wird nicht mehr bearbeitet, nicht weil er ausgebaut ist, sondern weil man sagt, die Feuersteine, die gefunden werden, seien nichts nutz; die Marmor-, die Gipsbrüche, die Steinkohlengruben werden nachlässig betrieben; nur der Salzbau etwas fleißiger, doch auch nur für den Landesbedarf, sehr wenig für den Handel.

Daß die Seidenkultur von sehr geringem Belange sein wird, wenn man das eigentliche Tirol betrachtet, läßt sich denken, ja sie ist in Meran, im bozener Kreise u. s. w. fast ganz aufgegeben, weil dort keine Maulbeerbäume mehr wachsen sollen. Da aber in diesen Thälern die köstlichsten Früchte reifen, so ist dieser Grund völlig grundlos und der wahre ist wo anders zu suchen. In den italienischen Provinzen wird der Seidenbau stark betrieben, die Menschenrace, welche dieselben bewohnt, ist eine ganz andere; die Karaktere sind zwar nicht viel besser, ja man könnte das Gegentheil behaupten, allein sie haben doch Fleiß, den Willen zu arbeiten, etwas zu verdienen, was den deutschen Tirolern weit weniger angelegen ist. Das Spinnen des Flachses und des Hanfes beschäftigt

die Leute kaum mehr als zum Hausbedarf, in den südlichen Theilen so weit, daß sie damit einen kleinen Handel nach dem nördlichen Tirol und nach der Lombardei bilden. Man macht Baumwollenzeuge, grobes Tuch, Band u. dgl.; auch wird das mehrste, was das Land von Metallwaaren braucht, verfertigt. Dieß alles bezeugt aber noch keinen glänzenden Stand der Industrie, und das Einzige, was auf den Verkauf in größerer Menge gemacht wird, sind die bekannten Tirolertischteppiche aus Wolle und Linnen, grob, schlecht, geschmacklos, aber theuer. Mit diesen und mit Handschuhen, angeblich aus Gemsleder, in solcher Menge, daß alle Gemsen von Tirol nicht den fünfzigsten Theil liefern könnten, angeblich in Tirol gemacht, in der That aber unterwegs in einer Stadt gekauft, um in einer andern verkauft zu werden, wandern die rüstigen, jungen, hübschen Buben in der Welt umher, bringen durch Schmeichelworte, durch unglaubliche Sparsamkeit, durch mancherlei Kniffe und Pfiffe, ein rundes Sümmchen zusammen, was sie daheim in ein Landgütchen anlegen, oder womit sie weiter spekuliren.

Die Holzwaaren, Schnitzwerk aus dem feinen Holz der Zirbelnußkiefer, bestehend in allerlei Thieren des Feldes und Waldes, in Spielsachen überhaupt, bilden für Nürnberg einen Handelsartikel und beschäftigen die Bewohner von Berchtoldsgaden und von dem Thale Gröden. Der Handel, den Tirol treibt, ist daher theils durchaus passiv, d. h. er muß die mehrsten, ja fast alle Kunst- und alle feineren Industrieerzeugnisse von dem Auslande gegen baar Geld beziehen, oder in Transit. Dieser ist allein sehr lebhaft, da der größte Theil von Baiern allein durch Tirol mit Italien in Verbindung steht. Daß es Deutschland mit Italien verbinde, ist nur sehr bedingt zu nehmen, da Steiermark für Oesterreich, die Schweiz für Würtemberg und Baden die Uebergangspunkte bietet, also nur die Mitte von Süddeutschland, nämlich Baiern, für Tirol übrig bleibt, was man auf jeder mittelmäßigen Karte leicht sehen kann. Norddeutschland wird mit allen südlichen Produkten zur See versehen, daher alle diese dort vollkommener (weil der Wassertransport ihnen viel weniger schadet und weil man sie aus südlicheren Gegenden holt) und wohlfeiler zu haben sind. Die Straßen sind zudem entsetzlich schlecht, daher so viel Unglück mit Umstürzen von Wagen, mit unaufhaltsamem Rollen in die Abgründe, mit Brechen der Axen beim Bergabfahren auf den schrecklich holperigen Chausseen, oder mit dem Herabfallen von den hohen steilen Wegen, deren Schranken über alle Begriffe vernachläßigt sind. Die Kosten, welche die österreichische Regierung auf den Bau von Kunststraßen verwendet hat, sind ungeheuer; gigantische Bauwerke sind ausgeführt, die Straße aus dem Etschthale über das Stilfserjoch, deren höchster Punkt, 8.610

Fuß hoch, die Schneegränze übersteigt, hat ihresgleichen nicht. Die rauhen Felsen nöthigten zu den gewaltsamsten Mitteln; man hat antragen müssen, die Felsen gerade zu durchbohren, um Raum für die Straße zu gewinnen. Wichtig ist auch die neueste Chaussee über Toblach, Belluno, Cenedo, Conegliano und Treviso, welche das adriatische Meer mit Insbruck in Verbindung setzt und eine Strecke von 30 Meilen (geografisch) näher ist, als der andere gewöhnliche Weg. Allein die überaus herrlichen Wege werden nicht so erhalten, der Kaiser ist nicht überall und die Straßenbauer wollen auch leben.

Auffallend ist bei den Tirolern die Neigung zum Hausirhandel, worin er dem polnischen Juden nichts nachgibt; mit Heiligenbildern, mit Kanarienvögeln, mit Band, mit getrocknetem Obst, mit Schleifsteinen, mit Landkarten, mit einem Tabuletkram durchzieht er die halbe Welt, zweifelsohne aus geborner Neigung zu einem wechselvollen herumschweifenden Leben. Oft bilden sich Reisefamilien, welche mit einander von Ort zu Ort ziehen, sich theilen, da oder dort wieder zusammentreffen und ein wahres Zigeunerleben führen. Von Jugend auf nichts besseres gewöhnt, fühlen sie sich darum sehr glücklich und bemitleiden die Nordländer um ihre Stubenhockerei und ihrer Gelehrsamkeit willen, welche denn in der That in Tirol nicht glänzend, nicht drückend ist, denn der Volksunterricht ist beispiellos vernachläßigt. Wenn manche süddeutsche Schriftsteller auch von den außerordentlichen Fortschritten in dem Schulfache und von den Verbesserungen sprechen, welche durch thätige Weltpriester eingeführt worden sind, und dieß alles wirklich nicht übertrieben ist, da in der neuesten Zeit sehr viel für das Schul- und Unterrichtswesen gethan ist, so bleibt dieß alles doch so weit hinter dem, was man im Norden Schulbildung, wissenschaftliche Bildung, Volksbildung zu nennen gewohnt ist, daß man mit Erstaunen und mit Grauen auf die tiefe Unwissenheit schaut, in welcher die Tiroler noch immer versunken sind. Man kann an vielen mechanischen Fertigkeiten, welche sich die Landleute ohne besonders sorgfältige Unterweisung erworben, man kann an den nicht ungeschickten Bildhauerarbeiten und manchem Andern sehen, daß es ihnen nicht an Geschick, nicht an natürlicher Anlage fehlt; man hört von eben diesen Leuten (welche freilich die Korifäen der Tiroler Jugend sind), wenn sie daheim anlangen, die Abenteuer ihrer Reisen nicht ohne Interesse erzählen, wenn auch Alles eine eigenthümliche Färbung hat, da sie, was sie erblickt, immer mit dem, was sie zu Hause erfahren, in Vergleich stellen, der niemals zum Vortheil des Auslandes fällt, — doch eine entschiedene Auffassungsgabe hervorleuchten, welche immer erfreulicher ist, als das kopflose an einen Faden reihen und Wiederabhaspeln erlebter Begebenheiten, welche dann auch immer für den, der sie so theilnahmlos an sich vor-

überlaufen läßt, ohne Werth und ohne Nutzen sind. Aber je mehr dieser Geist und diese glückliche Naturgabe hervortritt, desto mehr muß man bedauern, daß so wenig Gelegenheit vorhanden ist, dieselben weiter auszubilden. Es kommt auf tausend Menschen eine Schule, und wenn man bedenkt, wie vereinzelt die Dörfer sind, so sinkt selbst dieses auf ein Minimum zusammen; in Allem auf 811.000 Menschen 780 Schulen bei einer Vertheilung auf 516 Quadratmeilen, ist erschrecklich wenig. Aber selbst dieses Wenige wird sehr wenig benutzt; in den acht Gimnasien zu Innsbruck, Bozen, Brixen, Feldkirch, Hall, Meran, Roveredo und Trient, waren im Jahre 1817 nicht mehr als 1.210 Studirende, d. h. im Durchschnitt auf jedes 151 Schüler, wobei noch zu bemerken ist, daß Trient eine Hochschule, d. h. eine filosofische Lehranstalt, Brixen ein theologisches Studium und bischöfliches Seminar, Innsbruck aber eine Universität hat, was denn von den 3.200 Studirenden nicht wenig von den fünf andern Gimnasien abzieht. Der Mangel an Unterricht zeigt sich auch in ihren Religionsansichten; sie verharren fest auf der Meinung, daß nur Katholiken Kristen sind, und obwohl sie viel in's Ausland kommen, und viele Ausländer durch ihr Land gehen, so werden sie doch von diesem Irthume nicht zurückgebracht. Wenn jemand in der Kirche, im Augenblick, da die Hostie emporgehoben wird, vielleicht ganz zufällig, nicht nachdem Altar blickt, sondern seine Augen irgendwo anders hingerichtet sind, so gilt dieß für einen Beweis der Verachtung des Allerheiligsten, für einen unerhörten Frevel und für einen Beweis, daß solch ein Frevler nicht Krist ist — er sehe sich vor, daß nicht irgend Jemand sich das Verdienst zu erwerben sucht, ihm das Lebenslicht auszublasen, einen Ketzer (was weit ärger ist als ein Heide) in die Hölle zu schaffen. Selbst Blumenbach gesteht, daß man bei ihnen noch manche unlautere Begriffe und Anhänglichkeit an abergläubische Gebräuche findet, deren Bezwingung der Geistlichkeit noch nicht möglich war. Daß dieses sehr gelinde Ausdrücke sind, wird jeder finden, der Tirol auch nur oberflächlich kennen lernt.

Das Land ist in sieben Kreisämter, Schwatz, Imst, Bruneck, Bozen, Trient, Roveredo und Bregenz, getheilt, welche alle unter dem Gubernium in der Hauptstadt des ersten Kreises und des ganzen Landes, Innsbruck, stehen.

Der Kreis Unterinnthal im Wippthal, oder der Schwatzerkreis, hat zur Hauptstadt Innsbruck, welche dort, wo das Thal sich am weitesten öffnet und der Sillbach sich in den Fluß stürzt, gelegen. Es sieht stattlich aus, denn eine Menge Kirchen, zum Theil mit Doppelthürmen geziert, zieren den Ort, und Dörfer, welche sich nahe daran schließen, geben ihm eine viel größere Ausdehnung, als es wirklich hat.

Die Lage der Stadt ist bedeutend hoch, man pflegt sie zu 1.500 Fuß über dem Meere anzunehmen. Die Straßen sind finster, eng, krumm, wie es in Gebirgsstädten, wo der Raum fehlt, gewöhnlich zu sein pflegt. Die Neustadt ist besser gebaut; sie besteht zwar nur aus einer einzigen, nicht ganz geraden, doch ziemlich breiten Straße, in welcher zwei Brunnen sind, in deren Mitte eine marmorne Bildsäule steht. Sie wird gegen Süden durch ein schönes Thor geschlossen, das die Brustbilder mehrer Glieder des Kaiserhauses, Maria Theresia, Josef II., Franz I. u. a. in Basrelief aus kararischem Marmor trägt. Die ganze Stadt, mit Einschluß der Vorstädte, hat 580 Gebäude und 10.840 Einwohner. Die vier bis fünf Stockwerke hohen Häuser, ganz von Stein, machen die engen Straßen dunkel, würden aber, wenn sie frei stünden, einen gefälligen Eindruck um so weniger verfehlen, als sie häufig auf dem Dache Altanen, Spaziergänge haben, die an die italienische Bauart mit den flachen Dächern erinnern. Am Rennplatze auf der Neustadt liegt die kaiserliche Burg, eine halbe Meile davon das Schloß Ambras, berühmt wegen seiner schönen Gemäldesammlung, Bibliothek, Rüstkammer, wegen seines Kunstkabinets und seiner Naturaliensammlung, welche alle jedoch nach Wien unter dem Namen der Ambraser-Sammlung verpflanzt worden sind, so daß man auf dem herrlich über dem Inn auf einem hohen Berge thronenden Schlosse nur die Trümmer früherer Pracht sieht. Es hat Interesse, weil es der Aufenthalt der berühmten Augsburger Schönheit, der Welserin, war, welche, mit dem Sohne des Kaisers Ferdinand I. heimlich vermählt, mit ihrem Gatten daselbst das heiterste, glücklichste Leben führte und sich durch ihren Edelmuth wie durch ihren Verstand und ihre bezaubernde Schönheit auszeichnete. Sie starb nach dreißigjähriger höchst glücklicher Ehe zu Innsbruck und wurde in der Hofkirche in der berühmten Siebenkapelle begraben. Eben dort befindet sich auch das Grab Maximilians I. Auf der kaiserlichen Hofkammer, dem Sitze des Guberniums, befindet sich ein von Friedrich mit der leeren Tasche für 30.000 fl. gebautes, angeblich goldenes Erkerdach; doch ist es nur Kupfer und vergoldet, und diese Thatsache jetzt, da der Zahn der Zeit sehr daran genagt hat, nicht mehr zu läugnen. Innsbruck hat eine von Kaiser Leopold 1672 gestiftete Universität, welche von Josef II. im Jahre 1782 aufgehoben und in ein Liceum verwandelt, indessen 1826 durch Kaiser Franz I. wieder zur Universität erhoben wurde. In eben demselben Jahre ward auch die broncene Reiterstatue des Erzherzogs Leopold, schon im 17ten Jahrhundert gegossen, aufgestellt. Im Jahre 1823 stiftete Graf Chotek das Landesmuseum, welches Kunst- und Naturschätze von Tirol bewahrt.

Hall ist die zweite Stadt dieses Kreises. Sie hat 4.322 Einwohner. Sie liegt am Ufer des Inn, ist düster und eng gebaut, mit alten Ringmauern und Thürmen umgeben, von hohen Gebirgen umstarrt. Hier ist die Saline, welche aus der Soole, die vom Salzberge zwei Stunden weit herkommt, 300.000 Zentner jährlich produzirt. Die Salinendirektion und das Obergericht haben daselbst ihren Sitz. Ein Soolbad, 1825 im Schlosse Naggelsburg errichtet, fand keine Theilnahme. Die kaiserliche Salmiakfabrik ist nicht unbedeutend. In Hall ist eine Irrenanstalt, ein Gimnasium, ein Knabenerziehungshaus für das Regiment Kaiser-Jäger.

Sehr unbedeutend ist die ehemalige Festung Rattenberg von 880 Einwohnern. Da sie von einem in der Nähe befindlichen Berge beherrscht wird, hob Kaiser Josef 1782 die Festung auf. Durch die Felsen des Zimmermannsberges (eben jenes, der die Stadt dominirt) hat man einen fünfzig Fuß langen Stollen geführt. Die Stadt ist häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt.

Unfern der baierischen Gränze liegt

Kufstein, Städtchen von 1.490 Einwohnern, von drei Seiten mit Mauern und Thürmen und einem Graben umgeben, welche aber, im schlechtesten Zustande, keinem Feinde Widerstand zu leisten vermögen. Die Gränzfeste

Geroldseck oder Josefsberg ist etwas besser erhalten, dient jedoch nur zur Gefangenhaltung von Staatsverbrechern. Die Festung liegt auf einem kasemattirten Felsen, zu welchem man durch eine von Felsen versteckte Treppe gelangt. Die Stadt

Kitzbühel hat 1.400 Einwohner. Die Häuser, mit außerordentlich weit, oft vier bis fünf Fuß vorspringenden Dächern, machen die Straßen sehr düster und feucht. Ein kleines Bergwerk auf Kupfer und Silber beschäftigt eine Anzahl Leute kümmerlich, daher die mehrsten Viehzucht treiben.

Von dem Marktflecken

Schwaz hat der erste Kreis seinen Namen. Er ist bedeutender als alle Städte, außer Innsbruck, denn er zählte vor dem Brande 1809, welcher ihn 360 Wohnhäuser kostete, über 6.000 Seelen, jetzt ungefähr die Hälfte. Der sonst wohlhabende Ort litt schon lange durch den großen Verfall des Bergbaues. Das Franziskanerkloster, welches hier besteht, hat eine Studienanstalt für diesen Orden. Die Einwohner nähren sich vom Bergbau, Wollenspinnerei und einige von der Arbeit in der kaiserlichen Tabaksfabrik.

In diesem Kreise liegt auch das berühmte

Zillerthal, dessen Bewohner zu den schönsten Tirols gehören. Viehzucht ist der Haupterwerbszweig seiner Bewohner. Der Ort

Zell in demselben treibt mit Leder, mit Oel und mit Vieh einigen Handel.

Das Stubaierthal, bei Schönberg beginnend, hat die mehrsten Werkstätte für Metallwaaren.

Der Imsterkreis umfaßt das Oberinnthal und den Obervintschgau, und hat nur zwei kleine unbedeutende Städte

Glurns mit 900 Einwohnern, mit hohen Mauern und Thürmen umgeben, an der Etsch gelegen, und das kleine Städtchen

Vils mit 530 Einwohnern, unfern der baierischen Gränze. Das Kreisamt ist in dem Markte

Imst, welcher im Oberinnthale liegt. Er hat ein Berggericht, ferner mehre Fabriken und ist der Hauptsitz des Kanarienvogelhandels, welcher von hier aus durch Leute, die mit 300 und mehr Stück bis nach Petersburg und Lissabon wandern, betrieben wird, und jährlich 30.000 Gulden eintragen soll.

Der ganze Kreis hat 107 Quadratmeilen und 78,000 Einwohner. Unter den Dörfern dieses Kreises, der reich an außerordentlichen Naturschönheiten ist, kann man

Sulden anführen, am Fuße des Orteles gelegen, umgeben von einem höchst prachtvollen Felsen- und Eisgebirg, von welchem sechs furchtbare Glättscher herniederrücken, unter denen der Suldnerglättscher seit dem Jahre 1815 um eine halbe Meile vorwärts geschoben ist. Furchtbar in einem düstern Felsentrichter liegen die wenigen Häuser, welche den Paß

Finstermünz bilden. Durch das höchstgelegene dieser an den Felsen klebenden Häuser führt die Straße, welche hier durch Doppelthore gesperrt werden kann. Während des Winters erreicht die Sonne diesen Punkt gar nicht, und die armen Bewohner desselben leben in einer immerwährenden Dämmerung oder Nacht. Das Etschthal ist fruchtbar. Es wird Viehzucht und im Winter Weberei betrieben.

Die Zisterzienserabtei Stambs bewahrt die Gräber vieler Hohenstaufen, selbst des unglücklichen jungen Conradin. Bei dem Dorfe

Zirl erhebt sich die Martinswand, auf welcher ein hoch am Felsen schwebendes Kruzifix die Stelle bezeichnet, an welcher Kaiser Max I. in der höchsten Lebensgefahr geschwebt.

Der Bruneckerkreis hat als Sitz des Kreisamtes die Stadt

Bruneck von 1.560 Einwohnern mit einem Ursulinerkloster und einer Mägdchenschule. Größer ist

Brixen, es hat 3.360 Einwohner und liegt am Einflusse der

Rienz in die Eisack. Es hat mehre Klöster, ein Fräuleinstift, ein Seminar. Der Weinbau, der hier betrieben wird, ist nicht unerheblich.

Sterzing an der Eisack, am südlichen Abhange des Brenner, hat 1.380 Einwohner und war sonst auch der Silberbergwerke im Schneeberge wegen wohlhabend, hat jedoch sehr verloren; doch besitzt es mehre Eisenwerkstätten, Wollenzeugwebereien und treibt einigen Handel damit und mit Wein.

Lienz an der Drau, wo dieselbe sich mit der Isel vereint, hat etwas über 2.000 Einwohner, welche vom Speditionshandel und von Metallarbeiten leben. Ein Dominikaner-Non-nenkloster und eine Mägdchenschule befinden sich an dem Orte, welcher ehemals durch einen Paß, die Lienzerklause, einige Wichtigket hatte.

Der Bozenerkreis umfaßt einen Theil des Etschgebietes und den Vintschgau und hat die Stadt Bozen oder Bolzano zum Hauptorte. Die Stadt, am Vereinigungspunkte dreier Thäler, zu einem vierten gelegen (am Einflusse des Talfer, der Eisack und der Etsch, welche alle als Etsch weiter fließen), ist freundlich, und gewinnt durch die vielen Logen auf den flachen Dächern ein heiteres italienisches Ansehen; doch sind die Straßen enge und dunkel. Es fangen hier schon die häufig wiederkehrenden Arkaden unter den Häusern an, welche stets trockene Wege für die Fußgänger bieten. Es zählt 7.580 Einwohner, welche fast durchgängig Italiener sind, sich vom Weinbau und Handel nähren, auch einige Färbereien, ein paar Fabriken wollener Teppiche betreiben und mit Seide, Baumwolle, Leder, Leinwand, Obst u. s. w. handeln. Während des Sommers ist die Hitze sehr drückend, daher alle wohlhabende Bewohner in dieser Zeit auf die Gebirge ziehen.

Meran ist der gewöhnliche Zufluchtsort der aus Bolzano Fliehenden. Die Stadt liegt an dem Einflusse der Passeier in die Etsch, in einer freundlichen, durch viele Schlösser romantisch gemachten Lage. Das Städtchen hat jetzt 2.300 Einwohner, ein englisches Fräuleinstift mit einer Mägdchenschule, und ein Gimnasium. Die große Hauptkirche ist 242 Fuß lang. Die Straßen sind mit Arkaden versehen. Außer einer Wollenzeugweberei ist fast gar keine Industrie in diesem Orte, die Leute sind meistens Weinbauer. Dieser und vortreffliches Obst wachsen hier in ungemeiner Fülle, und es wird damit ein ausgedehnter Handel getrieben. Merkwürdig ist das alte Schloß Terol oder Terioli, welches dem Lande seinen Namen gegeben haben soll. Das Passeierthal war im Jahre 1799 der Hauptsitz der Landesvertheidigung. Der höchste Punkt desselben trägt die Wohnung des Schloßhauptmannes und gewährt die entzückendste Aussicht; der untere alte Theil ist durch das Feuer gänzlich zerstört.

Die Stadt Klausen, an der Mündung des Thamer in die

Etsch, hat 720 Einwohner und besteht aus einer Straße. In diesem Kreise liegt das Grodnerthal, wegen seiner Bildschnitzer aus Holz und Alabaster bekannt.

Der Trienterkreis hat zum Hauptorte Trient, eine Stadt von 790 Häusern und 12.400 Einwohnern; eng und schlecht gebaut, zum Theil mit ungepflasterten, höchst schmutzigen Straßen, unregelmäßigen Plätzen und nur wenig schönen Gebäuden, worunter das Rathhaus, die bischöfliche Residenz, die gothische Domkirche. Hier beginnt eine etwas lebhaftere Industrie, eine Papierfabrik, Seidefilatorien, Gärbereien, eine Wachsbleiche befinden sich an dem Orte, welcher einen starken Handel nach Italien treibt, zu welchem die Bewohner schon ganz gehören.

Der Flecken Cles, im Val d'Annone, ist merkwürdig wegen der sogenannten schwarzen Felder, die aus lauter verbrannten Leichen mit dazwischenliegenden Schichten von Lauberde und Lehm abwechseln. Es ist wahrscheinlich, daß hier ein Begräbnißplatz gewesen; nach anderer Meinung soll ein Schlachtfeld, von vielen tausend Leichen gedüngt, nachdem die Leichen verbrannt, mit Erde übertragen worden sein.

Der Kreis von Roveredo oder Rovereith liegt an der italienischen Gränze. Der Hauptort hat auf dem hohen Felsen, der das Thal fast gänzlich zu versperren scheint, ein festes Schloß mit weit vorspringenden runden Thürmen und starken Mauern, welches die Straße beherrscht und den Paß vertheidigt. Der Ort liegt im Lagarinathale, an dem Flüßchen Leno, welches sich unfern von Roveredo in die Etsch ergießt, und ist, außer dem Kastelle, ganz offen. Er ist der Sitz eines Kreisamtes, eines Zivil- Kriminal- und Wechselgerichts. Mehre Unterrichtsanstalten finden sich dort, worunter die Academia dei Agiati (der Bedächtigen), welche im Jahre 1750 von einer Dame, Bianca Laura Saibanti (nach Andern von Cavalieri Vanetti) gestiftet worden ist. Die Stadt zählt 7.637 Einwohner, fast lauter Italiener, welche sich vom Handel, Seiden- und Weinbau nähren.

Das Städtchen Ala, am linken Ufer der Etsch, ist, wie Roveredo, eng und schlecht gebaut und hat 3.850 Einwohner, welche sich gleichfalls mit Seidenspinnerei und Weberei beschäftigen.

Riva, am nördlichen Ufer des Gardasees, ist der Hauptort für den italienischen Handel mit Tirol.

Der nördlichste Kreis ist der Vorarlberger, in welchem der Hauptort Bregenz auf einer Anhöhe unfern des Bodensees liegt. Die obere Stadt liegt auf einem Hügel, die untere am See, Obst- und Weinbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner. Doch wird ein starker Transit- und ein Aktivhandel mit Holz und

Strohwaaren getrieben. Der Sitz des bischöflichen Vikariats ist das Städtchen

Feldkirch, welches ein Gimnasium und eine Hauptschule hat. Es zählt 1.560 Einwohner und treibt allerlei ländliche Gewerbe.

Pludenz, am rechten Ufer der Ill, hat ein schönes Bergschloß, ist selbst jedoch klein und eng und finster gebaut; es hat etwas über 2.000 Einwohner.

Die Märkte Dornbirn, Schruns und Hohenems haben Baumwollenspinnereien, treiben jedoch hauptsächlich Viehzucht und ländliche Gewerbe.

Mereran, ein Dorf bei Bregenz, hatte ehemals eine große Benediktinerabtei, doch sind Kirche und Klostergebäude völlige Ruinen geworden und die Steine zum Hafenbau in Lindau verwendet.

Das Dorf Schwarzenberg im Innerbregenzwalde wird als Heimath der berühmten Angelika Kaufmann angegeben; sie ist jedoch zu Chur in Graubünden geboren (1741), woselbst ihr Vater Maler war.

IV.

Die

Herzogthümer Krain und Kärnthen.

Die Herzogthümer Krain und Kärnthen.

Die beiden genannten Fürstenthümer werden am füglichsten zusammen betrachtet, weil sie ein im Innern ziemlich gleich beschaffenes Land bilden, politisch aber durch die österreichische Regierung zusammengeschmolzen sind, indem sie einen Kreis, das Laibacher Gouvernement, ausmachen. Im nordwestlichsten Winkel stößt Kärnthen (der nördliche Theil des Gouvernements) an Oesterreich ob der Ens, im Norden an Steiermark, ebenso im Osten, weiter südlich stößt Krain an Militärkroatien, ebenso im Süden, ferner an das Küstenland (Littorale), endlich im Westen an das Küstenland, an Venedig und an Tirol, wo es sich wieder mit Kärnthen vereinigt. Der Flächeninhalt beider Länder beträgt 364 $^{1}/_{5}$ Quadratmeilen, wovon 175 $^{3}/_{10}$ auf Krain und 188 $^{9}/_{10}$ auf Kärnthen kommen. Die Herzogthümer sind in fünf Kreise getheilt. Die beiden nördlichen umfassen Kärnthen (der villacher Ober- und der klagenfurther Unterkärnthen); die drei südlichen bilden Krain und heißen der laibacher (Oberkrain), der neustadtler (Unterkrain) und der adelsberger (Innerkrain).

Das ganze Alpenland wird von mehren Zweigen der tiroler Alpen durchzogen. Der Hauptgebirgsstock, von welchem diese ausgehen, ist der Großglockner an der Gränze von Tirol. Er sendet einen mächtigen Alpenzug zwischen Steiermark und Kärnthen bis gegen Ungarn hinein. Diese steirischen Alpen, ferner die karnischen, norischen, julischen oder krainer Alpen machen das Land ungemein rauh und wild, doch auch höchst romantisch. Die höchsten Gipfel steigen bis auf 10.000 Fuß Höhe; eine Alpenhütte, auf der Salmshöhe gelegen, hat 8.361 Fuß (nach genauer Berechnung hat die Höhe selbst nur 7.952, und die Hütte liegt nicht ganz auf dem Gipfel). Sie dürfte wohl der höchste bewohnte Ort in Europa sein; das Hospiz auf

dem St. Bernhard hat nur 7.446 und das Kloster auf dem Gotthardt 6.630 Fuß Meereshöhe.

Die kärnthner Alpen bilden höchst pittoreske Formen; meistens schroffer, nackter Kalkstein, ragen sie zerklüftet, zerrissen, wunderbar übereinandergethürmt aus dem üppigen Grün einer nur kurze Zeit schlummernden Vegetation in das tiefe Blau des Himmels und tragen auf ihren Häuptern ewigen Schnee. Höchst malerisch sind die reizenden Thäler, theils ganz von Hochgebirgen umschlossen, theils auf einer Seite sich an Hochgebirge lehnend, während freundliche weinbekränzte Hügelreihen die andere Seite bilden. Bedeutende Ebenen hat das Land gar nicht; die bei Villach, Klagenfurth, Laibach sind nicht groß und gewissermaßen nur Erweiterungen der Flußthäler.

Das krainische Hauptgebirge, welches von den karnischen Alpen in südöstlicher Richtung durch ganz Krain zieht und bei seinem Anfange eine Höhe von 10.179 Fuß hat (der Terglou), hat ungefähr eine Breite von 18 bis 20 Stunden. Es zieht vom Monfalcone bis Triest und berührt dort das Meer, setzt aber nach Kroatien fort und hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der würtembergischen Alp, welche auch nach einer Seite steil abstürzt, tausend Fuß hohe Felsenwände bildend, nach der andern Seite aber fast eben fortlaufend, mit einem so geringen Falle, daß von hier kommend man durchaus kein Gebirge zu besteigen glaubt, bis man an den schroffen Abhängen steht und sieht, daß man sich um mehrere Tausend Fuß erhoben hat. Alles ist natürlich in Krain in einem kolossaleren Maßstabe.

Die Oberfläche der Gebirge ist in einer bedeutenden Breite ganz flach und hat nur leichte wellenförmige Erhöhungen, ist äußerst trocken und unfruchtbar und ist an manchen Orten eine wahre Steinwüste. Ueberall ist ein auffallender Wassermangel, zweifelsohne daher rührend, daß die ganze Fläche zerspalten und zerklüftet ist und daß die aufgehäuften Steine kein Ansammeln des Wassers gestatten, denn nach dem stärksten Regen verschwindet binnen wenigen Minuten alles in die zahllosen Vertiefungen, die die Oberfläche des Gebirges überdecken, selbst bedeutende Bäche und Flüsse stürzen sich plötzlich in solche gähnende Höhlen und Abgründe; der Poik, die Lgaua, der Gurkfluß, der St. Canzian, die Reka, die Saczka, der Temenitz verschwinden von der Oberfläche der Erde und setzen im Innern derselben ihren Weg fort, um an irgend einem andern Orte ebenso in ihrer ganzen Größe wieder zum Vorscheine zu kommen. Das ganze Innere scheint voller Höhlen, voller hochgewölbter Gänge. Bis auf welchen Grad diese „innere Zerrissenheit“ gehen muß, sieht man daran, daß von Krain bis an die Gränze von Bosnien über tausend Höhlen zu Tage ausgehend bekannt sind; wie

viele noch unbekannt sein mögen von den zu Tage kommenden, wie unendlich mehre aber, die sich nicht an der Oberfläche der Erde öffnen, läßt sich kaum entfernterweise vermuthen. Die Höhe ist flach und rauh, voll von trichterförmigen Aushöhlungen, welche so regelmäßig sind, als wären sie durch die Kunst gemacht; sie haben fast einen gleichen Durchmesser und gleiche Tiefe, und schwanken in ihrer Größe von vier Fuß bis auf hundert Fuß. Zwischen dem Gestein finden sich riesige Farrnkräuter. Bis auf den Grund sie zu untersuchen hat noch Niemand gewagt, so daß man nicht weiß, ob sie etwa die Mündungen von tiefen Höhlen sind, in welche das losrollende Gestein hinabgestürzt ist, eine trichterförmige Vertiefung zurücklassend, viele mit Dammerde gefüllt sind, bebaut.

Am Fuße der Kalkgebirgs-Kette brechen aus vielen Höhlungen Bäche und Flüsse in großer Mächtigkeit hervor. Diese Höhlen sind nicht ihre Quellen, sie sind die Mündungen derselben nach einem vielleicht sehr langen unterirdischen Laufe. Wenn sie aus ihren tiefen blauen Kesseln oder aus dunkeln Schluchten hervorkommen, treiben sie gewöhnlich gleich ein paar Mühlen, ja mehrere derselben sind bis an die Quellen hin schiffbar, wie die Laibach, die Kulpa, die Koranna und die Unna an der nordöstlichen, der Timavo und die Zermania an der südwestlichen Seite. Nach Martens haben diese alle ein sehr helles, doch mit Salzen und Erde übersättigtes Wasser, daher sie starke Jnkrustationen bilden. Jhre Betten sind tief, ihr Gang sehr ruhig, und zwar haben sie die Eigenschaft, daß sie im Winter warm, rauchend, im Sommer aber eiskalt sind. Dieß wird jedoch wohl so zu verstehen sein, daß sie vielleicht die mittlere Temperatur des Landes, über 7 Grad Reaumür haben, was sie während des Sommers freilich überall kalt erscheinen lassen muß und zur Folge hat, daß kein Fisch sich in denselben aufhält, dagegen sie im Winter, wenn die Atmossfäre 10 bis 15 Grad unter Null, also 17 bis 22 Grad unter der Temperatur des Wassers sinkt und folglich das nun ebensoweit wärmere Wasser raucht, wirklich warm scheine, etwas das man an der Elbe, Weser und am Rein ebenso wahrnehmen kann, wie an der Laibach. Merkwürdig ist übrigens, daß Regen und Schnee nur erst lange nachdem sie gefallen, Einfluß auf die Höhe und Reinheit des Wassers haben und man oft nach dem dauerndsten Regen das Wasser völlig klar sieht, bis viel später, vielleicht bei dem heitersten Wetter, der Fluß steigt, mächtig anschwillt und sein Wasser trübe wird.

Alle diese Phänomene geben diesem Lande einen so eigenthümlichen Anstrich von Wunderbarem, daß es eine Berühmtheit erhielt, wie jemals zur Zeit der alten Griechen das berüchtigte Thessalien sie hatte, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht die in allen Zauberkünsten erfahrenen Weiber waren, welche Krain in den Ruf des Magischen brachten,

sondern, daß es die größte und erhabenste Zauberin die Natur selbst gewesen, deren Walten und Wirken man anstaunte, so daß in den Zeiten des Verfalls der Wissenschaften noch viel mehr daselbst gesucht und vermuthet wurde, als sich wirklich fand. Da gab es Höhlen, welche tief in das Innerste der Erde, in den heimlichen unnahbaren Schoos derselben führen sollten; da gab es unterirdische Länder, Meere und Völker, welche eine eigene Sonne und einen eigenen gestirnten Himmel hatten; da gab es giftige Gewässer und in denselben giftgeschwollene Drachen, Schlangen und feuersprühende Ungeheuer; da hatte man ganz behaarte, sonderbar gestaltete Menschen, des Lichts ungewohnt, aus solchen unergründlich tiefen Höhlen hervorkommen sehen, welche bewiesen, daß die inneren Räume der Erde so gut belebt seien, als die äußeren, und daß das höhlenreiche Krain die Thore zu diesen unterirdischen Ländern enthalte und sah die Ströme, die mit solcher Gewalt hervorbrechen aus dem Schooße der Erde, für Zeugen dieser uns fremden Welt an.

Zu diesen Wundern gehörte der zirknitzer See, die adelsberger Grotte, der Timavo, (Timavus) und mehre andere. Der letztere ist ein Fluß von einer halben italienischen Meile Länge, und von solcher Breite und Tiefe, daß er die größten Schiffe bis dicht an seine Quellen tragen kann. Er war den Griechen schon in den ältesten Zeiten bekannt, und ist von vielen Gelehrten des Alterthums beschrieben worden. Cluver, welcher sich nach damaliger Sitte Cluverius nannte, (geb. 1580, gest. 1623 zu Leiden), machte eine Reise zu diesem Flusse, um den Widerspruch der alten Angaben, welche ihm bald sieben, bald neun Quellen beilegten, in's Reine zu bringen, und schrieb, da er deren nur sechse fand, einen inhaltschweren Tractatus über dieses merkwürdige Faktum. Auch die Donau (Ister), sollte durch dieses Land einen südlich abfallenden Arm in das Adriatische Meer schicken und Istrien davon den Namen haben; die Argonauten waren durch das schwarze Meer in die Ister und aus dieser in das Meer von Adria gekommen.

Wenn man von Lohitsch nach dem zirknitzer See geht, so verläßt man die Hauptstraße, um auf Fußwegen über Aecker und ausgedehnte ungebaute Strecken zu wandeln, wobei man immer auf der Höhe des Gebirges bleibt, die stets mit den trichterförmigen Vertiefungen besäet bleibt, äußerst rauh, ein düsteres Bild der gänzlichen Unfruchtbarkeit gibt und nur dann und wann — aber dann auch entzückend schöne Aussichten auf Seitenthäler darbietet, wie der Marktflecken Planina eine solche gewährt, da man aus einer Steinwüste, welche an die Oberfläche des Mondes, durch ein gutes Fernrohr besehen, erinnert und ein blühendes, mit aller Fülle einer reichen Vegetation ausgestattetes

Land mit freundlichen Häusern, einem stattlichen Schlosse, einem silberglänzenden Flusse geschmückt, (die Unz, welche sich nach kurzem Laufe unter dem Boden ein Grab wühlt), vor den staunenden Blicken sich entfalten sieht, während sich an dem Saume des Gebirges kühne, hochstrebende Felsenkronen mit den sonderbarsten Formen zeigen, welche man für gothische Bauten, für Thürme, Trümmer alter Burgen zu halten sich nicht erwehren kann, obwohl der Führer wiederholt versichert, daß es trotz aller Aehnlichkeit mit Schlössern doch nur altergraue verwitterte Felsen sind.

Endlich erblickt man einen weiten, rings von Bergen eingeschlossenen Thalkessel ohne Ausgang, aus dessen Mitte der Thurm von Czirknitz und mehre Dörfer heraufschauen. Ueber den südlichen Ufern des Sees erhebt sich der Javornig mit einer so gleichmäßigen Steigung auf beiden Seiten, daß er ganz dem Dache eines Hauses gleicht. Den First bilden regelmäßig abwechselnde Erhöhungen und Vertiefungen, welche dem ungeheuren Dache völlig proportional sind. Die Seiten dieses Berges sind dicht bewaldet. Der Slivinza hinter Zirknitz, ein hoher isolirter Berg, hat das Ansehen einer spitzen Piramide; er hat eine tiefe Nebelhöhle.

In Martens Beschreibung des Sees erhält man von einem Augenzeugen genaue Nachricht von der wirklichen Beschaffenheit (nicht der fabelhaften), daher ich dieselbe hier aufnehme.

„Endlich erreichten wir (Martens und sein Führer) das kleine Dörfchen Jeschora (See auf slavisch, hier so viel wie Seedorf), dicht am See, und gelangten über mehre Ueberstiegen" (Stellen in den Zäunen, welche für Menschen zum Ueberklettern eingerichtet sind, Vieh jedoch davon abhalten) an dessen reinlich im russischen Geschmacke gebaute Hütten, wovon die größere uns als Kretscham (Wirthshaus) bezeichnet wurde. Wir traten in ein kleines Stübchen, dessen der Thüre gegenüberstehendes Eck als Betplatz ganz mit Heiligenbildern aller Art, die jedoch äußerst plump und grell aussahen, bedeckt war. Die übrigen Wände des Zimmers hatte man zur Ersparung des Raumes mit allerhand Hausgeräth, als Sieben, Backtrögen und dergleichen verziert; ein paar tannene Kisten vertraten die Stelle der Schränke, ein ungeheurer irdener Ofen nahm fast ein Viertheil der Stube ein, und dicht dabei befanden sich zwei Betten, auf welchen Mutter und Tochter ihren Nachmittagsschlaf hielten. Der Wirth, ein kleiner sehr freundlicher Alter, jagte sie auf, und wir wurden auf gut slavisch mit einer schmackhaften Fleischbrüh-Suppe, vortrefflichem Brod und Rindfleisch bewirthet.

„Auf die Aeußerung, daß ich gerne auf dem See fahren möchte, führte uns der Wirth zu einer wenige Schritte hinter seinem Hause be-

findlichen Bucht, in welcher mehre Kähne lagen. Diese waren bloße ausgehöhlte Baumstämme, kaum an beiden Seiten ein wenig rund zugehauen. Da wir einen ziemlich starken, kalten Wind hatten, und auch der beste Schwimmer, wenn er gerade über einem einsaugenden Trichter umgeworfen würde, ohne Rettung verloren war, so war die Fahrt nicht ohne Gefahr und besonders in dem schwankenden Kanot die Vorsicht, sich ja ganz ruhig zu verhalten, höchst nöthig. Sonst werden gewöhnlich bei großen Fahrten, wie auf den Südsee-Inseln, zwei Kähne miteinander verbunden, um das leichte Umschlagen zu verhüten.

„Der See, welcher bei mittlerem Wasserstande $^3/_4$ geografische Meilen lang und $^1/_4$ bis $^1/_2$ breit ist, war schon über 8 Fuß gefallen und sehr sichtbar im Abnehmen. Gruber und v. Jenny geben ihm drei Quadratmeilen, er hat jedoch beim höchsten Wasserstande nicht eine."

„Seine Gestalt ist wegen der stark einspringenden Vorgebirge sehr unregelmäßig, und er bildet weit mehr Buchten, Landspitzen und Inseln, als ich je bei andern Seen gesehen habe. Nahe am Fuße des Javorning zieht sich die Halbinsel Dervosik weit in den See herein; im Westen derselben erhebt sich die Insel Vornek mit dem Dorfe Ottok. Die andern kleineren Inseln sind die zwei hügelförmigen Velka Goriza und Mala Goriza (Groß- und Klein-Goriza) und das flache Venetek, das Venezuela dieses Sees."

„Noch weit unregelmäßiger ist seine Tiefe. Große Strecken waren jetzt nur zwei bis vier Fuß tief und mit Binsen überwachsen, an etwas tieferen ragte noch die gelbe Blüthe des Sisymbrium amphibium (Linné) hervor. Während wir aber über diesen seichten Felsenboden fuhren, sahen wir uns oft plötzlich über einen schwarzen Abgrund versetzt. Diese oft nur kleinen, oft aber auch bedeutend großen Stellen sind trichterförmige Vertiefungen wie auf dem Lande, und gleichen vollkommen denen, die im Lac de Joux am Jura treffend Entonnoirs heißen."

„Diese Gruben haben alle eigene, zum Theil sehr bezeichnende Namen, z. B. Kottu, der Kessel; Betschek, das Faß; Reitie, das große Getraidesieb; Reschето, das grobe Sieb; Sittarza, das feine Mehlsieb; Vadonos, der Wasserträger. Zwei, von welchen man oft den dumpfen Wiederhall der hineinstürzenden Gewässer hört, werden Velka und Mala Bubnarza, die große und die kleine Trommlerin genannt. Sie sind den Anwohnern des Sees, welche sehr geübte Schwimmer sind, genau bekannt, und die großen, Vadonos Krisch, Kottu, Gebna, Rescheto, Livische und Rebeska-Juma werden bei Ablauf des Sees regelmäßig ausgefischt. Ihre Tiefe ist in Vergleichung mit der Tiefe anderer Seen unbedeutend; die Grube Rescheto, über welche ich fuhr, die tiefste Stelle des ganzen Sees, mißt bei mittlerem Wasserstande

nur 56 Fuß, Vadanos, 50, Velka Bubnarza 45, Kottu 38; die übrigen messen von 29 bis 6 Fuß Tiefe.

„Seine große Berühmtheit verdankt der Zirknitzer See, der schon in Strabo unter dem Namen lacus lugeus vorkommt, der großen Veränderlichkeit seines Wasserstandes. Man kann, erzählt die Sage dem fernen Auslande, in diesem See alle Jahre fischen, säen, Heu machen, ärndten und jagen; jeden Frühling stürzen sich seine Gewässer sammt allen Fischen in wenig Tagen mit großem Gebrause in unterirdische Abgründe hinab und kommen dann im Herbste eben so geräuschvoll, sammt der wohlerhaltenen Bevölkerung aus dem Innern der Erde wieder zum Vorscheine.“

„So wunderbar indessen die Sage klingt, so gründet sie sich doch in der Hauptsache auf eine eben so wahre als merkwürdige Erscheinung, welche, wie die andern Wunder Krains, eine Folge der außerordentlichen Klüftigkeit seiner Kalkgebirge ist.“

„Der felsige Grund des ganzen Sees, vorzüglich aber die erwähnten Trichter, sind voller Spalten und Ritze, durch welche das Wasser an vierzig Stellen in unterirdische Höhlen abläuft und als Bistriza und Barouniza im Laibacher Thale wieder zum Vorscheine kommt. Dieser unterirdische Abfluß verhinderte den See gleich bei seinem Entstehen, das große Kesselthal, das ihn umgiebt, auszufüllen und sich, wie andere Seen, durch gewaltsamen Durchbruch der angehäuften Wassermassen einen Abfluß über der Erde zu bahnen. Anstatt jedoch, wie bei dem schweizerischen Lac de Joux, den Abfluß mit dem Zufluß in Gleichgewicht zu setzen, oder wie an der Poik und mehreren andern Bächen und Flüssen des Karstes zu jeder Zeit die ganze Masse des zufließenden Wassers aufzunehmen, vermögen diese natürlichen Emissarii letzteres nur bei trockener Jahreszeit zu thun.“

„Die Folge davon ist, daß der See in trockenen Sommern schnell abnimmt und in Zeit von drei Wochen, mit Ausnahme der leimigten seichten Grube Piauze und des Gerinnes der unversiegbaren Quelle Verch Jeschero, ganz austrocknet. Dieses geschieht auch, wiewohl seltener und nicht so vollkommen, im Winter bei anhaltender trockener Kälte. Wenn hingegen anhaltendes Regenwetter oder ein heftiger Gewitterregen eintritt, so wird der See durch die Zuflüsse der Bäche Czirkniza, Martinschiza, Scherowniza und Lipsenschiza im Norden und Osten, so wie durch die Wassermassen, die aus der Vranja, Juma und Sucha Dulza und zehn andern kleinen Höhlenmündungen des ausgedehnten Javornig hervor brechen, innerhalb 24 Stunden bis zu seinem gewöhnlichen Wasserstande erhoben. In diesem erhält er sich mei=

stens, da dann das Wasser die Höhle Velka Karlauza und Mala Karlauza erreicht und in solche hinab stürzt, um im Thale St. Canzian wieder zum Vorscheine zu kommen und sich nach abermaligem Verschwinden oberhalb Planina in die Unz zu ergießen. Nur selten vermögen auch diese beiden den Zuflüssen nicht mehr das Gleichgewicht zu halten, der See tritt dann weit in's Land hinein, überschwemmt Dörfer und Felder und erhebt sich bis zu 21 Fuß über den gewöhnlichen Stand.

„Aus dem Gesagten erhellt folglich, daß der See, da er sich lediglich nach der Witterung richtet, keine bestimmten Epochen beobachtet, manchmal in einem Jahre zwei- bis dreimal, manchmal gar nicht abläuft; so war er namentlich, als ich ihn besuchte, schon mehre Jahre nicht abgelaufen, im Jahre 1816 sogar stark ausgetreten.

„Die Anwohner freuen sich sehr, wenn sie ihn ablaufen sehen, da sie sich dann ein trockenes warmes Jahr versprechen und noch obendrein auf einen guten Fischfang rechnen können, der um so ergiebiger ausfällt, je länger der See nicht abgelaufen ist. Zum Anbau von Feldfrüchten wird indessen nur ein sehr geringer Theil des Seebodens, vorzüglich bei der Insel Vornek, benutzt, und auch dieser nur für Hirse und Haidekorn, obschon die Markungen der Dörfer weit in den jetzigen See hineinreichen, der ehemals kleiner war und durch die Verschlämmung und Verstopfung einiger Ableitungskanäle zugenommen hat; dagegen wird er um so häufiger als Wiesen- und Waideplatz benützt.

„Die Fische, an denen der See sehr reich ist, sind vorzüglch Hechte und Schleihen; sie werden beim Ablaufe des Sees in den Gruben mit großen und kleinen Zug- und Handnetzen gefangen und theils lebendig in Fässern nach Laibach und andere Gegenden gefahren, theils auf die Fastenzeit gedörrt.

„Wenn der See abläuft, bleiben viele Hechte in dem Poltar (Fischbehälter) zurück, — einer Grube bei Verch Jeschero, welche durch die nahen Quellen beständigen Zufluß erhält und daher nie ganz vertrocknet. Sie wird während der Zeit des Fischens bewacht und dient als Setzteich für den wiederkehrenden See. Den nämlichen Dienst leistet die Grube Piauze (Blutegelteich) für die Schleihen, welche in ihrem leimigen, ein völliges Versiegen hindernden Boden eine sichere Zuflucht finden, von ihren Feinden getrennt, sich ungestört vermehren und durch den Schlammboden, die Nimfaenbüsche und die häufigen Blutegel vor den Nachstellungen der Fischer besser geschützt sind, als die Hechte durch ihre Wächter. Die Jagd, die man auf dem See treibt, ist keine Parforcejagd mit Pferden und Hunden, welche einen armen Hasen todthetzen, sondern

eine Jagd auf Wasservögel, auf Feld- und andere Thiere, die im Rohre nisten und von den Bauern aufgesucht werden.

Unfern dieses Sees liegt die berühmte adelsberger Grotte. Man gelangt über Aecker und Wiesen bald zu einer großen unfruchtbaren Fläche, ganzen Steinfeldern, und zuletzt in einen ausgedehnten finstern Wald. Dieß ist der berüchtigte Hrudschiza oder der Birnbaumerwald, in welchem es immer bergauf und bergab geht, in welchem ungeheure Bäume, vom Winde niedergebrochen, vermodern, überwachsen von wucherndem Waldunkraut, indeß andere halb abgestorben noch da stehen, ein trauriges Bild sich selbst überlebender Größe, während neben ihnen das jüngere Geschlecht rüstig emporstrebt. Nirgends zeigt sich eine Spur von Forstkultur, nirgends sieht man einen umgehauenen Baum; an einen Fahrweg, an einen Fußsteig ist nicht zu denken, — es ist fast alles noch jungfräulicher Wald, niemals durch Menschenhand verletzt, nur von Wölfen, Bären und noch häufiger von dem wilden Luchse und der großen gefährlichen Waldkatze bewohnt. Nichts ist leichter, als sich in diesem bahn- und pfadlosen Walde zu verirren, denn ohne auch nur eine menschliche Wohnung zu finden, muß man sich bis zu dem Marktflecken Postoina oder Adelsberg durch das Dickicht drängen.

Von hier gelangt man, gewöhnlich von dreien Führern begleitet, zu der eine halbe Stunde von dem Orte gelegenen Höhle, indem man an den Ruinen des adelsberger Schlosses vorbeigeht. Der plötzlich abgerissene Berg bietet einen deutlichen Anblick seiner Lagerung dar; er ist aus lauter Schichten derber Kalksteine zusammengesetzt, welche zerbrochen sind und so bei ihrer Neigung eine große aus Quadern erbaute, halb eingesunkene Brücke darstellen. Der Poik stürmt schäumend darauf zu; er schlängelt sich durch die Ebene, braust zwischen den Rädern einer Mühle hindurch, deren vier Gänge er rasch in Bewegung setzt, läuft durch eine Brücke, die in geringer Höhe von einem Felsen zum andern gespannt ist, und stürzt sich dann, wenige Schritte von der Mühle, welche seine letzten Kräfte in Anspruch nimmt, bevor er sich in das Schattenreich verliert, durch ein hochgewölbtes Thor mit lautem Getöse in die Höhle, deren Inneres beständig von dem Rauschen seiner unterirdischen Wasserfälle wiederhallt.

Bei Malingradu, mehre Stunden von seiner obern Mündung in die Höhle, kommt der Fluß als Unze wieder zum Vorscheine, durchfließt das Thal von Planina, verschwindet abermals in der Höhle von Laase und wird endlich bei Oberlaibach wieder gesehen, wo der Fluß sich dann so verstärkt hat, daß er gleich bei seiner Quelle schiffbar ist.

Der Weg, den die obere geräumige Oeffnung bietet, ist ziemlich bequem und führt weit in die Höhle hinein; das Gewölbe ist sechszig bis

hundert Fuß hoch und ganz mit prächtigen Tropfsteinzilindern behangen. Mit wunderbarem Bildungstriebe zerstört hier die Natur, um dort zu schaffen, und schafft dort, um hier zu zerstören. Das Regenwasser, durch die Kalklager dringend, löst einen Theil davon auf und tropft dann, mit dem aufgelösten Kalke beladen, aus der Decke herab in den leeren Raum der Höhle. Aber jeder Tropfen läßt einen Theil seiner festen Substanz oben an dem Gewölbe hängen und setzt einen andern Theil unten, senkrecht unter jenem Fleck, von welchem er sich löste, ab, — dort oben entsteht ein Zapfen, hier unten ein Kegel, beide wachsen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende, bis der obere den unter ihm stehenden Zapfen berührt und das an ihm herabrinnende Wasser sie verbindet; so werden erst schwache, dann immer stärkere Säulen und zuletzt so starke, mächtige Pfeiler daraus, daß drei bis sechs Mann sie nicht umspannen können.

Hier hat sich die Fantasie der Natur in den wunderlichsten Formen erschöpft; wo man hinsieht, erblickt man neue sonderbare Gestalten, Thiere und Menschen scheinen, auf die wunderbarste Weise vereint, Zwitter- und Doppelbildungen zu geben, wie des Menschen Einbildungskraft sie gar nicht erfinden kann. Darum ist die Höhle auch sehr verrufen; denn wer diese Figuren sieht und mit ihrer Entstehungsart und mit der seltsamen Weise, wie die Natur spielt, nicht vertraut ist, läßt sich gar nicht überreden, daß dort nicht Thiermenschen, Hexen und Kobolde, vielleicht zur Strafe für ihre Sünden, in Stein verwandelt, büßen müssen; dort guckt eine Teufelsfratze um einen Pfeiler herum, hier steht ein kleiner Kegel, den man von ferne für nichts Anderes als eine Kalksintererhöhung ansieht, urplötzlich in der rechten Fackelbeleuchtung als ein Bergmännlein mit langem gelbem Mantel, mit scharf gezeichnetem Gesichte und mit einer blitzenden Juwelenkrone auf dem Kopfe, vor den Blicken des Erschrockenen; da grinst aus einer Ecke ein grimmiger Wolf mit feurigen Augen, und hier hebt ein furchtbarer Riese, dessen Leib sich als breite Schlange um die Säule windet, die schwere Keule drohend empor, und ist spurlos verschwunden, so wie man einen Schritt weiter tritt, denn nur auf einem Punkte kann man aus den Stalaktiten durch Schatten und Licht, durch Beweglichkeit der Flammen und der Streiflichter unterstützt, sehen, was von einem andern Standpunkte betrachtet keine Aehnlichkeit mehr mit der früher erblickten Gestalt hat.

Jetzt hört man ein dumpfes Donnern, das immer lauter und tosender wird, je weiter man schreitet; endlich verstehen sich die Sprechenden nicht mehr, nun kommt man an einen schwarzen Abgrund, aus welchem das Sturmgebrülle heraufschallt. Dieß ist die Poika, (der Poik) welche sich in der Nähe des Einganges in die Höhle stürzt. Ein kühner, mit der

Höhle gut bekannter Führer leitet manchmal, wiewohl nicht oft, da die Leute, welche solches wagen, so selten sind, als die Reisenden, die es unternehmen und bezahlen mögen, den Besucher an die untern Ufer dieses tosenden Waldwassers; dann steigt er zurück zu der Höhe des Felsen, welchen man die Brücke nennt, und läßt seine hoch lodernde Fackel über den Abgrund leuchten; unten in der grausen Tiefe sieht man von dem Feuer derselben nur ein kleines Fünkchen, einen hell leuchtenden Stern, der keine Lichtkraft für die Tiefe hat, bei dessen Schein man nichts erkennen kann.

Vermag der Führer den Reisenden stromaufwärts an der Poika bis zu ihrem Sturz in die Höhle zu leiten, was jedoch mit großer Gefahr verknüpft ist, so erblickt man einen Wasserfall von großer Eigenthümlichkeit und Merkwürdigkeit. Schwarz scheint das Wasser, ein glänzender Zilinderspiegel, nur hier und dort von einer Schaumwelle überflogen, die mit Blitzesschnelligkeit herniederfährt, unten, wo der Beschauer steht, sprüht. Der Schaum in hohen Wogen umher und der breite Wasserbaum scheint darin zu wurzeln und mit übernatürlicher Kraft hinanzustreben; die Fackeln werfen trübe Streiflichter darauf. Aber unbeschreiblich schön wird der Anblick, wenn der Führer mit den Fackeln hinter den gläsernen Vorhang tritt; dann strebt ein durchsichtiger Obelisk, dessen Spitze sich in dem schwarzen Nachthimmel zu verlieren scheint, hinan in die dunkle Höhe, immer schwächer und schwächer beleuchtet, bis er mit dem Firmament, für welches man die den Blicken unerreichbare schwarze Decke des Gewölbes zu halten geneigt ist, zusammenfließt in unabsehbarer Ferne. Es gibt nichts so Magisches, Zauberähnliches, als diesen wunderbaren Anblick.

Dieser Fall, Wenigen nur bekannt und nur gegen sehr bedeutende Belohnung gezeigt, weil die Führer, welche ihn wirklich kennen, sich ihre Furcht vor Gespenstern theuer abkaufen lassen, ist ziemlich im tiefsten Hintergrunde der bekannten Theile der Höhle (die ohne Zweifel noch viel weiter geht und vielleicht den ganzen Berg durchsetzt, wie man wenigstens an dem Durchdringen des Flusses zu vermuthen Ursache hat). Dort an dem Ufer findet man auch zuweilen ein merkwürdiges Thier, den **Proteus anguineus**, welches die Wenden (österreichisch Windischen) **Bieli rib.**, weißen Fisch, nennen. Dieß Thier lebt nur in den dunkeln Höhlengewässern, kann das Tageslicht gar nicht oder nur durch langsame Gewöhnung ertragen, wird einen Fuß lang, über einen Zoll dick, mit einer fleischfarbenen, überaus zarten Haut bekleidet, durch welche man überall die blauen Aederchen schimmern sieht. Die Augen sind sehr klein, bestehen aus einer bloßen Kristallinse und können mit einer Fortsetzung der äußern Haut des Körpers, wie mit einer Klappe bedeckt werden. An der Seite

befinden sich zwei Reihen rostfarbige, Schleim absondernde Drüsen, hinter dem Kopf drei Paare den Korallen ähnlich gebildete Kiemen, im Innern die Lungen, welche beide einzeln gebraucht zu werden scheinen, so daß die ersten ihm dienen, unter Wasser, die andern aber in der Luft zu athmen. In der obern Kinnlade hat das Thierchen sechszig, in der untern siebzig Zähne, in zwei Reihen die äußere mit fünfzig, die andere mit zwanzig. Rippen fehlen dem schlanken, schwächlichen Thiere, das mit seinem aalartigen Schweife im Wasser sich schnell, auf seinen vier Eidechsenfüßen aber nur langsam bewegen kann; die vorderen haben fünf, die hinteren zwei Zehen.

Kehrt man von der Brücke, die, aus einem einzigen Bogen bestehend, von der Masse der Stalaktiten über den breiten Felsenspalt, in welchen die Poika fließt, gewölbt ist, zurück an's Tageslicht, so wandert man durch das sogenannte Labirinth von einer prächtigen Höhle zur andern, bis man von ferne einen matten Schimmer des Tageslichts, nicht die Oeffnung selbst, sondern den schwachen Schein desselben, mit welchem die fernen Felsmauern übertüncht sind, wahrnimmt. Dann pflegen die Führer mehre Bündel Stroh, die zu solchem Behufe mitgenommen worden, locker aufzuschütten, sie mit den Enden ihrer Holz- und Kienfackeln zu durchstechen, und alles zusammen von allen Seiten zugleich anzuzünden. Bei dem Scheine einer mehr als 20 Fuß hohen Flamme sieht man erst die ungeheure Höhe und Kühnheit des säulengetragenen Gewölbes, alle die mächtigen Pilaster sind durchscheinend und verbreiten selbst, wenn man die Flamme nicht sieht, eine magische Helle, einen leichten Dämmerungsschimmer durch die weiten Räume, und dort, wo das mächtig auflodernde Feuer die Säulen trifft, flimmert der glänzende Ueberzug in Millionen und aber Millionen zarter Fünkchen, welche röthlich, gelb, violet, grün, blau, wie man sich nur umwendet, mit veränderten Farben spielen, als ob es lauter Diamanten wären.

Vergeblich ist es, dergleichen zu beschreiben — das muß gesehen werden; die Schönheit dieser Höhle ist so groß, daß die Nebelhöhle und die Sontheimer Höhle in Württemberg durchaus unbedeutend dagegen sind, daß selbst die wunderschöne Baumannshöhle am Harz und vielleicht auch die hochberühmte Höhle auf Antiparos noch davon übertroffen werden.

Sind nun die Feuer ganz herabgebrannt, so tritt schwarze Nacht ein, und man würde in dieser Finsterniß sich nothwendigerweise verirren müssen, wenn nicht der Schimmer der Oeffnung, des Einganges aus grauer, kaum zu unterscheidender Ferne winkte und zum Führer aus dem Labirinthe diente. Beinahe eine Viertelstunde braucht man noch, bevor man die Pforte erreicht, da thut sich dann aber auch der schönste Anblick auf. Durch die lange Dunkelheit ist das Auge doppelt empfindlich gegen den Reiz des Lichtes, und man sieht nun mit dem so gestimmten Organe

die herrliche Gegend von Adelsberg sich in der großen gewölbten Oeffnung wie in einem Rahmen nahen. Das freundliche Oertchen, die schöne Schloßruine, die Berge, welche den Hintergrund zieren, scheinen nicht in der Natur vorhanden, sie scheinen ein mit den lebhaftesten Farben aufgetragenes transparentes Gemälde, das vor das große Höhlenthor gespannt ist, und dieses gewährt einen wahrhaft zauberischen Eindruck. Allmählig gewöhnt sich das Auge an das Licht und nun treten die gesehenen Gegenstände in ihre natürliche Lage zurück.

Durch ein flaches, wasserarmes und daher auch nur mittelmäßig angebautes Thal gelangt man nach Resderto (Prewald), wo die Bauart, die häusliche Einrichtung, wo die Bereitung der Lebensmittel und der dunkelrothe Wein schon sehr an Italien erinnern. Schon vor Adelsberg hat man den fernen Nanas, welcher mit sanfter Abdachung gegen das nördliche Gebirge und mit jähem Absturze gegen das südliche, hoch über alle anderen Berge emporsteigt. Wenn man die weißgrauen, übereinander gethürmten Felsen sieht und die zahlreichen Risse und Absätze bemerkt, so hält man es für leicht, den Berg von dieser schroffen Seite wie auf einer Treppe zu besteigen. Man gelangt, von Prewald aus, über sanfte angenehme Anhöhen, welche aus blätterigen, stark mit Oker gefärbten Mergelschichten bestehen; weiter hinauf waiden zahlreiche Heerden auf dem herabgeschwemmten, mit Gras überwachsenen Alpenschutte. So wie man höher kommt, findet man in einer geringern Vegetation kaum noch Nahrung für Schafheerden; endlich hört auch diese auf und man steht auf einem steil aufgehäuften Gerölle, von welchem man mit jedem Schritte zurückgleitet indem die Steine unter den Tritten des Wanderers weichen, noch lange forthüpfend, bis sie zwischen Gras und Gesträuch liegen bleiben. Hat man mit großer Anstrengung den schwierigen Pfad überwunden, so sieht man erst, wie sehr man sich in seiner Berechnung getäuscht hat. Was man aus der Ferne für leichte Absätze von einigen Schuh Höhe gehalten, findet man in klafterhohe Wände verwandelt, bei denen an ein Hinaufkommen gar nicht zu denken ist. Die untersten Felsen bilden wahre Inseln in dem Steinmeere. Hat man sie bestiegen, so bleibt nichts übrig, als sie auf derselben oder auf der andern Seite wieder zu verlassen, mit noch größerer Gefahr, als man hinaufkletterte, wieder herabzukriechen. Weiter an diesen Bergen fortschreitend, gelangt man an einen furchtbaren Abgrund, und sucht man auf dem Rücken eines Vorsprunges weiter zu dringen, so findet man sich zuletzt in einer Schlucht von senkrechten Felsen eingeschlossen und zur Umkehr gezwungen; es bleibt nichts übrig, als die steilen weißen Felsen von der Vorderseite zu erklimmen; mit spähenden Blicken muß man oft kleine, kaum handbreite Vorsprünge und Absätze aufsuchen, mit Knieen, Hän-

den und Füßen sich hinauf zu helfen suchen, und ist stets in Gefahr, durch einen, unter der Last des Körpers weichenden Stein in den furchtbaren Abgrund gestürzt zu werden, der immer tiefer wird, je höher man steigt. Hat man die anstrengende Reise eine Zeitlang aufwärts fortgesetzt, so wird man durch den Anblick des Meeres belohnt, aber die Freude wird zugleich dadurch sehr verbittert, daß die Stelle, die man für den Gipfel des Felsen ansah, nur ein fünf bis sechs Fuß breiter Vorsprung desselben ist, hinter welchem sich eine neue unersteiglich scheinende Wand erhebt. Auch diese wird mit unsäglicher Mühe überwunden — da steht der Vorwitzige, der sich hierher gewagt, abermals an einer Felsenwand von gleicher Höhe, unmöglich ist es, weiter zu klimmen — der sechs Fuß breite, etwas abschüssige Vorsprung gestattet, daß man eine Zeitlang neben dem Felsen geht, zur linken einen jähen Abgrund, aus dessen schwindelnder Tiefe zackige Felsspitzen heraufstarren. Tief unten sieht man das Heerdenvieh gleich kleinen Pünktchen auf dem Grün der Alpwaiden sich bewegen oder die Menschen in den Straßen der fernen Dörfer, in welche man wie aus der Vogelperspektive hinabschaut, umherziehen. Der Rückweg ist abgeschnitten, man kann sich leichter entschließen, hier oben des Hungertodes zu sterben oder sich geradezu in die Felsspitzen, in den Abgrund hineinzustürzen, als zurückzuklettern auf der gefährlichen Bahn, nachdem man einmal hinuntergeschaut und das Entsetzliche desselben gesehen. Man vertraut sich dem schmalen Rande an, geht einige hundert Schritte darauf fort, er verliert immer mehr an Breite und mißt zuletzt nur noch einen Fuß, statt deren sechs zu haben, wie am Anfange. Muth zu gewinnen ist das wichtigste; den Blick nicht nach unten gerichtet, was alle Kraft lähmt, sondern nach oben, denn der Anblick der nahe scheinenden Höhe stärkt und erhebt, sieht man wohl hie und da eine von dem Moos entblößte Stelle, abgerieben durch den Fuß eines Gemsjägers, so ziemlich die einzigen, welche von hier aus den Rand ersteigen, oder man nimmt ein paar Felsspalten, einige Vorsprünge wahr, an denen man sich hinauf helfen kann, und das Glück krönt die Mühe — immer am Rande des Abgrundes, aber immer aufwärts gelangt man nach und nach auf vier neue Absätze, bis man auf dem letzten, dem siebenten, bemerkt, daß der Berg sich zu einem Dache zuspitzt, das zwar ziemlich steil ansteigt, doch im Vergleiche zu dem bisherigen Wege ein höchst bequemer Pfad zu nennen ist. Oben angelangt, sinkt die Dachfläche auf der andern Seite ebenso steil nieder und es bleibt nur ein Kamm von etwa drei Fuß Breite zwischen den beiden Seitenflächen. Auf diesem allein kann man zur letzten Höhe des Berges gelangen, woselbst ein geräumiger Platz, Ruhe, und die Aussicht auf den andern Abhang des Berges,

die tröstliche Gewißheit bietet, daß es jenseits nicht so gefährlich hinab, wie dießseits hinauf geht.

Von diesem Punkte sieht man, am Rande des westlichen Abgrundes stehend, dicht unter den Füßen ein tiefes, kaum durch einen kleinen, nach kurzem Laufe wieder verschwindenden Bach bewässertes Thal, durch welches sich die Straße nach Görz wie eine weiße Schlangenlinie windet, jenseits des Thales bewaldetes Gebirge, dann die Steinberge und nackten Wellenlinien des Carso (Karst) und endlich den unermeßlichen Spiegel des Meeres. Triest und das nächste Meeresufer sind durch den Karst verdeckt, doch sieht ein gutes Auge die fünf Meilen entfernten Meer-Schiffe sehr genau als kleine schwebende Punkte auf der glänzenden Fläche. Rechts, wo sich die Kalkkette des Carso bei Monfalcone zurückzieht, erblickt man die schilfreichen Valle und Lagunen von Grado, Aquileja, Marano, Caorle, dann Venedig's weite Ebene und hinter derselben, in Wolken halb verschleiert, kaum noch sichtbar, die Alpen von Friaul.

Links sieht man den ganzen Umriß der buchtenreichen Halbinsel Istrien, obwohl die äußerste Spitze derselben fünfzehn geografische Meilen von dem hohen Nanas entfernt liegt. Hell und deutlich zeigen sich am Saume der Küste die Städte Isola, Pirano, Umago, Citta nuova, Parenza und Rovigno. Im Osten der Halbinsel erhebt sich finster der hohe Utschka, der Monte Maggiore, dagegen der westliche Theil nur sanfte Hügel und ausgedehnte Waldungen hat, welche so tief unter dem Gipfel des Nanas liegen, daß man jenseits derselben noch den berüchtigten Meerbusen des Quarnero und die dunkelblauen Umrisse der Inseln Veglia, Cherso und Osero bemerkt; in dämmernder Ferne verliert sich Dalmatiens Gebirgskette am Horizont.

Verändert man den Standpunkt ein wenig, so sieht man im Süden das kleine Häufchen von Prewald's Strohhütten, östlich liegt die weite Thalfläche zwischen Adelsberg und dem genannten Dorfe, welche man auf das deutlichste in allen Einzelnheiten erkennen kann; weiterhin liegt der Birnbaumer Wald und über diesen hervor schaut der Gipfel des hohen krainer Schneeberges. Nur nach Norden verdecken waldige Gebirge, welche die weltberühmten Quecksilberwerke von Idria bergen, die Aussicht.

Neben diesem ziemlich allgemeinen Bilde von dem ganzen Lande, welches durchgängig sehr gebirgig, zerrissen, steinig ist, müssen wir noch der Bewässerung erwähnen, welche im Ganzen für ein Gebirgsland gering genug ist. Die Ursachen sind schon früher berührt worden; ein steiniger, lockerer Boden, welcher die Regenwasser sogleich verschlingt und

die erst in beträchtlicher Tiefe, auf Felslagern, welche keine Durchsickerung mehr gestatten, zu unterirdischen Seen einfließen, sich sammeln, ist wohl hauptsächlich daran Schuld; zudem ist das ganze Land nahe an den Hauptstöcken, an den Zentral-Gebirgsknoten gelegen, daher alle Flüsse, welche dasselbe durchströmen, nur im Anfange begriffen, unfern ihres Entstehungspunktes, ihrer Quelle sind. Kärnthen hat schon einen Vorzug in der starken, rasch dahinströmenden Drau. Sie tritt bei Oberdrauburg aus dem Pusterthale von Tirol in das Land und durchströmt dasselbe auf eine Länge von ungefähr dreißig Meilen, bei Unterdrauburg nach Steiermark tretend. Das Thal derselben ist abwechselnd, wie bei allen Gebirgsströmen, bald breit, Dörfern und Städten Raum zur Existenz gebend, bald so nahe von Bergen zusammengedrängt erscheinend, daß kaum Platz für sie und eine neben ihr sich fortwindende Straße ist. Die Drau nimmt die Gail (wendisch Sila) auf, den Mesling, welcher auf kurze Strecke Kärnthen und Steiermark scheidet, die Möll, in der Nähe des Großglockners entstehend, die Leser; hinter Gmünd aus dem Zusammenflusse mehrer Bäche entstehend, die Gurk, die Glan und die Lavant, welche in dem obern Steiermark nahe am Lavantsee entspringt und bei Lavamünd in die Drau fällt. Minder stark, doch auch bedeutend genug, obwohl sie es erst später wird, ist die Save oder Sau, welche darum nicht von solcher Wichtigkeit für Krain ist, wie die Drau für Kärnthen, weil sie in Krain entspringt. Die nördliche Hauptquelle liegt in der sogenanten Wurzen am Gebirge Vielika Goriza (großer Berg), die südliche Quelle befindet sich in der Wochein am Gebirge Saviza. Beide Bäche vereinigen sich bei Radmannsdorf zur Sau, welche in einer geringen Strecke noch durch das Land geht, bei Sagor die Gränze gegen Unter-Steiermark bildet und bei Mokritz nach Kroatien übertritt. Sie hat ebenso, wie die Drau, theils weite, theils sehr enge zusammentretende Ufer, welche in der Gegend von Reichenburg eine starke Sperrung bilden. Sie nimmt als Nebenflüsse die Zayer, von Eisnern kommend, bei Gortschach auf, ferner die kleine Laibach, dann die eigentliche Laibach an der Gurk, welche ziemlich stark aus einem tiefen Kessel entspringt, Unter-Krain durchfließt und der steiermarkischen Stadt Ran gegenüber in die Sau fällt. Nicht minder bedeutend ist die Kulpa, welche Krain südöstlich gegen Kroatien begränzt. Auf der linken Seite nimmt die Sau nur zwei bedeutende Flüßchen, die Kanker und die Feistritz, sonst aber viele Bäche auf.

Die Flüsse, welche zum adriatischen Meere gehen, laufen alle durch das Venetianische, die Fella, Idria, Wippach gehen zum Tagliamento oder zum Isonzo und sind nicht bedeutend. Von

dem Wunderbaren, was viele Flüsse und Quellen haben sollen, die z. B. keine unreine Wäsche dulden, kein Vieh trinken lassen, nur zu bestimmten Tageszeiten mit großer Gewalt, dann aber gar nicht mehr strömen, wenn man nicht mit einem Stecken darin umherstört oder Steine hineinwirft (was aber jederzeit furchtbare Gewitter nach sich zieht) weiß der wissenschaftliche Reisende nichts mehr; das Volk aber glaubt an alle diese Dinge, als an große Heiligthümer, oder würde denjenigen, der sich gegen dieselben vergehen oder damit Versuche anstellen wollte, sich nicht sehr freundschaftlich zeigen.

Obwohl Kärnthen und Krain manche Seen von Bedeutung haben so ist die Zahl derselben für ein Gebirgsland von diesem bedeutenden Umfange doch sehr unbedeutend, und zwar kommt dieß eben daher, daß die Oberfläche größtentheils aus Gerölle besteht, welches keine Ansammlungen von Wasser duldet. Der klagenfurther, der ossilacher, der Weißensee u. a. sind alle kaum eine viertei- oder eine halbe Quadratmeile groß und können daher mit den Schweizerseen und denen des obern Italien nicht verglichen werden. Mineralwasser zählt man in Krain 18, in Kärnthen das Drei- und Mehrfache. Sie sind zum Theil warm und könnten als Bäder benützt werden, was jedoch, der entfernten Lage an der äußersten Gränze des deutschen Landes wegen, wenig oder gar nicht geschieht.

Das Klima ist im Ganzen rauh und kalt, unangenehm; die Gebirge, welche sich, namentlich in Kärnthen, hoch erheben, sind zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt. Krain hat so hohe Berge zwar nicht, dagegen hat es vier- bis fünftausend Fuß über dem Meere liegende Hochebenen, welche über alle Beschreibung rauh und doch bewohnt sind. Der nordwestlichste Theil von Krain ist Kärnthen fast ganz gleich, der südöstlichste, Unter-Krain, an der Gränze von Kroatien ist dagegen viel milder; allein die Bora, ein stürmischer Nordwind, der nicht selten in Triest ganze Straßenlang die Dächer abdeckt und die Schornsteine umwirft, thut doch vielen Schaden und duldet überhaupt das Emporkommen einer friedlichen, gedeihlichen Vegetation nicht, daher auf den Höhen auch nicht hölzerne Häuser sind, sondern nur Hütten der Bergbewohner aus dem ihnen zunächst liegenden Material, aus schweren unbehauenen Steinen, nach ziklopischer Art mit Erde und ein wenig naß gemachten Letten oder Lehm verbunden, woraus sie drei bis vier Fuß dicke Mauern bilden, welche die Bora nicht umwirft. Doch um der Dächer willen ist auch hier noch Vorsicht vonnöthen; diese sind daher ganz flach, aus Brettern zusammengelegt, tragen viele zentnerschwere Blöcke und widerstehen nun wohl den gräulichen Stürmen, welche oft über die hohe Fläche dahin

wehen und das Aufkommen jedes Baumes, auch des geringsten Strauches verhindern.

Um doch in diesen sibirischen Gegenden des Getraidebaues nicht ganz zu entbehren, füllen die Bewohner so gelegener Dörfer oder Hütten die trichterförmigen Vertiefungen zum Theil mit Steinen aus, bringen Erde auf diese Unterlagen und säen Hafer und Gerste hinein. Selten kommen Kartoffeln fort, sie erfrieren fast immer, und auch die schnell reifenden Fruchtgattungen würden nicht gedeihen, wenn man sie nicht außerdem, daß man sie schon an vertieften Stellen aussäet, noch dadurch schützte, daß man diese Trichter mit Mauern, von den umherliegenden Steinen einige Fuß hoch aufgeführt, umgäben.

Aus dem Gesagten läßt sich entnehmen, daß die Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt zurückstehe gegen die mehrsten andern Provinzen Oesterreichs. Der beste Theil von beiden Herzogthümern ist noch Unter-Kärnthen, welches die Mitte hält zwischen Ober und Unter-Steiermark. In Kärnthen ist die Gegend von Laibach, welche ziemlich flach ist, die beste. Der Mineralreichthum ist daher das Bedeutendste des Landes. Dieß sieht man auch an der außerordentlichen Menge von verfallenen Bergwerken, welche wegen der schlechten Bearbeitung bald nicht hoch genug rentirten und darum eingingen. Eine große Zahl von Ortschaften hat den Bergwerken nicht nur ihr Forkommen, sondern wohl ihr Entstehen selbst zu verdanken und ihr Flor stand immer mit dem des Bergwerkes selbst in Verbindung. Noch jetzt wird viel Kupfer, Blei, Silber, Eisen, Galmai, Arsenik, in Krain vorzüglich viel Quecksilber gewonnen.

Das Hauptkupferbergwerk von Kärnthen befindet sich bei Groß-Fagant im Villacher Kreise. Da man die Kupferkiese aus einer äußerst festen Gebirgsart brechen muß, so ist die Ausbeute gering und beträgt nur 700 bis 800 Zentner Rosettenkupfer nebst 150 bis 200 Zentner Schwefel. Das Kupfer gehört zu dem besten und feinsten, welches im österreichischen Staate gewonnen wird, daher man es vorzugsweise zu Draht und Kompositionswaaren, Messing, Tombak u. dgl. verbraucht.

Weltberühmt ist das Quecksilberbergwerk von Idria; es ist das größte und ergiebigste in ganz Europa. Es soll schon im Jahre 1497 entdeckt worden sein und wird einem Bauern zugeschrieben, welcher das glänzende, gediegene Metall fand, es einem Goldschmid mittheilte, worauf sich bald Unternehmer vereinten und im Jahre 1510 schon eine Gewerkschaft entstand, die sich ausschließlich dem Betriebe dieses Bergbaues unterzog. Das gediegene Quecksilber (Jungfernquecksilber) wird gleich in der Grube in ledernen Beuteln gesammelt, die Erze zweiter Qualität werden theils mit Pulver gesprengt, theils mit Spitzhammern herausgehauen, aus den

Schachten zu Tage gefördert, auf die Brennhütte gebracht und zu Gute gemacht, wo sie sich so reichhaltig zeigen, daß nicht selten vier Fünftheile des Gewichts der Erze an reinem Quecksilber gewonnen werden. Die Ausbeute soll jetzt ungefähr 5.000 Zentner jährlich betragen. Die Erze sind aber in so großer Menge vorhanden, daß sich das Zehnfache gewinnen ließe, ohne daß man eine Erschöpfung befürchten dürfte, wenn man nicht mit großer Nachläßigkeit und nach einem Alles störenden und hemmenden alten Schlendrian verführe. Das Arbeitspersonal steigt auf 650 Mann, für diese ist die Summe von 5.000 Zentnern höchst gering, es kommen ja dabei auf jeden Arbeiter noch nicht zehn Zentner jährlich, und so viel sollte bei der beispiellos reichen Ergiebigkeit des Erzes jeder Arbeiter in der Woche liefern können. Die Nachläßigkeit, mit der diese Werke (mit der alle Bergwerke in Oesterreich) betrieben werden, geht auch schon aus den schrecklichen Brandschaden hervor, welche sich so häufig wiederholen; im Jahre 1803 fiel ein solcher vor, und im Jahre 1827, als ich dort war, konnte man an verschiedenen Schachten und Stollen gar nicht arbeiten, weil seit mehren Jahren schon Alles im Brande stand, was an Zimmerwerk zum Auskleiden der Schachte und Stollen und zur Stütze der ungeheuern Lager sich in dem Bergwerke befand. Das feuchte Holz glimmte nur fort, daher — was ich anfangs für ein Mährchen hielt, was mir jedoch später in Wien auf meiner Rückreise von mehreren Beamteten bestätigt ward, die lange Dauer des Brandes —; an ein Löschen von außen her ist dabei nicht zu denken, weil der Quecksilberdampf einen jeden, der sich nahen wollte, augenblicklich tödten würde.

Auch die 45 Procent haltigen Schwefelkiese werden höchstens auf 25 Procent an Eisen gebracht, und geben dann ein schlechtes Eisen, obwohl das beste Feuerungsmaterial, Holzkohlen, im Ueberfluß vorhanden ist. Das Eisen ist unrein, kalt- und warmbrüchig, schlecht schweißbar und daher im Auslande ziemlich verrufen.

Die sonstigen Produkte des Mineralreichs werden nicht sehr benützt, wiewohl sie einen bedeutenden Ertrag gewähren könnten, was man an den weit ärmern schlesischen und sächsischen Erzgebirgen sieht, welche für die Unternehmer von großem Vortheil sind. Bergkristall, Jaspis, Granaten, Chrisopras und Edelsteine geringerer Art, kommen in Menge und in bedeutender Schönheit vor, eben so Topas, Adular, Zirkon von solcher Schönheit, daß er, gut geschliffen, selbst von Kennern, von Juwelieren mit dem Diamant verwechselt wird und, da die Strahlenbrechung, mithin das lebhafte Farbenspiel, eben so schön ist, wie bei dem Brillant, nur ein Mittel zur Probe der Aechtheit übrig bleibt, nämlich der chemische Versuch, ob die geschliffenen, für Diamanten ausgegebenen Steine in

Salzsäure sich nicht verändern — der Diamant bleibt klar und rein, der Zirkon aber wird äußerlich angegriffen, ganz weiß und verliert die Politur.

Die Goldbergwerke waren früher von Bedeutung, sind es jedoch jetzt so wenig mehr als die Goldwäschen; auch Silber wird nicht viel gewonnen, wiewohl gewiß das gute Bleierz auf Silber benutzt werden könnte, wenn man es nicht, wie in Steiermark, so unvorsichtig betriebe, daß achtlöthiges Erz keine zwei Loth gibt.

Das Pflanzenreich ist im Vergleich mit mehreren andern Ländern, welche zum österreichischen Staatenverbande gehören, nur dürftig ausgestattet. Die Alpen liefern Moose, Flechten, Alp- und Futterkräuter; in den Schluchten und Schlünden, welche feucht und warm sind, wachsen mehre Giftpflanzen; in den wärmeren Gegenden wachsen alle mehltragenden Gräser, doch das türkische Korn oder Welschkorn nicht, auch viele Obst- und Gemüsegattungen; ferner selbst frühe Weinsorten kommen nicht recht zur Reife, weil spät in den Sommer hereinreichende Nachtfröste und schon früh im Herbste beginnende Nebel anfangs das Wachsthum der Blüthen der Pflanzen stören, dann aber das Reifen derselben hindern.

Holz bildet noch immer einen bedeutenden Reichthum von Krain und Kärnthen, alle Berge sind bis auf den Gipfel damit bewachsen, und wo Tannen, Fichten, Buchen, Erlen, Birken nicht mehr fortkommen, da giebt es große, weit ausgedehnte Flächen mit Krummholz bewachsen, welches hart, fest ist und vortreffliche Kohlen gibt. Leider müssen die Bauern dem Walde seine Laub- und Nadeldecke rauben, um sie zur Streu (mitunter auch zum Futter, wenigstens für Ziegen) für ihr Vieh zu brauchen. Dieses wird späterhin als Dünger auf die Felder geführt, ist jedoch dem Walde einmal entzogen, deßhalb auch das Wachsthum der Forstbäume dort bedeutend zurücksteht gegen andere Länder, in denen die Bauern so viel Stroh haben, als sie brauchen und der Schaden, welcher dem Walde erwächst, indem man ihm die Laubdecke, welche zu Humus werden und ihn wieder nähren soll, entzieht, ist unberechenbar.

Die Thiere betreffend, welche Kärnthen und Krain aufzuweisen haben weiß ich nichts hinzufügen, was nicht auch in Tirol und Steiermark vorkäme. Die Rassen der Hausthiere sind nur schlechter, unansehnlicher; die Pferde gehören keiner edlen Zucht an; das Rindvieh kommt dem schweizerischen durchaus nicht gleich; die Schafe sind klein und haben grobe Wolle. Ober-Kärnthen hat eine kleine eigenthümliche Schweinrasse, welche schwarz oder schwarzgrau ist, einen gestreckten Körper, aufrecht stehende, nicht hängende Ohren und eine Krause Borstenwolle, nicht Borsten hat. Unter dem Wild, Hirsche, Rehe, Schweine, Hasen, ferner Raubwild, Luchse, Wölfe, Bären, gibt es nur ein Thier, den Billich oder Siebenschläfer, welches in den andern angränzenden Ländern nicht so häu-

fig gefunden wird, obwohl es auch vorkommt. Er wird seines schmackhaften Fleisches und seines Fettes wegen, das man, zu Schmalz ausgelassen, für den Winter aufbewahrt, von den Bauern häufig gefangen. Das zarte aschgraue Fell ist ein feines Pelzwerk. Hühnerwild, vom Auerhahn bis zum Repphuhn, ist häufig; Raubvögel, selbst Lämmergeier, sind ungestört und vermehren sich daher in den Hochgebirgen bedeutend. Zahmes Geflügel ist das gewöhnliche. Fische sind häufig, doch nicht ausgezeichnet; Reptilien kommen dagegen oft vor, besonders Eidechsen von mehr als einem Fuß Länge, ferner Schlangen bis auf fünf Fuß. Ich selbst habe eine solche von fünf Zoll Umfang an der dicksten Stelle des Leibes, getödtet. Sie war bräunlichgrün, mit schwarzgestreiftem Rücken und hatte zwei Giftzähne mit wohlgefüllten, darunter liegenden Giftblasen. In warmen, feuchten Thälern findet man sie oft.

Kärnthen und Krain ist größtentheils von Slaven bewohnt. Die beiden Herzogthümer zählen 788.179 Einwohner, wovon auf Kärnthen 313.135 und auf Krain 475.044 kommen. Die Wenden gehören zu dem südlichen slavischen Stamme, der sich selbst den der Slowenzen nennt. Ob schon das alte Karantanien slavisch gewesen, ist nicht entschieden, so viel scheint jedoch gewiß, daß die ersten Ansiedlungen der Slaven in diesen Gegenden bereits in das fünfte Jahrhundert nach Chr. Geb. fallen. Als nämlich nach Attila's Tode die Gepiden Dacien, die Gothen Pannonien, die Scithen, Satagaren und Alanen Niedermösien besetzten, ging ein Theil derjenigen Slaven, die zwischen der Theiss und der Aluta ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, und, von den angrenzenden kriegerischen Völkern gedrängt, sich nicht auszubreiten vermochten, nach Steiermark, Kärnthen und Krain über und schloß sich an die schon früher in Makadonien, Thrakien, Illyrien angelangten slavischen Kolonien an. Mit dieser Annahme stehen die späteren Einwanderungen der Wenden bis 611 und ihre successiven Niederlassungen an der Mur, Sawe und Drawe nicht im Widerspruche, denn es ist bekannt, daß die Uebersiedlungen der Slaven in neuere Gegenden nicht auf einmal geschahen, sondern Kolonien auf Kolonien in verschiedenen Zwischenräumen folgten. Die wendischen in Kärnthen und Steiermark geriethen sammt den Krainern schon unter Dagobert 629 mit den Franken in Streit und nachher völlig unter ihre Herrschaft. Zur Zeit, als in Mähren das große slavische Reich entstand, scheint auch Kärnthen zu ihm gehört zu haben. Von der andern Seite erstreckte sich die Herrschaft der Avaren bis in diese Länder, allein Karl der Große besetzte dieselben, und bald nach seinem Tode entstand die Karantaner Mark, die sich über Cilli bis zu der Sawe erstreckte. Die Markgrafen waren aus verschiedenen Häusern, bis 976 war Kärn=

then sogar mit Baiern vereint. Später führten die Markgrafen den herzoglichen Titel und Markward machte das Herzogthum 1073 in seinem Stamme erblich, der aber schon 1127 erlosch.

Kaiser Rudolf gab 1276 das Land dem Grafen Mainhard von Tirol. Nach dem Erlöschen seines Stammes fiel es Oesterreich zu im Jahre 1335. Steiermark gehörte anfangs zu der karantaner Mark. Der erste Markgraf von Steiermark ist Ottokar I., 974. Die Mark von Unter-Steier wurde 1180 zum Herzogthum erhoben. Nach dem Tode Ottokars VI., der 1192 ohne Erben starb, kam die Mark an Oesterreich, doch mit Beibehaltung der einheimischen Verfassung. Nach dem Erlöschen des österreichischen Mannsstammes bemächtigte sich ihrer Ottokar, König von Böhmen, der aber 1276 von Rudolf von Habsburg gänzlich vertrieben wurde. Seitdem verblieb Steiermark bei Oesterreich, wie bereits oben in der historischen Einleitung gezeigt wurde. Das alte wendische Land oder die krainer Mark hatte zur Zeit der Longobarden und Franken eigene Fürsten. Karl der Große unterwarf sich auch dieses Land und gab es dem Herzoge von Friaul. Später wurden eigene Markgrafen ernannt, die ihren Sitz zu Krainburg hatten. Mit dieser Mark ward Istrien und Friaul häufig verbunden, allein Krain sonderte sich ab, wurde zerstückelt, und fiel, von dem tapfern Friedrich von Oesterreich erobert, nachher Rudolf von Habsburg zu. Im Jahre 1364 wurde Krain ebenfalls ein Herzogthum, die Wenden dehnten sich immer mehr in diesem Lande aus, nachdem sie schon die mehrsten, Ungarn benachbarten Länder nach und nach besetzt hatten. So dehnten sie sich von Süden nach Norden durch die westlichen Komitate Ungarns (160 Ortschaften) bis nach Wien aus. Ueberall mit Deutschen untermischt, bilden doch diese in Kärnthen und in Krain die bei weitem geringere Zahl; auch der Italiener sind nur wenige, und nur im südlichsten, an Triest und Venedig gränzenden, Theile.

Unter allen Slaven haben sich am weitesten gegen Südwesten die Gailthaler ausgedehnt. Sie wohnen bis an die Gränze von Tirol und werden Silanzi oder Silzi genannt, sowie die Anwohner der Draw Drawzi heißen. Das reinste Slavisch unter diesen Völkern, welche, obwohl nahe beisammen wohnend, doch eine große Verschiedenheit im Dialekte haben, wird in der Gegend von Schwarzenbach, unfern Eisen-Kappel (Sjelasna Kapla), gesprochen, weil diese am fernsten von der Gränze liegt. Die Ober-Krainer bewohnen die julischen Alpen und haben ihren Hauptsitz in Ober-Laibach; ihre Sprache ist arm und unrein, mit deutschen und italienischen Wörtern vermischt. Die Unterländer (Dolenzi, Thalbewohner, wie die Ober-Krainer Gorenzi, Berg-

bewohner, genannt werden) haben die eigentliche windische Mark, zwischen Gurk und Kulpa an der kroatischen Gränze inne. Ihre Sprache ist der wendischen in Untersteiermark fast gleich. Die Wippacher sind mit den Bewohnern von Friaul körperlich, sittlich, in Sprache und dem ganzen Wesen verwandt; die einen haben viele italienische Worte in das Slavische, die andern viele slavische Worte in das Italienische aufgenommen; sie stehen in einer beständigen Wechselwirkung. Die Japiden oder Karster bewohnen das adelsberger Gebirge und haben eine eigene stark markirte Mundart, was auch von den übrigen Slaven gilt, welche nicht in großen Massen, sondern nur Familien- oder höchstens Dörferweise beisammen wohnen, als von den Kroaten oder Horwathen, den Uskoken oder Wlachen u. a.

Diese Völker, alle desselben Stammes, haben auch in ihrem Wesen viel Aehnlichkeit, viel Verwandtes; nur in den Hochgebirgen haben sie große Füße und magere Beine, sonst ist ihr Körperbau fest, tüchtig. Sie sind stark, gegen Strapazen abgehärtet, meistens braun von Farbe, schwarz von Haaren und Augen, die Mägdchen mitunter sehr schön, echt römischen Gepräges, feurig, dem männlichen Geschlecht sehr geneigt, voll Koketterie, die Frauen früh verwelkt, unter dem Landvolke von abschreckender Häßlichkeit, weil Leidenschaften, Zanksucht, späterhin Neigung zum Trunke, harte Arbeit, Unreinlichkeit in höchst abschreckendem Grade, die Form des Körpers, des Gesichts bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellen. Das Volk ist im Allgemeinen nicht fleißig, daher der Mann die ganze Last der häuslichen Geschäfte auf die Frau bürdet; geneigt zu allerlei Zeitvertreib, besonders Tanz, Trunk und Spiel, höchst abergläubisch, unduldsam gegen Andersdenkende, sind sie listig, schelmisch, hassen die Deutschen über Alles, glauben sich gegen sie Alles ohne Sünde erlauben zu dürfen, und üben nicht selten aus Rache oder aus absonderlichem Spaße recht arge Tücken gegen sie aus. Die Neigung zum weiblichen Geschlechte ist bei ihnen vielleicht aus Mangel an physischer Kraft nicht so groß als bei den Deutschen, obwohl die Slavinnen liebenswürdiger und leichter bereit sind, Liebe zu erwiedern, als ihre Nachbarinnen.

Die Bewohner von Kärnthen germanischen Stammes sind größer gebaut, breitschulterig, von überwiegender Körperkraft. Sie bewohnen hauptsächlich den nördlichen Theil der Herzogthümer und sind in Krain in auffallend geringerer Anzahl als in Kärnthen. Es läßt sich nicht viel zu ihrem Lobe sagen; denn obwohl der Deutsche sonst arbeitsam und fleißig ist, so scheint er diese Tugenden in den südlichen Ländern nicht beizubehalten; man unterscheidet deutlich den norddeutschen Bauern von dem süddeutschen in Hinsicht auf Arbeitsamkeit, eben so sehr aber den Kärnthner vom Steiermärker. Der Landwirth muß seine Arbeiten so

eintheilen, daß jeder Knecht und jede Magd etwas Bestimmtes zu thun hat; der Ochsenknecht sieht niemals nach den Pferden, der Pferdeknecht niemals nach den Ochsen, der Holzknecht nach keinem von beiden, und jeder verrichtet seine geringe Arbeit läßig und faulenzt, sobald sie gemacht ist. Unerhört hoher Lohn (110 bis 120 Gulden Konv.=Münze; ferner 4 Hemden, 4 Paar Schuhe, ein Paar lederne Hosen, einen Rock und einen Hut muß der Bauer jährlich zahlen, wenn er einen tüchtigen Knecht haben will), ein sehr reichliches, gutes Essen, neben geringer Arbeit, ruinirt den Landwirth, raubt ihm den größten Theil seiner Früchte. Bedenkt man, daß er mit vier tüchtigen Knechten auskommen könnte, wo er deren vierzehn halten muß, bedenkt man, daß die Knechte niemals vor Sonnenaufgang aufstehen, nicht aus dem Hause gehen, bevor sie ein tüchtiges Frühstück zu sich genommen, daß sie auch draußen nur eine Stunde arbeiten und dann nach Hause kehren, um das zweite Frühstück zu sich zu nehmen, darauf um eilf Uhr Mittag=, um drei Uhr das Vesperbrod (Jausen in Oesterreich), dann um sechs Uhr ein zweites Vesper= und um sieben ein Abendbrod, ja im Sommer sieben Mahlzeiten bekommen müssen und über dieß Alles noch in jeder Woche Sonnabend Abends ein großes zehnpfündiges Brod erhalten, so wird man zugestehn, daß der Landmann stark mitgenommen wird. Dabei muß Alles in Fett schwimmen, und ist dieses auch bis zum Eckelhaften der Fall, so darf doch die Bäuerin weder Butter noch Schmalz verkaufen, weil sie sonst die ärgsten Grobheiten von ihren Dienstboten wegen des zu magern Essens erdulden müßte.

Die schon an sich geringe Arbeit wird durch 130 Sonn= und Festtage und durch 40 bis 45 aufgehobene Festtage, die der Knecht alle feiert, in jedem Jahre noch auf die Hälfte reduzirt, ein Mißbrauch, über welchen der Oesterreicher Sartori in seiner neuesten Reise (Thl. II. 224) sich sehr aufhält und zu dessen Abstellung er manchen guten Vorschlag gemacht, der jedoch, wie manches Gute, unerhört verhallt. Die Eintheilung in Vorknechte, Nachknechte, Handknechte, Ochsenknechte, Roßknechte, Viehhirten, in Kochdirnen, Saudirnen, Felddirnen, Kuhdirnen und Schickdirnen bedingen bei scheinbarer Ordnung eine aufsichtslose Verwirrung. Die Geschäfte werden so sehr zersplittert, daß der Herr keine Aufsicht mehr führen kann. Von Wachsamkeit der Hausväter über die Sitten seiner Leute darf gar keine Rede sein; will er etwas sagen, so heißt es sogleich: „Was geht's den Bauern an, genug, wenn ich seine Arbeit verrichte.“ Die Liederlichkeit des Landvolkes hier übersteigt fast alle Begriffe, schon Kinder von zwölf, dreizehn Jahren sind in alle Geheimnisse Luzinia's eingeweiht, und jedes Mägdchen von sechszehn Jahren hat ihren Schatz, jeder Bursche, jeder Knecht besucht sein Mägdchen

während der Nacht ohne Furcht, es ist so Landessitte, ja die jungen Leute gehen rottenweise einher, um sich gegenseitig zu unterstützen, wenn sie die etwas hohen Fenster erklimmen. Die Mägdchen, anstatt schamhaft zu sein, überbieten den rohesten Burschen an Schamlosigkeit, worüber Sartori schauerliche Beispiele mittheilt. Die Bauern wissen ihre Töchter nicht zu schützen, oder wollen es nicht thun, vielleicht weil es in diesem Gebirgslande keine Schande ist, wenn ein Mägdchen zwei bis drei Kinder hat, bevor sie sich verheirathet; nur die Knechte selbst können es nicht vertragen, wenn ein Anderer in das Haus kommt, in welchem sie wohnen; sie halten dieß für einen Eingriff in ihre Rechte. Wird Jemand in der Nacht ertappt, so wird er nackend, wie er ist, bei hoch flammenden Kienspänen aus dem Bette geholt, in dem großen Troge der zur Viehtränke dient, so oft untergetaucht, bis sich alle Liebesgluht völlig bei ihm gelegt hat, und er dann im besten Falle mit einer guten Tracht Schläge entlassen; oft aber rächen die Knechte solche Verletzung ihres vermeinten Hausrechts auf die barbarischeste, schändlichste Weise.

Die Arbeitsscheu bringt eine zahllose Menge von Bettlern; sie ziehen in Horden umher, und es dürfte leicht sein, so treiben sie manches andere Gewerbe neben dem Betteln. Sie wissen die Kristenpflicht der Milde und Barmherzigkeit rührender darzustellen, als mancher geistliche Redner; sie blicken gen Himmel, verdrehen die Augen, hüllen sich in die schlechtesten Lumpen, unterhalten offene eiternde Wunden, lassen sich den Bart wachsen, tragen ungeheure Rosenkränze und beten gar fleißig, sowie sie Jemand kommen sehen, sind jedoch gewöhnlich gesund und überlassen sich nach dem guten Verdienste des Tages in Bettlerherbergen oder in ihrer Behausung dem Trunke und der Völlerei — und ertappt man sie darauf und fragt, warum sie nicht arbeiten, so antworten sie kaltblütig, „der Verdienst ist gering und die Arbeit schwer." Ein Landwirth machte zur Aerntezeit einer bettelnden Weibsperson den Antrag, sie solle bei der Aernte um guten Lohn helfen, erhielt jedoch die schnöde Antwort: „Das Betteln trägt mehr ein." Sartori erzählt, er habe in einem Orte einen Bettler gefunden, der seiner Tochter, als sie sich verheirathet, siebenhundert Gulden baar Geld mitgegeben; ein anderer sei gestorben und habe ein gesundes Weib und ein paar Kinder, aber auch 3.000 Gulden in Silber und sehr viel mehr in Banknoten hinterlassen. In einem ähnlichen Falle habe man bei einem Andern 80 Souveraind'or gefunden; eine Bettlerin habe in einem klagenfurther Wirthshause anderthalb Maß Wein getrunken und sei dann unverschämt genug gewesen, bei den Gästen zu betteln; eine andere habe gleich darauf (er erzählt die Fälle als Augenzeuge) ebensoviel getrunken und sei dann in der Trunkenheit mit gräulichen Schimpfreden über die Bauern hergefallen, welche sie mit ei-

nem „Helfgott“ fortgeschickt, wie denn das Schimpfen und abscheuliche Fluchen und Verfluchen gegen diejenigen, welche nichts geben, den Bettlern eine sehr geläufige Sache ist. Am Zollfelde sah Sartori einst in der Mitte des Januar ganz blau gefrorne Kinder in grobe Leinwand gehüllt, in der Frühe an der Straße sitzen; sie waren von ihren Aeltern dahin gesetzt worden, um die Mildthätigkeit der Vorbeireisenden anzusprechen. Nur schwache Töne, wie die Stimme ausgehungerter Gefangenen, kamen von den erstarrenden Lippen der armen Geschöpfe, welche, von ihren Aeltern durch Hunger und Frost und absichtliche Martern zu Krüppeln gemacht, ein elendes Dasein fortschleppen müssen, um das dem Staate lästige der Aeltern zu fristen. Sie müssen täglich eine gewisse Geldsumme „verdienen,“ wie ihre Aeltern sich ausdrücken, und bekommen grausame Schläge, wenn sie die Forderungen ihrer Aeltern nicht befriedigen können, legen sich daher auf's Stehlen, um der Strafe zu entgehen; aus den kleinen Schelmen erwachsen große, und so hat das Land Jahr aus, Jahr ein 25 bis 30.000 Bettler, unnütze, ja gefährliche Glieder der Gesellschaft zu ernähren. Gefährlich nicht allein wegen der Diebereien, sondern wegen der Rachsucht, welche sie jederzeit antreibt, diejenigen zu verfolgen, die ihnen nichts gegeben haben. Die Verweigerung einer gastfreien Aufnahme, eines Nachtlagers, ist schon oft mit unmittelbar darauffolgender Mordbrennerei bestraft worden. Auf Kirchweihen, Jahrmärkten, an Wallfahrtsorten ist es fast nicht möglich, sich der Bettlerschwärme zu erwehren, welche jeden honett gekleideten Menschen förmlich umlagern, und ihn nicht loslassen, bevor sie ihn gebrandschatzt, worauf er von einer andern Bettlerkolonie empfangen und einer dritten zugeschoben wird.

Fast eben so reich ist dieses Land an Kretins, welche man hier im Allgemeinen, sonderbar genug, Unweltläufige, die männlichen aber Doker, die weiblichen Treapen nennt. Genau genommen, kann man sie nicht ganz zu den Kretins zählen, man möchte eher sagen, es seien Blödsinnige. Taub, stumm, mißgestaltet, mit einem starken Anstrich von Wahnsinn, haben sie doch einen immer heitern Humor, sind willig zu jeder Arbeit, unterziehen sich allen denen Geschäften, welche kein anderer Mensch verrichten mag, weil sie keinen Ekel haben, sind daher auch sowohl höchst schmutzig, als höchst verachtet, eine wahre Pariakaste mitten im zivilisirten Europa. Sie und die ganze Bevölkerung des Afritzer Thales und der daran gränzenden Gegenden bilden eine fisisch völlig verdorbene Rasse, welche ihr Unglück von Generation zu Generation fortpflanzt und — wie bekannt ist — immer mehr und mehr verbreitet, da der Naturtrieb bei diesen von der Natur in allen andern Stücken verwahrlosten Menschen auffallend stark ist und die Krankheit sich meistens von Vater oder Mutter auf die Kinder vererbt.

Essen und Trinken spielt auch in diesem Theile Oesterreichs eine Hauptrolle; nicht nur, daß bei Taufen und Trauungen gar viel gegessen wird, sogar bei Leichenbegängnissen ist dieses in einem übertriebenen Maße der Fall. Zum Glück bezahlt in allen solchen Fällen der Gast seine Zeche, welche nicht selten in 4 bis 6 Gulden besteht, wofür er dann zwei bis drei Tage in einem fortwährenden Einfüllen von allerlei Lebensmitteln und Getränken in seinen Körper schwelgt, ein ganzes Schnupftuch (nicht immer der saubersten Art) voll mit nach Hause nimmt und, obwohl er gewöhnlich eine Woche lang schwer darniederliegt, sich doch noch Jahre lang nachher mit vielem Vergnügen an die große Freude dieses oder jenes Tages erinnert, an dem es recht lustig herging. Ebenso ist es mit den Priestereinweihungen. Die jungen Geistlichen, welche die Weihe bekommen haben, dürfen nun selbst die ersten geistlichen Funktionen verrichen, und dieses nennt man die Primiz. Hiezu werden viele hunderte von bekannten oder unbekannten Leuten förmlich eingeladen, indem der junge Geistliche wochenlang vor diesem seinem Ehrentage in Stadt und Land umherzieht um Gäste dazu zu bitten; Keiner darf mit leeren Händen kommen, Jeder muß dem jungen Manne sowohl als dem Diakonus und sonstigen Predigern Geschenke mitbringen. Dafür darf er sich in einem zur Versammlung der Eingeladenen bestimmten Wirthshause auf seine Kosten traktiren lassen, und hiezu sind die Tische zum Brechen vollgeladen. Der Wirth kommt dabei nie zu Schaden, denn weil man nach der Leute Meinung dem Segen eines Primizianten (der viel kräftiger ist als der eines alten Priesters) so weit nachlaufen muß, daß man darüber ein paar Schuhe zerreißt, so ist begreiflich der Zulauf groß. Ein paar Dutzend Schweine, zwei Ochsen, drei Kühe, zehn Kälber, zwanzig bis dreißig Schafe oder Hämmel — in Summa vierzig bis fünfzig Stück Vieh (ohne Enten, Hühner und Gänse mit in diese Rubrik zu bringen) werden zu solchem viertägigen auf vierhundert Menschen berechneten Mahl geschlachtet. Dafür läßt sich aber der Strenggläubige nicht blos mit allen andern in Pausch und Bogen segnen, sondern er läßt sich besonders die Hände auflegen und sich den apostolischen Segen sprechen, womit der Primiziant oft zwei ganze Tage und mehr zu thun hat. Während dieser Zeit spielen in dem Wirthshause ein paar Musikerbanden erschrecklich schöne Steierische oder Ländler; es wird gezecht, getanzt, gegessen, und wie ein frischgesegneter in das Zimmer des Wirthshauses tritt, strömen ihm seine Bekannten entgegen, gießen ihm den Wein in den Hals und nöthigen ihn zur ausgelassensten Wildheit, wozu er sich dann nicht lange nöthigen läßt.

Außer den Trink- und Tanzgelagen, welche fleißig besucht werden, sind die Leute nicht eben sehr zum Fleiße geneigt. Jedem Festtage oder

Sonntage folgt ein sogenannter Blauer, an welchem man seinen Rausch vom vorigen Tage durch einen neuen Rausch zu heben sucht; alle aufgehobenen Festtage werden mit einem Vorabend und einem Landemain gefeiert. Kegelspiel, Kartenspiel, Trinken und Essen für die Alten, Liebeleien, Trunk, berauschender Tanz und in Folge der beiden letztern wieder Liebeleien, denen in Sünden empfangene, mit den Sünden der Aeltern behaftete Kinder folgen, sind die Vergnügungen der Jüngern. Sartori zählt die Festtage, welche durch die Regierung seit Maria Theresia aufgehoben und doch immer noch von den Pfarrern durch Hochämter, Messen, Prozessionen gefeiert werden, und erklärt, daß er hierin den geistlichen Herren nicht das Wort reden könne. Das Schlimmste ist, daß nicht die Frömmigkeit, sondern die Lust am Müßiggange diese Menschen zur Feier aller dieser aufgehobenen Feste treibt, daß die Dienstboten dabei das ihnen anvertraute Vieh vernachläßigen, ihre Herren bestehlen, ihnen die wichtigsten Arbeiten oft zur wichtigsten Zeit, wie Heu- und Getraideärndte, liegen lassen, ihnen großen Schaden zufügen und so die Armuth des Landes befördern. Allein nicht nur die Dienstboten, auch die Herrschaften, die Bauern selbst sind solche Müßiggänger; und daß sich der Unfug bis in die Städte erstreckt, ist natürlich, denn vom Lande bekommt der Bürger seine Dienstboten, die Gesellen wollen nicht schlechter sein als die Knechte — und wer von beiden verlassen ist, muß mit ihnen feiern. Die Bergleute allein, welche für die kaiserlichen Gewerke arbeiten und welche sich, wie begreiflich, auch von der Plage des zu vielen Schaffens losmachen, und die aufgehobenen Festtage feiern wollten, sind zu ihrem höchsten Verdrusse durch einen eigenen kaiserlichen Befehl daran gehindert und auf die gebotenen Festtage gewiesen worden.

Die Wohnungen in Kärnthen sind sehr dürftig in Vergleich mit denen der Landleute in Steiermark und Oesterreich. Gewöhnlich bestehen sie aus zwei Hauptabtheilungen, davon die eine die Rauchstube heißt, ein Name, den sie mit vollem Recht verdient. Hier wird gekocht, gebraten, gearbeitet; ein Kamin findet sich nicht, der Theil der Decke gerade über dem Heerde, welcher nahe am Boden und sehr breit ist, wird mit Lehm bekleidet, damit aufsteigende Funken sich nicht an das Gebälk setzen, im Uebrigen sorgt man nicht für den Abzug des Rauchs, welcher sich irgendwo durch ein offen gelassenes Eckfenster einen Ausweg suchen muß. Im Winter, wenn man bei Licht arbeitet, ist es in solchem Raume kaum auszuhalten, ein hochloderndes Feuer flackert auf dem Heerde, die Kessel hängen darüber und dämpfen den Schein der Flamme, Töpfe stehen rings umher und verdunkeln das Zimmer ganz, mitten in demselben steht aber der sogenannte Lichtstock, bei welchem ein rüstiger Knecht sitzt (der wohl was besseres zu thun im Stande wäre) und Licht macht, d. h. lange,

schmal gespaltene Holzstreifen in eine eiserne Zange des Lichtstocks steck', die sich bildenden Kohlen herabschlägt, so daß die Flamme immer hell bleibt, den Span umkehrt und nach fünf Minuten ihn durch einen neuen ersetzt. — Dieß heißt man Sparsamkeit! Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß, — wenn man das Holz rechnet, den Tagelohn nebst dem Essen und Trinken für den Tagelöhner oder Knecht, welcher das Holz gespalten hat, und ferner und hauptsächlich in Anschlag bringt, wie viele Zeit völlig nutzlos durch den Knecht verschwendet wurde, welcher Licht macht, — eine Beleuchtung von vier Wachskerzen wohlfeiler wäre, als die dürftige durch dünne Holzspäne.

In dem obern Theile dieser Rauchstube bis auf vier Fuß vom Boden aufwärts, steht ein dicker beißender Rauch; der untere Theil der Atmosfäre ist zwar nicht rein, durch durchsichtig. In diesem wandeln die gebückt einhergehenden Bewohner, in diesem sitzen sie beim Spinnrocken, in diesem liegen die Knechte faulenzend, gähnend auf der Bank, welche an den Wänden umherläuft, in diesem schlafen endlich, wenn um acht Uhr der Schmalzkoch, ein Brei aus Mehl und Wasser in Schmalz schwimmend, oder ein ähnliches köstliches Gericht verzehrt ist, Knechte und Mägde, was eben nicht zum erbaulichsten ist.

Auf der andern Seite des Hauses, von der Rauchstube mitunter durch eine Hausflur (Ehrn) getrennt, häufig auch nicht, wohnt der Bauer mit Frau und Kind. Alles schläft neben einander, nicht selten Mann, Frau und zwei Kinder in einem Bette. Es ist begreiflich, daß ein solches Leben sehr früh Triebe weckt und auf Gegenstände aufmerksam macht, die lüsternen Blicke, die Wünsche richtet, welche dem Kinde zehn und fünfzehn Jahre länger verborgen bleiben sollten, als es der Fall ist. Hier ist vielleicht der Grund der gräulichen Sittenverderbniß zu suchen, welche man in diesem Lande so sehr verbreitet findet, daß Eingeborne selbst und österreichische Schriftsteller, denen die Sache an sich nicht auffallen kann, da sie derselben in dem Lande ob und unter der Ens, in Ober- und Unter-Steiermark, Tirol, Kärnthen u. s. w. gewohnt sind, sich darüber beklagen.

Außer diesen beiden Behältern oder Stuben deckt dasselbe Dach noch die Stallungen für das Vieh und die Vorrathskammern. An einen geschlossenen Hof, der, rings von Gebäuden umgeben, die Schätze des Landmannes in Ställen, Scheunen und Speichern aufbewahrt, ist nicht zu denken; er hat nicht Vieh und Land genug, um Ställe und Scheunen zu füllen. Noch dürftiger ist der Krainer bestellt, der gewöhnlich mit seinen Dienstboten, wenn er deren halten kann, in demselben Raume schläft, oft aber der größern Bequemlichkeit wegen auch Feder- und anderes Vieh in sein Schlafzimmer aufnimmt. Meistens stehen diese Häuser einsam,

sind sogenannte Einöden, zerstreut auf und an den Bergen, nur die Thäler und Flußufer enthalten Dörfer und Städte. Man rechnet auf Kärnthen 11 Städte mit 17 Vorstädten, 25 Marktflecken und 2.763 Dörfer, auf Krain aber 14 Städte mit 20 Vorstädten, 17 Märkte und 3.174 Dörfer.

Sehr unbedeutend ist die Industrie dieser Länder, sie beschränkt sich auf Metallarbeiten aus dem Groben, Gewinnung des Eisens aus den Bergwerken, Schmelzen, Schmieden zu großen und kleinen Stangen, Verfertigung von Sensen, Schaufeln, Nägeln, Gewehrläufen, und auf Produktion weniger Bedürfnisse des gemeinen Lebens, Leinwand- und Tuchweberei höchst grober Art, roßhaarene durchsichtige Zeuge zu Sieben oder zu Halsbinden für das Militär, in Strohflechtereien zu Hüten, in Holz-Arbeiten, Löffeln, Tellern, Schachteln, daher denn auch der Aktivhandel höchst unbedeutend ist, aus den rohen Produkten, Holz und Eisen, die auf der Drau und Sau fortgeschafft werden, besteht und dem Lande wenig Vortheil bringt. Bedeutender ist der Transithandel wegen des Durchzuges der Hauptstraßen zwischen Oesterreich und Italien, daher an diesen Straßen die Dörfer und Städtchen auch wohlhabender, betriebsamer sind.

Für die wissenschaftliche Ausbildung ist in Kärnthen und Krain wo möglich noch weniger gesorgt, als in irgend einem andern Theile des Kaiserstaates; 268 Schulen (inclusive aller Mädchen- und auch der kleinsten Dorfschulen) sind für eine Bevölkerung von beinahe einer Million Seelen und 4.041 Ortschaften so gut wie nichts. Milde Stiftungen findet man fast gar nicht; was will ein Krankenhaus für das ganze Herzogthum Krain sagen! — es besteht in Laibach und nimmt die Kranken der Stadt auf — um die Andern bekümmert man sich wenig. Auch in Klagenfurth ist ein solches für Kärnthen; es würde dieses gar nichs helfen, wenn nicht in demselben Orte noch ein Kloster der Elisabethiner Nonnen wäre, welche kranke Wanderer aufnehmen.

Verfassung und Verwaltung ist dieselbe wie in den übrigen Theilen von Oesterreich. Laibach leitet die Landesverwaltung beider Herzogthümer, in Klagenfurth aber ist die oberste Justiz- und Kriminalbehörde.

Die fünf Kreise haben folgende Städte und Flecken:

Der Ober-Krainer oder Laibacher Kreis hat als Hauptstadt beider Herzogthümer

Laibach, an den Ufern des gleichnamigen Flusses gelegen, die durch fünf Brücken miteinander verbunden sind. Die Stadt war schon im Alterthume als Aemona bekannt, von den Hunnen und Longobarden zerstört und von Karl dem Großen wieder hergestellt. In neuester Zeit hat sie durch den in ihren Mauern gehaltenen Kongreß eine historische Berühmtheit gewonnen, welche ihr ohne diesen Vorfall schwer-

lich zu Theil geworden wäre, denn außer den grünen ruhigen Wellen der Laibach, welche zwischen gemauerten Ufern, lebhaften Kais, dahinströmt und von vielen kleinen schwarzen Schiffchen befahren wird, wodurch es Venedig ähnlich ist, hat es nichts besonders Merkwürdiges. Die Straßen sind enge, die Häuser hoch, die Plätze beschränkt, doch gut gepflastert, meistens mit Quadern belegt. Laibach besteht aus der inneren Stadt und aus fünf Vorstädten mit drei daranstoßenden sogenannten Auen, hat 895 Häuser und 13.800 Einwohner, ist der Sitz mehrer hohen Behörden, eines Bisthums und eines Konsistoriums. Es hat, zu den merkwürdigen Gebäuden gehörig, eine schöne Domkirche mit einem guten Altarbilde und geschmacklosen Freskogemälden, eine Pfarrkirche zum heiligen Jakob, mit ziemlich schlechten Statuen von Robba, auf dem Hochaltare stehend, eine Kirche der Ursulinerinnen, ein altes Rathhaus, ein paar Paläste in ziemlich gutem italischem Stile, ein Burgkastell mit schöner Aussicht über die steierer Alpen nach dem Loibel, Terglou u. s. w. Es befinden sich in Laibach die Hauptunterrichts-Anstalten des Landes, ein Lizeum, ein Gimnasium, eine Normalhauptschule, ein bischöfliches Seminar, eine Mädchen-Erziehungsanstalt bei den Ursuliner-Nonnen (lauter schöne Titel), ein Militärknaben-Erziehungshaus u. s. w. Es sind ferner in Laibach landwirthschaftliche und filarmonische Gesellschaften, ferner ein Landes-Museum und drei Buchhandlungen. Der Speditions- und Kommissions-Handel ist bedeutend, Fabriken sind dagegen nicht von Wichtigkeit; zwei Fayence-Fabriken und zwei Zucker-Raffinerieen sind alles, was die Stadt und das Herzogthum aufzuweisen hat.

Die zweite Stadt des Herzogthums steht in einem bedeutenden Abstande unter derselben — Krainburg hat nur 1.820 Einwohner, welche in 265 Häusern wohnen. Sie liegt auf einem Felsplateau dicht über der Sawe, wo der Kanker in dieselbe mündet, hat eine sehr gesunde Luft, dagegen fast gar kein Wasser; sondern man treibt solches durch Maschinen aus dem Flusse auf die Höhe des Felsens. In der Mitte der Stadt liegt ein Schloß, welches schon im dreizehnten Jahrhundert erbaut worden ist und jetzt der Kieselstein heißt; es gehört dem Herrn von Pagliarucci. Man vermuthet in dem Städtchen das alte Santicum der Römer. Jetzt ist es von seiner frühern Größe sehr heruntergekommen.

Noch kleiner, doch etwas lebhafter ist das Städtchen Bischoflaak, welches 1.770 Einwohner zählt. Es befinden sich hier sechs Hammerschmieden, mehre Webereien. Mit Zwirn, Leinwand und mit Pferden wird einiger Handel getrieben. Das Bergschloß, zur Stadt gehörig, bietet eine freundliche Aussicht über die Flüsse Polland und Zayer, an welchen Laak liegt.

Am Flusse Feistriz, zwischen zwei Bergen der steierer Alpen, liegt das Städtchen Stein, (slavisch Kaminek) mit dem verfallenen (auch dem Städtchen droht dieses) Bergschloß Oberstein. Es hat 1.200 Einwohner, welche sich mit einiger Gärberei und Kürschnerei nähren. Die Mägdchen klöppeln grobe Zwirnspitzen, welche nach Kroatien verhandelt werden. Das Oertchen ist sehr gesunken und scheint in Armuth unterzugehen.

Oberhalb Krainburg, am linken Ufer der Sawe, liegt Radmannsdorf mit 640 Einwohnern, welche sich von Tuch- und Leinwandweberei nähren.

Von allen diesen Städtchen läßt sich nichts bedeutendes sagen, sie umschließen keine Merkwürdigkeiten, sind klein und arm, die historischen Erinnerungen, welche sich etwa an dieselben knüpfen, sind seit der Römerzeit längst aus dem Gedächtnisse des Volkes verwischt. Mehre Dörfer und Flecken haben durch ihre Bergwerke einiges Interesse; unter diesen ist das Dorf Sawa, unfern des Fleckens Asling, zwischen hohen Schneegebirgen, nahe der Gränze von Kärnthen. Bei dem Dorfe Sawa befindet sich die älteste Kettenbrücke des ganzen Kaiserstaates; sie ist über die Sau geschlagen und hat dreihundert Fuß Länge und zehn Fuß Breite.

Die Hauptstadt des Unter-Krain-Kreises ist Neustadtl, am linken Ufer der Gurk, in einer freundlichen obst- und weinreichen Gegend. Sie ist zwar klein, doch ziemlich regelmäßig, so daß alle Straßen auf dem Hauptplatze zusammen laufen, was denn bei einer so kleinen Stadt wohl möglich ist, indem sie nur 250 Häuser und 1.320 Einwohner hat. Ein Franziskaner-Kloster, zwei Schulen, deren Lehrer Geistliche dieses Ordens sind, und drei Kirchen bilden die Haupt-Merkwürdigkeiten des Ortes.

Die Städtchen Mottling, an der kroatischen Gränze, Wallfahrtsort, mit 900 Einwohnern,

Weichselburg mit 400,

Landstraß, auf einer Insel der Gurk, mit 370 (früher bestand hier ein Zisterzienser-Kloster und noch ist dort ein Wallfahrtsort, Maria zum guten Rath),

Gurkfeld mit 670 Einwohnern — sind höchst unbedeutend.

Der Hungerberg, im Gebiete von Weichselburg, hat eine unbedeutende Höhle in einem Kalksteine.

Gottschen mit 650 Einwohnern ist der Hauptort des Gottschner Landes, einer, dem Fürsten von Auersberg gehörigen Grafschaft. Die Einwohner sind meistens Deutsche, ein Volksstamm, der sich mitten unter Slaven durch ausschließliche Verbindung unter sich rein er-

halten, eine eigene Sprache, eigene Tracht, besondere Sitten hat und sich durch in Krain ungewöhnlich große Gewerbfleißigkeit und durch Hausirerhandel nährt.

Der Markt Auersberg hat ein schönes Schloß, der Stammsitz der Fürsten und Grafen dieses Namens, mit einer Rüstkammer und einer Sammlung von Alterthümern.

Der Markt Reifnitz ist bekannt durch die vielen Holzwaaren, welche in dem vier Stunden langen Thale, gleichen Namens, gefertigt werden.

Das Dorf St. Kanzian ist bekannt durch die periodische Quelle, welche um so reichhaltiger fließt, je trockener das Jahr ist, in nassen Sommern aber zu fließen aufhört (cela s' explique parce que cela n' est pas vrai).

Kostel ist ein Dörfchen mit Ringmauern, in den Winkel eines schroffen Felsens hineingebaut, auf dessen Höhe ein Kastell steht, welches dasselbe gegen Kroatien (an dessen Gränze es liegt) vertheidigt.

Töplitz ist ein Badeort am Fuße eines Berges unweit Neustadtl. Es hat warme Quellen und spärliche Einrichtung für wenige Besucher, welche aus der Umgegend dahin kommen.

Der Kreis von Inner-Krain oder Adelsberg hat zum Hauptort die Stadt Idria, in einem tiefen und engen Thale gelegen. Die Einwohner, 4.340, wohnen in zerstreuten Häusern, so daß der Ort keineswegs geschlossen ist, sondern sich an den Ufern der Idriza (Flußgebiet des adriatischen Meeres, dem Isonzo zulaufend) aus dem Thale heraus über eine hügelige Wiesenfläche ausdehnt und freundlich wird, indem fast jedes Haus ein Gärtchen hat, das sich dicht an dasselbe anschließt. Die Einwohner leben von Spitzenklöppeln, Leinwandweben, hauptsächlich aber von dem Quecksilberbergwerke, dessen Eingang, mitten in der Stadt, durch ein großes eisernes Gitterthor geschlossen ist. Man gelangt durch einen langen dunkeln, aber hochgewölbten Gang in dasselbe, welcher ziemlich weit in gerader Richtung fortläuft, bevor er sich in die Tiefe senkt, wohinab 757 Stufen führen, welche in den Kalkfelsen gehauen und mit Geländern versehen sind.

Eine Nische ist zu einer Kapelle eingerichtet, in dieser verrichten die Bergleute ihr Gebet, bevor sie zur Arbeit gehen, daher in dieser ewigen Nacht immerfort ein paar Lichter brennen. Wenn man dann die ersten Hauptwechsel sieht, so gewahrt man Stollen, welche nach verschiedener Richtung auslaufen und in sogenannten Hoffnungsschlägen endigen, welche für's erste nicht bebaut werden, indem man noch genug in dem eigentlichen Bergwerke zu thun hat; sie werden für den Fall reservirt, daß

21 *

dieses sich erschöpfen sollte. Wenn man weiter vordringt, so kommt man in ein scheinbar ganz verworrenes Labirinth von sich überall durchkreuzenden und schneidenden Gängen, in denen man ohne den Führer nothwendigerweise, selbst wenn man einen Plan des Bergwerks hätte, verirren müßte, falls nicht eine gute Fee den Punkt bezeichnete, auf welchem man sich dem Grundrisse nach befindet, weil man kein Mittel hat, denselben zu erkennen. Die Bergleute aber wandeln in der dichten Finsterniß ruhig dahin, obwohl ein Fehltritt ihnen das Leben kosten kann; sie sind an die Wege so gewöhnt, sie kennen die Größe ihrer Schritte und die Länge der Wege so genau, daß sie nicht fehlen, während der Wanderer mit dem Grubenlicht nur zaghaft ihren dreisten Schritten folgt.

Nach mehren Wendungen kommt man in die Gegend, in welcher gewöhnlich mit Spitzhämmern gearbeitet wird. Hier sieht man überall die blanken, funkelnden Tropfen gediegenen Quecksilbers an den Wänden kleben; allein so schön dieß Schauspiel ist, so grauenhaft sind die blassen, hohlen Leichengestalten, welche in diesem Grabgewölbe arbeiten und die giftigen Quecksilberdämpfe einschlucken müssen, Jahr aus, Jahr ein, bis der Tod ihrem siechen traurigen Daseyn ein Ende macht. Nichts sind die Dünste der Blei- und Arsenikwerke von Nertschinsk in Sibirien, wohin die Staatsverbrecher Rußlands gesandt werden, im Vergleich mit dem Pesthauch dieser Grüfte, welche sich in der süßlich riechenden und schmeckenden Luft, die bis auf 26 und 30 Grad Reaumur steigt, verrathen.

Nähert man sich dem Hauptschacht, so sieht man die Eimer und Kasten auf- und absteigen, welche das Erz zu Tage fördern. Hier ist die Luft kälter, weil dieselbe aus der Höhe der Berge in den tiefen Schlund sich senkt und einen Luftwechsel verursachen kann, indem sie die wärmere, leichtere austreibt. Dieser 750 Fuß tiefe Schacht ist ganz ausgezimmert; er wird nicht blos zur Herausschaffung der Erze, sondern auch zum Auf- und Niederfahren der Bergleute und der Besuchenden gebraucht. Langt man oben an, so befindet man sich in einer durchaus fremden Umgebung, bei den Gewerken dieses großen Bergwerkes. Dort sind die Pumpmaschinen, welche das Wasser zu Tage fördern; nicht fern davon sind die Poch- und Stampfmühlen, die Schlämm- und Waschhäuser, Zinnoberfabriken; dort wird das reine, gediegen vorkommende Jungfernquecksilber von dem vererzten gesondert, dieses wird in Oefen sublimirt, u. s. w.

Der Bezirk Idria, welcher nach der Kanzleisprache zum kaiserlich-königlich montanistischen Aerar gehört, besteht aus 46 Ortschaften mit ungefähr 11.000 Einwohnern, welche mehrentheils von dem Grubenbau

und den dazu gehörigen Arbeiten (Fässer, Lederbeutel zum Verpacken u. s. w.) leben.

Andere Städte des Kreises sind:

Laas, mit 550 Einwohnern;

Adelsberg (eigentlich ein Markt), mit 1.434 Einwohnern, berühmt durch die obenerwähnte Grotte;

Zirknitz, mit 1.375 Einwohnern, des See's wegen berühmt, u. a. Von Dörfern möchte

Skt. Kanzian zu nennen seyn, wegen der Grotte, welche sich in einer romantischen wilden Gegend befindet und zu welcher man durch ein hohes Felsenthor, das, abgesondert von der Grotte, frei steht, gelangen kann; ferner

Lueg, mit einem alten Bergschlosse, das interessant ist, weil man daran die Kriegskunst der alten Ritter studiren kann.

Das Herzogthum Kärnthen zerfällt in zwei Kreise, davon der erste Klagenfurth zur Hauptstadt hat. Dieses war sonst eine Festung mit Mauern und Graben. Die Franzosen haben die erstern gesprengt, die letztern sind fast durchgehends zu Spaziergängen eingerichtet. Die Stadt ist fast regelmäßig viereckig, hat vier Thore, vier Vorstädte und ungefähr 800 Häuser mit 9.540 Einwohnern. Ein schöner, 430 Fuß langer und 200 Fuß breiter Platz hat in der Mitte einen riesigen Lindwurm von Erz und bleierne Bildsäulen der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Leopold. Ein anderer viel kleinerer Platz trägt die Statue des heiligen Nepomuk und ein paar wasserspeiende Löwen, alles von erschrecklicher Arbeit. Der ehemalige Viehplatz ist passender in einen Kardinalplatz verwandelt worden; auf demselben steht ein Obelisk (doch kein ägiptischer) zum Andenken an den preßburger Frieden. Sehenswerth ist die Stadtpfarrkirche mit ihrem 300 Fuß hohen Thurme, welcher eine schöne Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebungen gewährt; ferner der Palast des Fürstbischofs von Gurk mit seinen Kunstsammlungen, das Rathhaus u. a. Es ist hier das Lizeum von Kärnthen, ferner ein Gimnasium, eine Normalhauptschule, ein theologisches Alumnat, ein Ursulinerkloster mit einer Mädchenschule, ein Militärknaben-Erziehungshaus, ein Theater, ein Redoutensaal, ein Irren- und ein Siechenhaus u. s. w.

Das Städtchen St. Veit war früher die Residenz der Herzoge von Kärnthen. Es hat nahebei 1.600 Einwohner, ist ziemlich gut gebaut, hat einen Hauptplatz mit schönen Brunnen, in Spaziergänge verwandelte Festungswerke und nährt seine Bewohner durch Eisenwerkstätten und Eisenhandel.

Straßburg ist ein Städtchen, das dem Bischofe von Gurk gehört, am Gurkflusse liegt, 700 Einwohner hat und über sich ein bischöfliches Schloß mit herrlicher Ansicht thronen sieht.

Im Städtchen Frisach befand sich eine Komthurei des deutschen Ordens, dessen Hauptgebäude, sowie die Dominikanerkirche einiger Erwähnung verdienen.

Aufenstein, Völkermarkt, Bleiburg, Wolfsberg, St. Andrä, St. Leonhard mit den Schlössern Leonhard und Ehrenfels sind Städtchen von gleich geringer Bedeutung von 1.300 bis 700 Einwohnern, die nichts Merkwürdiges haben. Von den Dörfern muß man bemerken den Wallfahrtsort

Maria-Saal, woselbst die älteste slavische Kirche von Inner-Oesterreich stand. Die vielen aus dem Zollfelde ausgegrabenen Alterthümer aus den Zeiten der Römerherrschaft lassen vermuthen, daß hier eine Kolonie oder ein Lager der Römer gestanden; die Archäologen behaupten, es sei Virurum oder vielleicht Civitas Carantana gewesen. Auf demselben, dem Zollfelde, sieht man noch den Herzogstuhl, einen klafterhohen Fels, der mit ein paar Bänken und Lehnen versehen, jetzt mit Gesträuch und Dorn verwachsen ist. Auf demselben sitzend nahmen die alten Herzoge von Kärnthen bis zum Jahre 1414 ihren Unterthanen den Eid und die Huldigung ab.

Der Ober-Kärnthner-Kreis hat zum Hauptorte Villach, am rechten Ufer der Drau, nahe an der Mündung der Gail in die Drau. Die Stadt zählt 340 Häuser und 2.550 Einwohner. Sie ist mit einer alten Mauer umgeben, welche sie früher hinlänglich befestigen mochte; jetzt aber völlig werthlos ist. Die Straßen sind nicht sehr heiter, die Plätze nicht groß; doch ist das ganze Städtchen ziemlich freundlich. Es ist der Sitz eines Kreisamtes, einer Knaben- und einer Mägdchenschule, hat eine Pfarrkirche mit vielen Denksteinen, doch sonst nichts, was merkwürdig wäre; es wird Blei hier fabrikmäßig zu Glätte, zu Schrot, Mennige, Bleigelb, zu Glasur verwandelt und damit nach Italien Handel getrieben.

Das Städtchen Gemünd, an der Liser, ist der Hauptort der gräflich Lodron'schen Herrschaft, wozu auch ein altes unbewohntes Schloß gehört. Die Stadt zählt 750 Einwohner, welche meistens Ackerbürger sind.

Die Märkte Sachsenburg und Spital, im Thale der Drau, sind nur merkwürdig, weil zwischen ihnen sich das Lurnfeld ausdehnt, wo eine römische Kolonie gewesen sein soll (Liburnia oder Tiburnia). Man fand daselbst Säulen, Denkmäler, Münzen, Piramiden, Statuen römischen Ursprungs.

Der Marktflecken Malborget (Malborghetto) wurde im Jahre 1809 durch die Oesterreicher berühmt, weil die daselbst gegen die Franzosen aufgeführten Verschanzungen auf das tapferste vertheidigt wurden; das Fort Thalavar kostete damals manchem Fremdlinge das Leben. Der Ort liegt an der Straße nach Triest und hat einen ziemlich starken Paß. Zehn Eisenhämmer und der Transito- und Aktivhandel machen den Ort belebt.

Das Dorf Pontafel ist ein fester Paß an der Fella, hart an dem venetianischen Gebiete, dem italienischen Dorfe dieses Namens gegenüber. Mitten auf der steinernen Brücke über diesen Gränzfluß steht ein Thurm, welcher die Gränze zwischen Deutschland und Italien bezeichnet; dießseits spricht man durchaus deutsch und slavisch, jenseits nur italienisch.

V.

Illirien.

Illirien

Dieses Land gibt einem viel größern den Namen, indem es mit Kärnthen und Krain und andern hier und dort abgerissenen Strecken von Napoleon zu einem Königreich Illirien gemacht wurde. Als es nach dem Fall desselben mit allen Zugehören an Oesterreich zurückfiel, behielt man die Eintheilung bei; wir haben jedoch, ohne politisch die Bande, welche die einzelnen Provinzen vereinigen, zu zerreißen, für gut gefunden, sie gesondert zu betrachten, weil Kärnthen und Krain geografisch und historisch miteinander verwandt sind, Illiren sich aber ganz verschieden gegen dieselben verhält.

Illirien in diesem engern Sinne ist zusammengesetzt aus dem österreichischen Friaul, einem Theile des venetianischen Gebiets, dem eigentlichen Triest, einem kleinen Theile des südlichsten, ganz italienischen Krain, der Halbinsel Istrien und den quarnerischen Inseln. Es gränzt gegen Norden und Osten an Kärnthen, Krain und Kroatien, gegen Süden an das Meer von Adria und gegen Westen an Venedig und erstreckt sich von Süden nach Norden von dem 44° 25′ bis 46° 25′, also durch zwei volle Breitengrade. Von Westen nach Osten hat es keine so große Ausdehnung; es beginnt an der Gränze von Venedig unter 30° 55′ und geht östlich bis Kroatien unter 32° 25′ östlicher Länge. Der Flächeninhalt beträgt 155⁶/₁₀ Quadratmeilen.

Das Land ist gebirgig, doch hat es nur die Ausläufer der karnischen und julischen Alpen und erreicht nirgends die Schneegränze. Verzweigungen ziehen sich bis nach Dalmatien hinein. Diejenige Strecke des julischen Gebirgszuges, welche von der Provinz Udine

beginnt, durch das Thal von Pontafel und Canal del Ferro sich gegen die Seeküste nach Duino und Adelsberg, dann von Triest und Fiume nach Kroatien, Dalmatien und Albanien hinzieht, nennt man den Karst (il Carso) im weitern Sinne; spricht man vorzugsweise von einem Theile dieses Zuges, so versteht man unter Karst nur den vom Isonzo südöstlich parallel mit der Küste laufenden Rücken, welcher überaus rauh und wild ist, — die Eigenthümlichkeit der Formation des weißen, dürren Kalkgebirges, von ferne aussehend, als ob es mit Todtenschädeln besäet wäre, die furchtbaren Klüfte und Risse, welche dasselbe darbietet, die Höhlen und Erdfälle erstrecken sich jedoch viel weiter, als auf dem kleinen letztgenannten Striche.

Der Wasservorrath von Illirien ist nicht groß; in den Höhlen und Klüften des Kalkgebirges sammelt sich der Regen tief unter der Oberfläche und kommt nur hier und da in sehr mächtigen Quellen, starke Bäche bildend, zum Vorscheine, nicht aber häufig, in kleinere Fäden getheilt das Land befruchtend.

Der stärkste Fluß ist der Isonzo oder L'Isonzo, welcher an der Westseite des Terglou aus zweien Bächen sich bildet, in einem stark gekrümmten, wechselsweise breiten und engen Thale nach dem Meere von Adria strömt, wo er seinen Namen wechselt und Sdoba heißt. Er nimmt die Idria, aus Krain kommend, ferner ebendaher die Wippach auf; die rechte Seite sendet ihm den Koritniz, den Judrio und den Torre zu. Des Timavo (so kurz, daß er fast auf keiner Karte angegeben ist) bei Duino wurde schon früher gedacht; er ist achtmal so weit im Meere sichtbar, als er im Lande lang ist.

Istrien hat nur Küstenflüsse und starke Bäche. Der einzige See des Landes liegt bei Chersano und heißt Zepitsch. Er ist flach, dehnt sich nach starkem Regen sehr weit aus und hinterläßt dann eine große Sumpffläche, welche die Gegend mit bösen Dünsten und die Wohnungen mit Fieberkranken füllt. Viel kleiner ist der Jesero, von dem man viel fabelte, wie vom Zirknitzer See, was sich jedoch als falsch erwiesen hat und darum nicht weiter erzählt werden soll.

Die vielen Wasser, welche der Karst und das ganze Gebirge von Krain verschlingt, ohne sie wieder zu geben, strömen wahrscheinlich im Meere aus. Man glaubt nicht ohne Grund, daß der Timavo einen bedeutenden Antheil davon in seinem Schooſe aufnehme, wenigstens scheint es nicht möglich, daß die sechs Quellen, welche ihn bilden, den ganzen Wasservorrath, der ungeheuer ist, liefern; auch findet man nordwestlich von der Insel Sansigo unten im Meere so mächtige Quellen süßen Wassers, daß sie die ganze über dem Boden stehende Schicht Meerwasser durchbrechen und sich in einer schon von Ferne sichtbaren,

wallenden Wölbung bis über die Oberfläche erheben. Wenn man Flüsse auf einige Zeit abdämmt, Seen abläßt, so findet man sehr häufig Quellen, die man gar nicht gekannt hat und die fort und fort mit Kraft emporströmen, ohne daß sie an der Oberfläche sichtbar gewesen — so kann es wohl auch mit dem Norden des adriatischen Meeres sein, wohin, außer jenen Süßwasserquellen, das Krainer- und Karstgebirge als nach dem größten Tiefthale, eine bedeutende Quantität seines Regenwassers absetzen mag, denn daß alles, ohne wieder zu erscheinen, in seinen Schoos begraben sein soll, ist fast unmöglich.

Illirien und Istrien wird auf einer Länge von 57 Meilen, von Buso bis gegen Fiume, durch das adriatische Meer bespült, wobei die Inseln nicht mit inbegriffen sind. Der westliche Theil, der sich den venetianischen Lagunen nähert (im nördlichsten Winkel des adriatischen Meeres, um Aquileja und Grado), ist sehr sumpfig und ungesund. Die eingeschlossenen Meerbusen von Fiume und Triest sind bei Stürmen, besonders bei der gefürchteten Bora, höchst gefährlich, weil sie ihrer geringen Ausdehnung wegen kurze Wellen schlagen, gegen welche ein Schiff sich beinahe gar nicht halten kann; der entsetzliche Nordwind wirft manchmal die Schiffe ganz um, so daß die Masten unten, die Kielbalken oben stehen.

Das Klima an der Meeresküste ist äußerst mild; die Blumen blühen bis spät in den Winter hinein; Januar möchte der einzige Monat sein, in dem nicht Nelken, Reseda, Winden auf dem Hute jedes Bauern prangten, der zur Kirche geht; anfangs Februar sind schon alle Wiesen mit Veilchen bedeckt, blühen die Mandelbäume, der Pfirsich. Enthusiastische Reisebeschreiber, die schon in Entzücken verfallen, so wie sie den Namen Italien hören, wie z. B. Schön u. A., sagen zwar, dieß sei nun schon der hochgeweihte Himmel Italiens, der nicht selten beim Untergange der Sonne mit so wundersamen Farben ausgestattet ist, daß er nothwendig dem Freunde der Natur die freudigste Bewunderung entlockt; dieß sei jene Witterung, die den ganzen Winter hindurch dem Bewohner keine zwei Tage Hausarrest auflegt, da es so selten regnet, daß man oft für das Gedeihen der Feldfrüchte besorgt ist; wo wäre so etwas im Norden wohl erhört u. s. w. Allein da spielt die Fantasie den guten Leuten manchen argen Streich. Erstens ist es gar kein Vorzug der südlichen Länder, daß sie so trockene Winter haben, daß man um die Feldfrüchte besorgt ist; zweitens finden sie auch im Norden Statt, wo man nicht selten den ganzen Winter hindurch kaum einen Zoll hoch Schnee hat, oder wo, obschon kein Fluß zufriert, doch auch kein Regen eintritt, der die trockenen Felder befeuchtet; endlich kann der Himmel von Italien gerade deß-

halb, weil er keine Wolken hat, schon nicht so schön seyn, als der nördlichere, denn so erhaben, so groß wie das Schauspiel ruhig übereinander gethürmter Wolkenmassen, am Horizont in blendender Weiße stehend und das Auge mit dem Silberschimmer kolossaler Eisgebirge täuschend, kennt der Italiener keines, noch weniger hat er jemals die Sonne in all ihrer Pracht auf- oder untergehen sehen weil der Himmel nicht mit Wolken geschmückt ist, welche eben erst jene unnennbare Schönheit des Morgen- und Abenrothes hervorrufen, der ewig klare langweilige Himmel gibt davon gar keinen Begriff. Allein wenn man auch nicht in Ertase ausbrechen will, so muß man doch sagen, ein Klima, bei welchem man sich während des Dezembers in die Sonne stellt, um sich zu wärmen, sei angenehmer, als ein solches, wo man schon im November hinter den Ofen kriechen muß; und noch viel angenehmer könnte es sein, wenn die Menschen dort, die doch über alle Maßen bequem sind, ihre eigene Bequemlichkeit nicht so sehr vernachläßigten und sich nicht an der Sonne, sondern an einem Ofen wärmten. Für den Nordländer ist gerade dieser milde Winter, bei welchem man zu erfrieren, welchen man gar nicht auszuhalten meint, unerträglich; man lebt immerfort in der Kellertemperatur von sieben Grad Wärme, auch wohl von drei bis zwei Grad Kälte und hat bei der gewöhnlich großen Nässe, bei häufigem Regen, der mit Schnee vermischt ist, bei heftigen, unangenehmen Winden gar kein Mittel, sich zu schützen; die Kleidung ist nicht auf diese Temperatur eingerichtet, wattirte Röcke, Pelze kennt man durchaus nicht, die Wohnung ist nicht dazu gemacht, die Wärme zusammenzuhalten, die dicken, feuchten Marmorwände haben etwas schauerlich-kaltes, man glaubt in einem Eispallast zu sitzen, das kleine Kamin, mit ein paar Kohlen versehen, kann den weiten Raum durch strahlende Wärme nicht heizen und die leitende Wärme entweicht durch den Rauchfang oder wird durch die kalten Wände augenblicklich absorbirt. Daher sieht man während des Winters auch lauter verfrorene, mit dreifachen Röcken bepackte, gekrümmte Gestalten, welche sich in der Sonne ergehen, weil sie bei ihrem mattesten Schimmer immer noch wärmer ist, als die winterlichen Höhlen, in denen man am Leben verzagt. Dort Oefen, dort Holz (welches übrigens fast gänzlich fehlt, also durch Kohlen-, Stein und Braunkohlen oder Torf ersetzt werden müßte), dann erst würde man sich über das Winterklima freuen können im Vergleich mit dem strengern des hohen Nordens. Dieß Bestimmungswort muß man hinzufügen, denn es gibt im Süden und Norden Deutschlands viele Winter (wie der vom Jahre 1833 auf 1834), in denen man im Dezember 10 Grad Wärme hat, in denen im Januar die Temperatur kaum bis auf 0 sinkt und die Hofkonditoreien in höchster Verzweiflung sind, weil sie kein Eis für den nächsten Sommer sammeln können.

Minder glücklich ist das Sommerklima; wenn es auch schön genannt werden muß, da der Frühling schon im Februar eintritt, so wird es doch drückend, daß die Hitze bald so hoch steigt, daß es möglich war, die Probe zu machen, Eier auf dem Steinpflaster zu sieden. Dieser Versuch ist nun freilich nicht gelungen, aber um nur daran zu denken, mußte die Hitze schon afrikanisch sein, und in der That, wenn sie auch im Schatten nicht höher als auf 28 bis 29 Grad steigt und in der Sonne nicht über 34 kommt, so ist die Wirkung derselben auf schwarze rauhe (unpolirte) Marmorsteine doch so groß, daß man sich an denselben heftig zu verbrennen glaubt und sie sich bis auf 40 Grad erwärmen (um ein Ei zu sieden, braucht man 72 Grad Reaumur, bei welcher Temperatur erst das Eiweiß gerinnt). Zwei Landplagen fürchtet der Italiener sehr: den feuchten, heißen Sirocco, welcher im Spätherbst eintritt, dem Landmann angenehm ist, weil er seine Spätlingsfrüchte, den im November reifenden Wein, das türkische Korn zur völligen Zeitigung bringt, aber den Städter durch seine Glut quält, und die eiskalte Bora, ein Nordoststurm, der Frachtwagen umwirft und Dächer abdeckt und jährlich 20 bis 30mal wehet.

Dieß alles mildert gar sehr die vortheilhaften Begriffe, welche man sich im Auslande von dem glücklichen Klima Italiens macht; auch ist die Fruchtbarkeit deßhalb nicht so groß, weil im Sommer Alles verbrennt, im Winter verdurstet; es fällt des Regens bei weitem nicht genug, um das Land zu bewässern, das ohnehin größtentheils nur eine äußerst schwache Decke von Lehm, Mergel, oder verwitterter Kalkerde, sonst wenig oder gar keine Dammerde hat.

Die Getreidearten Deutschlands gedeihen in Illirien nicht mehr so vollkommen, als in höhern Breiten; die Aehren sind zwar größer, die Halme in günstigen, geschützten Lagen länger, allein, was eigentlich die Hauptsache bei den Zerealien ist, die Körner sind bei weitem nicht so fest, nicht so mehlreich, und in ungünstigen Jahren, wo die Hitze und die Trockenheit zu groß ist, stehen sie in jeder Hinsicht weit zurück gegen die nordischen Länder; das Stroh wird dann kaum fußhoch. Die Baumfrüchte sind fast durchgängig kleiner, zwar süßer, aber bei weitem nicht so wohlschmeckend und saftreich. Kirschen und Pflaumen gedeihen entweder gar nicht oder nur sparsam, und was man davon auf den Märkten findet, kommt aus Tirol oder Steiermark; dagegen sind Pfirsichen, Aprikosen, Mandeln, Feigen, dort recht einheimisch, und in den warmen Thälern des südlichen und östlichen Theiles von Illirien, welche sich nach dem Meere von Adria öffnen, kommen süße und bittere Orangen fort; die Maulbeer-, Lorbeer-, Citronen-, Olivenbäume, die süßen Kastanien, Granatäpfel, der baumartige Wachholder, der hochstämmige Buchsbaum, der zum Baume erwachsende Haselnuß-

strauch und andere, bilden dort ganze Wälder. Allein in der Obstkultur sind die Leute, denen Alles so in die Hände wächst, weit zurück; was die Natur nicht von selbst bietet, haben sie nicht, und ihre Obstbäume wandeln, sobald sie Mangel an Rebenholz oder Maisstroh haben, in's Feuer, die hochstämmigen Wälder, die auf den Gebirgen herrliches Bauholz für Schiffe und Häuser, die reichliches Brennholz liefern, stehen zu weit entfernt von den Küsten, als daß man anderes als Zimmerholz von denselben herunterbrächte.

Das Thierreich bietet, im Vergleiche mit den benachbarten nördlichern Ländern wenig Neues; die Murmelthiere sind in den Gebirgen etwas häufiger. Unter den Insekten ist der Seidenwurm vorzüglich zu bemerken. Das Meer aber liefert eine zahllose Menge verschiedener Fische, Krebse, Foladen, Austern u. s. w.

405.812 Einwohner zählte Illirien im Anfange des Jahres 1836. Sie sind sehr verschiedenen Stammes. Der größte Theil besteht aus Slaven. Die Bewohner des Karst, die eigentchen Istrier, die Liburnier, die Furlaner betragen 338.840 Seelen, die Tschitschen 5.580 und die Serbler 650. Sie kommen fast ganz mit den Bewohnern des südlichen Krain überein, doch sind die letztgenannten beiden Völker, die Tschitschen auf dem sogenannten Tschitscherboden, unfern der Landstraße bei Metaria und Lippa, ferner die Serbler auf der Halbinsel Istrien um den nördlichen Theil des quarnerischen Meerbusens nicht mehr unvermischt; sie und die Istrier selbst reden zwar noch eine slavische Mundart, doch ist sie schon stark mit italienischen Wörtern versetzt und wird dieß immer mehr, je weiter man nach Dalmatien hinabkommt, bis endlich ihre Sprache ganz in eine Lingua franca, eine Mischlingssprache der Küstenbewohner aus Italienisch, Slavisch, Griechisch, im Archipel auch noch aus Türkisch zusammengesetzt, übergeht.

Die Liburnier, schon dem Alterthume als tapfere Seemänner bekannt, sind Inselbewohner des Adriatischen Meeres, gleichfalls Slaven; sie sollen das wahre Illirische, mit einigen wendischen Wörtern gemischt, reden. Die Furlaner oder Friauler sind ebenfalls Slaven, gleich den Bewohnern des venetianischen Friaul; sie sprechen eine höchst verdorbene, mit Italienisch, Spanisch und Deutsch vermischte Sprache, welche von vielen für ein schlechtes Italienisch gehalten wird. Man glaubt, die Ankunft aller dieser Slavenstämme bis auf Konstantin den Großen zurückführen zu können.

Der Italiener zählt man 51.240, der Deutschen 19.080, Juden, sowohl italienische als deutsche, 2.860, Griechen ungefähr 2.560 und Armenier 40.

Die Slaven, welche Illirien bewohnen, weichen von der Schönheit ihres asiatischen Urstammes auffallend ab. Selten trifft man unter den Männern edle, feine Gestalten, reine Züge. Die Frauen aber vollends, entbehren aller Reize, aus ihren schwarzbraunen Gesichtern spricht keine Spur von Anmuth und Liebenswürdigkeit, den Slavinnen sonst in hohem Grade eigen. Schwere Arbeit läßt sie auch früher altern; das leichteste ihrer Geschäfte ist, während der glühenden Sonnenhitze das Wasser für ihr Vieh stundenweit auf dem Kopfe heimzutragen. Viele endemische Krankheiten, theils durch ungesunde Lage erhalten, theils durch Ansteckung fortgepflanzt, decimiren das Volk und machen den Rest siech und elend; ein bösartiger sifilitischer Ausschlag, nach einem liederlichen Weibsbilde, Margaretha, welches denselben nach Illirien und Kroatien gebracht haben soll, Margaretiza genannt, hat oft ganze Dörfer angesteckt. Dieß alles trägt sehr zur Verunzierung des Volkes bei, welches sich hier durchaus nicht vortheilhaft auszeichnet.

Die Lebensweise ist höchst dürftig; sie besteht meistens aus Polenta, einem festen, fast unverdaulichen Brei von Maismehl, aus Minestra, einem Gerichte von Bohnen, Graupen, Mehl und Wasser, welches mit Speckschwarten gekocht, mit Essig und Oel angerührt wird, und endlich aus Maisbrod. So elend uns dieses erscheint, so würde der Illirier doch wahrscheinlich mit unsern guten Gerichten nicht tauschen, und, wie jener Grönländer nach seinem Thran, so nach seinem Weinmus seufzen, etwas, das an den Weinmus der Griechen erinnert, der aus Wasser, Wein, Honig, Ziegenkäse und Mehl bestand. Der illirische wird aus Wein, feingeschnittenem Knoblauch, hartgesottenen und zerriebenen Eiern und Pfeffer bereitet und gilt für etwas unübertrefflich Köstliches.

In den Städten findet man die Gemüse schlecht gekocht, mit Oel angerichtet, und findet für den Gaumen eines Fremden kaum irgend eine Speise, außer dem mit Käse bestreuten Reisbrei und den geräucherten, roh genossenen Schinken. Dem streng gefeierten Fasten bietet das Meer Aushülfe mit einer zahllosen Menge von Fischen, Seekrebsen, Seespinnen, Meerflöhen, Krabben, Muscheln aller Art. Während dieser Zeit wird nicht Animalisches (d. h. von Landthieren) genossen, selbst die Milch verschmähet man und trinkt den Kaffee schwarz, die Chokolade mit Wasser. Das Letztere hat sich vielleicht auch dadurch allgemein festgesetzt, so daß man in Italien durchgängig schwarzen Kaffee und Wasserchokolade findet, vielleicht auch deßwegen, weil das Vieh nur wenig Milch gibt, indem die langgehörnte wilde Raçe, welche als Schlachtvieh nach den Städten gebracht wird, gleich den ungarischen, sich gar nicht melken läßt.

Als Getränk dient sehr starker Wein und Branntwein (Rosoglio, Likör).

Die Holzbauart, welche man in den nördlicher gelegenen Dörfern häufig findet, weicht hier gänzlich den Steinbauten; doch sind die Häuser klein und schlecht, dürftig versehen, anderthalb Stock hoch. Parterre wohnt der Landmann, über ihm erhebt sich unter dem flachen Dache ein niedriges Halbgeschoß, welches die Stelle des Bodens der nordischen Häuser ersetzt und als Speicher und Vorrathskammer benützt wird. Dort stehen auch gewöhnlich die großen Stein= oder Holzmörser, in denen das Getraide zu Mehl zerstoßen wird, weil man auf den Gebirgen hier keine Mühlen mehr hat, und jede Haushaltung sich ihr Mehl selbst bereitet. Reichere Bauern bedienen sich des untersten Theiles ihrer Häuser als Keller; auf diesem befindet sich eine Balkenlage, welche eine Belletage trägt; zu ihr führt von außen eine Treppe, häufig ohne Geländer, aus ein paar Balken mit zwischen geschobenen Brettern, oder aus Steinen bestehend, welche aus der Mauer des Kellergeschosses hervorragen. Ueber dieser Wohnung nun ist der flache Dachraum. Keller und Scheunen oder Speicher kennt man hier nicht.

Häufig sind die Fenster, nach italienischer Art, ohne Glas, doch niemals ohne Fensterladen, und das Volk liebt es so sehr, im Finstern zu sitzen, daß selbst zu feinen Arbeiten die Laden kaum zum vierten Theil geöffnet werden. Daher kommen vielleicht die weit geöffneten Pupillen dieser Leute, welche das Auge anscheinend schwarz machen, da die Iris beinahe verschwindet, welche aber auch zugleich Zeichen sehr schwacher Augen sind. Den Fußboden macht man in den Häusern der Städte häufig schon aus Estrich, einem dicken Kalkguß, in welchen kleine Stücke von Porzellan, Glas, buntfärbigen Steinen nach einer willkührlichen simmetrischen Zeichnung eingedrückt werden. Sobald diese Masse getrocknet und fest geworden ist, schleift und polirt man die Oberfläche, wodurch sie ein mosaikartiges, freundliches Ansehen bekommt. Der Glanz wird durch häufiges Einölen erhalten. Dieß ist für den Sommer recht angenehm, wiewohl es uns Nordländern nicht behagen würde, stets kalte Füße zu haben; für den Winter aber ist es beinahe unerträglich. Man hilft sich nun freilich dadurch, daß man Binsen und Strohmatten darauf legt; doch dringt die Kälte durch, und nur in reichen Häusern kann man diese Uebel durch starke wollene Teppiche, welche über eine zolldicke Lage Stroh gebreitet werden, abhelfen. Die Häuser auf dem Karst haben fast ziklopische Bauart, d. h. sie sind aus unbehauenen Steinen, kaum einmal mit Mörtel, häufig nur mit Erde verbunden, aufgeführt; die Dächer bestehen aus langen herabhängenden Brettern, mit Schindeln bena-

gelt, mit schweren Steinen belegt, damit der Wind der Bora, welcher auf dem Karst in furchtbarer Wuth haust, sie nicht abhebt.

Sowie in Lebensart und Bauart ihrer Häuser, weichen die Slaven dieser Länder auch von ihren nördlichen Stammverwandten auffallend ab; Alles nähert sich dem Italienischen, man sieht bei den Männern schon die luftigen, auf dem Rücken aufgeschlitzten Jacken, die weiten, bis an die Knie reichenden, nicht gebundenen Beinkleider, deren Nähte mit farbigem Bande besetzt sind; man sieht große Strohhüte, findet in jedes Mannes Hand einen Fächer, die Weiber tragen leichte Baumwollenzeuge, Kopftücher, tragen, der Schlangen wegen, die Füße und Waden mit einer Menge Lumpen umwickelt, was eben nicht hübsch aussieht, oder tragen, wenn sie zur Halbinsel Istrien gehören, einen langen schwarzen Tuchrock, der bis auf die Zehespitzen herabreicht und deßhalb unten in der Regel nicht auf das Apetitlichste gesäumt ist, ferner ein grobes schwarzwollenes Umschlagtuch, welches Brust, Schultern und Leib verhüllt und zugleich den ganzen Kopf so bedeckt und umwickelt, daß man kaum die Augen sehen kann. Bei den Reicheren ist dieser ganze schwarze, höchst ungünstig kleidende Anzug, aus Taffent. Die Gebirgsbewohner von Istrien nähern sich den Kroaten sehr, indem sie nie ohne Waffen gehen, Flinten, Säbel und das allgemein beliebte Stockbeil tragen. Im Sommer tragen sie ein Schnupftuch um den Kopf, im Winter einen Mantel, dessen Kapuze den Kopf bedeckt. An der Gränze von Kroatien, Dalmatien zu, wird das Kopftuch der Frauen turbanartig.

Das Volk ist überaus träge, Fleiß und Arbeitsamkeit sind ihm fremd, Handel und betrügliche Spekulationen seine liebste Beschäftigung. Da aber die Gegenstände des Handels ziemlich dürftig sind, so ist das Volk im Allgemeinen in tiefer Armuth. Der Boden mag auch wohl nicht viel liefern, da die Hitze die mehrsten Feldfrüchte verdirbt und man es nicht hinlänglich versteht, die Bäume, welche Früchte geben, zu benutzen, was dem Bauern von selbst in die Hand wächst, genießt er, an Bestellung seiner Aecker ist nicht viel zu denken. Die Anwohner des Meeres finden in den Fluthen desselben eine reichliche Erwerbsquelle, da sie dieselbe jedoch des angebornen Unfleißes wegen nur zu ihrer Nothdurft benützen, so muß man ja nicht glauben, es seien die Fischer reich — sie sind es nicht im mindesten mehr als die Land- und Bergbewohner. Ungemeine Bequemlichkeit ist der Hauptzug des Karakters dieser italienischen Slaven. Sie haben nebenher sehr viel von ihren Nachbarn rechts und links angenommen; Hinterlist und Rachsucht verläugnen sich bei ihnen niemals, ja sie sprechen sich schon bei den Kindern aus, die nicht wohl einander gerade entgegentreten, sondern nach langem Schimpfen sich scheinbar friedlich trennen, um sobald als möglich heimtückisch ein-

ander etwas anzuhaben. Die Eifersucht ist eine derjenigen Untugenden, welche zu den mehrsten Verbrechen reizt. Die Mägdchen begünstigen ihre Liebhaber nicht wie die Tiroler, Kärnthner, Steiermärker, doch weil sie kokett sind, haben sie nicht selten drei bis vier Anbeter, von welchen jeder sich allein für den eigentlichen Liebhaber hält. Tritt nun der Fall ein, daß sie sich enttäuscht oder von ihrem Mägdchen getäuscht sehen, so tragen sie ihre Rache oft Jahre lang im Herzen, bis sie die Gelegenheit abpassen, den Feind in einer finstern Felsschlucht oder in der Tiefe des Meeres für immer zum Schweigen zu bringen, daher die vielen gewaltsamen Todesfälle, welche man in einem so kleinen Ländchen auf die höchst bedeutende Zahl von 120 bis 150 jährlich steigen sieht. Die Frauen sind dagegen mit ihren Gunstbezeugungen bei weitem freigebiger als die Deutschen, und die Männer sind auf dieselben weit weniger eifersüchtig.

Die Bettelei gränzt an das echt Spanische und Italienische. Die Zahl der Vagabunden, welche weit weniger aus Armuth als aus Trägheit betteln, ist außerordentlich groß. Die österreichische Regierung hat hier wohlthätig eingegriffen, durch ziemlich strenge polizeiliche Maßregeln das Betteln unterdrückt, allein sie hat vergessen, es durch Beschäftigung der Müßiggänger auszurotten, daher glimmt das Uebel immer noch unter der Asche, und wenn man sich fürchtet, den Einheimischen anzubetteln, weil man nicht weiß, ob er zur geheimen Polizei gehört und denuncirt und einsperren läßt, wer es wagt, ihn anzusprechen, so ist man desto dreister gegen Fremde, die sich der Bettler, frech und dreist und unverschämt wie sie sind, gar nicht erwehren können.

Der Sitten und Gebräuche hat man wenig auffallende; ein einziger Zug ist originell. Wenn ein junges Brautpaar sich vermählt hat und man von der Tafel aufgestanden ist und aus dem Wirthshause, wo die Schmauserei gehalten wird, nach Hause geht, so muß die Braut einen aus grobem Brodteige gebackenen Kranz (Prezel, Kolatsch) über das Haus werfen. Je höher der Wurf gelingt, desto glücklicher soll die Ehe werden, fällt der Kranz zurück, ohne hinüber zu kommen, so ist dieß eine so üble Vorbedeutung, daß viele Brautleute dadurch verhindert werden sollen, die Ehe zu vollziehen, so daß sie eine zeitlang wie unvermählt mit einander leben und sich dann scheiden lassen; fällt die Prezel jenseits des Hauses ganz nieder (ohne zu zerbrechen), so ist dieß ein Zeichen, daß die Braut bisher ohne Makel gelebt hat und eine gute Hausfrau sein werde. Zur Kirche wird die Braut gewöhnlich von bewaffneten jungen Männern abgeholt, an einigen Orten erscheint sie selbst mit Säbel und Pistole bewaffnet. Dieß sind Ueberbleibsel aus der frühern, noch etwas mehr barbarischen Zeit, in welcher man die Braut raubte und in welcher sie sich gegen die Räuber mit gewaffneter Hand vertheidigte. Der

Weg von ihrem Hause zur Kirche wird mit Blumen, auch wohl mit Getraide, bei recht reichen Leuten mit kleinen Kupfermünzen bestreuet.

Eigentliche Volkslustbarkeiten hat man hier nicht viel. Eigenthümlich ist dem Lande und Italien das Ballenschlagen, wobei ein großer, aus starker Ochsenblase gemachter, mit Leder überzogener Ballen von zweien Parthien einander entgegen getrieben wird. Die Hand ist mit einem schweren, rauh gemachten hölzernen Handschuh versehen, dessen Wucht den Ball treibt und verhindert, daß der Hand selbst Schaden geschehe. Auch das Moraspiel gehört hieher. Zwei Spieler schließen die rechte Hand und werfen sie plötzlich, mehr oder minder geöffnet, einander entgegen, wobei man eine Zahl von eins bis fünf ausspricht; die ausgesprochene Zahl soll die der Finger des Gegners bedeuten. Hat man vier gesagt und der Gegner gerade vier Finger geöffnet, so hat man gewonnen, räth er zugleich, so ist man quitt, versehen beide im Rathen, so ist man gleichfalls quitt. Auf dem Steinpflaster im Schatten der Häuser liegend, sieht man die fleißigen Leute halbe Tage lang dieses unterhaltende Spiel, was jeden Andern als einen Italiener zur Verzweiflung brächte, mit großem Eifer verfolgen, und oft Hab und Gut darin verspielen.

Der Ackerbau liegt in dem schönen Lande fast ganz darnieder. Unglaublich ist, was geschehen könnte für die Wohlfahrt des Landes durch fleißige Bauern, unglaublich, wie Alles vernachläßigt wird durch die Faulen. Die Hauptursache des gänzlichen Verfalles der Landwirthschaft, welche allein einen Staat blühend und mächtig erhalten kann, ist das unglückselige Pachtsistem. Kein Eigenthümer bebaut, bewirthschaftet sein Land selbst, er theilt dasselbe in so und so viele Aecker (Campi) und übergibt es an eine Reihe verschiedener Pächter. Jeder Pächter (Colono) erhält ein Häuschen und 2 bis 4, auch mehr Campi (kleine Morgen oder Aecker von 34.560 wiener Quadratfuß), welche er nun nach eigenem Belieben bewirthschaftet und in deren Benutzung ihm der Herr gewöhnlich kein Hinderniß in den Weg legt, wenn er nur das bedungene Getraide, den als Pacht festgesetzten Wein u. s. w., abliefert. Dieß scheint nun ganz gut, zudem erspart der Besitzer des Gutes eine Menge Arbeiter, Arbeitslohn, Aufseher, erspart die Abnützung der Geschirre, den Viehstand und manches andere, was offenbar zu den Lasten eines Gutsbesitzers gehört; allein da der Herr jeden Augenblick seinen Colono fortjagen kann (jetzt ist eine sehr kurze Aufkündigungsfrist festgesetzt), dieser also stets heimathlos auf dem Sprunge ist, durch eine Laune des Besitzers, oder durch einen Andern, der mehr verspricht, als er vertragsmäßig zu zahlen hat, so thut der Pächter nur, was er nothwendigerweise thun muß, um seinen Verpflichtungen zu genügen und um selbst

leben zu können. Daher wird Getraide und nach der Aernte desselben Haidekorn oder Buchweizen gesäet und Wein gebaut; an Baumpflanzungen, welche durch das Obst, durch Orangen, Oliven die auf dieselbe verwendete Pflege reichlich lohnen würden, ist gar nicht zu denken — wie sollte auch der Pächter dazu kommen, etwas zu thun, wovon er nicht gleich die Früchte sieht? — er würde ja offenbar nur für seinen Nachfolger arbeiten. Ueberdieß herrscht dort unter dem gemeinen Volke die höchst verwerfliche Sucht, auf Kosten des Andern zu leben, was dann natürlich den Anbau des Landes nach vernünftigen Grundsätzen hindert; ein Jeder sucht sein Vieh auf dem Grundstück des Nachbarn zu hüten, deßhalb er es entweder bei Nacht dahin treibt oder heimlich das Getraide, den Klee, das Heidekorn abschneidet, um es dem Vieh vorzuwerfen. Nun macht es entweder des Diebes Nachbar eben so, oder er pfändet den Frevler; dann sucht man sich auf die schändlichste Weise zu rächen, man haut ihm den Weinstock um, sägt den Olivenbaum ab, stiehlt oder beschädigt das Vieh, brennt wohl gar dem Unglücklichen, der sein Eigenthum zu wahren sucht, das Haus über dem Kopfe ab u. dgl.

Daher liegt natürlich die Landwirthschaft ganz darnieder. Dazu kommt die hohe Meinung der Leute von sich und die Verachtung alles Auswärtigen, womit sie jede Neuerung von sich weisen; daher kommt die elende, 2.000 Jahre alte Gestalt der Pflüge und Häcken, welche sie von den Römern ererbt; daher die schlechte Art, mit Walzen, vor welche Pferde gespannt sind, das Getraide zu dreschen, und manches Andere. Wo indessen noch Deutsche ihre Hand im Spiele haben, wie in der Landschaft Görz, da sieht es besser aus; die Felder sind durch lange Reihen hoher Bäume, Pappeln, Kirschen, Ulmen, Oliven, Pflaumen, an deren Stamm sich mächtige Rebstöcke ranken, beschattet. Gewöhnlich stehen die Reihen 30 bis 36 Fuß von einander und bieten also dem Felde zu einer Zeit die zwischen ihnen hindurch scheinenden Sonnenstrahlen, zur andern Zeit den von ihnen ausgehenden Schatten dar; bunt durcheinander wächst auf den freien Streifen das Getraide, wachsen die reichen Geschenke der milden Ceres, während die Baumreihen der süßen, saftigen Früchte eine Fülle bieten, wie man sie fast in ganz Italien nicht mehr findet. Allein solche einzelne Strecken machen die Dürftigkeit der Bearbeitung anderer nur doppelt fühlbar, sie zeigen, wie viel das Land geben würde, wenn die Bewohner es ihm nur zu entlocken wüßten. Die mangelhafte Bearbeitung verringert auch die Bevölkerung außerordentlich; — in den mehrsten Theilen von Illirien wohnt kaum ein Sechstel von den Menschen, welche das Land ernähren könnte.

Der Oelbaum, der, wie in Südfrankreich, ein Haupterwerbszweig, ein Hauptgegenstand der Kultur des Landmannes sein könnte, wird sehr

vernachläßigt, man macht kaum so viel Oel, als man selbst verbraucht. Die Aepfel (Holzäpfel) werden nur zu Essig verwendet; alle anderen Früchte bezieht man in einem Lande, welches die köstlichsten liefern könnte, aus dem Norden, aus Tirol und Steiermark. Nur die Halbinsel Istrien hat einige Olivenpflanzungen. Die Zitrone, welche am Gardasee reichlichen Lohn bietet, wird hier, unter gleicher und noch geringerer Breite (südlicher), ganz vernachläßigt, weil das Volk zu träge ist, die Stämme während des Winters mit Matten oder mit einem Bretterdach zu bedecken. Die Weine sind so schlecht behandelt, daß sie sich fast gar nicht halten und von Jahr zu Jahr als ganz junge, dem Most ähnliche Getränke verbraucht werden; im görzer Kreise, um Monfalcone und Triest behandelt man sie ein wenig besser.

So schlecht wie mit dem Ackerbau steht es auch mit der Viehzucht; wären nicht einige gute ausdauernde Pferde auf dem Karst zu finden, so wäre das Ganze kaum des Erwähnens werth. Die ganze Insel Cherso, bis zwei Meilen breit und sieben Meilen lang, erzeugt jährlich nur 700 Pfund Käse. So viel macht ein reicher deutscher Bauer in preußisch Polen oder Lithauen in einer Woche. Wenn diese, Blumenbach entnommene Angabe auch einen Druckfehler von zwei Nullen enthielte, also 70.000 sein sollte, oder 700 Zentner, was wären denn das für zehn bis zwölf Quadratmeilen des vortrefflichsten Landes? Die beinahe eben so große, näher am Lande gelegene Insel Veglia erzeugt jährlich 8.300 Pfund Käse — so viel geben zehn gute niederunger Kühe von Marienwerder oder Thorn jährlich auch. Die Ziegen, Schafe und Schweine von ganz Illirien betragen nicht so viel als ein Gutsbesitzer in Mecklenburg hat. Die Geflügelzucht beschränkt sich ganz allein auf Hühner. Die Seidenzucht ist sehr unbedeutend und beträgt vielleicht kaum den hundertsten Theil dessen, was bei Fleiß und Ordnung erzielt werden könnte. Der Bergbau beschränkt sich auf Gewinnung von Bausteinen, Mühl- und Schleifsteinen. Eben so unbedeutend ist der Gewerbfleiß in den Städten; es wird Flachs, Hanf, Wolle gesponnen, Leder gegärbt, wie überall, Zucker raffinirt, Branntwein gebrannt, Papier bereitet, alles auf sehr schlechte Art (außer den Likören, welche berühmt sind) und alles bei weitem nicht in solcher Menge, als im Lande selbst verbraucht wird; denn führt man auch hier und dort etwas nach andern Gegenden der Monarchie oder nach Italien aus, so führt man zehnfach mehr von dorther ein.

Für den Handel ist nur durch die eine Hauptstraße von Triest nach Wien gesorgt, im Uebrigen liegen alle Wege sehr im Argen, daher auch die Fuhrwerke abscheulich schlecht, häufig, wie in den russischen Steppen, ganz ohne alles Eisen gebaut sind. Daß die Einfuhr viel be-

deutender ist, als die Ausfuhr, geht daraus hervor, daß, nach Blumenbach, für die Einfuhr in Triest 3.260 Schiffe, für die Ausfuhr aber nur 2.500 beschäftigt waren, wobei nicht zu übersehen ist, daß ganz Oesterreich an diesem Handel partizipirt; Alles, was von Wien nach Triest geht, mit in die Ausfuhr begriffen ist, während die Einfuhr dahin, außer den Gegenständen des Levantehandels, von diesem einen Punkte bei weitem nicht so groß ist, als von allen andern Seiten, von der Schweiz, Baiern, Sachsen, Preußen, Polen, Rußland und der Türkei und Griechenland zusammengenommen.

Abgesehen von der Provinz Illirien, ist der Aktiv- und Passivhandel von Triest sehr bedeutend; er erstreckt sich über den Archipel, Kleinasien, Aegipten und sogar bis nach Rio de Janeiro und beschäftigt eine große Menge Schiffe und viele Seeleute, welche mehrentheils von den Inseln genommen sind. Nach Brasilien senden Triest Tuch, Baumwollen-, Leinen- und Seidenzeuge, Uhren, Farbwaaren, Pianofortes, Waffen, Stahl und Eisenwaaren aller Art, Möbeln, Liköre, und empfängt dafür von dort zurück Kaffee, Zucker, Gewürze, Vanille, Kakao, Tabak, Rum, Farbhölzer, Droguerien. Von Aegipten bezieht Triest Oele, Früchte (Datteln, Reis), Indigo, Baumwolle, Droguerien (Aloe u. s. w.), und versendet dahin Holz, Holzwaaren, eingemachte Früchte, Manufakturwaaren. Auch mit Odessa unterhält Triest einen lebhaften Handel. Zwischen Triest und Venedig gehen regelmäßig drei Dampfschiffe und neun Paketboote.

Von der Volksbildung kann man gar nicht reden. Die österreichische Regierung hat so viel, als in der kurzen Zeit nur möglich, gethan; doch sind in dem ganzen Lande nur 83, worunter drei jüdische Schulen. Als merkwürdig wird genannt die wissenschaftliche, gelehrte Gesellschaft der Minerva; mit einer Bibliothek von dreitausend Bänden!

Das Volk bekennt sich ganz zur katholischen Religion (man zählt nur 3.000 Griechen, 350 Lutheraner, 300 Reformirte und 2.500 Juden), ist überaus bigott, höchst intolerant und hält nur denjenigen für einen Kristen, der einen Rosenkranz bei sich trägt. Ob es möglich ist, die Völker, welche südlicher vom 46. Grade wohnen, allgemein auszubilden, muß bezweifelt werden. Spanien, Portugal, das südliche Frankreich, Italien, Kroatien, Griechenland scheinen dagegen zu sprechen.

Topografie.

Das Gebiet der Freistadt Triest enthält keine zweite Stadt. Triest, die Hauptstadt desselben und des ganzen Küstenlandes, liegt

im östlichsten Winkel des triester Meerbusens, am Abhange des Schloßberges und einiger anderer Hügel, und wird in die Alt- und Neustadt getheilt. Die erstere ist unfreundlich, unregelmäßig, eng, hügelig, an den Bergen hinangebaut. Die Neustadt liegt in der Ebene zwischen dem Berge und dem Hafen, ist sehr regelmäßig, hat 36 Fuß breite Straßen, welche sich in rechten Winkeln durchschneiden und mit schönen Gebäuden besetzt sind und in drei Bezirke, Theresien-, Josefs- und Franzensstadt getheilt werden. Die beiden letztern Stadttheile sind eigentlich Vorstädte. Triest hat 1.800 Häuser, 34 öffentliche Plätze, 184 Straßen, 39 Gäßchen, und hatten, nach Doktor Winkler 1835 nur 45.000; dagegen nach Blumenbach 1831 schon 50.000 und demnach jetzt wenigstens 53.000 Einwohner. Die Altstadt hatte früher Mauern und sechs Thore, als aber die Stadt zum Freihafen gemacht wurde, brach man alles ab, bis auf zwei Thore, welche am Börsenplatze und am großen Platze stehen. Sie ist schlecht gepflastert und bei Regenwetter fast gar nicht zu passiren, nicht nur der Ströme wegen, welche zwischen den Füßen des Wanderers von den Hügeln herabschießen, sondern auch wegen der noch viel zahlreichern Ströme, welche von den mit Hohlziegeln gedeckten, nicht mit Dachrinnen versehenen Häusern, sich kreuzend über dem Haupte des Wanderers, auf die Straße herabfallen. Auf der **Piazza grande** steht ein großer, 1751 nach der Zeichnung Mazzoleni's erbauter, Brunnen mit einer Gruppe von Flußgöttern, und neben dem Brunnen eine sechsundzwanzig Fuß hohe Säule, welche die Statue Karls VI. von weißem Marmor trägt. Der Theaterplatz ist nicht groß; das Schauspielhaus, welches auf demselben steht, ist auf allen Seiten frei, mit der Rückseite auf den Hafen gekehrt; es umfaßt einen Redoutensaal, einen großen Gasthof und auch sogar ein kleines Theater. Mehre Kirchen sind bedeutend groß, mitunter hell und freundlich, mit Gemälden geziert. Die Domkirche **San Giusto** zieht den Fremden an, obgleich sie alt, niedrig, regellos gebaut ist, weil sie das Denkmal des in seiner Wohnung in Triest von einem Bösewichte, Namens Francesco Arcangeli (ein sauberer Erzengel), der in Wien schon einmal zum Tode verurtheilt, der aber begnadigt und des Landes verwiesen wurde, ermordeten Winkelmann enthält. Noch einige andere Merkwürdigkeiten hat diese Kirche mit fünf Schiffen, in römischen Denkmälern, welche an der Außenseite eingemauert worden sind.

Oberhalb dieser Kirche, auf dem Gipfel des Berges, steht das ziemlich feste, von starken Mauern und Thürmen und tiefen Gräben umgebene Kastell; es wird jetzt zur Salutirung der nahenden Schiffe gebraucht.

In der Ebene, in welcher früher Salzkothen waren, liegt, nur wenige Schuhe über der Meeresfläche erhaben, die neue oder Theresienstadt. Ihre äußerste Seite stößt mit einem breiten gradlinigen Kai an das Meer im Hintergrunde des Hafens. In der Mitte dieses Kai's sieht man einen Einschnitt, welches der Canal grande ist, 108 Fuß breit, 18 tief und 1.200 Fuß lang ist, bis auf den St. Antonsplatz führend. Obwohl er für die Schifffahrt sehr bequem ist, so hat er die große Unbequemlichkeit, daß er nur durch eine Brücke (Ponte rosso) überbaut ist, welches z. B. die Nachbarn auf dem Kai, welche nur durch eine Straßenbreite getrennt sind, auf eine Viertelstunde von einander entfernt, da diejenigen, die sich aus den Fenstern bequem sprechen können, erst bis zur Brücke hinauf und von da wieder hinab bis an's Meeresufer laufen müssen. Jede der fünf parallel dem Hafen laufenden Straßen sollte wenigstens eine Laufbrücke haben. Von den übrigen Unbequemlichkeiten dieses Kanals ist nicht die kleinste, daß bei stürmischem Wetter seine Wellen die Straßen der Neustadt überschwemmen, welche in jedem Falle viel zu tief liegt, deren Boden wenigstens um acht bis zehn Fuß hätte erhöhet werden sollen.

Aus den Kai's springen zwei Molos von 45 und 70 Klafter Länge hervor, den ganzen Hafen schließt ein dreihundert Klafter langer Steindamm ein, an dessen Ende ein kleines Fort errichtet ist. Der Leuchthurm, welcher 360 Fuß von dem Rande des Steindammes entfernt ist, hat das Ansehen eines kolossalen säulenförmigen Thurmes; er ist aus den Kalksteinen des benachbarten Karst erbaut und hat eine Höhe von 106 Fuß. Er trägt eine Glaskuppel mit 42 Lampen, welche auf die Entfernung von drei Meilen gesehen werden, was entweder von schlechten Lampen oder schlechten grünen Glastafeln zeugt, denn sonst müßte man ihn auf mehr als die doppelte Entfernung sehen können.

Ein schönes Gebäude der Theresienstadt ist die Börse. Vier große Säulen treten aus der Façade hervor, ein großes Portal führt in die untere große, auf zwanzig Säulen ruhende Halle, auf dem Steinboden derselben sieht man den von Sebastiani angelegten Meridian. Die durch ein Loch in der Wand einfallende Sonne zeigt den Mittag jedes Tages an, indem sie darüber hingeht. Im vordern Theile des ersten Stockwerkes ist der schöne, auf zwanzig Doppelsäulen ruhende Versammlungssaal der Kaufherren, im zweiten Stock ist das Kassino; in den drei höhern Stockwerken sind die Arbeitszimmer für die Beamteten der Versicherungs-Anstalten u. s. w. Diese Aufthürmung von Etagen nimmt den Gebäuden allen Stil und macht sie Kasernenartig. Der Börsenplatz ist dreieckig, sieht jedoch der großen Häuser wegen, welche denselben zieren, nicht schlecht aus. Er hängt mit dem Corso zusammen und ist deshalb

sowohl, als weil in den Kaufläden, die ihn umgeben, alle Gegenstände des Luxus und der Mode zu haben sind, sehr belebt. Auf diesem Platze steht eine Fontaine mit einer Gruppe des Neptun von Marmor. Nahe dabei steht die 24 Fuß hohe Marmorsäule mit der broncenen Statue Leopolds I. Mehre große Plätze, zum Theil mit schönen Gebäuden geziert, und der Corso, die schönste Straße der Theresienstadt, geben derselben etwas ungemein heiteres und freundliches. Die beiden Vorstädte schließen sich an das neue Triest. Unfern der Franzensstadt liegt das neue Lazareth, eine Kontumaz oder Quarantäne-Anstalt von großem Umfange mit einem Hafen für 60 Kauffahrteischiffe; es ist ganz von hohen Mauern und Gittern umschlossen.

Triest ist der Hauptort der ganzen Provinz und hat daher alle Gouvernements- und Verwaltungs-Behörden, ferner ein Dom-Kapitel, ein Bisthum, ein Konsistorium, und ist der Sitz vieler Konsuln und Agenten handeltreibender Nationen. Ein lebhaftes Völkchen bewegt sich hier in den Straßen, auf den Plätzen, welche nicht selten die Werkstätten der Arbeiter sind, die erst mit der Nacht sich in die Häuser zurückziehen, sonst aber ganz öffentlich leben, wie dieß italienische Sitte ist; auch vor den Kaffeehäusern sitzen die Besuchenden, trinken Limonade, essen Eis, ungenirt, nachdem sie ihre Röcke ausgezogen und sich mit ihren Fächern abgekühlt haben. Spaziergänge werden, der natürlichen Trägheit des Volkes wegen, wenig besucht, Spazierfahrten aber nach den nahegelegenen Oertern häufig gemacht, doch können sie alle nur kurz sein, weil das Gebiet von Triest sehr klein, noch nicht zwei Quadratmeilen groß ist. Dieses Stadtgebiet gehört mit Triest zum Freihafen und auf demselben kann man alle fremden, zollbaren oder ganz verbotenen Waaren frei haben und brauchen; doch eben deshalb ist dieses Gebiet mit einem sehr strengen Mauth-Kordon umzogen und wird in allem, was Handel betrifft, als Ausland behandelt, und jedermann, der — auch nur zu einer Spazierfahrt — die Gränze überschreitet, muß sich, wenn der Beamtete will, einer Visitation unterwerfen.

Der Kreis des österreichischen Friaul wird auch nach der Hauptstadt desselben benannt, und diese ist Görz. Sie liegt am linken Ufer des Lisonzo, ist unregelmäßig gebaut, nicht einmal gepflastert und hat nur Trottoirs an der Seite der Häuser, welche übrigens freundlich, nicht zu hoch, größtentheils in neuem Stile gebaut sind. Die Stadt zählt 7 bis 800 Häuser und ungefähr 10.000 Einwohner und war in früherer Zeit die Residenz der Grafen von Görz, deren Schloß zu einem Kastell umgewandelt, halb verfallen, nur noch als Gefängniß gebraucht wird. Am Schloßberge liegt die alte Stadt, am Fuße desselben, längs des Flusses, die neue oder untere. Zunächst am Kastell liegt der Hauptplatz

mit der Kaserne (ehemals Jesuiter-Kollegium). Der Hochaltar und das Altarblatt zeugen von Kunst; der Jesuiten-Laienbruder Kristof Tausch, ein Schüler Pozzo's, hat dasselbe gemalt. Bemerkenswerth ist der Palast Attems, woselbst man einen berühmten Römerstein findet, welchen Dr. Cipriani als Beweis für die Behauptung anführt, daß Noreja in der Nähe von Görz gestanden habe. Die Gnadenkirche auf dem Monte Santo ist ganz aus Quadern erbaut, 33 Schritte lang und 16 breit. Sie wurde 1544 eingeweiht. Das Madonnenbild auf dem Hochaltare ward ihr in eben dem Jahre vom Patriarchen Marko Grimani geschenkt. Die Kanzel von weißem Marmor ist reich mit Sculpturarbeit geziert. Die Stadt hat ein paar Schulen, Klöster von Mönchen und Nonnen und andere Anstalten.

Schon in den Sümpfen oder Lagunen des adriatischen Meeres liegt die alte Stadt Aquileja, welche 180 Jahre vor Christi Geburt gegründet, nachher stark befestigt, doch von Attila 452 Jahre nach Christi Geburt zerstört wurde. Im elften Jahrhunderte war die neuerbaute Stadt schon ein Eigenthum des Patriarchen von Aquileja, welcher ihr Gebiet weit mehr ausdehnte, deßhalb mit den Venetianern stets in Streit war, bis diese selbst Aquileja wegnahmen (1413). Durch einen Vertrag ward es aber an den Patriarchen zurückgegeben (1445), und blieb demselben, bis die Würde erlosch, worauf es mit der Grafschaft Görz und dem Friaul an Oesterreich kam. Das Städtchen ist viel kleiner, als es sonst war, hat kaum 150 Häuser und 1.500 Einwohner, hat jedoch sowohl in einer alten Kirche, 1019 bis 1042 erbaut, als in einem alten schwarzen, aus Quadern aufgeführten Thurme, von dem man die ganze Ebene ringsum übersieht, als auch in vielen römischen Alterthümern, deren Ausgrabung neuerdings wieder begonnen wurde, manche Merkwürdigkeit. Die großen Sümpfe machen die Gegend ungesund; unter Kaiser Josef ward die Ableitung der stehenden Gewässer begonnen; doch blieb das Werk unausgeführt.

Monfalcone hat seit 1825 einen Hafen, welcher den Handel etwas belebt, doch zählt das Städtchen nur 1.300 Einwohner, welche sich mehr vom Wein- und Gemüsebau als vom Handel nähren. Nahe dabei liegt ein altes Bergschloß, von welchem man eine entzückende Aussicht genießt.

Gradiska, zwischen Görz und Aquileja, war einmal befestigt und hat noch räucherige schwere Thürme, doch ist es ganz unbedeutend (830 Einwohner) und als Festung längst aufgegeben. Auch Santa Croce (Heiligenkreuz), am Karst, von 1.050 Einwohnern, war eine Festung, ist es jedoch gleichfalls nicht mehr.

Der istrier Kreis hat zur Hauptstadt Mitterburg und wird auch nach dieser benannt (italienisch heißt sie Pisino). Sie liegt mitten auf der Halbinsel Istrien, welche einer der fruchtbarsten Theile des ganzen Illirien wäre, wenn dieselbe nicht so sehr an Trockniß litte; es wird von Liechtenstern angegeben, daß der Niederschlag im Jahre 1802 sich auf 10½ Zoll und im Jahre 1803 auf 15 Zoll belief. Aus diesen Zahlen ergibt sich zwar die äußerste Ungenauigkeit der Beobachtung, denn ein so auffallender Unterschied kann gar nicht statt finden; die Summe des Niederschlags ist an demselben Orte in jedem Jahre fast ganz gleich, es kommen nur ganz kleine Unterschiede vor; allein so viel ist gewiß, daß es in einem Sommer wenig, in einem andern noch weniger regnet, so daß, wenn auch Winter und Frühling viel Regen bringt, genug, um, wenn er regelmäßig vertheilt wäre, das Land überreich zu bewässern, — dennoch im Sommer die Wiesen verdorren, das Getraide zu früh, ehe es ausgewachsen ist, reift, die Bäume ihr Laub verlieren, weil es beinahe verkohlt ist, und also während dieser Jahreszeit sehr von einer übermäßigen Dürre leidet. Der Ackerbau ist daher auch ganz vernachläßigt; Oel, Wein bilden die Hauptzweige des Landbaues, und sonst Handel, Schiffbau und Schifffahrt, auch wohl Salzbereitung die Haupterwerbsmittel. Mitterburg, welches Liechtenstein zum Fiumer Kreise rechnet, hat 370 Häuser und 1.700 Einwohner, liegt in einer fruchtbaren Gegend an dem Flüßchen Fluva, welches sich unter dem Felsenschlosse Mittersburg in die Erde stürzt. Der Ort und das Schloß gehört den Grafen Montecuchli, welche sich davon Grafen von Mitterburg nennen. Es war im vierzehnten Jahrhundert die Residenz eigener Dinasten. Das Städtchen liegt vortheilhaft, weil es sich beinahe im Mittelpunkte der Halbinsel, an dem Vereinigungspunkte mehrer Hauptstraßen befindet. Alt-Pisino, ein Oertchen von 500 Einwohnern, unfern des vorigen, gehört noch zum Gebiete der Grafschaft.

Capo d'Istria ist bedeutend größer, zählt 1.107 Häuser und an 6.000 Einwohner, welche sich auf einem vom Meere ganz umgebenen Felsen, der durch einen Steindamm mit dem Festlande zusammen hängt, angebaut haben. Sie sind genöthigt, sich mit Zisternenwasser zu behelfen, da das vom Lande durch eine Wasserleitung nach dem Felsen geführte nicht ausreicht. Capo d'Istria ist eng und düster gebaut, ein unfreundlicher Aufenthalt. Die sehr fromme Stadt hat 30 Kirchen und 3 Klöster, mehr als man billig verlangen kann, da manche Stadt von 30.000 Einwohnern nur 3 Kirchen hat. Die Domkirche ist schön, ganz mit Marmor bekleidet und würde auf einem freien Platze stehend, einen imposanten Eindruck machen. Sie enthält viele Kunstwerke, Skulptur und

Malerei sind darin verschwendet. Auch die Minoritenkirche hat viele Gemälde, wenn auch nicht alle schön sind. Das Theater ist nicht bedeutend.

Capo d'Istria ist der Sitz eines Bisthums, eines Kathedralkapitels; es hat ein Gimnasium, eine Hauptschule, eine Mägdchenschule, ferner ein Strafhaus, zwei Spitäler. Die Bewohner nähren sich vom Fischfang, Schifffahrt, Handel mit Wein und Oel, haben jedoch in ihrem großen Hafen nur Fischerbarken liegen.

Noch größer ist die Stadt Pirano, auf einer Halbinsel im Meerbusen Largone liegend. Wiewohl sie nur 500 Einwohner mehr zählt, als Capo d'Istria, hat sie sich doch des nicht so beschränkten Raumes wegen mehr ausdehnen können, so daß die Stadt einen größern Umfang hat. Die Straßen sind übrigens enge und dunkel, die gesenkte Lage (es ist an einem Hügel schräg hinaufgebaut) gibt jedoch den mehrsten hohen Häusern freie Aussichten auf die Umgegend und das Meer. Die beiden großen Plätze sind sehr heiter. Fast mitten in der Stadt auf einem Hügel, sehr frei gelegen, steht die alte, im mittelalterlichen Stile gebaute Hauptkirche mit einem freistehenden spitzigen Thurme. Das Stadthaus und die Minoritenkirche sind einiger nicht unbedeutender Gemälde wegen sehenswerth. Der Hafen, der von den Italienern stolz Porto Glorioso genannt wird, ist gut und sicher; ein abgesondertes Becken desselben liegt mitten in der Stadt und steht durch Kanäle, welche gesperrt werden können, mit dem äußern größern in Verbindung. Die Bewohner treiben Wein- und Oelbau und beschäftigen sich mit dem Handel; auch das Seesalz, welches hier im Valle di Siciole gewonnen wird, und welches das beste des ganzen Küstenlandes sein soll, macht einen Haupterwerbszweig derselben aus.

Parengo liegt, wie Capo d'Istria, auf einem Felsen im Meere und ist durch eine Landzunge mit der Halbinsel verbunden. Sie liegt sehr frei und gesund. Die 2.250 Einwohner leben von Fischerei und Handel. Der Hafen ist gut und sicher, wird jedoch nicht stark besucht. Die alte Domkirche, deren Erbauung in die Zeiten Otto's I. fällt, hat viele schöne Skulpturarbeiten aus Marmor und trefflich ausgeführte Mosaikarbeiten aus dem zehnten und elften Jahrhundert.

Rovigno oder Trevigno ist die größte Stadt der Halbinsel. Sie liegt auf einer weit in das Meer vorspringenden Landzunge, hat über 1.150 Häuser und 10.200 Einwohner und ist der Sitz eines Kriminal-, Handels- Zivil- und Wechselgerichts. Die beiden Häfen sind geräumig, tief und können die größten Schiffe aufnehmen. Die hochgelegene Hauptkirche ist nach dem Modell der St. Markuskirche gebaut, also nicht, wie Blumenbach sagt, im gothischen, sondern in einem sehr ge-

mischten bizantinisch-italienischen Stil. Man betreibt hier einen ansehnlichen Handel mit Sardellen, Salz, Oel, Wein und Schiffbau.

Die merkwürdigste und einst die größte Stadt von Istrien ist Pola, an der Südwestküste der Halbinsel im Hintergrunde eines Hafens, der groß genug wäre, um die ganze Ruderflotte der Römer aufzunehmen. Obwohl sonst 30.000 Menschen hier wohnten, hat das jetzige Pola doch kaum noch den dreißigsten Theil dieser Bevölkerung, nämlich nicht einmal 1000 Einwohner, welche in ihrem verödeten Hafen Thunfische fangen. Die Mauern des kleinen Städtchens sind halb verfallen, die vier Thore schließen nicht, die Plätze sind mit Schutt bedeckt, mit Gras bewachsen, viele Häuser unbewohnt, weil die ungesunde Luft die mehrsten Leute hinwegtreibt. Diese alte Stadt, von den Römern Pietas Julia genannt, ist überreich an den seltensten Antiquitäten; dort würden Nachgrabungen der Mühe lohnen. Das große Amfitheater ist nach neueren Messungen 400 wiener Fuß lang, 320 breit und 81 hoch; es besteht aus drei Stockwerken, deren jedes 70 Arkaden hat, welche auf gewölbten Gängen die Sitze der Zuschauer trugen; es konnte 18.000 Menschen fassen. Der auf sechs korinthischen Säulen gestützte Tempel des Augustus ist zwar klein — sein Inneres mißt 28½ Fuß Länge und 12 Breite — doch ist er merkwürdig wegen seiner schönen Form. Er gehört der glänzendsten Periode römischer Kunst an. Von einem zweiten Tempel sind noch mehre Bruchstücke vorhanden; er war der Diana geweiht. Auf den Trümmern eines dritten und wahrscheinlich von der innern Bekleidung des Theaters erbaut (welche gänzlich fehlt, so daß man glaubte, sie sei von Holz gewesen), steht die Domkirche. Die Porta Aurea, jetzt ein Stadtthor, ist ein kolossaler, mit erhabener Arbeit reich verzierter Triumfbogen, den die Römerin Silvia Posthuma ihrem Gatten, dem Tribun Sergius Lepidus errichten ließ, als er siegreich aus Illirien zurückkehrte.

Unter den Marktflecken ist einer der größten Dignano, mit beinahe 4.000 Einwohnern. Der Ort hat breite Gassen, wohlgebaute Häuser, liegt kaum eine Meile von Pola im südlichen Theile von Istrien, in einer fruchtbaren Gegend, daher die Einwohner sich auch mit Obst-, Wein-, Oliven- und Maisbau beschäftigen. In der Domkirche befinden sich schöne Gemälde von den ausgezeichnetsten Meistern, von Tintoretto, Palma und Paul Veronese, welche, wer weiß wie, in jenen Winkel der Welt verschlagen sind. Auch der Marktflecken Isola ist sehr groß; er liegt am äußersten Ende des großen Busens von Capo d'Istria, ungefähr eine Meile von der letzgenannten Stadt, auf einer weit in's Meer vorspringenden Felszunge, in einer sehr gesunden Gegend. Die 3.500 Ein-

wohner desselben nähren sich, wie alle bisher genannten, vom Wein-, Oel- und Maisbau und vom Handel.

Unter den Dörfern führe ich nur Corgnole, Dollina und Salvore an, die ersten wegen der Höhlen, welche sich in ihrer Nähe befinden, das letztere wegen eines schönen Leuchtthurms.

Corgnole hat 850 Einwohner, liegt in einer freundlichen Ebene am Fuße des Karst, östlich von Triest. Zur Höhle Vileniza gelangt man durch lange steinerne Treppen, über welche sich ein finsterer Bogen wölbt, aus welchem nur einzelne Stalaktiten hervortreten, und bald entschwindet, wenn man um eine große, mit Kalksinter überzogene unregelmäßige Säule tritt, das Tageslicht und man findet sich in einem schauerlichen Abgrund, zu dessen fernster Tiefe sich der in den Stein gehauene Pfad hinabwindet. Rothbraune Felsen schieben sich in den Weg, zwischen denen man sich mühsam auf einem kaum sichtbaren Fußsteig hindurchwindet; ein Labirinth öffnet sich vor des Wanderers Blicken, das selbst der geübteste, erfahrenste Führer nicht zu betreten wagt, weil überall sich weite, unergründliche Spalten zeigen, die quer durch die vermeintlichen Wege laufen und denjenigen, der sie durchforschen wollte, den unvermeidlichen Untergang brächten. In der Regel besuchen mehre Leute zugleich die Höhle und einige Cicerone gehen voraus, während andere den Beschluß machen. Mit diesen geht man an einer Reihe gefährlicher Klüfte und Nebenhöhlen vorüber, unter allerlei Wendungen zwischen Tropfsteinsäulen und spiegelblanken Mauern von nassem Kalke, bis man zu der sich immer mehr erweiternden Haupthöhle kommt, welche an tausend Fuß unter dem Eingangsthore liegen soll. (Man braucht, um dahin zu gelangen, beinahe drei Viertelstunden). In dieser gibt es Säulen von solcher Klarheit, daß die dahinter gehaltene Fakel durchscheint; andere frei von der Decke herabhängende Kegel geben einen hellen Glockenton, wenn man daran schlägt; fantastische Formen mannigfaltiger Art zieren diesen unterirdischen Tempel, dessen einzelne Theile manchmal den schönsten gothischen Gewölben gleich kommen. Der letzte Punkt, zu welchem man gewöhnlich gelangt, ist die Kanzel, ein freischwebendes Felsstück, an welchem der Weg aufhört und von welchem sich ein unerforschter Abgrund, vielleicht viele tausend Fuß, senkrecht in schauerlicher Finsterniß verliert. Aus der Tiefe herauf dringt das Brausen eines sich zwischen Felsen hindurchdrängenden Stromes. Es wäre wohl möglich, daß, wenn ein paar muthige Männer mit Leitern, Stricken, Steigeisen versehen, sich weiter wagen wollten, sie den Zusammenhang dieser Höhle mit mehren andern — mit der von Adelsberg u. s. w. entdeckten.

Dollina liegt südwestlich von Triest in angenehmer Umgebung, am Fuße eines Berges, auf dessen Felsgipfel die Trümmer eines ehemals

furchtbaren Felsenschlosses, Servolo, stehen. Hier ist, unfern des Schlosses, eine Höhle, welche als Wallfahrtsort häufig besucht wird. Sie soll zur Zeit der Kristenverfolgungen vielen Unglücklichen, und unter andern auch dem heiligen Servulus, als Zufluchtsort gedient haben. Ihm ist in derselben ein Altar errichtet, auf welchem seine Statue zu sehen ist. Hinter demselben ist ein großes Bassin, in welches das Wasser fällt, das von den Felsenwänden herabträufelt; es soll, wenn es tropfenweise in die Mitte desselben fällt, ein melodisches Tönen hervorbringen.

Salvone ist ein Dorf, das auf einer Landzunge, Punta della Marcha, einen Leuchtthurm trägt. Derselbe bildet einen Zilinder von hundert und sechs Fuß Höhe. Auf demselben steht eine eiserne Laterne von 135 Zentner Gewicht, in Mariazell gegossen. Sie schließt ein Kandelaber ein, welches in drei Reihen 42 Oeffnungen trägt, aus denen Gas ausströmt, welche alle zusammen eine Leuchtkugel von fünf Fuß Höhe und sechs Fuß Durchmesser tragen, deren Leuchten man auf die Entfernung von 25 italienischen oder auf 6¼ geografische Meilen sehen kann. An das Fußgestell der mächtigen Thurmsäule schließen sich die Laboratorien, welche jährlich an 200.000 Kubikfuß Gas liefern, freilich nicht bedeutend im Vergleich mit Feenland (Fairiland) bei Berlin, welches eine Stadt von drei Meilen im Umfang in Straßen und Privathäusern zu erleuchten hat, doch für eine Anstalt, welche als die erste der Art in der österreichischen Monarchie schon Aufmerksamkeit verdient, und welche dort inmitten eines barbarischen Landes ganz isolirt steht, gewiß erwähnenswerth.

Zu dem Bezirk von Istrien gehören die quarnerischen Inseln, welche zusammen ungefähr 25.000 Einwohner haben. Die bedeutendsten sind: Isola Chersa, Veglia und Lossini, kleiner sind: Levrera, Unie, Canidole, Sansego, Asnello, San Pietro di Nembo, Oriuoli, Palazzoli, Parvichio, Plaunich, Gaglian, Secia und viele andere kleine Felsengipfel, welche mehr oder minder aus dem Meere hervorstehen. Außer den drei großen ist nur noch Unie und Sansego bewohnt; die andern, obwohl eine viertel- auch wohl eine halbe deutsche Meile lang und breit, und also groß genug, um 1.000 bis 2.000 Menschen zu nähren, sind völlig öde und werden nur dann und wann durch einen Ziegenhirten besucht.

Bei den Alten hießen diese Inseln Absyrtides, daher haben neuere Geografen sie zu denjenigen gemacht, bei welchen Medea ihren Bruder Absyrtus zerstückelte, auf jeder Insel einen Theil desselben aussetzend, damit ihr Vater, der sie verfolgte, als sie mit Jason floh, durch den Anblick und das Suchen nach den Gliedern seines Sohnes aufgehalten wurde und ihr Raum zur Flucht ließe. Man hat bei dieser Benützung

des Namens aber vergessen, daß alles dieses im schwarzen Meere geschah.

Cherso und Lossini bestehen aus zwei Bezirken und zählen zwei Städte, zwei Flecken, 28 Dörfer mit 2.750 Häusern. Der Hauptort des ersten Bezirks ist Cherso eine Stadt von 700 Häusern und 3.200 Einwohnern, mit einem ziemlich tiefen, doch nicht großen, und auch wenig besuchten Hafen. Das Städtchen Ossero liegt am Kanal zwischen Cherso und Lossini, ist sehr klein (260 Einwohner), hat jedoch ein eigenes Bisthum. Der arme, unbedeutende Ort treibt etwas Holzhandel.

Die Hauptstadt des zweiten Bezirkes ist Lossin piccolo (Klein=). Dieser Ort hat 770 Häuser, 3.800 Einwohner, eine Schule, ein Armeninstitut und den größten Hafen in den quarnerischen Inseln; seine Tiefe variirt von 25 bis 100 Fuß; er ist 16.000 Fuß lang und 2.500 breit. Er, oder vielmehr der Kanal San Pietro, ist der Zufluchtsort aller nach Triest, Fiume oder Venedig bestimmten Schiffe, welche glauben, den Quarnero nicht mehr passiren zu können.

Lossin grande (Groß=) ist bedeutend kleiner als Klein=Lossin; es hat nur 580 Häuser und 2.500 Einwohner. Der Hafen ist auch viel kleiner als der vorige und umfaßt kaum den fünfzigsten Theil des Flächeninhalts dessen von Lossin piccolo.

Die Insel Veglia bildet nur einen Bezirk. Sie hat eine Stadt, 3 Flecken, 10 größere Gemeinden, ein Kastell und 64 Dörfer mit 2.700 Häusern. Der ziemlich regelmäßig gebaute Hauptort

Veglia hat 1.300 Einwohner; es ist der Sitz eines Bisthums und hat eine Hauptschule. Der Hafen dieses Ortes ist klein, der Handel unbedeutend. Noch unwichtiger ist das

Kastell Muchio auf einem Kalkfels an der Westseite der Insel. Es hat ungefähr 1.000 Einwohner.

VI.

Dalmatien.

Dalmatien.

Beinahe unmittelbar an das Vorige, nur durch einen schmalen, nach der Küste bei Fiume vordringenden Strich von Kroatien, von Triest getrennt, schließt sich das Königreich Dalmatien, eine Fortsetzung des östlichen Küstenlandes am adriatischen Meere, das südlichste Land der Monarchie, welches sich bis zu 42° 10′ nördlicher Breite herunterzieht. Es umfaßt, mit Einschluß der Inseln, welche das Meer auf dieser Seite säumen, einen Flächenraum von 232 geografischen Quadratmeilen. Es bildet übrigens kein Kontinuum, nicht nur, daß die Inseln vom Lande abgerissen sind, auch der schmale Streif längs des Meeres hängt nicht zusammen, indem bei Brestinitza und dann bei Kastelnuovo das türkische Gebiet bis an's Meer dringt, Dalmatien in drei Theile trennend.

Das Land wird in vier Kreise getheilt: Zara, Palatro (Alt-Dalmatien), Ragusa und Kattaro (Neu-Dalmatien). Das ganze Land ist stark gebirgig; selbst die Inseln, dadurch entstanden, daß das weichere Gestein, Mergel, Sandstein, durch das an die Küste schlagende Meerwasser ausgespült wurde, haben Gebirgszüge, welche sie von einem Ende bis zum andern durchlaufen. Kalkstein ist überall vorwaltend; was verwittert fruchtbare Erde bilden könnte, das wird von den wüthenden Stürmen, welche hier wie auf dem Karste hausen, hinweggeführt, darum sind die Berge kahl und unfruchtbar. Die Risse und Spalten und Klüfte, welche sie nach allen Seiten durchziehen, machen sie abschreckend rauh und zugleich wasserarm, denn der Niederschlag aus der Atmosfäre wird sogleich von tausend Rissen und Klüften aufgenommen. Viele Gegenden leiden an großem Wassermangel und die Inseln haben gar keines, müssen sich daher mit Zisternenwasser behelfen.

Die Flüsse sind alle klein, meistens nur fünf bis sechs Meilen lang, auch vielweniger. Sie können natürlich nur da, wo sie selbst strömen, dem Bedürfnisse abhelfen; ihr Lauf in tiefen Thälern hindert ihre Benützung auf größere Entfernungen, man kann keine Kanäle aus ihnen speisen, keine künstliche Bewässerung anlegen — etwas, wozu übrigens der Dalmatier auch schwerlich geneigt sein dürfte. Die Seen, welche durch die häufigen Winter- und Frühlingsregen entstehen, vertrocknen im Sommer beinahe alle gänzlich oder lassen übelriechende, Krankheiten verbreitende Sümpfe zurück. Das Klima ist sehr warm. Die Agave americana, mehre Opuntien, Chamærops humilis, Phœnix dactilifera, oder auf Deutsch die hundertjährige Aloe (Agave), einige Kaktus- und Palmenarten men in den südlichsten Theilen ganz im Freien, ohne Schutz vor der Witterung, fort. Schnee fällt an der Küste fast niemals, dagegen bleibt er auf der bis 6.000 Fuß ansteigenden Höhe bis zum Mai im Freien liegen, hält sich in Felsklüften noch länger und wird von dort, in Stroh eingepackt, durch die Bauern in die Stadt gebracht und verkauft. Die Ausdehnung von Norden nach Süden hat fast gar keinen Einfluß auf die Temperatur, denn sie beträgt wenig über zwei Grade, und das will in der Nähe des Meeres fast gar nichts sagen; würden doch ohne die furchtbare Bora wohl noch bei Triest Agaven und Opuntien im Freien ausdauern. Wäre, wie Blumenbach angibt, die Temperatur des nördlichen Theiles um drei Grade niedriger, als die des südlichen, so müßte sie, da Ragusa 11° hat, 8 Grad betragen, aber soviel hat Berlin beinahe, und Triest hat 10 $^{3}/_{4}$. So muß dann Zara wohl mehr, und in keinem Falle bedeutend weniger als 11 Grad haben. Die Höhe aber, die Erhebung über die Meeresfläche thut hier sehr viel; nicht nur, daß die Gipfel drr Berge, 6.000 Fuß hoch, schon an sich viel kälter sein müssen, als die in der Nähe des Meeres liegenden Inseln, so leiden sie auch noch durch die kalte Luft aus den makedonischen Gebirgen; Kroatien, die Herzegowina, Bosnien, Servien bis zum Hämus sind lauter hochgebirgige, kalte, rauhe Länder. Im Uebrigen will mir die Temperatur von 11° 8', welche Blumenbach für Ragusa angibt, auch nicht als die richtige einleuchten, weil er zugleich 25° als die höchste Sommerwärme im Schatten angibt. Beides wird wahrscheinlich Schuld des Thermometers sein, welcher die Grade viel zu niedrig zeigt. Ragusa muß über 14 Grad mittlere und über 28 Grad als stärkste Hitze im Schatten haben, denn es liegt beinahe unter gleicher Breite mit Rom und unter gleichen Bedingungen mit demselben, und dieses hat sogar eine noch höhere Temperatur, nämlich $15,_{15}$.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist aus den angeführten Ursachen nicht groß; zu viel Hitze und zu wenig Erdreich, auch noch zu geringe Be-

wässerung, das kann unmöglich günstige Resultate liefern. Die Bewohner beschränken sich daher auch nur auf die wichtigsten Bedürfnisse ihres Haushaltes und leben, wo ihr türkischer Waizen nicht ausreicht, von Fischen. Uebrigens hat das Land alle Zerealien, alle feinen Obstgattungen und die trefflichsten Südfrüchte, Wassermelonen, Datteln, Johannisbrodbaum, Erdbeerbaum, Kapernsträuche, Oliven, Wein, Safran, Mastix-, Terpentinbäume, Mannaeschen u. s. w., womit sich schon etwas gewinnen ließe, wenn das Volk thätig genug dazu wäre. Die Inseln, welche ein viel milderes Klima haben, als das Festland, würden einen entzückenden Aufenthalt gewähren, wenn es ihnen nicht fast gänzlich an Wasser fehlte.

Das Thierreich bildet unter den Quadrupeden durchaus nichts Ausgezeichnetes. Es kommen dort alle Hausthiere fort, die man auch anderswo hat! nur sind Pferde, Rinder, Schafe, Esel, Schweine von schlechten Rassen, klein, unansehnlich, wie denn alle diese Thiere um so schlechter werden, je weiter man nach Süden kommt; nur das Pferd ist in dem südlichen Arabien durch große Sorgfalt veredelt, ist übrigens auch viel kleiner als das deutsche, das niederländische Pferd. Als Raubthiere gibt es einige Wölfe, viele Füchse und wilde Hunde, die letztern besonders auf den größern Inseln. Zahlreich ist dagegen das Geflügel. Zahlreiche wilde Enten und Gänse, Reiher, Kraniche, Schwäne und Pelikane bewohnen die Sümpfe und die ausgedehnten Rohrgebüsche. Die Reiherköpfe mit drei schönen Federn werden Stück für Stück um zwei gute Groschen oder nach dortigem Gelde um ½ Lira verkauft. Zahlreich sind die köstlichen rothen Repphühner, welche schon zu den Zeiten des Sokrates von Schmeckern theuer (mit 50 Drachmen) bezahlt wurden und Ursache zum Streite zwischen Aristipp und Anthistenes gaben; zahllos sind die Wachteln und viele andere Vögel. Aber auch Raubthiere unter ihnen sind nicht selten — Falken, große Eulen, Uhus, Adler und mächtige Geier kommen dort, wo der Mensch ihnen willig das Feld räumt, in dem armen, wenig bevölkerten Lande in Menge vor; ja es ist zu verwundern, daß nicht Raubthiere sich schon ganz in den Besitz von Dalmatien gesetzt haben.

Amfibien und Reptilien gibt es in großer Quantität. Die Sümpfe, die Nähe des Meeres, die Wärme des Bodens tragen zu ihrer ungewöhnlichen Vermehrung bei. Schildkröten, gewöhnliche Kröten von abschreckender Größe, Frösche, aus deren Fette das Froschöl bereitet wird (wahrscheinlich übrigens nicht aus den Fröschen, sondern aus dem schon belebten Froschlaich, welcher mit Baum- oder Olivenöl gekocht wird und welches man sonst in manchen äußerlichen und innerlichen Krankheiten für sehr heilsam hält; jetzt ist es aus unsern Apotheken, gleich der Frosch-

laichsalbe verbannt), Eidechsen, Salamander, giftige Schlangen (die Sandviper), Tausendfüße, Skorpionen kommen bis zur Landplage, häufig im Vereine mit bösen Insektenschwärmen, Mücken, Heuschrecken vor. An Fischen ist das Meer zwischen den Inseln sehr reich, ebenso an Austern, Foladen, Seekrebsen, Mollusken u. a. Von Insekten benützt man bloß den Seidenwurm; die Bienen werden sehr vernachläßigt, wo man sie wild findet, beraubt, doch fast gar nicht gepflegt, da doch wenig Länder sich mehr zur Bienenzucht eigneten, als dieses, in welchem kaum ein Monat im Jahre blüthenlos ist.

Die Mehrzahl der Einwohner dieses Landes besteht aus Slaven. Man rechnet in Allem etwa 320.000; es ist mithin die Bevölkerung im Abnehmen. Die Italiener machen kaum den zehnten Theil des Ganzen aus; doch ist die italienische die Geschäftssprache. Unter den Gutsbesitzern gibt es noch welche ungarischer Abkunft. Deutsche sind kaum ein paar tausend in Dalmatien, Juden etwa 1.500. Zigeuner ziehen in ganz Oesterreich, also auch hier, umher. Die Landessprache ist die slavische in dem Dialekte der Herzegowina, welcher in Ragusa am reinsten gesprochen werden soll. Das alte Rausia, wohin sich die Einwohner des Epidaurus, von den Barbaren gedrängt, geflüchtet hatten, wurde im siebenten Jahrhunderte von Slaven serbischen Stammes bevölkert; durch Handel mit benachbarten Völkern erblühete hier ein Staat, der, frei gegen das Ausland, ganz auf seine eigenen Kräfte beschränkt, fest bestand, obwohl er nicht über 70.000 Einwohner zählte. Die Republik Venedig suchte zwar den kleinen Freistaat an sich zu bringen, allein dieser hielt sich lieber an das griechische Kaiserthum, welche Oberherrschaft er gegen den ungarischen und zuletzt gegen den türkischen Schutz vertauschte, bis die Republik in unsern Tagen durch die gewaltigen Staatserschütterungen ein Ende erreichte, worauf sie zuerst den französischen, dann dem österreichischen Staate zufiel und sie dann einen Theil des Königreichs Dalmatien bildete.

Die Slaven dieses Landes wie die übrigen in Zara, Spalatro und Kattaro gehören mit denen des türkischen Sandschak Hersek (Herzegowina) zu einem und demselben Stamme, zu dem der Morlachen (Mora Wlachi, Wlachen des Meeres, auch Montenegriner genannt) und bekennen sich, mit Ausnahme von 70.000, welche dem griechischen Ritus zugethan sind und einen Bischof in Sebenico haben, zur katholischen Kirche.

Das heutige Kroatien, Slavonien, die Militärgränze haben dieselben Bewohner, welche, kräftig, wohlgebaut, zum Theil von edler Gesitchsbildung von schlanken Formen, ein schöner Menschenschlag genannt werden können. Die Haare sind glänzend schwarz, die Farbe

braun, doch nur durch den Sonnenbrand und bei Vornehm und Gering durch Unreinlichkeit. Das Auge ist feurig und spricht lebhaft bei jeder Gemüthsbewegung mit; lebhaft ist der Dalmatier überhaupt, sein Körper gewandt, sein Geist rasch, seine Auffassungskraft sehr groß. Beinahe noch reicher begabt sind die Frauen in der letzten Hinsicht, nur sind sie bei den unteren Klassen, durch harte Arbeit sehr gedrückt, der körperlichen Schönheit beraubt, was in den höhern nicht der Fall ist, bei denen man einen so reizenden Bau, so feine Züge, einen so reinen Teint findet, wie vielleicht nur in den Gebirgsthälern des Kaukasus unter den Georgierinnen und Tscherkassierinnen. Leichten Sinn aber vereinigen sie alle mit ihren geistigen Vorzügen; Putzsucht, das allgemeine Erbtheil der Töchter Evens, verleitet sie zu allen Thorheiten, die schönste Bauerndirne, das niedlichste Bürgermägdchen wird ihren frömmsten Vorsätzen untreu, wenn sie ein Paar Schnürstiefel von rothem oder grünem Saffiane sieht; das Versprechen eines solchen bewegt sie zu jeder erdenklichen Gefälligkeit, und gibt man dann einen Stiefel mit der Bitte, daß der andere morgen geholt werde, so kann man sich darauf verlassen, er wird geholt. Je höher hinauf — je theurer sind die Schnürstiefel!

Der Morlache oder Dalmatier ist ein eben so tüchtiger Schwimmer als Läufer, er übersteigt seine rauhen Gebirge ohne Beschwerde und durchfurcht mit breiter Brust und starken Armen die Meerenge, um von einer Insel zur andern zu kommen, ohne daß es ihn anzustrengen scheint. Dabei ist er mäßig; Zwiebeln, Kastanien, trockene Fische, Obst, Gemüse, Zwieback sind seine Hauptnahrungsmittel. In Ragusa ist das Gemüse, welches der Slave Kapuzzi (sprich: Kapussi, vielleicht das polnische Kapusti, Sauerkraut) nennt, sehr beliebt. Bei dieser Mäßigkeit ist er doch, in Hinsicht auf Getränke, nicht leicht zu befriedigen, und im Norden Branntwein, im Süden feuriger Wein ist dasjenige, worin er seine größte Seligkeit findet.

Wohnung und häusliche Einrichtung der Dalmatier ist höchst elend; die 9 Städte und 14 Märkte sind zwar ungefähr gebaut, wie man in Italien oder Griechenland zu bauen pflegt, die Dörfer aber sind wahre Troglodytenwohnungen. Das Haus des Bauern besteht meistens aus ein Paar an einen Felsen angelehnten Mauern aus trockenen Steinen, nicht mit Mörtel, sondern nur mit Erde verbunden, ohne Thüre, ohne Fenster, an der Sommerseite ganz offen. Maisstroh oder Binsen decken das Dach, unter welchem in dem nämlichen Gemache Mann, Weib, Kinder, Kühe, Esel, Schweine, Ziegen, Hühner u. s. w. schlafen; das Haus hat keine Abtheilung für das Vieh, alles wohnt unter- und durcheinander. Dieser gräuliche Aufenthalt wird während des Sommers von den Männern gemieden, welche dann, in einen Mantel gehüllt, unter freiem

Himmel schlafen; während des Winters aber rücken auch sie, trotz des Ungeziefers, in ihre Paläste ein und lassen sich's wohl sein, so gut es eben geht. Solche Dörfer soll es an 1000 geben.

Die Tracht der nördlichen Dalmatier ist der kroatischen nahe, die der südlichen der türkischen. Die meisten tragen eng anliegende ungarische Beinkleider (doch ohne Stickerei), gewöhnlich blau, von heller Farbe; das Leibchen ist aus gleich gefärbtem Rasch und vertritt das Hemde; darüber sitzt eine offene Jacke; eine rothe Filzkappe deckt den Kopf; an den Füßen trägt man ungegärbte Rindshäute, zu Schuhen gestaltet um die Füße gewickelt. Eine um den Leib geschlungene Binde birgt die Stelle, an welcher das Leibchen und die Beinkleider nicht zusammenstoßen. Dort steckt ein langes Messer, ein Säbel oder Dolch. Die Frauen und Mägdchen tragen grellfarbige Kleider, in viele Zöpfe geflochtene, mit allen möglichen Zierrathen durchwebte Haare, viel Flitterwerk. Im Süden werden alle Kleidungsstücke weiter, bekommen türkischen Schnitt; die rothe Kappe wird häufig gleich dem Turban mit einem Tuch umwunden; der Gürtel trägt noch mehr Waffen — ein Paar Pistolen kommen gewöhnlich zu Dolch und Säbel. Einen lang herabhängenden Schnurrbart haben alle Männer, jung und alt. Die Mädchen tragen ein buntgesticktes, weites Hemde, ein hellfarbiges Kleid, mit anders gefärbten Tuchstreifen besetzt, mit Gold oder Silber gestickt, mit Muscheln fantastisch verziert. Bunte gestickte Strümpfe und ungegärbte Rindshaut bedecken Bein und Füße. Die wohlhabenden oder glücklichen Mägdchen tragen gelbe, rothe, grüne Saffianstiefel. Das Haar ist geflochten, mit klappernden Zierrathen durchzogen, bei Mägdchen mit einem rothen Käppchen, bei Frauen mit einem weißen Tuche bedeckt. Nach Kroatien zu tragen die Männer das Haar gleichfalls in Zöpfen; der Türkei zu ist der Kopf bis auf ein kleines Büschel abgeschoren. Dort gehen die Bauernweiber auch fast ganz nackend, sie haben nur ein Hemde an, das um den Leib mit einem Strick befestigt wird. Kinder bis zu zehn Jahren kennen auch dieses nicht. Im Winter kommt durchgängig ein braunes, grobwollenes Kleid, oder ein Filzmantel, eine große Pferdedecke zum Vorschein.

Nichtsthun ist die angenehmste Erholung der Dalmatier; sie ruhen immerfort aus — vom Ausruhen. Da sie, mit Ausnahme der Schiffer, bei vieler Behendigkeit des Geistes und vieler Kraft des Körpers in einem steten Müßiggange leben, so macht sich ihr heißes Blut in allerlei Exzessen Luft. Alle mögliche Verbrechen aus Rachsucht, beleidigtem Ehrgefühl, Eifersucht kommen in großer Menge vor. Früher war der größte Theil von Dalmatien ein gefürchteter Seeräuberstaat; nur als Gastfreund war man im Hause des Morlachen sicher, auf der Straße war der Reisende überall Plünderungen, ja dem mit teuflischer Grausamkeit verbun-

denen Mord ausgesetzt; in das türkische, griechische Gebiet wurden immerfort räuberische Einfälle gemacht — die armen Leute, wovon sollten sie leben — Viehzucht treiben war zu beschwerlich, Fischerei zu kalt, Ackerbau zu heiß — so mußten dann die Nachbarländer für ihren Unterhalt sorgen, und sie freuten sich sehr, wenn jenseits der Gränze die Saaten gut standen — dort wuchs viel für sie. Ihre Raubzüge waren stets mit Mord und Mordbrennerei verschwistert. Bei ihren Spielen tritt ein Zank ein und gleich werden die des Blutes gewohnten Messer gezückt, doch nicht gleich gebraucht; furchtbare Drohungen, verbunden mit wildem Schwingen der Waffe, stoßen die Streitenden gegen einander aus — dann geht ein Jeder seines Weges. Der Streit ist jedoch nicht beendigt — ein Jeder ladet sein Gewehr und paßt dem Andern in irgend einem Busche, einem Versteck auf; wer das Glück hat, schießt seinen Gegner ohne Gewissensbisse nieder und ist so ehrlich wie zuvor, ja er wäre beschimpft, wenn er sich nicht gerächt hätte.

Nur bei ihrem wilden Tanze, dem Kolo, sind die Dalmatier heiter und guter Dinge. In einem großen Kreise stehend, fassen die Tänzer und Tänzerinnen einander bei der Hand und gehen so nach dem Takte einer Leier, einem Saiten-Instrument, mit einem Bogen (d. h. einem mit Pferdehaar bezogenen Rad) gestrichen, umher, schneller, immer schneller, der Kreis verändert sich in allerlei Gestalten, wird dreieckig, viereckig, oval, aus dem Gehen wird Laufen, aus diesem ein wildes Springen, das zuletzt in so wüthende Sätze ausartet, daß der Zuschauer glaubt, ein Jeder müsse sich alle Gliedmaßen verrenkt haben, daß er glaubt, sich mitten unter einer Horde wilder Amerikaner zu befinden.

Hat dieses Unwesen bis zur vollen Erschöpfung der Tänzer gedauert, so laufen sie auseinander, fallen hierhin, dorthin auf das Gras und haben sich ungemein gut unterhalten. Dieser schöne Tanz kommt bei jeder Gelegenheit vor, alle gebotenen und aufgehobenen Festtage der katholischen Kirche, alle Sonntage u. s. w. werden mit sammt ihrem Vorabende und ihren Nachmorgen mit Trunk, Spiel, Raufereien und Tanz gefeiert; das non plus ultra ist dabei der Dudelsack, der übrigens selten auf Dörfern, meistens nur in den Städten gehört wird.

Von Bewirthschaftung des Bodens ist begreiflich in diesem Lande gar nicht die Rede; das Volk, an freies Leben, das Herumtummeln auf der See und, wie Blumenbach sich sehr höflich ausdrückt, „manchmal auch gewaltsamen Erwerb," auf deutsch das Straßenräuber- und Seeräuberhandwerk, der Arbeit vorziehend, vernachläßigt den Boden gänzlich; die mehrsten Feldfrüchte müssen von Triest und Fiume, aus der Lombardei eingeführt werden, ja selbst Zwiebeln, Scharlotten, Knoblauch, wovon das Volk eine ungeheure Masse verbraucht, werden nicht genug gepflegt

und bilden einen wichtigen Handelsartikel. Oel wird schlecht bereitet, und obwohl die Trauben höchst vortrefflich sind, außerordentliche Größe erlangen, zuckerreich den köstlichsten Wein geben müßten, so ist doch selbst dieser für unsern Gaumen ungenießbar, weil er in Schläuchen von Schwein-Küh- und Ziegenfellen aufbewahrt wird und deßhalb immer einen fauligen Geschmack hat. Da in dem sonst holzreichen Lande das Holz fehlt, weil an gar keine Forstkultur zu denken ist, so haut man an Bäumen um, was man findet, und schont die köstlichsten Orangen, Feigen, Oliven so wenig, wie einen schlechten Dornstrauch. Darum sieht das Land auch überall nackt und kahl aus. Wer eine Baumpflanzung anlegen wollte, würde den Nachbarn ein lieber Gast sein, sie hätten doch nun wieder Holz, so lange noch ein Stümmel der Plantage vorhanden.

Das Landvolk führt ein wildes Nomadenleben. Die paar Stücke Vieh, die ein Jeder hat, werden auf die Weide getrieben, wo es irgend sei, es wird nicht gefragt, wem das Feld gehört. Dieß Herumziehen mit dem Vieh ist jedoch mehr Vorwand als Beschäftigung, Räubereien sind dabei immer die Hauptabsicht. Das Vieh ist auch so elend, daß es weder zum Schlachten, noch zum Melken taugt. Pferde werden nebst Maul-Eseln als Saumthiere gehalten. Es gibt beinahe keine Fahrstraße in diesem Lande, Alles wandelt auf schlechten Gebirgssteigen. Von Seidenzucht ist wenig, von Bienenzucht gar nicht, eben so wenig von irgend einer Art Industrie die Rede; nur Fischerei wird viel betrieben und soll nach dem Grafen Dandolo jährlich 12 Millionen Pfund, im Werth von 18 Millionen Lire, liefern. Das Letztere muß ein Irrthum sein, 1½ Lire, d. h. 18 Kreuzer Conventionsmünze kann das Pfund Fische in Dalmatien nicht kosten, und nach dem, was sie in Wien kosten, kann man ihren Werth für die Fischer nicht berechnen.

In den Städten werden die nöthigsten Handwerke betrieben, sonst ist Handel die Hauptnahrungsquelle. Dieser könnte außerordentlich bedeutend sein, denn Dalmatien liegt außerhalb der österreichischen Zollgränze, ist gewissermaßen Ausland in dieser Hinsicht, ist die Durchgangsstraße für den Handel zwischen Italien und der europäischen Türkei; allein es wird Alles so schläfrig und nachläßig betrieben, die Transportmittel, Saumrosse, die schlechten Straßen und die immerwährenden Straßenräubereien setzen dem ordentlichen Handel so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß er nicht der zehnte Theil von dem ist, was er sein könnte. Auch die Flüsse, nur auf kurze Strecken, eine halbe Meile bis zwei Meilen vom Meere aufwärts schiffbar, verbessern diese Uebelstände nicht, und so ruht denn jeder mögliche Fluch auf dem Lande, das ehemals so blühend war, als Italien. Die österreichische Regierung konnte bis jetzt nichts bessern, sie muß sich darauf beschränken, das Volk nicht gänzlich

verwildern zu lassen. Wenn einmal Straßen durch das Land führen werden, wenn Schulen eingeführt sind, welche den gemeinen Mann über seinen Vortheil belehren, so wird vielleicht etwas zu erringen sein, — bis dahin wuß man warten und das Land nicht besuchen, wenn man sein Leben und sein Hab und Gut liebt.

Ortsbeschreibung.

Dalmatien wird, wie bereits gesagt, in vier Kreise getheilt. In Zara, der Hauptstadt des ganzen Landes, sind die Zentralbehörden, Justiz, Verwaltung, Kriminal, Polizei, Schifffahrt, Sanitätsgegenstände, Studien, Zensur, Lehr- und Kirchensachen sind unter einem Gericht vereint. Die Stadt liegt auf einer schmalen Erdzunge, welche durch einen mit einer Zugbrücke versehenen Graben vom festen Lande getrennt ist. Eine Haupt- und eine Querstraße theilen die Stadt in vier Viertel; Alles ist eng gebaut, sehr schmutzig nach italienischer Art, ohne Abzugs-Kanäle. Von den zwei Thoren ist die Porta terra ferma ein Werk des Veronesers San Michele. Das Marienthor ist zum Theil antik; der eingesetzte Bogen ist ein Stück eines Triumfbogens, dessen Inschrift sagt, daß die edle Römerin Melia Aniana denselben ihrem Gatten Lepidus Bassus errichtet. Die Domkirche ist im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts von dem Dogen von Venedig, Heinrich Dandolo, erbaut; sie hat schöne Gemälde von Tintoretto und Palma. Die Kirche San Simeone birgt in einem silbernen Sarge, den Elisabeth von Ungarn, Ludwigs Gemahlin, im Jahre 1380 der Kirche schenkte, die Gebeine des Schutzheiligen der Stadt und des Landes.

Es befindet sich in Zara ein katholisches Erzbisthum, ein Kollegialkapitel, ein Lizeum und ein Seminar, ein Nonnenkloster und ein Gebär- und Findelhaus. Die 7.800 Einwohner nähren sich von Likörbereitung und von geringem Handel. Der Hafen liegt nördlich von der Stadt. Um die Annäherung feindlicher Schiffe zu hindern, ist im Meere unter der Wasserfläche eine Mauer aufgeführt. Auf der Landseite hat die Stadt einige Festungswerke. Sehr übel steht es um das Wasser, welches in Zisternen aufgefangen wird, in heißen Sommern aber ausgeht und dann mehre Meilen weit geholt werden muß; im Jahre 1828 schickte man deßhalb bis nach dem Kerkafluß, zehn geografische Meilen von der Stadt.

Sebenico liegt südlicher als Zara, am Ausflusse der Kerka, welche hier ein breites Bassin bildet, eine halbe Stunde vom Meere. Die Stadt liegt amfitheatralisch an einem Berge, gewährt daher einen schönen Anblick von ferne, ist jedoch äußerst schlecht, unregelmäßig, finster

gebaut; oft muß man auf elenden Treppen halsbrechende Künste wagen, um von einer Straße zur andern zu kommen. Sie zählt ungefähr 680 Häuser mit 3.750 Einwohnern. Die Festungswerke sind zum größten Theil verfallen. Das Fort St. Nicolo, an der Ausmündung des Flusses ist von den Venetianern, unter Leitung des Baumeisters Leonardo San Michele errichtet; das Fort il Barone, zum Andenken an den deutschen Baron Degenfeld, der es 1648 erbaute und gegen die Türken tapfer vertheidigte, liegt in Trümmern. Die Stadt ist der Sitz eines katholischen und eines griechischen Bisthums. Die im altdeutschen Stile erbaute Domkirche hat ein prächtiges Portal, ihr Inneres, das große Schiff, wird von sieben mächtigen Säulen getragen; das darauf ruhende Gewölbe von Marmor bildet zugleich das Dach der Kirche. Die Taufkapelle ist gleichfalls ein sehr schönes Bauwerk. Ein Gemälde der heiligen drei Könige, von Schiavone, der hier geboren ist, schmückt die Kirche. Schifffahrt, Wein- und Branntweinbereitung sind die Haupterwerbsquellen der Einwohner.

Scardona liegt weiter aufwärts an der Kerka, am rechten Ufer derselben. Die Stadt war ehemals sehr berühmt, hatte in der Römerzeit wichtigen Handel und Schiffsbau; jetzt ist sie ganz gesunken, besteht aus einer einzigen Straße, hat einen ganz versandeten Hafen (ein Bassin der Kerka, welche hier einen schönen Wasserfall von 25 Fuß senkrechter Höhe macht) und wäre vielleicht längst schon zum Dörfchen herabgesunken, wenn nicht ein Bisthum und ein Kathedral-Kapitel etwas mehr Nahrung in dieselbe brächte. Auf dem Felsen hinter der Stadt findet man Ruinen, doch nicht aus der Römerzeit, sondern aus dem Mittelalter.

Unbedeutend sind ein Paar Oertchen: Knin, Alt-Zara, Novegradi u. a. Bemerkenswerth ist jedoch das Dorf Podgraje oder Perusisch, Hauptort einer Gemeinde von 43 Häusern (man kann sich also denken wie klein an sich) doch Pfarrdorf und Poststation mit einer Briefsammlung. In seiner Nähe liegen die Trümmer des alten Asseria oder Assisia; man sieht jetzt noch die Ueberbleibsel der Mauern, über der Erde, die einen Umfang von 3.600 römischen Fuß haben; sie schließen ein längliches unregelmäßiges Poligon ein, und sind aus dem gewöhnlichen dalmatischen Marmor gebaut, der jedoch nicht aus dem Felsen bricht, auf welchen die Mauern stehen, indem dieser nur weiche Steine liefert; die Marmorstücke, aus denen die Mauer besteht, sind sämmtlich mit dem Meissel bearbeitet. Die Mauern sind von innen und außen mit Marmor bekleidet, einige von diesen Steinen sind zehn Fuß lang, die Dicke der Quadern beträgt gewöhnlich acht Fuß, alle aber sind von beträchtlicher Größe. Da, wo das Poligon die geringste Breite hat, und sich

am Hügel hinabsenkt, haben sie eilf Fuß Dicke; ihre Höhe beträgt an mehren Stellen 25 bis 26 Fuß. An einer Stelle sieht man noch Spuren eines Thores, das jedoch ganz in Trümmern liegt, wahrscheinlich würde man beim Nachgraben im Innern des ummauerten Raumes schätzbare Alterthümer finden. Mitten in diesem Kreise steht die Kirche des kleinen Dorfes, welches aus den Trümmern der Stadt erbaut ist.

Unfern des Fleckens Dernis, der am rechten Ufer des Cicolaflusses liegt, findet man Ruinen eines Bergschlosses, ferner die Ruinen einer slavischen Bergfeste und die merkwürdigen Fragmente der 50 Stadien langen Mauer, welche nach Appian, Augustus erbauen ließ, um den Illiriern die Verbindung mit den Römern abzuschneiden. Auf dem Wege von Dernis nach Much findet man die Ruinen einer alten Stadt, welche die Morlachen Trajanskigrad (Stadt des Trajan) nennen, auch sieht man dort Spuren der römischen Heerstraße, welche nach Salona ging. Die quarnerischen und die dalmatischen Inseln, welche zu der Küste des Kreises von Zara gehören, haben einige unbedeutende Städte, sehr heruntergekommen seit die Seeräuberei nicht mehr wie sonst im Flor ist, und viel geköpft und gehangen wird. Die Bewohner derselben leben von der Meersalzbereitung und vom Fischfange.

Im Kreise Spalato oder Spalatro ist die Hauptstadt gleichen Namens, merkwürdig wegen ihrer vielen Alterthümer. Sie hat 1.300 Häuser und 7.000 Einwohner; die Straßen sind eng und unregelmäßig, die ehemaligen Befestigungen sind zum großen Theile abgetragen, nur das Fort Grippe mit aus Quadern gemauerten Wällen, steht noch im Osten der Stadt auf einer Anhöhe. Spalato ist der Sitz eines Kreisamtes, eines Domkapitels und Erzbisthums, eines Seminars und einiger elenden Schulen und treibt geringen Handel mit Oel und Wein nach Kroatien; die erstern werden aus-, Getraide wird eingeführt. Die Ruinen des diokletianischen Palastes (305 erbaut) sind über allen Ausdruck groß und erhaben. Gegen das Meer bildet er eine weite Halle von fünfzig dorischen Säulen getragen, deren größter Theil noch vorhanden ist, an diesen Portikus schließen sich zwei massive viereckige Thürme an, mit ihm in Verbindung standen durch eine andere Ringmauer zwei weitere Thürme, welche gleichfalls noch vorhanden sind. Von dem Haupteingange gegen Norden gelegen gelangt man in den Vorhof des Palastes, welcher ein Peristil von 78 Fuß Länge und 42 Fuß Breite bildete, von dort kommt man in das Vestibulum oder die Vorhalle, deren Fronton auf Granitsäulen gestützt, noch gut erhalten ist. Von hier gelangt man zu einer nur zum Theil noch vorhandenen Rotunda, von dieser in das Atrium, an dessen Stelle jetzt das Nonnenkloster St. Clara steht; dann erst erreichte man die Gemächer des Kaisers. Unfern davon lagen die Bä-

der, deren Gemäuer man noch sieht. Zur Rechten des Vestibulum steht der Tempel des Jupiter, dieser wurde im siebenten Jahrhunderte in eine kristliche Kirche umgestaltet, und ist jetzt die Kathedrale. Der Tempel bildet von außen ein Achteck, dessen Seiten alle 25 Fuß lang sind, inwendig ist er ganz rund und hat 45 Fuß Durchmesser. Acht massive Granitsäulen tragen ein an der Wand herunterlaufendes Gesims, und auf dieses stützen sich acht kleinere Säulen, dann erst wölbt sich die Kuppel darüber. Die Bildhauerarbeiten dieses Tempels beziehen sich auf die Fabel von der Diana, daher glaubte man er sei dieser Göttin geweiht gewesen, allein man kann solchen Schluß nicht mit Sicherheit machen. Im Tempel des Apollo zu Phigalia war die herrlichen Reliefs, von Hofrath Link ausgegraben, und unter dem Namen der Phigalian marbles im brittischen Museum aufgestellt, — auch nicht der Geschichte des Apollo angehörig, sondern stellten den Kampf der Centauren und Lapithen und den Amazonenkrieg vor. Dem Jupiters-Tempel gegenüber steht noch ganz in seiner ursprünglichen Form der Tempel des Aeskulap, in eine kristliche Taufkapelle verwandelt. Der Glockenthurm vor dem Dome, zu dessen äusserer Verzierung die Ueberreste der Steingebilde, welche das zerstörte Salona bot, verwendet wurden, wird für ein sinnreiches, höchst kühnes und prächtiges Bauwerk ausgegeben, ist jedoch in Wahrheit eine höchst geschmacklose Zusammenstoppelung nicht zusammen passender Steine.

Die Stadt Trau (slav. Troghir) zwischen zwei schmalen Meeresarmen, durch eine fünzig Fuß lange Brücke mit dem Lande verbunden, zählt 500 alte verräucherte Häuser, die in engen krummen Straßen von 2.600 Menschen bewohnt werden; sie beschäftigen sich mit Oliven-, Wein-, Feigen- und Mandelbau, treiben damit Aktiv- und mit allen andern Lebensbedürfnissen Passiv-Handel. Die Domkirche ist groß und schön, das kühn gewölbte Schiff wird von acht mächtigen Pfeilern getragen, der Glockenthurm ist im zierlichsten altdeutschen Stile erbaut. In der Kapelle St. Giovani steht ein prächtiger Marmorsarg, mit Engelsgestalten und den zwölf Aposteln geziert, welcher die Gebeine des heiligen Johann Ursini, der 1062 in Trau Bischof war, verschließt.

Der Flecken Bergovaz ist deßhalb nennenswerth, weil unfern desselben bei dem Dorfe Gorum, im Jahre 1785 reiche Erdpech und Bergharz-Lager entdeckt wurden. Das gewonnene Erdharz wird selbst dem von Vallona in der Türkei vorgezogen; allein auch dazu hatten die Bewohner dieses Landes der Trägheit keine Lust, und die reichen Gewinn liefernden Gruben sind ganz verlassen.

Salona, ein Dorf auf der Stelle des alten berühmten Salona, an der Mündung des Flüßchens gl. N. liegend, hat noch mehre merkwürdige

thümer, so acht Bogen der berühmten Wasserleitung des Diokletian (aus Dioklea in Illirien gebürtig) Bruchstücke eines Theaters, eines Badehauses mit Mosaikboden, Theile der Stadtmauer u. s. w.

Kaiser Franz ließ seit 1818 Nachgrabungen anstellen, die gefundenen Antiquitäten wurden nach Spalato gebracht.

Unter den Inseln dieses Kreises ist bemerkenswerth Bua, sie war unter den römischen Kaisern der Verbannungsort für Staatsverbrecher. Lissa gilt als die reichste Insel, sie hat die wohlhabendsten Bewohner. Der Hauptort heißt gleichfalls Lissa. Die Engländer, welche überall zur See das Beste für sich suchen, fanden, daß der Hafen 4.800 Fuß lang, 2.200 breit, der beste des adriatischen Meeres sei, sie nahmen ihn daher in Besitz und erbauten das Fort St. Georg zu dessen Vertheidigung; es war sehr stark und beherrschte mit den Thürmen Robertson, Benting und Wellington die ganze Rhede. Es befindet sich hier ein Denkmal von Marmor, den tapfern Kriegern gesetzt, welche am 22. Februar 1811 in einem Seegefecht bei Pirani mit dem französischen Linienschiffe Rivoli von 74 Kanonen den Tod fanden. Die Insel Brazza hat über 12.000 Einwohner, Lesina 9.000, sie wird für die fruchtbarste des ganzen Kreises gehalten. Die Stadt Lesina am Fuße eines 270 Fuß hohen befestigten Berges hat eine sehr freundliche Lage, der Hauptplatz ist gegen die See offen. Es ist hier ein Bisthum, eine Kathedralkirche, eine Hauptschule. Auch ein Theater ist an diesem Orte von 150 Häusern, es nähert sich aber schon so sehr dem türkischen, daß es nicht nur höchst elend, sondern auch nur von Männern besetzt ist, weil Weiber nicht auf dem Theater erscheinen dürfen.

Der Kreis Ragusa ist sehr klein, er hat nur die eine ebengenannte Stadt, welche auf dem festen Lande unfern Alt-Ragusa liegt. Die Stadt (slavisch Dubrownik) mag einst sehr fest gewesen sein, auch noch jetzt sind die Werke beachtungswerth; die Forts St. Lorenzo und Leveroni sind von Quadern erbaut, das Fort Imperial begannen die Franzosen, es ward aber nicht vollendet. Die Stadt hat vier Thore, die Straßen sind enge, der Corso, 400 Schritte lang, ist die größte Straße. Da die Stadt sehr bergig ist, hat man die übereinder liegenden Straßen durch Treppen verbunden. Sie zählt ungefähr 5.000 Einwohner, ist Sitz eines Kreisamtes, eines Erzbisthums, hat eine Kathedrale, ein Piaristenkloster mit Gimnasium, ein Militär-Hospital und ein ehemaliges Jesuiter-Kollegium; hatte früher bedeutenden Handel, ist aber ganz gesunken. Die Einwohner nähren sich von Verfertigung verschiedener Liköre, welche in's Ausland gehen; Alles andere wird eingeführt. Die alte Republik Ragusa hatte 36 Quadratmeilen, deren Bewohner mit unum-

schränkter Gewalt, durch einen hohen Rath von allen Adeligen und einem kleinen Rath von sieben Senatoren und einem Rektor beherrscht wurden, bis sie in dem französischen Königreich Italien unterging. Alt=Ragusa, von welchem seine Gründung herstammt, (Epidaurus), weist noch jetzt in den Trümmern eine Wasserleitung und andere Alterthümer, Denkmale seiner frühern Größe auf. Erdbeben und verheerende Kriege zerstörten dieselbe.

In diesen Kreis gehören die clasischen Inseln Calamotta, Giuppana und andere, deren Bewohner sich größtentheils vom Sardellenfange nähren. Meleta oder Milita mit vielen hohen Bergen, deren Bewohner von Oel= und Weinbau leben. Das Dorf Babinopoglie hat ein paar Kalkhöhlen. Die Insel Corzola hat schöne Steinbrüche, deren Ausbeute durch ganz Dalmatien bis nach der Türkei versandt wird; das alte Corzola (Korkyra) liegt an der nordwestlichen Küste an einer Anhöhe, zählt über 300 Häuser und 1.500 Einwohner. Es ist der Sitz eines Bisthums, hat eine schöne gothische Kirche mit einem herrlichen Glockenthurme. Zwei Häfen sind hier vorhanden, sie werden für die vorzüglichern von Dalmatien gehalten, doch werden sie wenig besucht, weil der Handel sehr darnieder liegt. Unfern der apulischen Küste liegt Pelagosa maggiore, sammt allen umher zerstreuten Klippen vulkanisch und nur zeitweise von Fischern besucht.

Der Kreis Cattaro, österreichisch Albanien, ist noch kleiner als Ragusa. Die Stadt liegt an einem, von kahlen Felsen gebildeten Kessel, ist von hohen Wällen umgeben, hat drei Thore, einige finstere Gassen, und keine Gebäude, welche der Erwähnung werth wären; nur die Domkirche enthält in ihrem Innern eine mit Skulptur geschmückte Kapelle, dem heiligen Triffon, dessen Gebeine hier beigesetzt sind, gewidmet. Die Stadt hat ein Bisthum, ein Kreisamt, eine Schule, 1.600 Einwohner, welche Handel mit Montenegro treiben, einen guten Hafen, sonst aber nichts was sie auszeichnete, außer einer Merkwürdigkeit wie die Bewohner sagen, daß die Sonne eine Stunde später aufgeht und eine Stunde früher untergeht, als wo anders. Diese Naturmerkwürdigkeit hat man in jeder engen Straße jeder Stadt in noch weit größerem Maßstabe; da geht die Sonne für das Erdgeschoß oft sechs Stunden später auf und früher unter als in andern Straßen; sie verbirgt sich nämlich, da Cattaro sehr tief liegt, hinter den Bergen. Ein Kastell St. Giovani liegt im Rücken der Stadt auf hohen Felsen.

Die Stadt Budwa oder Budua auf einer Erdzunge im Meere ist schlecht und eng gebaut, mit alten Mauern umgeben, und zählt, obwohl Stadt, doch nur 400 Einwohner. Nahe dabei liegt die Felseninsel San Nicolo, welche wilden Tauben in großen Schaaren zum Aufenthalte dient.

Den Eingang zu dem Busen von Cattaro bestreicht der mit alten Thürmen und Festungsmauern, so wie mit Kastellen versehene Flecken Castel nuovo. Die Dorfgemeinde Dobrota soll die reichsten Schiffs-Eigenthümer zählen. Das Kloster Stagnerich liegt an der Gränze des Gebietes von Montenegro, und war sonst der Sitz des Bischofs dieses Raubstaates. Das alte Rhizinium, jetzt Risano hat eine Höhle, aus welcher nach anhaltendem Regen ein starker Bach hervordringt. Etwa 150 Schritte von der Hauptkirche sieht man eine merkwürdige Antiquität; einen prächtigen, ziemlich erhaltenen Musiv oder Mosaikboden, ähnlich dem in Pompeji gefundenen. Das südlichste Gebäude der österreichischen Monarchie ist ein ungeheurer alter Festungsthurm, bestimmt, die Gränze zwischen Cattaro, Montenegro und der Türkei zu decken; er ist jetzt halb verfallen.

VII.

Das lombardisch-venetianische Königreich.

Die Lombardie.

Das lombardisch-venetianische Königreich.

Die Lombardie.

Eins der fruchtbarsten, schönsten Länder der Erde, ein wahrer Garten zu nennen, so mannigfaltig, so abwechselnd in seinen Schönheiten, daß es mit keinem andern Lande ohne Nachtheil verglichen werden kann. Im Norden an die Schweiz und Tirol gränzend, ist die Lombardie wahres Hochgebirgsland, denn die graubündner oder rhätischen Alpen ziehen sich vom Bernhardin nach Tirol als Gränze gegen Italien und schicken mächtige Aeste in dieses Land. Als Gränzhüter steht in der nordwestlichsten Ecke das Tambenhorn, nahe an zehntausend Fuß über dem Meere. Von dort und von dem eben so hohen Oro geht ein langer Gebirgszug zwischen dem Lago di Komo, di Lugano und Maggiore hindurch mit hohen Gipfeln von 7.000 bis auf 4.000 Fuß herab; er läuft südlich aus. Ein zweiter geht westlich, ein dritter östlich bis zu den Ufern der Adda, ein vierter bildet die lombardischen Alpen, nördlich vom Bernina aus dem Hauptstamme tretend, die Lombardie und die Schweiz scheidend, dann gegen Tirol und endlich gegen die Lombardie sich wendend, mit einer Menge bedeutender Berge von 11.500 Fuß bis auf 4.000 Fuß herunter.

Einer der herrlichsten Punkte in diesen Bergen ist der Gipfel des Legnone, 8.084 Fuß über dem Meere; er bildete ehemals die Gränze von Graubünden gegen Mailand und sein fortlaufender Rücken mit dem Pizzo de tre Signori machte einst die Gränze zwischen den ebengenannten und dem venezianischen Staate, daher sein Name Dreiherrenspitze. Von diesem Monte legnone hat man die herrlichste,

unermeßlichste Aussicht über die Ebene der Lombardie bis Mailand hin, über die klaren Seen von Komo und Lugano, so reizend in ihren heimlichen Thälern gelegen, daß sie allein werth wären, das Ziel einer großen Reise zu sein. Von dort sieht man über das romantische Val telin und die berniner Alpenkette und überschaut somit den größten Theil dieses immer blühenden Parks. Ebenso schön ist aus diesem Parke der Anblick der mächtig aufstrebenden, rasch ansteigenden Gebirge mit ihren Glättschern und ihren Eisbergen mit dem ewigen Schnee. Nirgends sind die Kontraste von Leben und Tod, Frühling und Winter, näher beieinander als hier, nirgends findet man eine malerischere Zusammenstellung des Idillischen und des Erhabenen, des Anmuthigen und des Kühnen, Großen.

Unbeschreiblich reizend sind die Thäler, welche sich in die Gebirge hineinverlieren; so ist das Valtelin an Schönheit und Fruchtbarkeit wohl eines der herrlichsten des ganzen Kaiserstaates, vielleicht des ganzen Europa; selbst sehr nüchterne Reisende beschreiben es als ein Paradies. Von beiden Ufern der Adda, eigentlich deren altes Bette einnehmend, erstreckt es sich an zehn Meilen aufwärts in die hohen Alpen, hat eine Breite von zwei bis fünf Meilen, daher die Hochgebirge nirgends beängstigend nahe herantreten Geschützt von den kalten Nordwinden ist das Klima dieses Thales angenehm mild, so daß die feinsten Obstgattungen, der herrlichste Wein im Ueberflusse gedeihen. Seine einzelnen Theile bilden fast ein Amfitheater, zwischen zweien Bergen aufsteigend, dehnen sich in der so entstehenden Krümmung eine Menge üppig bewässerter Terrassen von der Thalfläche bis zu den beschneiten Gipfeln der Berge aus, unter den lockendsten Früchten, weiter hinauf reiche Getraidefluren, noch höher Gesträuche, Waldungen, endlich ewigen Schnee tragend.

Bald laufen gigantische Berge bis zu den Ufern des raschen Flusses, der dieses Thal bewässert, bald ziehen sie sich weit zurück, Raum für reich bebaute Ebenen lassend. Das Ufer der Adda, die Flächen, die Bergrücken, die Thalwinkel sind mit Palästen, Dörfern, prächtigen Villen, Landsitzen, Städten, Kirchen, Hütten besäet, deren prächtige von Säulen getragene Fassaden hier aus einem Blumenwalde in unnachahmlicher Schönheit herausschauen, deren freundliche rothe Ziegel-, deren bescheidene Schindeldächer dort aus einem Obst- oder Kastanienwäldchen herübersehen, dem Reisenden zuwinken, ihn einladen, unter die freundliche Vorhalle der Hütte zu treten. Die Bewohner sehen wieder ihre Landschaft durch die große Straße belebt, auf welcher von Deutschland nach Italien, und von Italien nach Deutschland die Frachtfuhrleute mit der Schneckenpost, und die reisenden Engländer mit Flügelrossen zu fahren scheinen.

Rauh und wild sind die weiter im Hochgebirge liegenden Thäler,

die Landschaft Bormio oder Worms; eben und breit werden sie weiter südlich, bis sich alles in eine große Ebene verflächt, und der Po, langsam daher fließend, die Gebirgswasser in seinen Schoos aufnimmt, immer breiter und höher anschwellend, je weiter er strömt. Der lombardische Boden wird zuerst bei Pavia von ihm bewässert, dort hat er schon 700 Schritt Breite und steigt zu einer großen Ausdehnung. Der Fluß bildet von dort bis an's adriatische Meer die Gränze des österreichischen Kaiserstaates gegen Italien, mit Ausnahme einer kleinen Strecke von Luzarra bis Stellata, wo die Gränze eine bis anderthalb Meilen südlich von dem Flusse bei Suzara, Reggiole, Konkordia, Poggia vorbeiläuft. Er ist ein gefährlicher Nachbar. Vom Norden her strömen eine Unzahl von Flüssen und Bächen ihm zu, sie alle haben einen raschen Fall, und führen viel Geschiebe und viel Dammerde aus Schlamm mit sich fort. Sobald sie den ihre Bahn quer durchschneidenden Po erreichen, lassen sie in dem Bette desselben, der viel langsamer fließt und auf eine Meile nur 4 Fuß 7 Zoll Fall hat, das mitgeführte Gestein und das Erdreich fallen. Dieses sinkt natürlich, da der Po es nicht fortzuführen vermag, in seinem Bette nieder und erhöhet dasselbe; die Wassermasse muß mithin steigen und man ist genöthigt, an beiden Seiten desselben Dämme aufzuführen. Da aber diese Anhäufung des Bodens immerfort stattfindet, so steigt die Wasserfläche auch immerfort, und man muß folglich die beiderseitigen Dämme sowohl erhöhen, als durch Auflegen von der Seite verstärken, weil mit der größeren Höhe des Wasserstandes auch der Druck desselben auf den Seitenwänden bedeutend vermehrt wird.

Die Folge hievon ist gewesen, daß der Fluß sich höher erhoben hat, als das umgebende Land, daß er zwölf Fuß über der Ebene steht, diese vermöge des durchsickernden Wassers versumpft und wenn durch Regen im Gebirge die Zuströmung vermehrt wird, den furchtbarsten Schaden anrichtet, weil er die Dämme durchbricht und seine ganze Masse von trübem Wasser sich nach Modena ergießt. Ohne Zweifel würde man viel helfen können, wenn man die Erde und Steinmassen, welche man zur Verstärkung der Dämme braucht, durch Bagger aus dem Flusse selbst holte, wodurch man zugleich eine Befestigung des Ufers und eine Vertiefung des Bettes, also ein Sinken seines Wasserspiegels bewirkte.

Von den Apenninen gehen einige wenige Flüsse von geringer Bedeutung, durch Parma und Modena, dem Po zu, die mehrsten kommen aber von den Alpen. Unter diesen ist einer der wichtigsten der Tessino (Ticino), welcher durch die ganze Länge des Lago Maggiore oder di Lokarno strömt; er bildet die westliche Gränze des österreichischen Staates gegen das Milanesische und Navaresische, fließt

bei Pavia vorüber und fällt, eine halbe Meile unterhalb dieser Stadt oberhalb Palazzolo, mit dem Po zusammen, der hier noch nicht viel stärker ist, als der Ticino, durch den Wasserreichthum des Letztern aber aufeinmal zu einem mächtigen Strome anschwillt.

Der Lago Magiore ist durch seine bedeutende Größe merkwürdig, sowie durch seine wunderschönen (boromäischen) Inseln und durch die höchst malerischen Ufer sehenswerth. Seine Wasserfläche liegt 650 oder 760 (noch nicht genau ermittelt) Fuß über dem Mittelmeere. Seine große Tiefe soll in der Nähe der boromäischen Inseln zu finden, und sehr beträchtlich sein, man sagt 1.800 Fuß, demnach läge dieser tiefste Punkt 1.100 Fuß und darüber, unter der Fläche des Meeres. Er ist neun Meilen lang, ein bis ein und ein halb Meilen breit, außerordentlich fischreich, und so klar und hellgrün von Farbe, wie das Weltmeer, durchsichtig, daß man überall den Boden zu sehen glaubt, und seine großen zahlreichen Bewohner neben den Schiffen und Gondeln in beträchtlichen Tiefen hinwegschwimmen sieht. Von Norden, Osten und Westen umgeben ihn hohe malerisch-bebaute mit Wald gekrönte Berge, nach Süden werden diese niedriger, aber darum nicht minder schön. Die Wasserfälle, welche sich von den Uferfelsen herunterstürzen, die Flüsse und Bäche, welche in ihn münden, die zahlreichen Schlösser von dem edelsten Stile, welche seine Ufer umgeben, die zahllosen Barken, großen und kleinen Schiffe, welche seine Fläche furchen, geben ihm etwas ungemein Lebendiges, geben ein überaus heiteres Bild. Durch den Naviglio grande hängt er mit Mailand, und durch den Tresa-Fluß mit dem Lago di Lugano zusammen, welcher 850 bis 880 Fuß über dem Meere, also ungefähr 100 über dem Lago Maggiore liegt. Er ist von sehr unregelmäßiger Gestalt, daher seine Länge schwer anzugeben ist, wenn man nicht die Krümmungen des Ufers verfolgen will; diese miteingerechnet, mißt er etwas über drei Meilen, seine Breite beträgt an einer Stelle eine halbe, mehrstens aber nur eine Viertelmeile und weniger. Der Tresa-Fluß, durch welchen er in den großen See tritt, macht die Gränze von Oesterreich gegen Norden; von dem Luganer-See gehört nur ein kleines Stück bei Porto unweit Arzisale, zu Oesterreich; doch fallen auf der nicht viel mehr als einer Meile betragenden Strecke einige vierzig Bäche in diesen See.

Ein zweiter mächtiger Fluß, der dem Po zuströmt, ist die Adda, sie entspringt in dem düstern Hochgebirgs- und Felskessel von Bormio (Worms), nicht unfern des Tiroler Gränzwächters, des kolossalen Orteles, wie man gewöhnlich annimmt, sondern nahe bei dem Wormser-Joche, und dem Monte braglio, aus der Kava del terro, geht mit südöstlichem Laufe, an Sondrio vorbei, durch lauter Hochgebirgsthäler, bei trockener Witterung klares, bei Regenwetter höchst getrübtes

Wasser in großen Massen zum Komer-See führend, nachdem sie das Veltliner-Thal in seiner ganzen Lage durchströmt hat. In den Komer-See mündet sie bei einer Verengerung desselben, die einen kleinen Theil am Nordende abschneidet. Der See liegt etwas niedriger als der Lago Maggiore, man nimmt ihn zu 640 Fuß an. Seine von Norden nach Süden und Südwesten gerichtete große Ausdehnung beträgt sieben Meilen. Bei Bellaggio theilt er sich in zwei Arme, er hat hier beinahe eine Meile Breite, sonst beinahe durchgängig eine halbe und oft vielweniger, so an den beiden südlichsten Spitzen bei Komo und bei Lecco nicht eine Viertelmeile. Der See liegt zwischen hohen Bergen, deren scharf vorspringende Ecken und Winkel seinen Ufern ungemeine Mannigfaltigkeit geben; er ist mit Palästen, Dörfern, Landhäusern, Städten ringsumgeben, deren Zahl zunimmt, je weiter man nach Süden kommt, wo sich die Ufer allmälig sanfter abdachen, die Berge zu malerischen Hügeln werden, Orangen im Freien stehen, die Baranda mit Lorbeeren und Mirthen geschmückt ist. Minder ist dieses der Fall mit dem Arme, welcher sich nach Lecco hinzieht, obwohl er weder rauher noch unfreundlicher oder weniger breit ist. Durch diesen letzten Arm strömt auch die Adda ungleich stärker, als sie oben in den See tritt, aus; denn dieser hat außer derselben noch fast 200 kleinere Flüsse und Bäche aufgenommen, die sich alle zur Adda vereinigen. Der unterste Theil des Sees heißt auch der See von Lecco, so wie der oberste, unterhalb dessen die Adda eintritt, als ein abgesondertes Stück betrachtet und Lago di Chiavenna genannt wird.

Da wo der Fluß aus dem See scheidet, steht die berühmte steinerne Brücke von Lecco mit zehen Bogen. Nachdem die Adda sich abwechselnd erweitert und verengert, mehre Flüsse aufgenommen, und viele Kanäle durch das niedriger liegende Land gesendet hat, fällt sie in den Po oberhalb Kremona, bei Kasa nuova bocca d'Adda. Einige Meilen oberhalb dieses Oertchens ist Lodi, welches die berühmte Brücke hat, auf welcher Napoleon als General seinen Truppen voran in's Feuer ging.

Von weit kürzerem Laufe, doch noch sehr wasserreich, ist der Mincio, welcher unter dem Namen der Sarca bei Torbole in den Lago di Garda strömt (unfern Bedole ist seine Hauptquelle), und bei Peschiera ihn als Mincio verläßt. Er und der durch ihn gebildete See machen die Gränze der Lombardie gegen Venedig. Mit seiner nördlichsten Spitze berührt derselbe noch Tirol bei Riva; die ganze westliche Seite aber gehört zur Lombardie, sowie die Ostseite zu Venedig. Er ist von den italienischen Seen der größte und hat ungefähr 8 Quadratmeilen hundert dreißig italienische Quadratmeilen) Flächeninhalt, ist sieben

Meilen lang, und eine halbe bis zwei Meilen breit. Seine Höhe über dem Meere wird zu 240 Fuß, seine größte Tiefe zu 1.850 Fuß angegeben, so daß er noch weiter als der Lago Maggiore über den Meeresspiegel nämlich 1.610 Fuß hinunterreichte. Bei Salo bildet er eine tiefe Bucht, eine Art Hafen von bedeutender Größe. Dort liegen noch drei Inseln, zwar nicht so reizend als die boromäischen, jedoch auch sehr schön. Je weiter nach Süden, desto mehr breitet er sich aus, bis er durch die Halbinsel Sermione getheilt wird, indem diese sich fast eine Meile lang in denselben hineinerstreckt. Der häufige Zufluß, den der See hat, macht, daß er im Frühjahre beim Schmelzen des Schnees immer um mehre Fuß steigt, dagegen ist die Lage selbst so freundlich, so mild, daß er im Winter niemals zufriert, und man an seinen Ufern alle Südfrüchte, Pomeranzen, Apfelsinen, Oliven baut, treffliche Weinberge hat, und an seinem Ausflusse sogar Reis geärntet wird.

Wie reizend dieser See, wie lieblich, wie romantisch seine Umgebungen seien, geht daraus hervor, daß schon die alten Römer die Schönheiten desselben besangen. Eine große Merkwürdigkeit aber scheint ihnen entgangen, das ist die Entwicklung von Schwefelwasserstoffgas und Kohlensäure, welche an manchen Stellen in seinem Schooße vorgehen muß; so bei der bereits angeführten Halbinsel Sermione, wo an der Ostseite an sechs verschiedenen Stellen Gasblasen mit dem Geräusche, den das kochende Wasser macht, aus der Tiefe heraufsteigen, das Wasser säuerlich machen, die Luft mit übelriechenden Dünsten füllen und die Fische aus der Nähe verscheuchen, welche, wenn sie zufällig dahingerathen, wie betäubt an die Oberfläche kommen, und leicht mit den Händen gefangen werden können. Eine andere Merkwürdigkeit sind die starken Strömungen, welche bei Stürmen oder nach denselben beobachtet werden. Wenn der Wind aus Norden wehet, so kommt der Strom in's Sinken, und umgekehrt. Die Sache an sich ist leicht zu erklären; der Nordwind wehet das Wasser nach Süden und häuft es dort an, das Gleichgewicht ist also gestört, und es muß wieder hergestellt werden, daher zieht sich unter der Oberfläche, wohin die Gewalt des Sturmes nicht mehr wirkt, das Wasser wieder nach Norden hin, um oben am Spiegel des Sees wieder die Reise nach Süden zu machen; das umgekehrte findet Statt, wenn der Südwind die Gewässer nach Norden drängt, ja es ist in diesem Falle das Fänomen noch auffallender, weil von der viel breiteren Fläche des Sees die Gewässer nach den schmäleren Stellen zu gedrängt und dort noch bedeutend höher erhoben werden, als im ersten Falle geschieht.

Die Olona, der Lambro sind unbedeutende Flüsse, größer ist schon der Oglio, welcher durch den Lago d'Iseo strömt, doch ist auch er bei weitem nicht so mächtig, als die vorhin genannten Flüsse, wiewohl sie

alle Schaden genug thun, wenn ihre Wellen von Regen und Schnee getrübt, mit dem Schlamme des Gebirges beladen, in die Ebene herniederbrausen.

Das Klima der Lombardie ist äußerst angenehm, die Nähe des Hochgebirges, die Nähe der See mildert die hohe Temperatur des Sommers, die Kälte des Winters ist der geringen nördlichen Breite wegen, nie bedeutend; man hat fast gar kein Beispiel, daß sie über zehen Grade gekommen wäre. Wie wir bei Beschreibung der bisher betrachteten Landestheile von Oesterreich Ursache hatten, uns über zu wenig Beobachtungen zu beklagen, was auch für alle noch übrigen Theile der Monarchie der Fall ist, so haben wir hier beinahe das Gegentheil zu bedauren. Der Beobachtungen sind soviele, daß eine babilonische Verwirrung daraus hervorgegangen ist, und ihre Resultate wahrscheinlich wegen abweichender Instrumente und wegen nicht genug beachteter Verschiedenheit der Lage, durchaus nicht in Annäherung, weniger in Uebeinstimmung zu bringen sind. Der Eine gibt die mittlere Temperatur von Mailand zu 9°, 4, der Andere zu 9°, 9., der Dritte zu 11, der Vierte zu 12, der Fünfte zu 13 Grade an; das Wahrscheinlichste ist das Mittel aus diesen allen, eilf Grade. Natürlich ist dieses bei einem Berglande nicht genau, allein wir können uns auf das Nähere nicht einlassen, weil man sonst die Temperatur jeden Ortes bestimmen müßte, da von dieser milden Wärme eine Abnahme bis zur ewigen Schneegränze stattfindet.

In der Nähe der Berge ist die Luft äußerst rein und gesund, je weiter man in die Ebene hinabsteigt, desto schlechter wird sie und äußert ihre verderblichen Eigenschaften in den weiten Sumpfgegenden, welche dabei so warm sind, daß sie zu Reisfeldern benützt werden können, durch hitzige, kalte und Faulfieber. Ja in Koliko soll ein einziger Nachtaufenthalt die Gesundheit eines Reisenden, der das verderbliche Klima nicht gewohnt, vergiften können.

Die geringe Winterkälte erlaubt hier schon das Fortkommen einer Menge verschiedener Gewächse, welche ein oder ein paar Grade weiter nördlich nicht mehr bestehen können, ohne künstliche Schutzmittel zu haben. Der Wein rankt sich an hohen Ulmen und Kastanien üppig und kräftig empor; man braucht, um demselben Triebkraft zu geben, ihn nicht zu beschneiden; vierzig und fünfzig Fuß hoch trägt er noch die vollesten süßen Trauben; der Lorbeer zeigt die Nähe einer ganz veränderten südlichen Vegetation zuerst an, Pinien und Zipressen sind die Vorläufer der Pflanzenformen, welche man im südlicheren Italien zu Wäldern vereint findet. Im nördlichen gebirgigen Thale findet man, dem Anscheine nach, noch ganz die Gewächse des südlichen Deutschlandes, nur dem Botaniker entgeht nicht, daß viele Generan und Spezies ihm dießseits der Alpen

nicht vorkamen; weiter abwärts aber erkennt der Reisende, wenn er auch nicht Naturkunde studirt hat, in den Reisfeldern, in den vierzig Fuß hohen Rohrgebüschen (Arundo donax), in den Alleen bildenden Feigen-, Oleander- und Lorbeerbäumen, die unsere Pappeln, Weiden und Holzäpfel vertreten, eine ihm fremde Vegetation; Oelbäume, Maulbeerbäume an den schönen freundlichen Seen Orangen, findet man in Menge, dagegen vermißt man die kräftigen hochstämmigen Waldungen, überhaupt scheint Baumlosigkeit der Karakter südlicher Gegenden zu sein; allein, sagt Humboldt in seinen Ideen zu einer Geografie der Pflanzen, man vergißt, daß das südliche Europa eine andere Gestalt hatte, als pelasgische und karthagische Pflanzvölker sich darin festsetzten; man vergißt, daß die frühere Bildung des Menschengeschlechtes die Waldungen verdrängt und daß der umschaffende Geist der Nationen, der Erde allmälig den Schmuck raubt, der uns im Norden erfreut und der mehr als alle Geschichte die Jugend unsere sittliche Kultur anzeigt. Die große Katastrofe, durch welche das Mittelmeer sich gebildet, indem es, ein anschwellendes Binnenwasser, die Schleußen der Dardanellen und die Säulen des Herkules aufbrach; diese Katastrofe scheint die angränzenden Länder eines großen Theiles ihrer Dammerde beraubt zu haben. Was bei den griechischen Schriftstellern von der samothrakischen Sage erwähnt wird, deutet die Neuheit dieser zerstörenden Naturveränderung an. Auch ist in allen Ländern, welche das Mttelmeer begränzt und welche die Kalkformation des Jura karakterisirt, ein großer Theil der Erdoberfläche nackter Fels. Das Malerische der italienischen Gegenden beruht vorzüglich auf diesem lieblichen Kontraste zwischen dem unbelebten öden Gesteine und der üppigen Vegetation, welche inselförmig darin aufsproßt; wo dieses Gestein, minder zerklüftet, das Wasser auf der Oberfläche zusammenhält, wo diese mit Erde bedeckt ist, da hat nicht nur das nördliche, da hat selbst das südliche Italien seine Eichenwälder, so schattig und grün, wie der Bewohner des Nordens sie wünscht.

Der Boden, welchen dieser reichgestickte Blumenteppich überdeckt, enthält in seinem Innern nicht minder mannigfaltige Schätze, wie auf seiner Oberfläche, doch werden die Mineralien nicht gesucht, (außer Gold kommen beinahe alle Metalle darin vor,) doch die Bewohner, mit dem leichtern Ertrage ihrer Felder zufrieden, scheuen die Mühe des Bergbaues, darum sind die meisten dieser unterirdischen Schätze unbenützt, ja schon begonnene und bearbeitete Bergwerke verlassen worden; selbst der Bergbau auf Eisen ist gering, er soll nicht über 80.000 Zentner betragen. Nur in der Provinz Bergamo wird hievon Einige Ausnahme gemacht, in dieser bilden die Eisengruben, welche in den Thälern Kamoniko, Skalve, Bondione und Brembana liegen, den Hauptreichthum. Sie enthal-

ten Spath-, Thon- und Brauneisenstein. Es wird daraus größtentheils Stahl gemacht, welcher, wie sein Name Acciajo di Scultore sagt, besonders für die Bildhauer verbraucht wird; auch Komo hat Eisengruben, doch alle zusammen von dem oben angegebenen geringen Belange. Bedeutender sind die Steinbrüche; von den vielen und wunderschönen Marmorarten, welche Italien hat, kommen hier mehre vor. Die Figuren, welche zur Restauration und Vollendung des mailänder Domes gemacht wurden, sind aus weißem Marmor von Komo, der zwar kein so zartes Korn hat als der kararische, doch demselben vorgezogen wird, weil er weniger Flecken hat. Dieser Marmor bildet einen nicht unwichtigen Gegenstand des Handels, indem derselbe nicht bloß nach Rom, sondern durch ganz Europa mit großem Kostenaufwande verschickt wird, weil, will man in Petersburg oder in Stockholm Marmorbilder haben, man immer genöthigt ist, seine Zuflucht nach Italien zu nehmen und die Steine daher kommen zu lassen.

Das Thierreich ist nicht ärmer als an andern Orten, wiewohl die Zuchthiere eben nicht besser sind; das Rindvieh ist in der Regel kleiner, in der lombardischen Ebene wird es hauptsächlich der Milch wegen gehalten, dort hat man denn auch schweizer oder tiroler Kühe von außerordentlicher Schwere, die einheimischen Arten aber sind weit geringern Schlages, und werden daher mehr zum Mästen gebraucht. Die Pferde sind beinahe noch schlechter, Gestüte giebt es fast gar nicht; man hält auch wenig auf Pferde; der Landmann braucht zum Ziehen und Tragen seiner Lasten Esel oder Maulthiere, und der Städter, welcher sich, für die Kutsche oder zum Reiten, Rosse halten will, kauft sie meistens Reisenden ab, die über die Alpen kommen, oder holt sie selbst dießseits derselben. Nur Mantua soll schöne Pferde haben. Esel dagegen und Maulthiere sind offenbar eine höchst veredelte Rasse und in Gelenkigkeit, Schnelligkeit, Ausdauer gar nicht mit den nordischen zu vergleichen, so daß man, ohne einen schlechten Witz machen zu wollen, sagen kann, das nördliche Italien sei das Vaterland der Esel.

Die Schaafzucht ist ohne Bedeutung. Die Thiere sind weder von guter Rasse, noch sieht man auf Verbesserung derselben durch ausländische Böcke. Da man keine Brachfelder hat, gibt es auch wenige Waiden für dieselben. Viele Heerden gehen von Bergamo alljährig in die Gebirge von Graubünden, woselbst sie gegen eine gewisse Abgabe für jedes Thier den ganzen Sommer über waiden dürfen. Sie sind sehr groß, wiegen oft bis 70 Pfund, haben auch ein wohlschmeckendes Fleisch, weßhalb sie eigentlich gehalten werden, aber ihre Wolle ist grob und schlecht. Der Ziegen hat man sehr viele in den Gebirgen, von den Ebenen sind sie, des fleißigen Anbaues wegen, gänzlich verbannt. Die Schweine sind groß,

sehr stark, schwarz, haben ein sehr derbes gesundes Fleisch und liefern beinahe so gute Borsten, wie die wilden Schweine. Zahmes Geflügel ist in großer Menge vorhanden (mit Ausnahme der Gänse, welche man weniger achtet, als die Vorfahren in Rom, der Rettung des Kapitols wegen, thaten), wildes Geflügel gleichfalls überaus zahlreich; der Schwan, der Pelikan sogar, ist wild anzutreffen, vierzehn oder fünfzehn Gattungen Enten, mehre Wasserhühner, Taucher, Kraniche, Reiher, und von Landvögeln: Hühner, Auerhähne, Feld- und Haselhühner u. s. w. Man zählt an 160 Gattungen Land- und Wasservögel.

Nicht minder reich ist das Land an Fischen, von denen allen der Garda-See 25 verschiedene Arten zählt. Von einem Krebse erzählen die Fischer, er (Cancer pulex) habe eine ätzende Flüssigkeit in seinem Munde, davon ein kleines Tröpfchen genug ist, die Maschen der Netze zu zerstören, zu zerfressen. Das Letztere wird wohl das Wahre sein, wenn auch nicht durch eine ätzende Flüssigkeit, die wahrscheinlich die Schale des Thieres aus Kalk gebildet, früher zerstören würde, als das Netz, und die, wenn sie nicht von der Stärke der konzentrirten Schwefel- oder Salpetersäure ist, dem Krebse nicht schnell genug zur Flucht hilft, da ein Biß, der die Masche trennt, dieß viel leichter bewirkt.

Von den Reptilien gibt es viele beschwerliche und schädliche. Das Land ist überreich gesegnet mit Schlangen aller Art, giftig und nicht giftig, und man hat sich wohl vor ihnen zu hüten, wird auch schwerlich irgendwo im schattigen Gebüsche ein Liebespärchen beisammen im Grase liegen finden, weil solch eine Lust theuer gebüßt werden könnte.

Die Lombardie ist stark bevölkert, doch ist die Bevölkerung nicht so sehr im Steigen, als man es von einem so glücklichen, reich ausgestatteten Lande erwarten sollte; wenn man nämlich an vielen Orten ein und ein halb Prozent jährlich, in Oesterreich selbst an den mehrsten Orten ein Prozent annehmen kann, so beträgt das Steigen in dem nördlichen Italien nicht mehr als ein halb Prozent, d. h. bei 200 wird jährlich einer mehr geboren, als mit Tod abgehen. Die Bevölkerung betrug im Jahr 1816 2.191.709, zehn Jahre später 2.298.713, dann 1827 2.318.253, 1828 2.353.346, ferner 1829 schon 2.360.670, so daß sich eine jährliche Steigerung von 12.068 ergiebt, wornach Blumenbach für das Jahr 1832 nahe bei 2.400.000 Bewohner berechnet. Ein kleiner Irrthum muß hier jedoch obwalten, denn nach den neuesten Nachrichten betrug die Volksmenge zu Anfang des Jahres 1836 nur 2.416.567, da denn von 32 bis 36 die Steigerung nur 4.100 jährlich betragen haben würde. Die ganze Bevölkerung besteht mit weniger Ausnahme von Fremden, die sich in den Städten angesiedelt haben, aus Italienern, welche jedoch ein so abscheuliches Italienisch sprechen, daß sie selbst den einge-

bornen Städtern unverständlich sind, deren Sprache für die reinste (toskanisch) gilt, die in ganz Italien gefunden wird, und welche die eigentliche Schriftsprache ist, doch nur von sehr Gebildeten geredet wird. Der Dialekt aus Bergamo ist so burlesk, daß er bei den komischen Theatern nur als Repräsentant für drollige Dummheit gewählt wird.

Der Menschenschlag hält das Mittel zwischen dem gestreckten Deutschen und dem gedrungenen Italiener des Südens; alle Formen haben ein schönes Ebenmaaß (vielweniger in den Gebirgen als in der Fläche); in Mailand, Padua, Lodi, Cremona, Mantua trifft man unter Männern und Frauen ausgezeichnete Schönheiten. Die Haare sind fast durchgängig schwarz, die Augen schwarz, bei den Frauen voll eines sehnsüchtigen verlangenden Feuers, bei den Männern blitzend. Die Züge sind kräftig, die Farbe frisch, durchaus noch nicht so gelb wie weiter südlich; dagegen haben die Bewohner der Berggegenden etwas zu kurze Taillen, sehr leidenschaftliche schwarze, aber tiefliegende und dadurch an ihrer Schönheit verlierende Augen, stark gebogene Habichtsnasen, was junge Frauen nicht ziert und alte entstellt, indem mit den fehlenden Zähnen das stark vorgebogene Kinn mit der Nase Hochzeit zu machen scheint, der Raum zwischen der Nase und der Oberlippe ist zu lang, die Farbe ist weder frisch, noch angenehm, sie ist ein livides Braungelb. Die Leidenschaften, stärker als im Norden, prägen sich mit einer gewaltsamen Heftigkeit in den Mienen aus, das Muskelspiel des Gesichts ist außerordentlich und scheint in der Natur selbst zu liegen; denn schon Kinder von einem Jahre zeigen diesen lebhaften, fast wilden Ausdruck. Im Gebirge gibt es viele Kröpfe und entstellende äußerliche Krankheiten, welche durch die beispiellose Unreinlichkeit genährt werden mögen, in der Alt und Jung versinkt, und die selbst unter den gebildeten Leuten der Städte nur versteckt, nicht verbannt ist.

Der Italiäner ist außerordentlich mäßig; Garten, Feld und Wald bietet ihm eine reich besetzte Tafel dar, er speist die mehrsten Früchte roh; Kastanien, Zwiebeln, Melonen, Südfrüchte, Rüben, eine Handvoll Mais, sind seine Hauptnahrungsmittel, bei denen er des Kochens ganz entbehren kann. Die Pollenta ist für unseren Gaumen durchaus ungenießbar, die Städter essen Gemüse, Reis, Fische, wenig Fleisch, trinken viel Wasser mit wenig Wein, und halten den Deutschen für einen Vielfraß für einen wahren Gargantua, als welcher er ihnen auch seiner überwiegenden Größe und Beleibtheit wegen erscheint, denn der Italiäner ist immer mager.

Dem deutschen gemeinen Manne, der nicht in den Kunstgenüssen und im Anblicke der schönen Natur Ersatz für viele Entbehrungen findet, gefällt Italien nicht. Die Oesterreicher, welche auf ihren Feldzügen dahin

kamen, nannten es ein von Gott verfluchtes Land, in welchem nur Lumpen- und Bettelhunde zu finden wären, die Sprache eine Gauner- und Spitzbubensprache sei, die Speise und Trank in dem bestehe, was in Deutschland Futter für die Schweine sei. Als die Soldaten nach der Lombardie kamen, und die Bauren mit nackten Beinen und langen Haarzöpfen sahen, als sie bemerkten, daß die Fenster statt der Glasscheiben Papierscheiben hatten, daß man die Pferde weder putzte noch wusch, dagegen die Ochsen mit ungemeiner Auszeichnung, mit großer Humanität behandelte, sie wusch, putzte, striegelte, mit weißer Leinwand bedeckte; da sie kein Bier fanden und der süße Wein ihnen nicht behagte, erklärten sie es des augenblicklichen Unterganges werth.

Ein Unteroffizier ward von seinem Lieutenant auf die schöne Gegend, auf die reizenden Gärten aufmerksam gemacht, in welche das ganze Land verwandelt schien. Der Unteroffizier antwortete: „den Garten soll's Wetter verschlagen, was habe ich von einem Garten, wo es nichts zu beißen, nichts zu brocken gibt. Da sehen sie — schauen sie den Maledetto Niente an (die Italiäner antworteten auf alle Fragen der Soldaten, Niente Signor Soldato, daher der Spottname, verfluchter Niente) — wobei er auf einen abgemagerten Bauren zeigte, der auf einem Esel vorbeiritt — sieht er nicht aus wie der Hunger und die Pestilenz; kann er in seinem Garten nicht fett werden, wie sollen wir es?“

Solch' ein Urtheil ist bei dem gemeinen Manne begreiflich; wer die Welt kennt, weiß, daß der Mensch überall unzufrieden ist, daß er jedoch, wenn es zum Vergleiche kommt, sein Vaterland allen andern Ländern vorzieht, sowenig wir uns an die italiänische Küche gewöhnen können, an den Gebrauch des Oels zu allen Speisen, an den Schmutz der Wirthin, welche, wenn ihr der Makaroni nicht fett genug vorkam, nach der Lampe greift, und etwas von der Nahrung derselben zu der Speise schüttet, — ebenso wenig kann der Italiäner unsere derbe Kost, unser vieles Fleisch, unsere Kartoffeln, unsere Kraut- und Kohl- und Rübengattungen, unser Bier nach seinem Geschmacke finden; gut und schlecht ist in diesem Falle ganz relativ.

Freundlicher kommt uns und heiterer der Häuserbau vor, wiewohl man auch mehre Bequemlichkeiten vermißt, welche dem Nordländer unentbehrlich geworden. Die Wohnungen sind gewöhnlich aus Stein, mit Altanen oder Balkons geziert, mit flachen versteckten Dächern, welche rundum eine Erhöhung, eine sogenannte Attika haben, auf der Blumen-Töpfe stehen. Die Dörfer sind meistentheils groß, und da überall einzelne Häuser oder Paläste in den schönsten Gartenanlagen stehen, so nehmen sich die Landschaften ungemein freundlich aus. Die Städte haben lauter hohe ganz massive Häuser mit sehr dicken Mauern; sie sind daher

im Sommer kühl, aber auch im Winter kalt, und man vermißt auf dem kalten Marmorboden oder auf dem Estrich, aus Kalk gegossen und mosaikartig verziert, gar sehr die deutschen Dielen, vermißt in den weiten, schlecht möblirten, fast unheimlichen Räumen den freundlichen Ofen (dessen Annehmlichkeit übrigens die Italiäner durch die Deutschen kennen gelernt haben und der nach und nach den unzweckmäßigen Kamin verdrängt), vermißt überhaupt ganz das Meublement und sieht selbst in Zimmern reicher Leute nichts als Sessel, Sofa und einen Tisch.

Die Wohnungen der Landleute sind nach den Gegenden sehr verschieden. Während man in den Gebirgen fest verwahrte Häuser hat, lebt der Bauer aus der Ebene fast immer unter freiem Himmel, seinen Stall bildet die Hofmauer, und hat so ein Schuppen, Speicher u. s. w. nur eine Wand und ein nach dem Innern des Hofes gerichtetes Dach, worunter das Vieh liegt. Den Leuten dienen, statt der Betten, Matrazen von Maishülsen, welche sehr elastisch sind.

Die Kleidung der Städter ist ganz die französische, Frack und Ueberrock und bei den Damen gewöhnliche Modekleider; was nationell zu nennen wäre, ist der Schleier, der vom Haupte über Hals und Nacken selten über das Gesicht herabhängt. Die Bauern gehen mit Jacke, weiten Hosen, die Frauen mit Rock und Mieder wie überall, nur viel schmutziger als irgendwo. Es benimmt den Apetit gewaltig, wenn man hübsche Gesichter recht deutlich durch darauf lagernde Rinde von Staub und Fett gebräunt sieht, oder wenn man bemerkt, daß Stirne, Nase, Mund und Wangen ziemlich hell, von den Ohren an aber alles von dunkler Farbe ist; daher die Ausdünstung dieser Leute auch etwas höchst Zurückstoßendes hat. Ungeziefer in dem mit silbernen Pfeilen und goldenen Ketten geschmückten Haare zu sehen, setzt Niemand in Verwunderung, noch auch in Verlegenheit.

Den Volkskarakter betreffend, so mag demselben recht oft zu nahe getreten sein. Man darf bei Beurtheilung, desselben nicht vergessen, von den Sitten und Gebräuchen, und von der eigenthümlichen Richtung des Moralgesetzes auszugehen. Wenn in Canton Kinderfleisch auf öffentlichem Markte verkauft wird, so ist das Abschlachten der eigenen Kinder kein Verbrechen. Man kann also nicht sagen, die Chinesen seien Menschenfresser, Kanibalen — die Sitte hat diese Verbrechen zu erlaubten Handlungen gestempelt, und dort haben sie ihre Abscheulichkeit verloren. Wenn in Italien Jemand seinen Nebenbuhler erdolcht, so hat er nach seiner Meinung kein Verbrechen begangen; er verbirgt sich eine Zeit lang vor dem Arm der Gerechtigkeit, welche nicht ganz seiner Meinung ist, dann erscheint er und hat sich nur noch vor der Rache der Verwandten des Ermordeten zu hüten. Diese Rache bleibt nicht aus, und

ist etwas eben so Natürliches, als die Ermordung des Nebenbuhlers war; sie nicht zu vollziehen, würde demjenigen, welchem sie obliegt, weit größere Schmach bringen, als ein neuer Mord. Heißes Blut, ungeheure Lebendigkeit aller Empfindungen, nicht zu besiegende Leidenschaftlichkeit (welche einen Benvenuto Cellini todtkrank machte, weil er sich nicht an dem Beleidiger rächen konnte; welche ihn genesen ließ, als er endlich sich gerächt, was ihm vom Papste einen grimmigen Blick und die Bedeutung man hoffe, er werde nun zufrieden sein und wieder arbeiten können, zuzog), dieß sind die Triebfedern von tausend Handlungen, die uns schändlich vorkommen, den Italiänern aber nicht, welche hinwiederum unsere große Enthaltsamkeit, mindere Rachsucht, geringere Hitze, für fürchterliche kretinmäßige Stupidität halten, mit der sie nicht behaftet sein möchten. Das viel wärmere Klima reift alle Sinne früher und befördert bei beiden Geschlechtern Ausartungen natürlicher Triebe, so daß man sowohl Tribaden findet, als auch Männer, welche der griechischen Liebe huldigen, ja man kann vom gemeinen Landvolke hören, daß die Eselin große Vorzüge vor dem Weibe habe. Ein Augenzeuge hat mir erzählt, daß bei dem Feldzuge der Oesterreicher unter Souvarow in der Schweiz bei mehren italiänischen Regimentern sauber gehaltene Ziegen mitgeführt wurden, welche Schabracken mit dem Namen ihrer Besitzer trugen. Der Zweck dieses Gefolges war dem Heere durchaus nicht unbekannt. Was sonst ein Todesverbrechen war, was im Norden von Deutschland mit zehnjähriger Zuchthausstrafe belegt wird, was nur in einigen südlichen deutschen Staaten unter vornehmen Leuten vorgeht, als ein (infames) Modelaster, das hat in Italien durchaus nichts Anstößiges. Die Strenge, mit welcher die Mägdchen in den Klöstern verborgen werden, die Sitte der Cortege oder das Cicisbeat, welches die Frauen nicht hindert, mehr als einen Liebhaber zu beglücken, die Gleichgültigkeit gegen die gesetzmäßigen Frauen, die überreizte Fantasie, welche immerfort Veränderung haben will, weil ohne Aufregung derselben und mit dem Reize der Neuheit, der Reiz überhaupt entflieht, und man doch noch stets neue Vergnügungen sucht, — sind wohl Schuld an diesen Verirrungen, welche im Allgemeinen den Deutschen fremd sind, weil seine größere Kraft weniger Reizmittel braucht, — aber eben aus dem Vorhergehenden erklärt und darum leicht entschuldigt werden.

Außer diesem kann man den Lombarden wohl mit Recht Fehler vorwerfen, welche von ihrer früher sehr gedrückten Lage herkommen, da sie unter hundert kleine Herrn vertheilt, von diesen ausgesogen und gemißbraucht wurden; daher Hinterlist, Sucht zu übervortheilen, was sich besonders in sinnlosem Vorschlagen bei Waaren, die man häufig um den vierten Theil dessen erhält, was dafür verlangt wurde, zeigt, was bei

Gastwirthen, Lohnkutschern, Zimmervermiethern und allen denen, die von den Fremden leben (und deren sind sehr viele, ja fast alle Städter), ganz allgemein ist, und wornach man sich, bei seinen Geboten gegen das Geforderte stets richten muß; ferner gehört zu den tadelnswerthen Zügen große Geldgier, Bestechlichkeit, Eigennutz, der überall vorleuchtet. Die Leute sind alle gewöhnt, Trinkgelder zu nehmen, Vornehm und Gering; jede Gefälligkeit muß bezahlt werden. — Man ist an irgend einen Mann von Bedeutung empfohlen, — er geht selbst mit außerordentlicher Zuvorkommenheit umher, um dem Fremden ein Quartier zu suchen; er geht zu einem Goldarbeiter, von dem er weiß, daß er ein paar Zimmer hat, und sagt ihm, er wisse einen Miether. Beim Abschiede fällt ihm ein hübscher Ring, ein Cachet, irgend etwas in die Augen, was er als Preis für seine Mühe brauchen kann; er fragt, was es koste, und erbittet sich bei Gelegenheit die Rechnung. — Der Vermiether darf diese nie einschicken, er macht gegen den vornehmen Herrn einen tiefen Bückling, und die Sache ist beendet. Für diesen Verlust muß der Vermiether sich an seinem Miethsmanne entschädigen. Der Ring war zehn Dukaten werth, folglich fordert er zwanzig Dukaten mehr als er ohne dieß gefordert hätte, was übrigens der Fremde nicht eher zu erfahren bekommt, als bis er abreisen will, wo er dann zahlen muß ohne Gnade. —

Alles dieß findet man, wenn auch in geringerem Grade, wo anders eben so gut wie in Italien; es scheint, als mache nur die üppige Natur die Fehler greller hervortreten. Im übrigen sind sie ein harmloses, so leicht besänftigtes als gereiztes Völkchen; freundliche Worte machen viel aus. Derselbe Mann, der einen unbefugten Liebhaber seiner Frau auf dem Flecke erdolchen würde, macht sich eine Freude daraus, seine Frau demselben Fremden zu überlassen, wenn vorher ein freundschaftliches Uebereinkommen getroffen worden ist; es überhebt ihn der Mühe der Unterhaltung seiner Gattin, der Kortege, der nunmehr erklärte Liebhaber hat die Verpflichtung, für die Zerstreuung, für das Vergnügen seiner Gebieterin zu sorgen, er führt sie in das Theater und nach demselben in ein elegantes und galantes Kaffeehaus, er fragt am frühen Morgen nach ihrem Befinden, er reicht ihr die Papilloten, wenn sie Toilette macht, er liest ihr die neuesten Geisteserzeugnisse vor, er singt, spielt mit ihr, begleitet sie auf die Promenade, auf den Korso, in das Konzert, in die Soireen. Der Mann freut sich, dieser schrecklichen Last überhoben zu sein, und legt sich dieselbe bei einer andern Dame auf. Dieß ist die berühmte und berüchtigte C i c i s b e a t u r a, welche sich in s t r e t t a und l a r g a theilt, wovon die erstere noch einigermaßen in den Schranken der Ehrbarkeit bleibt, die andere aber dem Z i z i s b e o alle Rechte eines Gemahls einräumt, woher es denn auch kommt, daß sehr viel weniger

uneheliche Geburten vorkommen, als in andern Ländern. Man zählte im Jahre 1829 in allen Provinzen der Lombardie nicht mehr, als 3.229. Es werden ja mehr in der einzigen Stadt Wien geboren, und das heitere Gräz gibt dem Gebärhause allein, den sechsten Theil; wie viele uneheliche Geburten gleichzeitig außer dem Gebärhause vorkommen, ist unbekannt.

In dem untern und Mittelstande ist der Mann die Hausfrau, und die Frau ist Gebieter. Der Mann geht Morgens auf den Markt und kauft ein, bereitet das Frühstück, gewöhnlich Kaffee, und bringt es der Frau vor das Bette, worin sie bis zehn und eilf Uhr liegt. Der Mann kocht Reis und Gemüse und bratet sein Fleisch, und die Frau übernimmt die Rolle des zankenden Eheherrn, wenn die Suppe räucherig oder der Braten angebraunt ist. Dann wird Sieste gehalten; daher während des ganzen Tages die Städte wie ausgestorben sind. Abends begibt man sich an die Vergnügungsörter; die Laden werden erleuchtet; alles, was der Gaumen und der Luxus des Italieners wünscht (wobei freilich den Deutschen viel zu wünschen übrig bleibt), ist in das glänzendste Licht gestellt, um neun Uhr beginnen die Theater, um zwei Uhr legt man sich zu Bette, um den heißen Tag zu verschlafen.

Bei den vornehmen Personen und denen des höhern Mittelstandes anzukommen, wird dem Fremden sehr schwer, im Theater jedoch, wo jede Familie von Bedeutug eine eigene, ihr allein und ein für allemal gehörige Loge hat, ist es leichter. Das Theater ist der Konversationssaal, dort läuft man von Kabinet zu Kabinet, um hier ein paar freundliche Worte einzunehmen, dort welche zu spenden, da ein Kartenspiel zu machen, Sorbet zu nehmen; und ist man so mit ein paar Familien bekannt geworden, so erhält man vielleicht auch Zutritt in ihr Haus oder wird auf die Landhäuser geladen, woselbst ein sehr ungezwungener Ton herrscht. Auf das Stück, die Oper, wird gar nicht achtgegeben, dieß ist ein Lückenbüßer für die Unterhaltung, nur der Primadonna und dem Primohuomo schenkt man, während der großen Arie, eine große Aufmerksamkeit; alles übrige ist für den Zuhörer nicht vorhanden, und während der Vorstellung ein ärgerer Lärmen als in einer Sinagoge. Darum wird auch während des ganzen Karnevals nur eine und täglich dieselbe Oper wiederholt gegeben.

Fleiß und Thätigkeit zeichnen den Italiener eben nicht aus, er hängt ungebührlich am Alten, hat elende Ackerwerkzeuge, muß vor einen Pflug oft acht Ochsen spannen, bebaut indessen gewöhnlich, da das Land ziemlich vertheilt ist, seine kleine Scholle mit dem Spaten und der Hacke, wodurch dann der Ackerbau in Gartenbau verwandelt ist. In den Ebenen, welche alle sehr feucht und warm sind, gedeiht Alles ohne Pflege

und gibt die reichlichsten Früchte; ein Maiskorn in den Boden gesteckt, liefert im Durchschnitte drei Kolben zu 900 bis 1,000 Körnern, also dreitausendfältige Frucht. Doch wird es meistens nicht gesteckt, sondern gesäet, und da geht dann durch mangelhaftes Eineggen drei Viertel verloren, von dem übrigen Viertel fressen Mäuse, Vögel, Hamster wieder drei Viertel, von diesem Sechszehntel geht vieles ungeschickt auf, so daß ein Korn dem andern die Nahrung, den Raum zur Existenz nimmt und beide zu Grunde gehen. So bleibt denn nicht mehr übrig, als dazu nöthig ist, um dieser höchst segensreichen Frucht statt dem Dreitausendfachen, doch das Hundertfache der Aussaat abzugewinnen.

Von den Feld- und Gartenfrüchten, welche die Lombardie hervorbringt, ist bereits gesprochen worden. Ein großer Hang zum Nichtsthun (dolce far niente) hindert hier, wie überall, das Fortschreiten vom Altherkömmlichen zum Bessern. Von Veredlung des Vorhandenen ist keine Rede; die Aepfel, Kirschen und Pflaumen sind in Italien viel schlechter als im Norden; die Wildlinge dieser Früchte (die nicht gepfropften oder okulirten, sondern aus dem Kerne gezogene) sind die dem Süden angehörigen: die Orangen, Feigen, haben dagegen eine seltene Fülle, doch auch nicht aus Schuld oder Verdienst der guten faulen Leute, sondern lediglich des heitern Himmels und des feuchten Bodens willen. Farbenpflanzen, Futterpflanzen werden wenig gebaut, das Hauptaugenmerk ist auf den Wein gerichtet. Die Trauben erreichen in der Regel eine außerordentliche Vollkommenheit. Die herrlichsten Weine wachsen am Komer- und am Gardasee und im Valtelin; sie würden an Trefflichkeit vielleicht alle andere übertreffen, wenn sie besser behandelt würden, doch die abscheuliche Art, den Most in Schlauche von frisch geschlachtetem Viehe zu bringen, wobei die Haarseite, mit Pech ausgegossen, nach innen kommt, verdirbt Alles. Ein abscheuliches Getränke ist der sogenannte Nachwein. Wenn man die Trauben gekeltert hat, so gießt man auf die Treber Wasser, rührt Alles wohl und preßt dieses noch einmal, dann bekommt man den Saft der Stiele, Hülsen und Kerne, doch nicht den Saft der Trauben, und dieses „höllische Gemische“ ist der gewöhnliche Trunk des gemeinen Mannes, von der Lese bis zum Anfange des März; der da noch übrige Nachwein muß fortgegossen werden, weil er mit der steigenden Wärme umschlägt, in faulige Gährung übergeht.

Als Obstgattung, weniger zum Keltern als zum Essen bestimmt, wird eine Traube gepflanzt, welche man Muskatellon d'Espagne nennt; es ist die um Malaga heimische Traube, von der Länge einer Elle, mit ovalen Beeren, groß wie ein Taubenei. Sie wird in Norditalien nicht völlig reif, hat daher nicht Saft, sondern Fleisch; das Gewebe, welches die Zellen bildet, ist nicht in Flüssigkeit übergegangen, doch ist sie

vollkommen süß und eine köstliche Frucht. Sowie sie in Italien wächst, nimmt man sie in Malaga von den Stöcken, und verpackt sie in Sägespäne eingehüllt, in große tönerne Gefäße, worauf sie nach Hamburg, Berlin, Stockholm, Petersburg verschickt werden, und da auf die Tafeln vornehmer Leute kommen.

Im Uebrigen ist eine gewisse Betriebsamkeit nicht zu verkennen, wenn man nur in dieser Hinsicht seine Forderungen an den etwas trägen Italiener nicht zu hoch spannt. So wird auch bedeutend viel Käse gewonnen; der bei Lodi bereitete Parmesankäse kann jährlich über sechs Millionen Pfund kommen. Aus den Molken wird, nach Zugießen von frischer Milch, noch ein zweiter, viel schlechterer, Käse gemacht, sogenanter Zieger, welcher für den Hausgebrauch gemeiner Leute geräuchert wird. Höchst vortrefflich, fett und sehr milde ist der weiche Strachino, dem echten limburger entfernt ähnlich; doch bei weitem nicht so strenge von Geschmack und viel zarter, auch durchscheinender und fast dem Eiweiße an Farbe gleich.

Alle übrigen Beschäftigungen der Italiener im Ganzen sind so einfach, wie der Weinbau und die Käsebereitung, d. h. sie beschränken sich auf das Sammeln der Naturprodukte. Flachs, Hanf, Seide wird gesponnen und roh verkauft. Außer den Metallarbeiten der Mailänder, welche Broncewaaren sehr schön liefern, will alles Uebrige nicht viel sagen; der Bedarf an Eisen, Kupfer wird kaum zum zehnten Theile im Lande selbst fabricirt; den Hauptantheil daran hat Brescia, wo einige bedeutende Fabriken sind. Das Papier, welches die Lombardie liefert, ist vortrefflich und hat, selbst jetzt noch, wo man in Deutschland und Frankreich ausgezeichnetes Papier liefert, seinen Ruhm nicht verloren.

Wichtig wird daher der Handel für die Lombardie sein, und er ist es auch, der sie eigentlich ernährt. Man sollte zwar meinen, derselbe müsse ganz passiv sein, da die Italiener fast alle ihre Kunst- und Industriebedürfnisse aus dem Auslande beziehen. Dieß ist auch in soferne ganz richtig, als mehr als 100 Millionen Lire (ungefähr 20 Millionen Gulden) für Waaren in's Ausland gehen, allein 150 Millionen Lire kommen zurück, indem an rohen Produkten, an Seide, Flachs, Hanf, Oel, aus Oliven, Nüssen, Sesam, Lein; ferner Wachs, Käse, Wolle, Haare, Felle, Farbwaaren, Arzneimittel, Mineralien sehr viel an das Ausland abgesetzt wird, und zwar von dem Hauptartikel Seide, so viel (für 22 Millionen Gulden), daß alles Uebrige noch nicht die Hälfte dieses einen Artikels einträgt.

Dieser starke Handel scheint das ganze Volk zu Kaufleuten gemacht zu haben; Alles kauft und verkauft, und wenn ihnen Gegenstände fehlen, sich selbst, zeitweise oder für immer. So ist es denn etwas ganz

Gewöhnliches, Bauern und Bürgerssöhne im Frühjahre nach Deutschland wandern zu sehen, mit Mäusefallen und Hecheln, mit einer Zange und etwas Draht, um zerbrochene Töpfe zu binden, mit einem Tabuletkrame, der ihr ganzes Vermögen ausmacht, das sich aber, wenn sie im Herbste nach Hause kehren, verzehnfacht hat. Andere, die ein lustiges Leben führen wollen, nehmen etwa ihre Schwester und einen guten Freund und dessen Schwester mit, so daß eine kleine Gesellschaft beisammen ist, die in allen Wirthshäusern singt, spielt und kleine Opernszenen aufführt, wobei der Aelteste, gewöhnlich Bassist, den Buffo, der Jüngere den Liebhaber macht, während eine der beiden Damen die Primadonna, die andere aber das Kammermädchen gibt. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehen diese Leute, nehmen überall etwas Erkleckliches ein, weil ihre Späße, ihr munteres Wesen Jedermann belustigt, leben herrlich und in Freuden, weil sie gewöhnlich von den Gästen regalirt werden, und die Mädchen weder blöde noch spröde, die Männer aber durchaus nicht eifersüchtig sind, brauchen daher höchstens Bezahlung für ihre Schlafstelle, mitunter auch dieß nicht, weil sie sich selbst sehr wohl hier oder dort unterzubringen wissen. Sie verleben so ein oder ein paar Jahre auf Reisen, machen vielleicht als Sänger bei einem herumziehenden, dann bei einem größeren Theater ihr Glück und kehren wohlhabend zu ihrem Vaterlande heim; von dem Erhandelten, Ersparten, auf gute oder schlechte Weise Erworbenen lebend. Dem Handel zu Hülfe kommen treffliche Straßen und Kanäle, welche das nördliche Italien schon seit uralter Zeit hatte, und welche sich immer mehr und mehr ausdehnten, da jede Stadt einen Staat bildete, und jede sich mit den Nachbarstädten und der See, den Apenninen oder den Alpen in Verbindung zu setzen strebte. In den Alpen hatte man nur Straßen für die Saumrosse, da hat dann die österreichische Regierung sehr viel gethan, indem sie zwei mächtige Straßen, die eine über den Splügen, die andere über das Wormserjoch führte, davon die letzte an 800 Fuß über die Schneegränze steigt. Die Straßen sind 15 Fuß breit, und von so geringer Steigung, daß man fast überall ohne Vorspann durchkommen kann. Die Flüsse sind fast alle, außer dem Ticino, bis an die Seen, aus denen sie entspringen, oder bis in die Alpthäler befahrbar. Hier wird ihr Fall zu rasch, als daß sie anders benützt werden könnten, als zur Stromabschiffung von Holz und rohen Früchten auf Flößen. In der Ebene aber fließen die Ströme ruhig und breit, und geben treffliche Güterwege; sehr vermehrt wird der Nutzen derselben durch eine Menge Kanäle, welche alle Flüsse untereinander verbinden und in so großer Anzahl vorhanden sind, daß sie wie ein Netz sich über die ganze Lombardie ausbreiten. Da diese Kanäle aber sehr schmal sind, haben auch die Schiffe keine große

große Tragkraft und keine besondere Ausdehnung. Man hat sie verschieden, von 50 bis 2.000 Zentner Ladungsfähigkeit; das letztere ist jedoch etwas selten und nur auf den großen Seen der Fall. Gewöhnlich sind die stärksten Schiffe mit 800 Zentnern beladen, was für Schiffe nicht viel sagen will, da man ja auf einen großen Wagen 100 bis 150 ladet. Auf dem Gardasee geht auch ein Dampfboot.

Die Volksbildung ist im Vergleich mit Deutschland sehr gering, im Vergleich mit andern Staaten sehr groß. Wenn das Wissen für uns Nordländer auch nicht von Italien ausging, indem wir dasselbe den Spaniern und Arabern verdanken, so war doch ohne Zweifel dasselbe dort früher heimisch als bei uns, so wurden doch dort schon die Wissenschaften gepflegt, als Deutschland noch ein ununterbrochener Urwald war. Leider sind die Abkömmlinge der Ciceronen zu Cicerone's herabgesunken, und Deutschland hat einen Aufschwung genommen, der alle andere früher weit vorgeeilte Völker, nun plötzlich weit, weit zurückließ. Allein unter diesen zurückgebliebenen nimmt doch das nördliche Italien keineswegs die letzte Stufe ein; die Universitäten Pavia und Padua stehen allen andern italienischen musterhaft voran und die österreichische Regierung hat für die möglichste Verbreitung einer gewissen Volksbildung durch Errichtung von Schulen viel gethan. Seit Maria Theresia sind diese früher in Italien ganz unbekannten Anstalten in der Lombardei eingeführt, und die Kinder, welche sonst wie das wilde Vieh, unwissend, in barbarischer Stupidität aufwuchsen, lernen doch jetzt wenigstens nothdürftig lesen und schreiben, da jede Gemeinde eine Schule halten muß.

Da Bequemlichkeit das Hauptbedürfniß des Italieners ist, so macht er sich's auch mit der Erziehung bequem, und das heitere Zusammenleben einer zahlreichen Familie kennt man nicht; wo hätte auch eine, mit einem Cicisbeo und zehn Anbetern versehene Mutter Zeit, sich um ihre Kinder zu bekümmern. Das neugeborene Kind wird gewaschen, getauft und dann auf's Land einer Bäuerin, welche, wie man sich ausdrückt, „frisch milchend" ist, zur Wartung gegeben. Diese legt das Kind bald der Kuh bald der Ziege an, nimmt es mit sich auf's Feld, hängt den Korb, worin es liegt, an ein paar Weinpfähle, oder an einen Baum, läßt es von den ältern Kindern bewachen, und liegt dann ihrer Arbeit ob. So wächst das Kind heran, ohne daß die Eltern etwas davon wissen, es gesehen haben, daher auch häufig Vertauschungen vorgehen, welche denn in den italienischen Romanen auch die Hauptrolle spielen, zu allen Verwicklungen herhalten müssen. Nur dann und wann kommt die Amme nach der Stadt und holt sich das bedungene Geld und etwas Naschwerk für das Kleine, welches sie dann dem eigenen Kinde zukommen läßt.

Nach dem vierten Jahre werden die Kinder in die Stadt genommen und irgend einer armen Frau, einer Wittwe, welche sich dadurch erhält und ernährt, zur Wartung, Pflege und Unterricht übergeben. Dort lernen diese nothdürftig ein Gebet hersagen, das Ave Maria, den englischen Gruß und das Paternoster plappern, womit die Zeit bis zum siebenten Jahre vollständig ausgefüllt wird. In diesem Alter treten die Knaben in Erziehungs-Institute, die Mädchen in Klöster, worin die letztern bis zu ihrer Verheirathung bleiben, feine weibliche Arbeiten machen, ein Brevier lesen, und nothdürftig kritzeln lernen, so daß sie doch nach vollendeter Erziehung ein Liebesbriefchen schreiben können, wobei es auf Orthografie bekanntlich gar nicht ankommt, indem dem entzückten Liebhaber Alles schön erscheint, die garstigen Flecken im jungen Holz sich in zierliche Masern verwandeln, welche erst nach der Verheirathung in häßliche Astlöcher aufklaffen.

Die Knaben werden nun ihrer ferneren Bestimmung übergeben, sie besuchen die Schulen, die Universitäten, oder auch nicht, sie sind dann sich selbst überlassen, machen allerlei tolle Streiche, werden gewöhnlich recht liederlich, haben hinlänglichen Umgang mit bösem Gesindel, mit Menschen schlechten Gelichters, welche sich bemühen, ihre Erziehung zu vollenden, sie erst zu tüchtigen Leuten zu bilden, so daß, wenn sie von der Universität, oder aus dem Stande eines Ladendieners, eines Gewerbtreibenden, eines Künstler-Lehrlings zurücktreten in das elterliche Haus, um ihrem künftigen Erwerbe nachzugehen, angestellt zu werden, eine Handlung, eine Fabrik zu übernehmen, sie Gottlob vollkommene Taugenichtse sind, von denen man sagen kann, sie seien nun reif und könnten gepflückt werden, wenn sie nicht selbst vom Baume fallen sollen.

Im fernern Verlaufe ihres Lebens, mit den vernünftigern Jahren, schleifen sich diese häßlichen Makel nach und nach ab. Sehr oft, ja fast gewöhnlich, wird das Mark der Jugend an feile Dirnen verschwendet, wird das Blut durch eckelhafte Krankheiten vergiftet, von denen beide Geschlechter gleich häufig ergriffen sind, welche aber bei beiden gleich wenig geachtet werden. Nach und nach kühlt sich das heiße Blut ab, stellt der glückliche Himmel und die gütige Natur den Verbrecher an ihren heiligsten Gesetzen wieder her, und mit diesen Leuten ist dann wohl auszukommen. Sie haben sich, wie man bei uns sagt, die Hörner abgelaufen, und sind anständige, freundliche, äußerlich sehr zuvorkommende Leute geworden, welche nicht mehr verschwenden, sondern sparen und das, was sie aus ihrer Jugendzeit gerettet haben, in allen Fällen wohl anzulegen wissen. Der Ernst des Geschäftslebens, die Bemerkung, daß einer immer den andern zu übervortheilen sucht, bildet ihre Verschlagenheit, ihre List, aus, so daß sie vollkommene Kaufleute werden. Die schöne Natur, die

lebhafte Fantasie, welche sie besitzen, macht sie zu glücklichen Künstlern, Dichtern, Komponisten, Malern, Bildhauern, Baumeistern, — eine glückliche Anlage zu trefflichen Sängern, welche stets zugleich gute Schauspieler sind, was wir an den deutschen Sängern beinahe immer vermissen. Scharfsinn, Neigung zum Grübeln und Nachdenken macht sie zu meistens recht tüchtigen Gelehrten, und einige andere, wenn auch nicht immer löbliche Eigenschaften, machen die Italiener auch als Beamte geschickt, nur traut man ihnen in ihrem eigenen Lande nicht, und versetzt sie gewöhnlich nach Deutschland, während deutsche Beamte das Verwaltungs-, Justiz- und Militärwesen in Italien leiten.

Woher übrigens das arge Vorurtheil, welches die Italiener gegen die Deutschen haben, kommen mag, vermag man nicht zu enträthseln. Wenn sie etwas weniger Eitelkeit hätten, müßten sie sehen, daß sie bis jetzt noch in allen Künsten und Wissenschaften von den Deutschen übertroffen sind. Ihren Malern, ihren Bildhauern, ihren Baumeistern, haben wir überall gleiche oder viel größere Meister entgegenzustellen; ihre Musik wird von der deutschen unendlich weit überragt, sie haben keinen Gluck, Graun, Händel, Mozart, Weber, Maierbeer; sie haben unter den Dichtern, selbst Ariost und Tasso mit eingeschlossen, keinen Schiller, keinen Göthe, keinen Klopstock und keinen Wieland; sie haben unter ihren Gelehrten keinen Humboldt, keinen Ermann, keinen Seebek, keinen Oersted (denn selbst Volta, der berühmteste der ihrigen, kann diesen nicht verglichen werden); sie haben keinen Filosofen wie Kant, Fichte, Hegel und Schelling; keinen Historiker wie Raumer u. s. w. u. s. w. — und doch sind wir Deutsche ihnen nur Brutti — blödsinnige alberne Thoren, Schlafmützen, unwissende Knaben, welche nur nach Italien kommen um etwas zu lernen, ungelenkige Bären, welche nach Rom kommen, um sich von den Italiänern belecken zu lassen.

In dem Hasse gegen die Herrschaft der Deutschen kann es nicht liegen, denn lange vor Oesterreichs Besitznahme des nördlichen Italiens fand man diese Gesinnung schon allgemein verbreitet. Möglich, daß der Fanatismus, der dort doch wohl in voller Blüthe ist, das Seinige dazu gethan, möglich auch, daß der Nationalhaß schon aus den Zeiten der Hohenstaufen herstammt, deren Ansprüche auf Italien als Erben des deutschen Kaiserhauses Jahrhunderte lang dauernde Zwistigkeiten zwischen den Guelfen und Ghibellinen (Welfen und Waiblinger oder Wibelinger, Schwaben) erregte; möglich alles dies — Wahrscheinlich aber liegt die Ursache uns näher als wir glauben. Alles Fremde gefällt uns, weil es fremd ist; nichts, was wir auf deutschem Boden haben, ist gut genug; die herrliche altdeutsche Tracht mußte der läppischen

französischen weichen; die erhabene kräftige Kirchenmusik der größten Meister wird verdrängt durch Rossini's Geklimper und Getändel. Wir erschrecken vor einer vollen, aus gehobener Brust ertönenden Stimme, und finden nur das italiänische Quinkeliren schön; wir sagen den Italiänern, Franzosen und Engländern, daß wir sie uns selbst vorziehen, diese werden in ihrer natürlichen Eitelkeit bestärkt, lernen sich durch unsere Achtungsbezeugungen noch viel höher stellen, als wir sie gestellt haben, lernen uns verachten, weil wir uns selbst nicht achten, und so ist es denn natürlich, daß wir auch von den in allen Stücken hinter uns zurückbleibenden Italiänern, die wir selbst in allen Stücken über uns setzen, nicht geschätzt werden; denn diese Nationen alle haben Nationalstolz (Hochmuth könnte man sagen, denn als Stolz ist er übertrieben, es ist Ueberschätzung), und dieser schließt die Möglichkeit, sich selbst herabzusetzen gegen andere, gänzlich aus. So ist es denn natürlich, daß die Italiäner unsere Bewunderung alles dessen, was sie leisten, für einen Beweis nehmen, daß wir nichts der Art leisten können, — uns für würdige Söhne unserer Altvordern, für tüchtige Trinker, unmässige Esser, allenfalls, dieses haben sie an ihren eigenen Köpfen erfahren, für tüchtige Krieger, sonst aber für weit unter ihren Eseln stehend ansehen, und so lange dieses thun werden, bis wir sie von dem Wahne befreien, als könnte man nicht ohne sie leben, wozu durch die Kunstsammlungen in Berlin, Dresden und München doch nachgerade ein Anfang gemacht ist, und wozu sie uns kräftig helfen, indem sie ihre bessern Kunstschätze alle um Geld und gute Worte verkaufen, in's Ausland wandern lassen.

So wie ihre Unwissenheit in Hinsicht dessen, was die Deutschen sind, gar groß ist, so ist auch ihre Intoleranz, in all ihrem Glanze, gegen dieselben gerichtet. Von den Spaniern, Franzosen, Ungarn und andern wissen sie, daß sie sich zur alleinseligmachenden Kirche bekennen; von den Deutschen wissen sie, daß sie schon seit beinahe tausend Jahren das Ansehen des Papstes nicht hoch geachtet, sich aus seinem Bannfluch nicht viel gemacht haben; sie wissen, daß der Deutschen wegen viele Konzilien versammelt sind; sie wissen, daß seiner Ketzereien wegen Huß verbrannt worden, und halten daher alle Deutsche für Ketzer, d. h. für viel ärgere Sünder, für der Seligkeit noch viel weniger theilhaft als die Heiden und Türken. Es möge ja in Italien Niemand über die Religion zu sprechen oder zu streiten wagen; schon der Versuch von den Geheimnissen derselben zu reden, wird als Attentat gegen dieselbe ausgelegt. In den Städten, wo man die Ketzer zu sehen gewohnt ist, mag man noch eher ungestraft durchkommen, der Bauer aber hält es für ein Verdienst, für eine Stufe zum Himmel, für eine sehr löbliche Handlung, einen Ketzer in die andere Welt zu schicken. Fleißig zur Messe gehen, jeden Tag einmal

die Kirche besuchen, ist übrigens hinlänglich, um das Christenthum und die Rechtgläubigkeit zu beweisen; ein Rosenkranz in der Tasche ist vollends so gut wie ein päpstliches Breve, und rettete einst einem deutschen Gelehrten, wenn ich nicht irre Lessing, das Leben. Er fuhr auf dem adriatischen Meere von Venedig in einem kleinen Kahne, nur von vier Ruderern geführt, nach einer andern Küstenstadt, als eine plötzlich sich erhebende Bora, ein furchtbar heftiger Nordwind, die Barke in die größte Gefahr brachte; die Ruderer arbeiteten mit der größten Anstrengung, doch nichts schien fruchten zu wollen; da kamen sie auf den Gedanken, Gott sei erzürnet gegen diesen Fremden, der ein Ketzer sein müsse, sie theilten sich dieses in ihrer Sprache mit, und beschloßen, um sich zu retten, um Gott sich wieder geneigt zu machen, den Fremden über Bord zu werfen.

Dieser sprach italiänisch vollkommen, und verstand den Jargon der Gondoliers so ziemlich; die drohende Gefahr im Auge meinte er mit einer kleinen List eben keine Sünde zu begehen, er zog einen Rosenkranz mit wallnußgroßen Kugeln hervor, und begann denselben, auf's Eifrigste lateinische Verse aus dem Horaz hersagend, zwischen den fleißigen Händen zu drehen. Die drohenden Gesichter der Barcajols heiterten sich auf, sie winkten einander lächelnd zu, äußerten, daß sie doch geirrt haben, daß der gute Mann ein Krist sey, und daß Gott sie nicht verlassen werde; nach einigen Stunden tüchtiger Arbeit wurde dann das Ufer glücklich erreicht, und der Gerettete dankte dem Himmel für den glücklichen Einfall, der ihn hatte einen Rosenkranz mit großen Kugeln kaufen lassen.

Die niedere Geistlichkeit, in einer schrecklichen Unwissenheit versunken, thut nichts, um so gräuliche Vorurtheile abzustellen, da sie daraus ihren Vortheil zieht, die höhere, in der Regel besser unterrichtet, vermag gewöhnlich nichts dagegen zu thun, weil ihre Stellung sie von dem Volksunterrichte ausschließt. So groß unter dem Volke die Intolleranz gegen die Ketzer ist, so duldsam ist man gegen die Juden, welche nicht wie in vielen Städten disseits der Alpen, wie in Frankfurt, in Prag in sogenannte Judenviertel eingepfercht sind.

Obwohl das Klosterwesen oder Unwesen noch sehr im Schwunge ist, und viele tüchtige Leute der Welt entzogen werden, welche nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft hätten werden können, während sie jetzt von dem Erwerbe anderer, von milden Beiträgen, Stiftungen, die ihnen in Menge zuströmen, leben, so sind doch viele dadurch wohlthätig, daß sie als Krankenpfleger große Hospitäler versehen, was von mehren Orden geschieht, oder daß sie sich mit der Erziehung abgeben, und also Gimnasien und niedere Schulen in ihren Klöstern halten; auch die Nonnen erwählen meistens diesen Beruf, und außerdem, daß sie viele Mäd-

chen in Pension, d. h. in Kost und Wohnung nehmen, haben sie noch eigentliche Mädchenschulen, in denen die Kinder in allen weiblichen Arbeiten feinerer Art, und in den ersten Anfangsgründen des Wissens, d. h. im Lesen und Schreiben, ferner auch in Gesang und Musik unterrichtet werden.

Die Verwaltung dieses Landes betreffend, so hat sie nur darin einen Unterschied vor den andern österreichischen Provinzen voraus, daß eine Zwischenstelle mehr da ist, welche bei den andern wegfällt, nämlich die eines Vicekönigs, welcher theils in Venedig theils in Mailand residirt, und an welchen alle Sachen gehen müssen, bevor sie an die Hofstellen in Wien und an den Kaiser gelangen, in geringeren Angelegenheiten jedoch, welche nicht eine kaiserliche Bestättigung brauchen, entscheidet sein Ausspruch als in letzter Instanz; im Uebrigen geht alles den nämlichen Gang, wie in Steiermark oder Inner-Oesterreich, Böhmen oder Mähren. Neun Deputirte des Adels, neun der bürgerlichen Gutsbesitzer und zehn der Städte haben die zu zahlenden Abgaben — nicht zu bewilligen, sondern zu vertheilen, haben also keine andere als höchstens eine in so fern berathende Stimme, daß man ihnen zu untersuchen überläßt, wie die gemachten Forderungen am Besten zu befriedigen seien.

Ortsbeschreibung.

Die Lombardie wird in neun Provinzen getheilt. Die Erste ist Mailand, darinn die Hauptstadt gleichen Namens, italiänisch Milano; die alte Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Mailand, das an Glanz und Macht beinahe alle benachbarten Staaten übertraf. Von 180 Quadratmeilen ist der Distrikt Mailand, oder die österreichische Provinz auf 45 herabgesunken. Sie wird in 16 Kreise getheilt, welche zwei Städte mit einer Vorstadt, vierzehn Marktflecken, 371 Dörfern mit 28.500 Wohnhäusern hat, worin 93.400 Familien wohnen.

Mailand soll von den Galliern 395 Jahre nach Roms Erbauung gegründet sein, es wurde dann von den Römern, später von den Longobarden als Hauptort des obern Italien betrachtet, kam dann an das italiänische Reich Karls des Großen; später entstanden, wie bereits angeführt, Zwistigkeiten mit den deutschen Herren, gegen welche sich Mailand auflehnte, so daß es endlich durch Friedrich Barbarossa, der des übermüthigen Trotzens der reichen Städte genug hatte, im Jahr 1158 sehr gedemüthigt, aber da dieses noch nichts half, endlich 1162 gänzlich zerstört, in Schutt und Asche gelegt wurde. Die Einwohner bauten sich auf derselben Stelle wieder an, und, von dem Kostnitzer Frieden wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, erholten sie sich durch Handel mit den

Reichthümern des Bodens bald. Die Familie der Visconti war die in Mailand herrschende. Als diese ausstarb, ging das Reich auf die Sforza's über, deren einer, Franz, eine uneheliche Tochter des letzten Visconti zur Gattin hatte, womit er seine Ansprüche begründete, und gegen Frankreich bis zur Zeit Ludwigs XII. behauptete. Franz I. begann nun Krieg, welcher die Stadt wechselsweise in seine Hände und in die der Sforza's brachte, bis bei dem Frieden von Madrid der junge König seinen italienischen Besitzungen entsagen mußte, und das weite Mailand an Carl V. kam, wodurch es bei dem spanischen Erbfolgekrieg, welcher das deutsche Kaiserhaus von dem spanischen Throne ausschloß, an Oesterreich übergeben wurde, dem es nach den wechselvollen Ereignissen vom Jahr 1814 erblich geblieben ist.

Von dem alten Mailand, das schon zur Zeit der Römer bestand, ist fast nichts übrig; das neue hat die Bauart der mehrsten italiänischen Städte, mit engen Straßen und hohen Häusern, und nur die Corso's machen davon eine Ausnahme. Diese sind die breiten Straßen, welche von mehren der eilf Thore nach der Mitte der Stadt führen. So breit diese in Vergleich mit den übrigen Straßen von Mailand sind, so sind sie doch sehr unbedeutend, wenn man sie mit der Zeile in Frankfurt oder mit den Linden in Berlin vergleicht; doch wird kein Mailänder zugestehen, daß es irgendwo auf der ganzen Welt eine schönere Stadt und schönere Straßen gebe, als Mailand sie zeigt. Prächtige Gebäude findet man hier allerdings aus alter wie aus neuerer Zeit; zu diesen gehört vor allen der hochberühmte Dom aus weißem Marmor, welcher nach der Peterskirche die größte Kirche in Europa sein soll, wenn ihr nicht durch den Dom zu Köln der Rang abgelaufen wird. Der Bau wurde 1386 von Johann Galeazzo Visconti begonnen, in dem späteren gothischen Stile aufgeführt, aber erst im 16. Jahrhundert von Pellegrino Tibaldi mit einem Portal in mehr antikem Geschmack versehen. Noch nicht ganz vollendet, setzte Napoleon einen Ruhm darein, der Beendiger dieses Riesenbaues zu sein, doch gelang ihm das Vorhaben nicht, und der österreichischen Regierung scheint es vorbehalten, das zu Stande zu bringen, was fünf Jahrhunderte nicht vermochten; es wäre freilich zu wünschen, daß mehr Geld daran gewendet würde, denn die Kleinigkeit von 12.000 Livres für den Monat (etwas über 2000 fl.) ist bei solch einem kolossalen Werke kaum der Beachtung werth; gab doch der König von Preußen zu Wiederherstellung des Kölner Domes, welcher nicht aus weißem Marmor, sondern aus Sandsteinen ist, wo man nicht Bildhauer und Künstler, sondern nur Steinmetz oder Handwerkerarbeit braucht, 70.000 Thaler oder mehr als 120.000 fl. jährlich, und man glaubte damit nicht auszukommen.

Der ganze Dom ist auswendig abgeschabt, und macht deßhalb nicht mehr den Eindruck, den das alte, ehrwürdige, ergraute Haus früher gemacht. Die ungemeine Leichtigkeit und Luftigkeit all der Zacken, Spitzen und Thürmchen, welche wie Blitzableiter in die Luft ragen, verbunden mit der blendenden Weise, zieht unwillkührlich den Gedanken herbei, er wäre von weißen Oblaten gemacht, (es gibt solche Spielereien, welche sich zierlich genug ausnehmen). Die fatale Sitte der Italiäner und auch der Süddeutschen, ihre Bauwerke durch häßliche Anbäue zu entstellen, raubte früher dem Dom seine ganze Schönheit, jetzt kann man doch wenigstens rund um denselben gehen, allein viel gewonnen hat er darum nicht, weil die Straßen, von drei Seiten ihn umlaufend, ganz schmal sind, und weil die Straße, die auf seine Hauptfront führt, und die man den Domplatz zu nennen gewohnt ist, nicht so breit ist, als die Kirche selbst, so daß er auch von dieser Seite betrachtet, noch zwischen Häuser eingeklemmt scheint. An 4.000 Statuen von Heiligen sollen in den Nischen, Erkern, Ecken und Winkeln stehen, und vielleicht für eben so viele soll noch der Platz vorhanden sein. Reich verzierte Galerien mit schön geschnitzten Guirlanden ziehen sich von einem Thurme zum andern, von allen Seiten steigen Thürme auf, welche auf ihren Spitzen Heiligenbilder tragen; das größte Wunderwerk ist das Dach, zu welchem man auf einer steinernen Treppe von 200 Stufen steigt, das Säulen-Labirinth desselben liegt, wie das alte Schilminar, die Ruinen von Persepolis vor des erstaunten Schauers Blicken. Bogen tragen Thürmchen, Thürmchen tragen neue Bogen, Spitze häuft sich auf Spitze, Pfeiler auf Pfeiler, Galerieen, Gassen, Treppen führen nach allen Seiten hindurch. Aus der Mitte des Daches erhebt sich eine schöne weite Kuppel, leider dem ganzen Baue fremd und seine Einheit so auffallend störend wie das 335 Fuß hohe Thürmchen, in welches die Kuppel, allen Regeln des Geschmacks zuwider, ausläuft und welches aussieht wie ein türkisches Minaret, da es zu der ungemeinen Höhe nur eine sehr geringe Breite, und wie die orientalischen Thürmchen, auch in seiner Höhe eine Galerie hat.

Die Spitze dieses größten der kleinen Thürmchen liegt $110,_{1}$ Toisen ($680,_{29}$ Wiener Fuß nach Blumenbach, 660 Pariser Fuß) über dem Meere. Ein Fehler ist gewiß in der folgenden Angabe, nach welcher auf der Spitze dieses Thurms eine Marien-Statue von Bronce gegossen steht, deren Kopf 119 Toisen oder $734,_{76}$ Wiener Fuß über dem Meere stehen soll, demnach wäre die Figur 54 Fuß hoch, was gar nicht möglich ist. Mit einem Druckfehler ist es auch nicht zu entschuldigen.

Das Innere der Kirche ist in fünf Hauptgänge getheilt, was den Eindruck des Ganzen um so mehr schmälert, als die äußeren immer nie-

driger werden. Der Bau ist 454 Fuß lang, 270 Fuß breit und mit der Kuppel 232 Fuß hoch. Zu jedem der fünf Gänge führt von der Hauptfront ein eigenes Portal. Die mächtigen 84 Fuß hohen Säulen sind achteckig, und sind durch gothische Bogen mit einander verbunden; sie decken einander so, daß man, an einem Ende der Kirche stehend, nur einen Gang auf einmal sieht. In dieser Kirche sind eine Menge Kunstwerke als Denkmale berühmter Heiligen oder anderer Personen aufgestellt; auch der heilige Boromäus liegt in derselben begraben.

Noch reifer an Kunstgegenständen ist die Kirche St. Ambrosio. In derselben wird den Königen der Lombardie die sogenannte eiserne Krone aufgesetzt, ein Goldreif mit Edelsteinen geziert, in dessen Innerem ein eiserner Ring befindlich ist, der aus einem der Nägel geschmiedet wurde, mit denen Kristus an's Kreuz genagelt worden ist. Die Kirche San Sebastian ist eine römische Rotunda, man glaubt sie sei eine der drei Kirchen, welche Friedrich Barbarossa stehen ließ, als die Stadt geschleift, dem Boden gleich gemacht wurde. In dem Refektorium des an die Kirche della Madonna delle Grazie — stoßenden, jetzt aufgehobenen Dominikaner-Klosters ist das hochberühmte Gemälde Leonardo's da Vinci. Schon die Zeitgenossen dieses großen Meisters haben sich an seinem herrlichen Werke schwer versündigt. Es sind Thüren durch die Wand gebrochen, an welcher es sich befindet; die Füße der Apostel sind so zerkrazt, durch Lamperien bedeckt, durch das Abreißen derselben zuletzt verschwunden, daß nur noch der obere Theil des 30 Fuß breiten Bildes übrig war. Dann machte das Herrscherschwerdt irgend eines Offiziers aus dem Refektorium ein Futter-Magazin; die Wände wurden feucht, der Mauerfraß, der weder nach Leonardo's noch nach Rafael's Pinsel fragt, nahm überhand, die Farben überzogen sich mit einem grünen Schimmel, dann schälten sie sich ab und ließen die bloße Wand sichtbar werden, und schon ist alles soweit, daß man nicht mehr das Original von der Hand nachhelfender Künstler unterscheiden kann; man sollte doch wenigstens die herrlichen Köpfe noch einige Jahrhunderte zu retten suchen, allein — — —

Noch viele andere Gebäude außer den Kirchen sind theils ihrer selbst, theils der Kunstwerke wegen, die sie enthalten, sehenswerth; so die Residenz des Vicekönigs, der erzbischöfliche Palast, die Villa Belgiojoso, die Brera oder der Palast der Künste und Wissenschaften 2c. Ein neues Baudenkmal ist der Friedensbogen, welcher, von Napoleon begonnen, dort steht, wo die Simplon-Straße die Stadt erreicht. Die zwölf Meter hohen Säulen werden wohl nicht eine und zweizehntel Meter im Umfange, wie Blumenbach angiebt, sondern im Durchmesser haben, was, da jede aus einem eigenen Marmorblocke gemacht ist, recht schön sein muß, allein

ein so imposantes Ansehen als das Brandenburger Thor in Berlin, gewinnt dieses sogenannte Meisterstück neuerer Baukunst nicht. Es ist übrigens ein ganz anderer Stil, bildet einen Bogen, nicht eine Säulenhalle, hat Säulen von drei, nicht von sechs Fuß Durchmesser, also auch nur von halber Höhe, und kann demnach schon gar nicht mit dem berühmten Thore verglichen werden. Die Richtigkeit des Ausspruchs des Engländers Simond, daß mehre Basreliefs von diesem Segens- oder Friedensbogen besser seien, als alles, was vom Parthenon oder der Akropolis von Athen übrig geblieben sei, muß in bescheidenen Zweifel gezogen werden; überdieß sieht die Zusammenstellung von weißem Marmor bei dem Bau und dunkelgrünem Bronce bei den Figuren und Basreliefs grell und geschmacklos aus und kann keinen guten Eindruck machen.

Zu den 80 Kirchen Mailand's strömt täglich eine gläubige Menge von 170.000 Einwohnern, wobei man 17.000 Fremde und eine Garnison von 8.000 Mann zählt. Die Zahlen sind alle zweifelhaft, der eine giebt Mailand zu 128.000, der andere zu 153.000 an, die Fremden-Menge ist jedenfalls zu groß.

Das lustigste Leben drängt und regt sich auf den Straßen. Der Domplatz, eigentlich nur eine breite Straße von ansehnlicher Länge, ist ganz mit Kaufläden bedeckt, worin die schönsten Waaren auf das eleganteste ausgestellt sind. Bis tief in die Nacht hinein tummelt sich hier die schöne Welt und die niederen Klassen, Gaukler treiben ihre Possen und strecken die Beine gen Himmel. Policinelles lassen ihre Künste sehen. Bettelbuben vernaschen ihren so eben, ehrlich, oder unehrlich gemachten Erwerb in Süßigkeiten, in Wassermelonen; Sängerinnen mit Harfen suchen die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fesseln; schreiende Deklamatoren mit gräulichen Fratzengesichtern unterbrechen diese durch schreckliches Abbrüllen schöner Episoden aus dem Tasso oder dem Ariost, Metastasio, liebeglühender Sonette des Petrarka, welche jedem die Lust zur Liebe vertreiben könnten. Auf den Stufen des prächtigen Doms werden Pudel geschoren, Kanarienvögel abgerichtet, wird Mora gespielt, in den Thüren werden galante Abenteuer verabredet, Liebesbriefchen zugesteckt. Die Kaffeehäuser auf dem Platze Fontana, welcher sonst der Grünmarkt war, mit einer Fontaine von rothem Granit und zwei Sirenen von kararischem Marmor geziert, des Kaufmann's-Platzes, in dessen Mitte ein Portikus steht, der verschiedenen Corso's, sind mit Herrn und Damen gefüllt, welche dort ihr Frühstück, ihr Abendessen einnehmen, mit Spielern, welche ihr Vermögen durchbringen oder unerfahrene junge Leute rupfen.

Als Spaziergänge sind die letztgenannten Korsos, und vorzüglich der Korso grande beliebt. Dieser, die ansehnlichste Straße von Mailand, führt zur Porta orientale und von dort zwischen Baumreihen nach dem Dorfe Loreto. Dort reitet, geht und fährt an Festtagen alles spazieren, den größtmöglichsten Luxus zur Schau ausstellend; dort sind die elegantesten Kaufläden und Kaffeehäuser, welche sich an Pracht zu überbieten scheinen. Ferner gehören die mit Kastanienalleen besetzte Basteien und der Volksgarten dazu; sonst sind, für Privatleute die vielen Gärten und Villen, für das Allgemeine aber auch die Theater, Hauptbelustigungsorte. Das Opernhaus, welches man della Skala nennt, weil auf dem Platze eine Kirche dieses Namens erbaut wurde, ist eines der größten, die es gibt, es hat sechs Reihen Logen übereinander, man zählt überhaupt 240; ferner sind auf dem Parterre 800 Sitze, so daß es wohl 3.000 Menschen fassen kann; von 7.000 wie einige angegeben, ist keine Rede. Ein zweites Theater heißt Kanobbiano, fünf Privat-Theater (d. h. nicht Liebhaber-, sondern nur nicht königliche Theater, wie die erstgenannten Beiden) und zwei Tagestheater sorgen hinlänglich für die Unterhaltung der Menge. Unter der französischen Regierung wurde ein kolossales Theater, ein Zirkus begonnen, dessen Kampfplatz 700 Fuß Länge und 350 Fuß Breite hat; es sollte 30.000 Menschen fassen und war bestimmt zu Fechterspielen, Naumachien, Pferderennen, ist von Erde aufgehäuft, mit lebendigem Rasen bedeckt, kam jedoch nicht zur Vollendung.

An Wohlthätigkeitsanstalten ist Mailand sehr reich. Das große Krankenhaus verpflegt 1.300 bis 1.400 Leidende, das Findelhaus jährlich 4.000 Findelkinder, was nicht mit der obigen Angabe über die gar wenigen unehelichen Kinder zu stimmen scheint, doch vielleicht darin eine Erklärung findet, daß ein wenig Prahlerei die eine Zahl verringert, die andere zum Lobe der Anstalt vergrößert hat, oder darin, daß viele arme Leute sich ihre Kinder auf diese Art vom Halse schaffen. Das Irrenhaus hat an 500 Wahnsinnige in Kur. Das Versorgungshaus des Fürsten Trivalzi gibt an 500 Nothleidenden Wohnung, Kleidung und Nahrung. Das Knabenwaisenhaus zählt 200, die Mädchenwaisenhäuser 330 Zöglinge. Barmherzige Brüder und Schwestern unterhalten noch besondere Spitäler.

Als Mittelpunkt des norditalienischen Handels ist Mailand von Wichtigkeit. Die Bürger sind durch ihre Speditionsgeschäfte, und durch Aktiv- und Passivhandel meistens wohlhabend, mitunter sehr reich. Das Fabrikwesen ist nicht blühend, die Hauptsache besteht im Filiren und Spinnen der Seide und in Seidenweberei.

Monza, kaum drei Stunden von Mailand, ist mit der Hauptstadt durch eine prächtige vierfache Allee von Platanen und Akazien verbunden. Sie ist die reichste Stadt dieser Provinz, nach Mailand, ist jedoch viel kleiner und enthält kaum 16.000 Einwohner. Als besondere Merkwürdigkeit führt man die uralte Johanniskirche an, welche schon 600 Jahre nach Kristi Geburt, von der Königin Theodolinde, gestiftet wurde. Der Hauptbau aber wurde erst im vierzehnten Jahrhunderte von Matteo di Kampione aufgeführt. Am Portale befindet sich ein großes Basrelief aus Marmor, die Taufe Kristi vorstellend. Die, außen sehr alterthümliche, Kirche ist im Innern fast ganz modernisirt und sehr kostbar verziert. Im großen Kore sind gute Gemälde von Prokazzini, Monkalvi, Montalto, Villa und Andern. Ein Altar, der das Leben St. Johannis des Täufers in halb erhabener Arbeit, in vergoldetem Silber ausgeführt, enthält, hat in der Mitte ein mit Edelsteinen reich verziertes griechisches Kreuz, an dessen Enden die vier Evangelisten angebracht sind. In der Kapelle zum heiligen Nagel findet man die Geschichte der lombardischen Könige, anno 1444 von Trotto gemalt. Ueber dem Bogen der Königinnkapelle ist Theodolinde mit den Großen ihres Reichs vor St. Johannes knieend, abgebildet. Auch verdient ein Steinbasrelief, wie das vorige aus dem dreizehnten Jahrhunderte, die Krönung eines italienischen Königs vorstellend, Beachtung. In dieser Kirche wird die ächte lombardische (sogenannte eiserne) Krone aufbewahrt; mit derselben wurden alle lombardischen Könige bis auf Napoleon (1805) gekrönt. Der Justizpalast war einst die Wohnung der longobardischen Könige. Die Trümmer des Palastes des Kaisers Friedrich Barbarossa gehören der Bürgergemeinde und werden zu einem Magazine benutzt. Nahe an Monza liegt das königliche Schloß, die Sommerresidenz des Vizekönigs. Der prächtige und weitläufige Park umschließt die schöne Besitzung Mirabello mit zwei Lustschlössern. Ein paar unbedeutende Fabriken von groben Baurenhüten, von Baumwollen- und Seidenzeug, bestehen hier, doch ist der Handel immer der Haupterwerb.

Der Marktflecken Somma ist bekannt durch das dabeiliegende Schlachtfeld, auf welchem Hannibal dem römischen Feldherrn Publius Kornelius Szipio eine Niederlage beibrachte. In dieser Gegend war es auch, wo die Karthager ihre Elefanten auf Flößen über den Ticino brachten, um sie später in den Sümpfen der Lombardie alle bis auf einen einzigen zu verlieren. Man findet dort viele römische Alterthümer.

Galarate ist ein Ort von 6.000 Einwohnern (Marktflecken) mit Baumwollenspinnereien.

Legnano an den Ufern der Olona, über welche zwei steinerne

Brücken führen, hat historische Wichtigkeit durch eine Schlacht zwischen dem Kaiser Barbarossa und den Mailändern.

Sarono, am Flusse Lara, hat eine Kirche mit großen Freskogemälden; unfern davon liegt die schöne Villa Litti mit vielen antiken Marmorstatuen.

Kasano d'Adda hat eine schöne 800 Schritt lange Brücke über die Adda, und nimmt sich, an einen Hügel gelehnt, mit alten Mauren, Häusern mit flachen Dächern, recht freundlich aus. Zwei Schlachten am Anfange und am Ende des achzehnten Jahrhunderts, zwischen Prinz Eugen und dem Marquis de Vendome, Oesterreichern und Franzosen, und zwischen Moreau und Suwarow, Franzosen und kombinirten österreichischen und russischen Truppen fielen bei diesem Orte vor.

Unter den Dörfern dürfte nicht uninteressant sein:

Garigliano mit Petrarkas kleinem Hause, welches der Dichter sieben Jahre nach dem Tode seiner Laura bezogen.

Kiaravalle hat ein altes Kloster der barmherzigen Brüder, wie man behauptet, von dem Stifter selbst gebaut; ein hoher gothischer Glockenthurm ziert die Kirche, in deren Innerem viele treffliche Basreliefs von Holz zu finden sind. Auf dem Gottesacker wurde im Jahre 1282 eine Ketzerin, Namens Guiglielmina (Wilhelmine) begraben, achtzehen Jahre später aber wurden zwei ihrer Schülerinnen prozessirt und verbrannt. Zu diesem „Glaubensakte“ grub man den Körper der Ketzerin aus (1300) und verbrannte ihn mit den beiden verruchten Weibsbildern.

Das Dorf Vedano, unfern Monza, soll auf der Stelle eines römischen Venustempels stehen.

Bei Barlassina steht ein ehemaliges Dominikanerkloster, nahe an dem Platze, wo der heilige Petrus den Märtirertod erlitten haben soll. (Nach andern Traditionen wurde er zu Rom unter Nero an's Kreuz geschlagen, und zwar mit dem Kopfe nach unten, weil er sich für unwürdig hielt, auf gleiche Weise wie Kristus zu sterben).

In der zweiten Provinz Pavia ist die Hauptstadt gleichen Namens mit 1.800 Häusern mit 24.780 Einwohnern, am Ticino gelegen. Ueber diesen Fluß führt eine prächtige Brücke mit sieben gothischen Bogen von 66 Schuh Breite und 60 Schuh Höhe. Die Stadt galt ehemals für eine sehr bedeutende Festung und wurde ihrer vielen Thürme wegen die Hundertthürmige genannt. Die Straßen sind breiter als sonst gewöhnlich in italienischen Städten, und werden, was auch nicht gewöhnlich, ziemlich rein gehalten, indem man mit leichter Mühe sie unter Wasser setzen, raschströmende Bäche hindurchleiten kann. Die neue Straße, der Korso, führt mitten durch die Stadt, von der Porta Milano bis zum Thore St. Vito und zur Ticino-Brücke. Zum Paradeplatze und zur Pro=

menade führt ein schönes Thor, auf dessen mittelstem Pfeiler zwei Flußgötter die Vereinigung der Adda und des Ticino vorstellen. Der mittelste, stets verschlossene Bogen dieses Thores wird nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet.

Pavia hat nicht so prächtige und kolossale Bauten, so große Paläste aufzuweisen, wie andere Städte Italiens, ist aber deßhalb freundlicher, weil die Häuser niedriger, moderner, die Straßen aber lichter sind. Unter den Kirchen sind mehre einzelner Alterthümer wegen merkwürdig. So steht in der Domkirche das Grabmal des heiligen Augustin mit beinahe 300 Figuren in Bildhauerarbeit, die Lanze des großen Roland, eine schwere, eisenbeschlagene Ruderstange. Die Kirche St. Pietro in Cielo D'oro (entweihet) zu einem Heumagazine gemacht, birgt das Grabmal des Longobarden Königs Luitprand. Die mehrsten Kirchen von Pavia haben schöne Gemälde von berühmten Meistern; einige Paläste sind von Bedeutung; die Universität, mit Säulengängen geziert, hat eine schöne Bibiiothek. (Wenn ein Sohn aus einer in Pavia heimischen Familie auf dieser Universität Doktor wurde, so durfte an dem Hause ein kleiner mehrseitiger prismatischer Thurm angebaut werden). Des Bischofs Palast, das boromäische Kollegium, der Palast Brambilla, Scarpa u. a. gehören dazu.

Mehre Schulanstalten, ein großes Krankenhaus, ein Findelhaus, das an 1.000 Kinder (die mehrsten außerhalb der Stadt auf Dörfer vertheilt) ernährt, Waisenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten anderer Art, zeugen für den freundlichen Sinn der Bewohner.

Außer dieser Stadt hat der Kreis nur noch Marktflecken, worunter jedoch einige recht bedeutende sind:

Abiategrasso mit mehren Seidenspinnereien und zwei Siechenhäusern. St. Klara und del Annunziata, in denen an 700 arme Leute für ihre Lebenszeit versorgt sind.

Binarco mit 4.500, und

Margenta mit 4.300 Einwohnern u. a.

Villanterio hat eine berühmte Karthause, deren einzelne Häuschen schon sehr zerfallen, deren prachtvolle Kirche jedoch sehenswerth ist. Nach Würth's Beschreibung trägt sie das Gepräge hoher Majestät, wenn man sie als großes Ganzes auffaßt, das Einzelne dagegen zeigt einen in's Kleinliche gehenden übertriebenen Kunstfleiß. Die Fassade besteht ganz aus weißem Marmor und endet sich oben in gerader Linie (nicht mit einem Spitzdach) nach Art eines großen Pallastes und hat kleine Eckthürme mit runden Kuppeln. Zwei Säulenreihen tragen das weite Prachtgewölbe des Innern. Aus breiten festen Sockeln steigen

diese schlanken zierlich gehaltenen Stäbe, um sich an der Wölbung gleich den Aesten von hochaufstrebenden Palmen zu verzweigen. Die Kostbarkeit und Schönheit des Materials und die kunstreiche Behandlung betreffend, gibt es wenige Kirchen, welche sich dieser an die Seite stellen könnten; das Ganze ist ein wahres Kunstmagazin des 15ten Jahrhunderts, manche Arbeit ist so überaus sorgfältig, daß sie das ganze Lebensalter des Künstlers verschlungen haben mag. Eine verschwenderische Pracht zeigt sich besonders in den Seitenkapellen, deren Altartische mit den mühsamsten Musivarbeiten aus Steinen aller Art geschmückt sind. Die Wände dieser Kapellen, die von dem Schiffe der Kirche durch Eisengitter geschieden sind, und deren man von beiden Seiten vierzehn zählt, haben Freskogemälde, mitunter noch sehr wohl erhalten, mitunter auch eines solchen Glücks nicht werth. Der Fußboden der ganzen Kirche und dieser Seitenkapellen ist von farbigem, sauber polirtem Marmor. Den Kor mit seinem Hochaltar trennt ein schönes Gitter von dem Schiffe der Kirche, vor demselben stehen zwei kolossale Kandelaber aus Erz gegossen. Als eine seltene und höchst kostbare Kunstmerkwürdigkeit zeigt man dem Besucher dieser Kirche ein Basrelief von lauter Wallroßzähnen zusammengesetzt. Es hat fünfzig Felder, jedes von der Größe eines Quadratfußes. Diese Felder sind mit sehr zierlichen Reliefs, biblische Geschichten darstellend, bedeckt und zeugen von einem Fleiße und einer Geduld, die an das Unbegreifliche gränzt, weniger verrathen sie Kunst. Nahe bei dem dem Kor steht das prachtvolle Denkmal des Erbauers dieser Kirche, des Johann Galeazzo Visconti, dem seine Familie den höchsten Glanz verdankt, der die Wissenschaften königlich unterstützte, der die Künste zu einem seltenen Flor erhob. Seine Gebeine liegen nicht in diesem Denkmale, denn, als dasselbe 160 Jahre nach seinem Tode beendigt war, wußte man nicht mehr anzugeben, wo sie beigesetzt worden. Den merkwürdigen Bau umgab sonst ein Thiergarten, auf dessen Gebiet jetzt mehre Dörfer angelegt sind. Bei einem derselben, Mirabello, war es, wo Franz I. König von Frankreich, im Jahr 1525 die Schlacht bei Pavia gegen Karl den V. verlor; er ward zugleich gefangen und in dieser Karthause verwahrt, später aber nach Madrid abgeführt.

Die dritte Provinz

Lodi und Crema hat zur Hauptstadt Lodi mit 1.430 Häusern und 16.500 Einwohner. Sie ist mit Mauren umgeben und hat eine Zitadelle, welche sie sonstmals zu einer nahmhaften Festung erhob, jetzt aber nicht viel sagen will. Der Hauptplatz ist mit Säulengängen umgeben, die Straßen sind ziemlich breit und die acht Vorstädte, sowie die alte Stadt selbst, enthalten Kirchen und andere Gebäude, welche wohl er Betrachtung werth sind. Unter diesen ist die achteckig gebaute Kriche

Incoronata, mit guten Fresko- und Oelgemälden, und die Domkirche, ferner der bischöfliche Palast zu bemerken. Mehre Schulen, Kranken- und Findelhäuser, Arbeits- und Versorgungshäuser befinden sich hier. Das Theater ist kein eben schlechtes Gebäude. An Fabriken ist der Ort reicher als mancher anderer in Italien, es sind hier fünf Majolika- und Fayence-Fabriken. Man erzählt, Rafael sei der Geliebte der Tochter eines Majolika- (Porzellan) Arbeiters gewesen, und habe ihr zu Gefallen, Teller und Schüsseln gemalt, man sagt auch wohl, er sei ein Töpferjunge gewesen; dieß ist jedoch ein Irrthum und gründet sich darauf, daß man häufig rafaelische Arabesken auf diesem Porzellan kopirte, wozu man überhaupt bei Vervollkommnung der Kunst die besten Meister anwandte. Man findet in Lodi ferner Wachsbleichen, Salpeteranlagen, chemische und Farbwaaren-Fabriken. Ferner ist hier der Hauptsitz der Parmesankäse-Bereitung. Auf der Brücke von Lodi fiel die berühmte Schlacht im Jahre 1796 (10. Mai) vor.

Die zweite Stadt dieses Kreises ist

Crema, halb so groß als die vorige. Sitz eines Bischofs. Sie hat alte Mauren und Festungswerke, ziemlich geräumige Straßen, zwei Theater, Kranken- und Findelhaus und mehre Wohlthätigkeitsanstalten. Die 8.900 Einwohner leben vom Wein-, Obst- und Landbau, Fischerei und vom Handel.

Der Marktflecken Lodogno ist größer als die vorgenannte Stadt. Er hat 8.400 Einwohner, Leinen- und Seidefabriken und starken Handel mit Parmesankäse. Die schönste Straße Codogna liegt vor der Porta di Cremona, hat eine Doppelallee von prächtigen Bäumen mit schönen Gebäuden zu beiden Seiten.

San Colombano hat 5.200 Einwohner. Die Hügel, an welchen dieser Ort liegt, haben prächtigen rothen Granit, Porfir und Feldspath; ferner findet man animalische und vegetabilische Versteinerungen in ihrem Schoose, aus der Muschelbreccie wird Kalk gebrannt.

Cremona ist die Hauptstadt der vierten, nach ihr benannten Provinz, am Po liegend, über welchen eine Schiffbrücke führt, die durch das Castell St. Croce gedeckt ist. Sie hat zwei Stunden im Umfang, zählt 3.100 Häuser und nahe an 30.000 Einwohner. Die Straßen sind gerade, ziemlich breit, einige Plätze sind groß, die Gebäude zum Theil schön, und die Stadt durch den Kanal, welcher den Oglio mit dem Po verbindet, und allein durch Cremona geht, zugleich die Festungswerke mit Wasser versorgt, ziemlich belebt. 45 Kirchen zählt die Stadt; unter diesen ist eine der schönsten, die Domkirche, nach Gius: Grasselli, Guida storiko 2c.; die Cremona ist dieselbe in Form eines Maltheserkreuzes, d. h. eines solchen mit acht scharf auslaufenden Spitzen,

gebaut. Wie dieses möglich, ist schwer zu fassen, noch schwerer, wie man dabei eine imposante Fasade anbringen konnte, welche diese Kirche haben soll. Sie ist von weißem und rothem Marmor gebaut, die Säulen am Eingange ruhen auf Löwen von rothem Marmor. Ueber dem Hauptaltare ist ein großes Fresco-Gemälde.

Andere werthvolle Bilder, wenn auch nicht von den größten Meistern, zieren das Innere. Das Taufbecken von Marmor ist kolassal und sehr schön gearbeitet. Der neben der Kirche stehende Glockenthurm Ferazzo soll auch der Bemerkung würdig sein. Er wurde 1284 aufgeführt (die Kirche selbst 1107) und wird bei 372 Fuß Höhe, für den höchsten und kühnsten in Italien gehalten.

Die Basilika St. Pietro ist von dem berühmten Baumeister Palladio ausgeführt.

St. Vittore enthält das Meisterstück des Malers Campi. Kristus, welcher der heiligen Katharina den Brautring reicht (nach der Legende vertauschte er sein Herz mit dem ihrigen, gab ihr Blut aus seiner rechten Seite zu trinken, drückte ihr seine Wundenmale auf die Hände und Füße, ꝛc. Sie starb zu Rom im vierzehenten Jahrhunderte und ihre Leiche wirkte sogleich viele Wunder). Der Justizpalast enthält die berühmte Madonna von Trotto (Cavaliere Molossa). Der Palast des Grafen Ala di Ponzone enthält eine sehenswerthe Galerie.

Cremona hat ein Bisthum, ein Kathedralkapitel, mehre Justiz- und Zivilbehörden, mehre Schulen und Erziehungshäuser, zwei Theater, ein Siechenhaus, Waisenhaus, Findelhaus ꝛc. An Fabriken hat die Stadt einige Flachs- und Seidenspinnereien, Wachsblaichen, Webereien, eine Granatenschleiferei (seit 1820), eine Fayençe- und eine Glasfabrik, welche jedoch nur alte Scherben schmilzt.

Die Stadt Casal Maggiore hat nur 4.300 Einwohner. Doch eine Knaben- und Mägdchenschule, mehre Kranken-, Versorgungs-, Knaben- und Mädchen-Waisenhäuser, ein Theater und zwei Glasöfen, welche wie in Cremona und den mehrsten Städten Italiens, nur Scherben schmelzen und Hohlglas daraus machen. Die Marktflecken und Dörfer dieses Kreises sind sehr unbedeutend.

Mantua ist die Hauptstadt des fünften Kreises. Sie ist eine der stärksten Festungen, besonders durch das an den Sümpfen liegende Fort Pradella und durch die befestigte Insel il Te. Die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, zählt 2.700 Häuser, ist jedoch nicht sehr lebendig, da sie nur 26.000 Einwohner hat, welche Zahl unter den Herzogen von Mantua das Doppelte betragen haben soll. Ganz von Seen und Sümpfen umgeben, hat sie ein ungesundes Klima, welchem durch ein paar Gräben nicht abgeholfen ist. Zwei Vorstädte, befestigt, hängen mit

der Stadt durch Brücken zusammen, davon die eine 780 Schritte lang, ein wahres Meisterstück ist, und wegen ihrer Höhe eine vollkommene Uebersicht über das breite thurmreiche Mantua gewährt. Die andere Brücke ist mehr ein breiter gemauerter Damm zu nennen, denn nur eine Oeffnung ist in derselben, durch welche das Sumpfwasser wechseln kann. Die Straßen der Stadt sind ziemlich breit und gut gepflastert, einige öffentliche Plätze sind sehr schön, noch auffallender ist die Menge von Prachtbauten, sowohl an Kirchen als an Palästen. Von den acht Thoren ist das Schönste dasjenige, welches zur Brücke Dei Mulini führt. Es ist ein majestätisches Bauwerk dorischer Ordnung. Ein anderes Thor trägt die Büste Virgils, der in dem nahe bei Mantua gelegenen Dorfe Andes geboren wurde. Die Kathedralkirche ist nach einem Plane des Giulio Romano, von Bertani gebaut. Die schöne Façade ist von Nicolo di Baschiera. Fünf Reihen von Säulen theilen die Kirche in sieben Schiffe. Mehre herrliche Gemälde von Paul Veponese, von Giulio Romano, von Andreano und Theodoro Ghigi (Schüler des Romano) zieren diese Kirche. In der herrlichen Kuppel befinden sich Frescogemälde von großer Wirkung. Die Madonna del Pilastro ist ein Werk Andrea Montegna's. St. Andrea erbaut von Alberti hat eine herrliche Kuppel von Anselmi gemalt und einen mittelalterlichen Glockenthurm. Hier sind die höchst merkwürdigen Grabmäler des Marquis Hieronimus Andreassi, des Bischofs Georg Andreassi und des Malers Montegna mit dessen Bronce-Büste. Die Kirche hat schöne Tapeten nach Originalzeichnungen von Rafael; hat eine schöne unterirdische Kapelle von Salucci gebaut, mit einem von acht Marmorsäulen gestützten Gewölbe. In der Kirche St. Barnaba ruht Giulio Romano, in St. Egidio der Dichter Bernardo Tasso. Die Kirche St. Maurizio hat mehre Gemälde von Caracci, worunter die berühmte Kreuzigung. Von den Palästen muß der Palazzo Vecchio angeführt werden. Er hat treffliche Frescogemälde von Giulio Romano, die Geschichte des trojanischen Krieges, die Götterversammlung und andere vorstellend, ferner viele Wandgemälde von Montegna und eine überhaupt sehenswerthe Bildergalerie. Der Palazzo del Te ist von Giulio Romano in antikem Geschmacke entworfen, hat einen geräumigen Hof mit Arkaden mit Frescomalereien von dem Erbauer und seinen Schülern, welche jedoch schon sehr gelitten haben, nur die Bilder des Meisters selbst, die Hochzeit Amors mit Psyche und il Convito di Merkurio, auf deren Erhaltung man mehr Sorgfalt verwendet, sind noch schön und frisch. Der Palast liegt sehr tief, wird bei hohem Wasser zum Theil überschwemmt, ist also unbewohnbar und wurde deßhalb von seinem wenigst brauchbaren Theile zu

einer Kaserne gemacht. Blumenbach giebt vier Theater an, und nennt darunter das Kaiserlich Königliche auf dem Petersplatze; ein wissenschaftliches der Akademie; (sollte hier nicht eine Schicksalsironie dem Verfasser ein anatomisches oder fisikalisches Theater für ein Komödienhaus untergeschoben haben) das Theater alla Fenice und das auf dem Hipodrom des Virgilsplatzes aufgeführte Amfitheater, welches eliptisch von 140 Fuß Länge und von 108 Fuß Breite, ein Tagestheater ist. Der Stil desselben ist edel und leicht. Die hohen schlanken Pappeln, mit denen es umpflanzt ist, machen, durch die Säulen hindurch blickend, einen sehr malerischen Effekt. Unter den Straßen ist Pradella die Haupt- und Corsostraße. Der Virgilsplatz, sonst schlammiges unebenes Ufer des Sees, Abladeplatz für allen möglichen Unrath, wurde von den Franzosen mit umsichtigem Blicke zu einer der schönsten Zierden der Stadt erhoben, sie erhöheten denselben, machten ihn gerade, überschütteten ihn mit Sand, legten in der Mitte ein großes Rasenparterre an, in welchem kreisförmige Alleen und schön beschnittene Hecken liefen, legten schöne Bauten rings umher an, welche später vollendet wurden, und bildeten so den freundlichsten offensten Raum der ganzen Stadt. Die neue dahin führende Straße hat einen Triumfbogen, der zum Andenken des Kaisers Franz errichtet wurde.

Mantua hat ein Bisthum, ein Kathedralkapitel, ein Lizeum mit öffentlicher Bibliothek mit 80.000 Bänden; der Vorhof, das Museum der Statuen, eines der ersten und reichsten in ganz Italien (nur Rom, Neapel und Florenz gehen ihm vor) hat treffliche römische und griechische Kunstwerke, hetrurische Aschenkrüge, Vasen und andere Seltenheiten; ferner eine Akademie der schönen Künste, zwei Waisenhäuser, ein Findelhaus, worin jährlich 350 Findlinge aufgenommen werden, ein Krankenhaus, Irrenhaus, Armenhaus, Strafhaus u. s. w.

Die Industrie ist nicht weit vorgeschritten. Seide, Papier, Leder sind die Hauptgegenstände derselben, und Handel der Hauptnahrungszweig des Volks.

Unter den Marktflecken, welche alle größer sind, als die österreichischen Provinzialstädte, ist Castiglione della Stiviere mit 5.500 Einwohnern, Asola mit 3.000, Bozzolo mit 3.750, Sabionetta mit 6.200 Einwohner zu bemerken. Obst- und Weinbau, Seidenfabrikation, Fischerei sind die Haupterwerbszweige. Bei Castiglione fiel 1796 eine Schlacht zwischen Oesterreichern und Franzosen vor.

Unter den Dörfern hat Andes Interesse, weil es der Geburtsort Virgils sein soll. Ein Palast der Herzoge von Mantua hieß die Virgiliana, eine Grotte die Virgilsgrotte Die Franzosen, welche größtentheils vielen Schönheitssinn hatten, beabsichtig-

ten den Garten des ziemlich verfallenen Schlosses, zu einer schönen öffentlichen Promenade für Mantua umzuschaffen. Mit dem kolossalen Standbilde des Dichters sollte derselbe geziert werden. Mit ihrer Entfernung aus dem Königreiche Italien unterblieb dieses, sowie so manches andere. Die Wallfahrtskirche St. Maria delle Grazie, am westlichen Ende des Sees von Mantua, ist sehr berühmt, weil sie ein wunderthätiges Marienbild, von dem heiligen Lukas nach dem Leben gemalt, enthält. Viele Opfergaben füllen die Kirche. Merkwürdig ist darunter die Haut eines Krokodills, welches in der Nähe dieses Orts, von einem Mantuaner getödtet worden sein soll.

Die sechste Provinz Brescia hat als Hauptstadt die ebengenannte. Sie liegt in einer gut angebauten fruchtbaren Gegend, umgeben von Wein bewachsenen Hügeln. Die sonst befestigte Stadt ist jetzt offen; die Wälle wurden in Spaziergänge verwandelt. Eng und winkelig gebaut, hat sie nichts schönes aufzuweisen, als den Hauptplatz, welcher mit Arkaden umgeben und mit Kaffeehäusern bepflanzt ist. Die Stadt zählt 3.300 Häuser, unter denen einige Paläste von Bedeutung. Der Justiz-Palast ist von sehr gemischter Bauart. Einfacher und schöner ist der Palast Martinengo von Palladio. Der bischöfliche Palast hat eine Sammlung antiker Broncen, das Theater, die Paläste Gambare, Fe, Barbisone und Andere sind, sowie die in den mehrsten enthaltenen Kunstschätze, wohl des Besehens werth. Unter den Kirchen zeichnet sich die neue Domkirche aus, sie soll zu den Vorzüglichsten der Lombardie gehören. Ihre Länge beträgt 108, ihre Breite 86 Schritte, die Höhe der Kuppel ist 262 Fuß. Sie besitzt treffliche Statuen und Gemälde. In der Mitte der Stadt hat man einen antiken Herkules-Tempel aufgegraben, der von Vespasian erbaut worden sein soll. In der Nähe desselben hat man ein Museum von Antiken angelegt, die hier gefunden worden, dessen erste Zierde die größte Bronce-Statue ist, die man bisher kannte. Es ist eine Viktoria von hohem Kunstwerthe. Die öffentliche Bibliothek von 28.800 Bänden, von Kardinal Quirin gestiftet, enthält viele kostbare Manuscripte zum Theil mit glänzenden Gemälden, eine Bildergalerie, eine Kupferstich-Sammlung, und viele andere. Mazechelli hat eine schöne und reiche Mineralien-Sammlung, Martinengo eine Gemälde-Gallerie, ebenso Lecchi rc. In der Nähe von Brescia findet man Ruinen einer römischen Wasserleitung, welche die Stadt einst reichlich mit Wasser versah, wie denn Brescia noch jetzt die mehrsten Fontainen unter den gleich großen Städten Italiens hat. Es ist hier der Sitz eines Bisthums, eines Kathedral-Kapitels, mehrer Zivil- und Kriminal-Behörden, eines Gimnasiums und einiger Schulen, eines Athenäums der Künste und Wissenschaften, mehrer wohlthätiger Anstalten

u. s. w. Die 40.000 Einwohner nähren sich vom Handel, nebenbei von Weberei in Seiden, Linnen und Baumwolle, von Fabrikation mehrer Papiersorten, von Stahl-, Glas-, Hut- und Ledermachereien ꝛc. Ein beliebtes Spiel, das Ballspiel versammelt täglich eine Menge Leute auf dem Platz der Volksspiele.

Dieser Kreis hat keine Städte weiter; mehre Marktflecken sind jedoch von Bedeutung, so der durch einen antiken Minerva-Tempel berühmte Flecken Desenzano am südwestlichen Ufer des Garda-See's, von dessen Wellen die Häuser bespült werden. Er gewährt einen äußerst freundlichen Sommer-Aufenthalt, und ist deßhalb häufig von Fremden für mehre Monate besucht. Seine 3.800 Bewohner nähren sich vom Weinbau, Fischerei, Gärberei und Kornhandel. Es hat mehre Institute für Arme, Schulen, Spitäler. Der Hafen des Orts ist die Niederlage aller Produkte, welche man auf dem Garda-See verschifft. Kaiser Klaudius lieferte hier im Jahr 269 den Alemanen eine große Schlacht. Der Flecken Salo, an demselben See, da wo er sich verengert und die westliche Ecke oder Bucht bildet, gelegen, zählt 4.800 Einwohner, welche Seidenzucht, Wein-, Oliven- und Orangenbau betreiben. Es ist an diesem Orte ein Kloster der Salesianer-Nonnen mit einer Mägdchen-Schule. Der Handel mit den hier erzeugten Früchten ist sehr bedeutend, er soll eine Million Lire (250.000 fl.) jährlich betragen. Da wo die Bucht sich mit dem See vereinigt, liegt eine mondförmig geschweifte Insel, 2.600 Fuß lang und 300 breit, ehemals einen Tempel des Jupiter, dann ein Kapuziner-Kloster tragend, jetzt ist sie in das Eigenthum eines Privatmannes übergegangen, welcher daselbst einen reichlichen Fischfang betreibt. Der Flecken Gargnano und die Orte Villa, Bagliaco und St. Pietro liegen nebeneinander am Ufer des Garda-See's und scheinen eine große, schöne, thurmreiche Stadt zu bilden. Waisenhäuser, Kirchen, Paläste, in Zitronenwäldchen versteckte Villen schließen sich aneinander und spiegeln sich in den Wellen des herrlichen See's. Der Hafen von Gargnano vollendet das Ganze zu einem der lebendigsten Gemälde. Die Hügel sind mit Reben, mit hohen Lorbeerbäumen, mit Oliven, Oleandern, Feigen und Granatäpfeln bedeckt, aus allen Ritzen des Gesteins sprossen Rosmarin, Lavandel und andere gewürzhafte und wohlriechende Kräuter, so daß man sich hier ganz in die südlichen Regionen des Landes versetzt glaubt, und die Pflanze schöner wächst als dort, weil die Hitze minder drückend, die Vegetation reicher und üppiger ist.

Baggolino, ein Flecken von 3.700 Einwohner, liegt in einem Gebirgsthale am Flusse Caffaro. Der Ort soll von Galliern gegründet und bevölkert sein. Es gehört derselbe zu den wenigen, in denen Erze und Metalle bearbeitet werden.

Iseo liegt am südlichsten Ende des Lago d'Iseo (in gleicher Entfernung, vom Lago di Como und Lago di Garda), ist ein alter finsterer Flecken von 2.000 Einwohnern, die sich von Seiden-Kultur und Weberei nähren. Zwei Meilen weiter südlich liegt der Flecken

Chiari, auffallend gegen den vorigen durch Reinlichkeit, freundliches Ansehen, Lebhaftigkeit des Verkehrs abstechend. Mitten durch den Ort führt eine herrliche Baumallee; die Straßen sind gut gepflastert und die 1.400 Häuser so zierlich und heiter wie ihre 8.000 Bewohner. Seidenspinnerei und Weberei bildet den Haupterwerb des Orts. Bei demselben fiel 1701 eine Schlacht vor, in welcher Prinz Eugen die Franzosen schlug.

Montechiaro mit 6.650 Einwohnern beschäftigt sich, sowie

Lonato mit 5.800 Einwohnern, hauptsächlich mit Seiden-Kultur. Der letzte Flecken liegt auf dem Gipfel eines Berges, ist reinlich und wohl gebaut und hat eine schöne Rotunda, die Kirche San Giovani, welche 230 Fuß lang und 110 Fuß breit ist.

Von den Dörfern dieses Kreises ist Rivoltella seiner Alterthümer wegen bemerkenswerth, und deren man in der Nähe desselben häufig findet.

Sermiona liegt auf einer Halbinsel im Garda-See, und hat ein Kastell, welches dasselbe beschützt, und an der Spitze der Landzunge römische Ruinen, welche man für die Villa des lieblichen Dichters Catullus hält, sie sind 660 Fuß lang und 300 Fuß breit. Der mittlere Theil der Vorderseite springt in einen rechten Winkel vor die Hauptfront des Gebäudes vor; es hat 150 Fuß Breite. Dieser Vorsprung lag auf einem Abhange gegen den See hin, und wurde durch Pfeiler und Bogen getragen. Die alte Pracht kann man nur noch an der Größe der Mauern erkennen. Catullus Gedichte wurden früher mit 2.000 Talenten (á 1375 Thaler) bezahlt. Für solche Talente lohnte es der Mühe, Talente zu haben.

Toscolano an der Mündung des gleichnamigen Baches an dem Garda-See, hat 3.000 Einwohner; war zur Römerzeit (das alte Tusculanum) der Hauptort des Handels am See. Es hat hauptsächlich gute Papiermühlen, deren Produkte einen nicht unbedeutenden Namen haben.

Bagliaco hat einen prachtvollen Palast des Grafen Petrini, welcher eine der größten Orangenpflanzungen hat. Es sollen daselbst über fünfzig Treibhäuser sein, deren jedes 200 Bäume zählt. Unter diesen Treibhäusern muß man sich nicht denken, was wir darunter verstehen, sondern eine große Terasse, gleich den Weinbergen, entweder durch Steine wie in Süddeutschland, oder durch Rasen wie in Norddeutschland fest erhalten. Auf jedem Absatz solcher Terassen stehen drei Reihen Bäume

hintereinander, die niedrigsten vornen, die höchsten ganz hinten. Die Ersteren haben die mehrste Sonne und ihre Kronen sind näher an der Wurzel, deßhalb geben sie bessere Früchte, als die hinteren Reihen, zu denen man auch gewöhnlich Zitronenstämme wählt. Von der Hinterwand solcher Terassen gehen einige Bretter nach vornen zu, auf in die Erde gesteckten Gestellen ruhend. Dieß ist aller Schutz, dessen die Orangerien im südlichen Tirol und im nördlichen Italien bedürfen, und diese Bedeckung nennt man Treibhäuser; mit Recht, weil sie hier, gut gegen die Sonne gerichtet, die Früchte gerade so treiben, früher zur Reife bringen als bei uns die verschlossenen mit Glasfenstern bedeckten Räume.

Rodengo nordwestlich von Brescia hat einen schönen Tempel und ein prachtvolles, in ein Viereck gebautes, Kloster von Palladio.

Die Provinz Bergamo hat die Hauptstadt gleichen Namens. Sie liegt an und auf einer Höhe. Der älteste Theil ist mit einer Ringmauer umgeben, welche sie unter dem Namen der Altstadt zu einer Festung macht, mit der untern oder Neustadt ist sie durch eine Brücke verbunden. Der Umfang der ganzen Stadt mit den Vorstädten beträgt über zwei Stunden. Die Stadt hat 2.500 Häuser und 32.000 Einwohner. Der Eindruck, den das Ganze macht, ist höchst imposant, und zugleich malerisch in solchem Grade, daß Reisende versichern, außer Venedig habe keine Stadt des oberen Italien einen gleichen Reiz. Schön ist auch die Gegend, und verschönert und belebt wird sie durch die außerordentliche Menge heiterer Villen, sommerlicher Paläste, die ringsumher liegen, sich an den Anhöhen hinauf ziehen, diese selbst krönen, der herrlichsten Aussicht genießen und nur überragt werden von der Zitadelle la Kapella, welche die höchste sein soll in ganz Italien.

Der Vater des Torquato Tasso ist hier geboren, und des Dichters Bildsäule steht ihm zur Ehre auf dem großen Marktplatze der Altstadt. Eine zweite Statue desselben, von weißem Marmor, steht in der Säulenhalle des Justizpalastes. In dem Palaste des Podesta befindet sich ein großer Saal, welcher Gemälde von berühmten Meistern aufzuweisen hat.

Das große Kaufhaus enthält 540 simmetrisch geordnete Kramläden, 4 große Ecksäle, einen großen mit Bäumen besetzten Platz. Soll jedoch schon im Jahre 1830 abgebrochen worden sein. Unter den 65 Kirchen, deren viele verschlossen sind, gar nicht gebraucht werden und nur fünf als eigentliche Pfarrkirchen dienen, ist St Maria Maggiore die schönste. Sie hat gute Fresko- und Oelgemälde. Die Kapelle Colleoni in dieser Kirche ist nach einem venetianischen Feldherrn benannt, dessen Mausoleum sie enthält. Der Ritter sitzt in Lebensgröße auf einem Pferde von vergoldetem Holz. Bergamo hat ein Bisthum, ein

Kathedralkapitel, ein Lizeum mit einer 45.000 Bände starken Bibliothek, ein bischöfliches Seminar, zwei Nonnenklöster mit Mägdchen-Erziehungsanstalten, ein Athenäum der Wissenschaften und Künste mit einem Museum, welches die Alterthümer dieser Gegend, ferner eine Mineralien- und Conchilien-Sammlung enthält, eine vom Grafen Carara begründete Maler-Akademie, zwei Theater, eines in der obern, das andere in der untern Stadt. Waisen-, Kranken-, Irren-, Versorgungs- und Arbeitshäuser finden sich hier wie in jeder andern Stadt von einiger Bedeutung. Die Gewerbe sind ziemlich vernachläßigt. Man findet zwei Fayence- und mehre Seiden- und Seidenzeugfabriken; es wird Leinwand, Baumwollenzeug, Wachsleinwand bereitet; man macht Wachslichter, Spielkarten, Töpferwaaren und Hohlgläser aus Glasscherben. Allein der Handel ist sehr bedeutend, die Messe von Bergamo sehr berühmt.

Der Flecken Caravagio ist der Geburtsort des Malers Angelo Amerigli (da Caravaggio), den Franz Tschischka gleich Titan Giulio Romano und andern hochberühmten Malern — Oesterreicher nennt!! Einige wenige Flecken von 4 bis 6.000 Einwohnern haben nichts Besonderes, das sie auszeichnet.

Das Dorf San Pelegrino ist ein besuchter Badeort mit warmen Quellen.

Como ist der Hauptort des achten Distrikts. Auf dem Gipfel eines Berges steht ein altes Schloß in Trümmern, Bradello; am Fuße dieser Feste, welche sonst einen Telegrafen hatte, ruht Como in der südlichen Ecke des Comersees. Nicht groß, mit engen unregelmäßigen Straßen, von alten Mauern, doch auch von freundlichen Vorstädten umgeben, deren eine besonders (Borgo di Vico am Seeufer) bedeutende Paläste hat. Die Einwohnerzahl beträgt 16.200. Die Stadt ist sehr alt, hat schon zu Zeiten der Römer gestanden und ist der Geburtsort des jüngern Plinius. In Borgo di Vico steht bei dem Palaste des Fürsten Odeschalchi eine uralte Ulme, unter deren Schatten dieser berühmte Naturforscher häufig gesessen haben soll. Dieser und der ältere Plinius haben, an der Aussenseite der in gothischem Geschmack erbauten Domkirche, lebensgroße sitzende Statuen. Es befindet sich an diesem Orte ein Bisthum mit allem schon oft aufgezählten Zubehör als Kapitel, Seminar, Klöster und Wohlthätigkeitsanstalten. Der Handel mit den Landes-Erzeugnissen, welche vertauscht werden gegen die Bedürfnisse des Landes, bildet die Hauptbeschäftigung der Einwohner, welche nur die wiederholt genannten, wenigen Gewerbe treiben. Die Umgebungen der Stadt sind sehr freundlich und die Fahrt auf dem Comersee ist an mannigfaltigen Reizen nur mit der Reinfahrt zu vergleichen. Die heilige Adelheid wurde durch König Berengar in Como festgehalten. Durch ein Wunder

ward Guido, das verstorbene Söhnlein armer Eltern aus dem Sarge erweckt, durch einen vom Himmel gesandten Engel beseelt, und dieser Engel befreite sie aus ihrem Gefängnisse, führte sie über den See, durch tausend Gefahren dem Kaiser Otto I. dem Großen zu. Unter allen deutschen Frauen (sie war die Tochter Rudolfs II. von Burgund) hat sie, vermöge ihres durchdringenden Verstandes den mehrsten Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten gehabt, auch nahm sie an der Regierung ihres Gemahls thätigen Antheil und führte vor Otto II. und vor Otto III. als Vormünderin die Zügel der Regierung, und verband Deutschland mit Italien zu einem Reiche, (sie starb 999).

Nach Como hat der Kreis noch eine Stadt

Varese, alt, sehr reich und eine herrliche Lage am Olona, mit entzückenden Umgebungen, über welche man vom Thurme St. Vittore eine unvergleichliche, bis an die Alpen der Schweiz reichende Umsicht genießt. Die zahlreichen Paläste sind die Herbstwohnungen der reichen Mailänder, welche sich von den bösen Nebeln der Ebene, hieher in's Gebirgsland retten. Das nahegelegene Kloster Sacro Monte di Varese ist ein Wallfahrtsort. Am Fuße des Berges findet man fünf Triumfthore und dazwischen liegende 14 Kapellen, welche zu dem Wallfahrtsorte gehören.

Von den Flecken, deren viele sind, ist

Angera am Lago Maggiore zu bemerken. Auf dem Kalkfelsen über dem Flecken steht ein altes Schloß, welches schätzbare Gemälde enthält. Der dazu gehörige Garten enthält viele Antiken und Inschriften aus der Römerzeit. Das Innere der Hauptkirche des Ortes ist voll von Antiken und der Vorplatz ist gleichfalls reich daran.

Von den Dörfern ist

Blevio interessant. Es liegt am Comersee und hat in seiner Umgebung an den Ufern des klaren, spiegelhellen Wassers viele der schönsten Villen. Unter diesen war die Villa d'Este der Wohnsitz der Königin Charlotte von England (berüchtigten Andenkens). Die Villa ist höchst luxuriös, man könnte fast sagen wollüstig möblirt; für alle Freuden ist gesorgt; ein Marmorbad, ein Theater, ein Konzertsaal findet sich dort, vorzüglich aber mehre heimliche Boudoirs, mit den lüsternsten Gemälden und Statuen geziert. Bei dem Dorfe

Torno liegt eine Villa, welche man die Pliniana nennt; doch hat sie nicht diesem Gelehrten gehört, sie hat nur den Namen von einer periodisch intermittirenden Quelle, welche dicht bei derselben in einer schönen Kaskade vom Berge herabstürzt, und welche Plinius wiederholt untersuchte, um ihre Natur zu erforschen.

Laveno liegt am Lago Maggiore, am Fuße eines hohen piramidalen Berges. Von hier fahren die Reisenden gewöhnlich nach den boromäischen Inseln über; doch besucht man sie auch häufig von dem jenseitigen Ufer, von der schönen Arona, wo die kolossale (80 Fuß hohen) Statue des heiligen Boromäus steht, oder von dem den Inseln noch viel näher gelegenen Boveno.

Lenno, an demselben See, hat viele römische Alterthümer, so einen kleinen unterirdischen Tempel mit Säulen und einem Altare, welcher mittelst vierkantiger Röhren, deren Gebrauch unbekannt ist, mit einer höher am Berge gelegenen Kirche in Verbindung steht. Vielleicht war dort irgend ein wunderthätiges, sprechendes Heiligenbild, dessen thätiges Organ sich an einem Ende der akustischen Vorrichtung befand, während an dem andern Ende das staunende Volk den redenden Marmorkopf bewunderte. Bei der Aufhebung und Zerstörung mehrer Klöster ist man hinter eine Menge solcher Dinge gekommen, welche dem Verstande des Volkes, das sie nicht durchschaute, wenig Ehre machen.

Bellano, an der Mündung der Pioverna, hat einen schönen Wasserfall.

Fuentes ist ein Fort am Eingange des Valtellin, welches die Spanier das Bündnerjoch (analog dem Geßler'schen Zwing Uri), die Bündner aber das Spaniergrab nannten.

Die Provinz Val Tellin hat zum Hauptort Sondrio. Es ist nicht groß, hat nur 3.850 Einwohner und ist der Sitz der Verwaltungsbehörden dieses höchst reizenden, üppigen Thales. Die Märkte sind zahlreich und äußerst freundlich gelegen.

Chiavenna ist der ehemalige Hauptort der Landschaft Cläven. Die wasserreiche wilde Mera stürmt daran vorbei. Mehr als ein großer geschmackloser Triumfbogen, den die Einwohner dem guten Kaiser Franz errichtet haben, zieren den Ort, sowie die herrlichen Lorbeer- und Orangenbäume, die Zipressen und die breitlaubigen Feigen, welche man in so großer Nähe der hoch herein ragenden Schneeberge nicht zu finden hofft. Der Ort hat sechs Kirchen, mehre Paläste, unter denen der ehemalige Palast der Republik Graubünden bedeutend ist. Auf dem Schloßberge stehen noch die Trümmer eines festen Schlosses. Der Ort ist sehr lebhaft, weil die Poststraße, welche sich dreifach zu den Pässen über den Septimer, den Splügen und die Maloja theilt, hier durchführt und also eine große Menge von Reisenden den Ort berühren. Von den größten Naturschönheiten ist derselbe umgeben. Das Städtchen

Plürs und das Dorf

Chilano wurden am 4. September 1618 durch den Einsturz des Berges Conto gänzlich vernichtet und an 2.430 Menschen sechzig Fuß

hoch mit Felsentrümmern überschüttet, so daß kein einziger Mensch mehr gerettet werden konnte. Ein Kastanienwald überschattet das große Grab.

Bormio oder Worms, die Hauptstadt der ehemaligen Landschaft gleichen Namens, liegt hoch im Gebirge, in einem weiten, von lauter Schneebergen umstarrten Kessel. Es führt von hier die Straße über das berühmte Joch. Sie hat auf der südlichen Seite 38 Windungen, mit zehn Galerien (bedeckten Gängen) zum Schutz gegen die Lauinen, und vier Zufluchtshäuser.

Unter den Dörfern, welche man, ihrer schönen Lage wegen, alle anführen sollte, sind doch nur wenige mit besondern Merkwürdigkeiten so Campodolcino wegen der Straße über den Splügen und wegen des Wasserfalles Pinazzo oder Genga, der 900 Fuß hoch sein soll. Der Paß hat 54 Windungen, fünf Galerien wegen der Lauinen und drei Zufluchtshäuser. Der Paß soll nicht blos ungefiederten, sondern auch gefiederten Zugvögeln zum Uebergang dienen. Man wollte von Isola bis Splügen eine anderthalb Meilen lange Straße mitten durch den Berg führen und mit Gas erleuchten; bis jetzt ist dieser großartige Gedanke noch nicht zur Ausführung gekommen. Die Kosten würden wahrscheinlich nicht höher gewesen sein, als die des Baues der Straße, viermal so lang, über den Berg.

Das Gouvernement Venedig.

Fast ganz gleich der Lombardie, nur etwas nördlicher gelegen, ist dieser Theil des Königreichs. Die nördliche Hälfte stößt an das Gebirge, die südliche ist eine flache Sumpfebene. Ich kann mir daher die fisische Beschreibung fast ganz ersparen, auf den Anfang des vorigen Abschnittes zurückweisend, und brauche nur noch Weniges hinzuzufügen, was das Specielle betrifft.

Venedig gränzt südlich an das adriatische Meer und den Kirchenstaat, westlich an die Lombardie und Tirol, östlich an Illirien (Triest). Die Gebirge sind lauter Ausläufer der karnischen, krainer und tiroler Alpen. Die Ebenen, zunächst des Meeres, scheinen fast unter dem Spiegel desselben zu liegen und sind daher ganz sumpfig, oder völlige Lagunen, mit Wasser überdeckte Flächen. Die Flüsse ergießen sich alle in das Meer von Adria. Der ansehnlichste derselben ist der Po, welcher auf eine Strecke von 7 Meilen Venedig angehört; ferner die reißende Etsch, die Brenta, welche, gleich dem Po, höher läuft, als die Ebene, durch die sie strömt, und welche daher mit 24 Fuß hohen Dämmen, die auf ihrem Gipfel 18 Fuß breit sind, eingeengt ist; ferner der Tagliamento u. a. Von Seen ist der Gardasee, der die Gränze des Venetianischen im Westen berührt, allein bedeutend. Im Friaul sind kleine Gebirgsseen. Das Klima ist ganz das der Lombardie, die Produkte ebenfalls; nur die des Meeres, Fische, Korallen, hat die vorgenannte nicht. Die Bewohner sind gemischt, Italiener zum großen Theil, ferner einige Slaven und Deutsche. Die Anzahl war im Anfange 1836 2.041.180, worunter nur in drei

sogenannten deutschen Gemeinden, nämlich in den 7 Comuni im Vicentinischen und in den 13 Comuni im Veronesischen, 66.000 Deutsche gezählt werden. Auf die Bewohner läßt sich alles anwenden, was Seite 387 von den Lombarden gesagt wurde, nur sind die Venetianerinnen weißer und schöner gestaltet und zu schönen Abenteuern beinahe noch ein wenig mehr geneigt. Um nicht in Wiederholungen zu verfallen, schreite ich sogleich zur

Ortsbeschreibung.

Von dem in acht Provinzen getheilten Königreiche ist Venedig die erste, die Hauptstadt des Königreichs. Das Meer hat hier, wie an vielen anderen Punkten der Nordküste von Adria, das Land überschwemmt und es versumpft; wasserreiche Flüsse, die Piave, die Brenta, ergießen sich hinein und machen die Wassermasse beständig, da sie sonst zwischen Ebbe und Fluth wechseln würde. Auf solche Weise sind die mit Wasser bedeckten Sumpfstellen entstanden, welche man Lagunen nennt. Inseln sind in dieser flachen See stehen geblieben, sowohl die Lidi (Einzahl Lido), welche, einige hundert Schritte breit und mehre Meilen lang, die Lagunen von dem eigentlichen Meere trennen und als Dämme dienen, welche an mehren Stellen durch die Kunst mit siebenzig Fuß breiten und neun Fuß hohen Marmormauern verwahrt sind, — als auch innerhalb dieses von den Lidi abgeschlossenen Raumes 3 größere und 133 kleinere Inseln ruhen, welche zur Zeit der Völkerwanderung den Venetern Gelegenheit gaben, sich darauf in völliger Sicherheit zurückzuziehen und den Sturm an sich vorüber brausen zu lassen.

Die Zufluchtsstätte wurde nach und nach bleibende Wohnstätte; einzelne Stellen des Sumpfes wurden ausgetieft, man bildete dann Kanäle, breite Fahrstraßen durch die Lagunen, einander nach allen Richtungen hin durchkreuzend und durch ungeheure Pfähle, tief in den schlammigen Boden gerammt und durch darein gehäufte Steinblöcke festgehalten, bezeichnet. Sie zu erneuern, wenn ein böser Feind, der den Schiffen so gefährliche Bohrwurm, sie zu vernichten droht, ist ein sehr schwieriges Unternehmen; sie müssen ganz aus ihrer Stelle gezogen werden, und in dieselbe dadurch entstehende Höhlung muß sehr behutsam der neue Pfahl eingesenkt werden, weil sonst die Steine, welche die Pfähle befestigen, sich verschieben und es vergeblich wäre, durch diese Felsmassen einen neuen Weg zu suchen.

Die kleinen Inseln bevölkerten sich immer mehr; anfangs waren es hölzerne Häuser, deren unteres Geschoß, naß und kalt, zum Keller diente,

deren oberes aber nur aus drei Wänden bestand, indem die vierte, immer nach Süden gerichtete, frei blieb, dem Zimmer Licht und Wärme gebend, während der Nacht durch einen Vorhang von Filz aber verschlossen werden konnte. Allmälig baute man fester, schlug Pfähle in den beweglichen Sand, legte breite Fundamente darauf und errichtete auf diesen steinerne Häuser, bis man sah, was man solcher Grundlage zu bieten im Stande sei und eine St. Markuskirche und einen Dogenpalast darauf lud. Die Meerstrecken zwischen den vielen kleinen Inseln wurden in Kanäle verwandelt, welche für kleine Barken, in andere, welche für größere Schiffe fahrbar waren; 450 große Brücken, alle von einem einzigen Bogen, wurden gebaut, unter diesen die berühmte Rialtobrücke, 148 Fuß lang, 43 Fuß breit, mit einem Bogen von 87 Fuß Spannung. Palestrina, der berühmte Baumeister, hatte den ungeheuern Wiederlagen zu viel Kraft zugetraut, war jedoch, weil der schwere Bogen sich senkte, genöthigt, auf diese Wiederlagen von jeder Seite zwei große Paläste zu stellen, welche nun erst den Ufern hinlängliche träge Masse gaben. Die sonderbare Bauart macht dennoch die Brücke äußerst enge, denn auf derselben stehen zwei Reihen in Marmor gehauener Läden, kleine Waarenniederlagen, welche dieselbe in drei von einander abgesonderte Gänge trennen, so daß, trotz der dreiundvierzig Fuß Breite, jeder einzelne Gang doch sehr schmal ist. Hier häuft sich alles Kostbare, was Venedig aufzuweisen hat.

Der Kanal, über welchen diese Brücke führt, heißt der große (il Canal grande); er geht in der Gestalt eines S durch das ganze Labirinth von Inseln und Kanälen und theilt die Stadt in zwei Haupttheile. Ein dritter abgesonderter Theil ist die Giudecca, eine große Insel, welche durch einen Meeresarm von der Stadt getrennt ist. Noch weiter davon liegt die Insel Murano. Allein beide sind von ganz gleicher Bauart, wie Venedig selbst. Die Kanäle sind die Straßen der Stadt. Eine eigene Menschenklasse von besonderen Sitten und, gleich den Hausmeistern in Wien und den Eckenstehern in Berlin, mit einer eigenthümlichen Art witziger Grobheit oder groben Witzes ausgestattet, vertritt den Venezianern die Stelle der Füße — dieß sind die Gondoliers, welche in zahlloser Menge an allen Brücken, Ausladeplätzen, Kais stehen und auf Beschäftigung warten; wohin man auch will, man muß sich durch sie dahin fahren lassen, und sie wissen ihren schmucklosen Kahn, die schwarze Gondel mit dem darauf stehenden Häuschen, so leicht und geschickt durch das tobende Gewühl zu lenken, daß von irgend einer Gefahr, auch bei dem allerverwickeltsten Gedränge, keine Rede ist.

Es laufen zwar Straßen durch alle Theile der Stadt, allein diese sind so enge, daß man bei den allermehrsten, in der Mitte stehend, mit

beiden Armen die einander gegenüberstehenden Häuser berühren kann; ja es gibt mehre, in denen man dieses auch mit den Ellenbogen kann und zwei Personen, die einander in solcher Straße begegnen, müssen sich gegenseitig an die Häuser drücken. Die Hauptstraße, die Merzeria, diejenige, in welcher, wie auf der Rialtobrücke, alle Kostbarkeiten, alle Luxus- und Modeartikel aufgehäuft sind, der Bazar von Venedig, ist an den mehrsten Stellen nur zehn Fuß breit und nirgends breit genug, um zwei Wagen zu gestatten, daß sie an einander vorbeifahren, daher man auch gar keine Wagen in Venedig sieht. Diejenigen Straßen, welche noch die Breite von zehn Fuß haben (und deren sind eine sehr geringe Anzahl), sind ausgefüllte Kanäle. Demnach und durch die Verbindung von 450 Brücken kann man überall, außer nach Murano und Giudecca, zu Fuß hinkommen, allein durch viele Umwege und auf eine für den Fremden höchst beschwerliche Weise, indem es einem solchen fast unmöglich sein wird, die Hinterseite all der Häuser, deren Hauptfront am Kanale steht, zu erkennen, aufzufinden. Nach den Kanälen nämlich geht von dem Portale jeden Hauses eine steinerne Treppe herab, an welcher immer eine Gondel befestigt ist, die als unveräußerliches Inventarium nebst dem Gondolier zu dem Hause gehört, wie der Hausmeister in Wien, jedoch nicht so wohlfeil ist, da dieser von den Trinkgeldern lebt, die er für das Oeffnen des Hauses erhält, während der Gondolier fünfhundert Gulden jährlich kostet und die Gondel, sehr leicht gearbeitet, auch alle drei Jahre eines Wechsels bedarf, was dann auf 300 Gulden kommt. Um dem Luxus zu steuern, besteht ein Gesetz, welches das unnöthige Ausschmücken der Gondeln verbietet; daher sind alle Gondeln von Privatleuten mit brauner Oelfarbe einfach angestrichen, die der Gondoliers aber, die Miethsgondeln, sind schwarz. In der Mitte befindet sich ein Aufsatz, mit schwarzem Tuche überzogen, im Innern aber mit seidenen Tapeten, mit einem Spiegel geziert und mit zwei Sitzen versehen. Er ist gewöhnlich nicht auf der Gondel und wird erst aufgesetzt, wenn man es ausdrücklich verlangt, weil man unbeobachtet sein will. Die einzelne Parthie, das Uebersetzen, das Fahren aus einem Kanal in den andern, ist zwar nicht theuer, allein da die Gondoliers entsetzlich betrügerisch sind und immerfort vorzugsweise den Fremden zu prellen suchen, auch die kleinen Reisen sich täglich oft wiederholen, so wird der Aufenthalt in Venedig, trotz der Ersparniß an Schuhen, doch sehr theuer.

Man rechnet auf Venedig 15.000 Häuser, welche alle auf Pfählen ruhen und größtentheils von rothem veronesischem oder gar von weißem parischem Marmor erbaut sind. Es befinden sich 97 Kirchen, 1 protestantisches Bethaus, 7 Sinagogen, 23 Hospitäler, 19 öffentliche und 45 Privatpaläste in Venedig, welches in sechs Sesterien getheilt ist.

Nach Dr. Winklers Beschreibung dieser Stadt ist die Sesteria di San Marco die wichtigste und gleichsam der Kern der Stadt. Sie liegt am Rialto und enthält den weltberühmten Sankt Markusplatz, auf dem sich das ganze Leben des Volkes konzentrirt, auf dem Fremde und Einheimische sich sammeln, die schönsten Läden glänzen, kleine Theater unter freiem Himmel mit ihrem Witze das Volk belustigen, wo Polichinell seine Späße macht und welcher zur Zeit des Karnevals der Brennpunkt des Vergnügens ist. Er bildet ein großes längliches, von Palästen eingeschlossenes, 280 Schritte langes, 110 Schritte breites Viereck, dessen eine Längenseite zur Hälfte unbebaut ist. Von da geht wieder der Borglio, oder der kleine Markusplatz (Piazetta) aus, welcher 250 Schritte lang, 80 breit, gleichfalls mit Palästen eingefaßt, gegenüber der Insel Giudecca ist. Beide Plätze sind mit schön geschliffenen Quadern von schwarzem Trachite und von weißem Marmor gepflastert, welche so gut aneinander schließen, daß das Ganze einem Mosaikboden gleicht.

Eine Steingattung, deren man sich zum Pflaster bediente, ist sehr weiß und äußerst glatt, so daß beim Regen Mancher hinfällt; daher ein Sprichwort in Venedig sagt: Pietra bianca fa cul nero (weißer Stein macht schwarzen Hintern). Die Paläste, welche diese beiden Plätze umgeben, haben in ihren untern Geschoßen Arkaden, hinter denen Kaffeehäuser sind und auf denen die obern Geschoße ruhen. Am Ufer des Giudeccakanals, auf dessen Südwestseite die Piazetta liegt, erheben sich zwei mächtige Granitsäulen aus Aegipten, 1192 durch den Dogen Ziani aus Konstantinopel herübergebracht. Die eine derselben trägt den ehernen Löwen von St. Marco, die andere die Statue des heiligen Theodoro, des ehemaligen Schutzpatrons von Venedig. Es waren drei Säulen, davon eine beim Ausschiffen in's Meer gefallen; nachdem die andern beiden 50 Jahre am Ufer gelegen, erbot sich ein geschickter Architekt, Niccolo Baratiere, sie aufzurichten, zum Lohne für dieses Kunststück bedung er sich die Erlaubniß, hier zwischen diesen Säulen Hazardspiele, welche in Venedig bei Todesstrafe verboten waren, spielen und Bank halten zu dürfen. Die wunderliche Forderung ward ihm zugestanden. Bald aber nahm die Spielwuth so überhand, daß der hohe Rath sich nicht zu helfen wußte. Da kam man auf den Gedanken, die Verbrecher dort zwischen den beiden Säulen enthaupten zu lassen. Dieses blieb nun der Richtplatz und kein Nobili ging mehr dorthin, die Bank stand verlassen, und ohne sein Wort zu brechen, hatte der Doge doch dasselbe wirkungslos gemacht. Der Doge Marino Falieri, nach einer stürmischen Meerfahrt landend, ging durch diese beiden Säulen hindurch, was man als ein sehr böses Omen ansah. Als er später auf der Riesentreppe seines golde-

nen Käfigs, des Dogenpalastes, enthauptet wurde, sagte man, jenes erste Unglück trage die Schuld seines schmählichen Endes.

Weiter, auf dem eigentlichen Markusplatze, vor der Markuskirche, stehen in hohen gigantischen, aus Erz gegossenen Kandelabern schlanke Masten aus Zedernholz, welche ehemals die Insignien der drei von den Venezianern eroberten Königreiche Cipern, Kandia und Morea trugen. Jetzt haben sie nur Flaggen. An der Ecke des Markusplatzes und der Piazetta steht der St. Markusthurm, 1556 durch Barthelemi erbaut. Er ist von allen Seiten frei und trägt nur von einer Seite den Anbau einer Loggia, mit Marmorstatuen geziert. Eigentlich besteht dieser sonderbare (335, nach Andern 516 Fuß hohe) Thurm aus zwei ineinander gebauten viereckigen Gemäuern, welche durch eine schneckenförmig um den hohlen Kern sich windende Treppe ohne Stufen verbunden sind; auf dieser kann man hinaufreiten wie auf der Riesentreppe im berliner Schlosse. Das Dach ist mit kupfernen vergoldeten Ziegeln gedeckt; als sie noch nicht erblendet waren, soll man im Sonnenscheine den Glanz derselben bis Istrien haben sehen können. Ein kolossaler vergoldeter Engel dreht sich auf der Spitze als Wetterfahne.

Südöstlich davon erhebt sich die prächtige Markuskirche in bizantinisch-gothischem Geschmacke. Fünf Kuppeln bilden das Dach; die mittelste derselben ist die höchste. Sie hat 1.000 Fuß im Umfange und ist mit einer so verschwenderischen Pracht gebaut, daß sie 5.000 Säulen, zum Theile von den edelsten Marmorarten aufzuweisen hat. Die Wände sind ganz mit Marmor belegt, der Fußboden ist aus einer Menge Mosaikgemälden zusammengesetzt, welche zum Theile sehr komisch sind. Ein Fuchs, von zwei Hähnen gehackt, soll den berühmten Sforza andeuten, der von Karl VIII. und Ludwig XII. von Frankreich, aus Mailand vertrieben worden. Die Szene, da Kaiser Friedrich sich mit dem Papste Alexander III. aussöhnte und vom Banne losgesprochen worden, ist gleichfalls auf dem Mosaikboden verewigt, doch in höchst entstellender Art, so tritt der Papst dem mächtigen Haupte der Hohenstaufen auf den Nacken, was dieser Kaiser sich wohl schwerlich gefallen lassen durfte, denn wenn die Thore seiner Burg sich in ihren Angeln drehten, erbebte der Erdkreis! Viele Steine in diesem Mosaikfußboden sind kostbar, viele sogar Halbedelsteine. Reich an Kostbarkeiten und Seltenheiten war ehemals die Schatzkammer dieser Kirche; vorzugsweise war Vieles aus Konstantinopel geraubt — die Franzosen thaten das Ihrige, um nicht viel Ueberflüssiges daselbst zu lassen.

Die Hauptfront dieser moscheenartig gebauten Kirche hat fünf Thore, über deren Hauptbogen die vier berühmten, rein vergoldeten Pferde des Lippsios, welche merkwürdige Schicksale hatten, und große Reisen zu

machen gezwungen waren. Die Pferde, wahrscheinlich zuerst in Griechenland, doch weiß man nicht wo, aufgestellt, kamen nach Rom, von da durch Konstantin nach Bizanz, dann 1204 bei Eroberung der Stadt durch die Kreuzfahrer nach Venedig, 1796 durch die Franzosen nach Paris, wo sie auf dem Triumfbogen zwischen den Tuillerien und dem Louvre aufgestellt waren, und endlich 1816 wieder nach Venedig. Die berühmte Quadriga von Berlin ward schon ein Jahr früher, noch in denselben Kisten, in denen sie entführt war, ohne das Tageslicht in Paris gesehen zu haben, zurückgebracht. Bei der Markuskirche ist ein steinerner Tisch, auf welchem sonst die Köpfe der enthaupteten Verbrecher zur Schau ausgestellt wurden. Der großen Kirche gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite des Markusplatzes, steht die Kirche St. Geminian, schon 532 von Narses erbaut, 1155 erneuert, ganz aus Marmor aufgeführt. Diese und alle folgenden Bauten sind darum nicht kostbarer, als bei uns Sandstein- und Ziegelsteingebäude, weil Marmor in Italien die gewöhnliche Gebirgsart, der allgemeine Baustein ist.

Zwei Seiten des Markusplatzes und eine Seite der Piazetta sind besetzt mit den Prokuracien, d. h. mit den Palästen der Prokuratoren, welche daselbst ihre Amtswohnung hatten. Dieses sind überaus schöne, großartige Bauten, auf grandiösen Arkaden ruhend, hinter denen die Kaffeehäuser, Konditoreien, Mode- und Galanteriehandlungen sind, welche den Markusplatz beleben. Dicht neben der Markuskirche, an der Piazetta, steht der ehemalige herzogliche oder Dogenpalast, der die eine ganze Seite des kleinern Platzes einnimmt. Dieser Palast bildet ein großes regelmäßiges Viereck, in dessen Hofe zwei Brunnen mit süßem Wasser sind. Die Riesentreppe, so genannt, weil die große Stutue des Neptun und des Mars sie zieren, ist berühmt, weil auf ihrer obersten Stufe die Dogen gekrönt wurden und weil auf derselben Stelle Marino Falieri sein Haupt verlor. 809 zuerst erbaut, wurde dieser Palast fünfmal zerstört und jedesmal prächtiger wieder hergestellt. Er enthält den großen Rathssaal, den Saal der Zehn, den ehemaligen Thronsaal, den der Staatsinquisitoren. Der Estrich dieser Räume ist mit Edelsteinen ausgelegt und geschliffen. Die Wände sind geschmückt mit den ersten Meisterwerken der italienischen Schule. Die Rahmen dieser Bilder sind mit Dukatengold überzogen. Der Saal, in welchem sich der große Rath versammelte, ist durch eine Gallerie mit einer Rüstkammer verbunden, damit die Nobili, im Falle eines Aufstandes oder Ueberfalles, sich sogleich bewaffnen konnten. In dem Saale del Scrutinio, woselbst, wie der Name schon sagt, die Nobili ihre Stimmen abgaben, sind die Gemälde der 114 Dogen aufgehängt. An der Stelle, an welcher Marino Falieri

hängen sollte, befindet sich eine schwarze Tafel in einem schwarzen Rahmen mit der lateinischen Inschrift: Dieses ist die Stelle des, um seiner Verbrechen willen enthaupteten Marino Falieri. Auf dem Koridor, welcher sich an die große Treppe schließt, sind mehre metallene Löwen- und Leopardenköpfe angebracht, in deren geöffneten Rachen die Denunzianten einen Zettel mit dem Namen des Verklagten und seiner angeblichen Verbrechen legten, ohne daß sie gehalten gewesen wären, ihre Namensunterschrift zu der Klage zu fügen. Diese Zettel bildeten den Grund der Anklage und den Beweis des Verbrechens, und es gab kein Mittel, sich gegen eine so schändliche Klage zu vertheidigen, sich zu rechtfertigen! Flucht war der einzige Weg zur Rettung, das Vermögen aber war immer verloren; es wurde konfiszirt. Die Biblothek von St. Markus soll 150.000 Bändände enthalten. Sie ward durch eine Abschrift der Werke Petrarka's gegründet, welche dieser Dichter dem Senate zum Geschenke machte und welche 200 Jahre lang in Vergessenheit lag. Bessarion vermachte 1468 seine aus 800 Manuskripten bestehende Sammlung an St. Markus. 1559 kam die Bibliothek des Melch. Guilandus. 1593 die des Giovani Grimani, 1595 die des Jak. Kontarini, 1663 die des Kaspar Venturo, 1683 die des Pietro Morosini und 1734 die Manuskriptensammlung des Rekonati dazu, wodurch sie, wie auch durch kleinere ihr einverleibte Sammlungen, bedeutend vergrößert wurde. Die Zahl der Manuskripte wird auf 5.000 angegeben. Die Gemälde, die sie enthält, und das Münzkabinet, sind von großem Werthe.

Aus dem ersten Stockwerke des Dogenpalastes führt die sogenannte Seufzerbrücke über den Kanal Rio del Palazzo nach dem Palaste der Staatsgefängnisse. Diese Brücke überschritten die Gefangenen nur, wenn sie aus dem Gefängnisse in den Dogenpalast geführt wurden, um ihr Urtheil anzuhören, worauf beim Zurückkehren in der ersten Abtheilung des Ganges sie ein Geistlicher, in der zweiten das Henkerbeil oder der Strang erwartete, da denn ihre Körper, zerstückelt durch Hunderte von Messern, die in einer Maschine vereinigt hiezu vorhanden waren, in den Kanal fielen und dem Meere zuschwammen. Verbrecher von gemeinem Herkommen wurden öffentlich, zwischen den beiden Säulen, gerichtet, Nobili aber auf obige Weise heimlich aus der Welt geschafft. Der Dogenpalast hat über und unter sich Gefängnisse. Die erstern sind die berüchtigten Bleikammern, die niedrigen Räume unter dem flachen Dache, durch die das Dach tragenden Balken noch enger gemacht, sehr finster und voll widrigen Ungeziefers, Skorpionen und Spinnen. Hier wurden die gefährlichen Staatsgefangenen aufbewahrt, und man hielt wegen der Höhe des Palastes ihr Entkommen für unmöglich. Doch brach Kasanova mit noch einem Mitgefangenen aus, ließ sich auf das Dach eines

anstoßenden Hauses herunter und entkam glücklich. Die anderen Gefängnisse liegen in den Fundamentmauern, heißen Brunnen (Pozzi), und scheinen dieß wirklich zu sein, enge, kleine gemauerte Kammern, halb voll Wasser, welches, da sie unter dem Wasserspiegel liegen, hinein dringt. Eine Oeffnung in dem obersten Theile der Wand war das Richtschwert dieser furchtbaren Gefängnisse — wenn man diese unverschlossen ließ, so füllte sich bei der Fluth das Gefängniß mit Wasser und der unglückliche Bewohner ertrank.

Dem Dogenpalast gegenüber ist die Zecca, das Münzgebäude (davon der Name der italienischen Münze Zechine). Es ist ganz ohne Holz gebaut, blos von Backsteinen, Marmor und Eisen. Der Piazetta gegenüber steht der Thurm mit der Markusuhr, ein großes Bogengebäude, durch das man von dem Platze in die glänzendste Straße von Venedig, in die Merceria, tritt. Ueber dem Thore befindet sich das Zifferblatt der Uhr und über diesem die Jungfrau Maria, von vergoldetem Erze, sitzend. Noch höher steht der Löwe von St. Markus, vor welchem der Doge kniet. Ganz oben auf der Plateform stehen zwei kolossale Neger mit Hämmern, die frei hängende Glocke von eins bis vierundzwanzig schlagend. Außer diesen Hauptgebäuden hat die erste Sestiera noch Theater, mehre Prachtpaläste und Privatbauten, die wir jedoch des gedrängten Raumes wegen nicht beschreiben können.

In der zweiten Sestiera steht das Arsenal von anderthalb Stunden (drei italienischen Meilen) Umfang. Eine Mauer mit vier Eckthürmen und acht in den Flanken liegenden Thürmen, welche sich gegenseitig decken, umschließen die ganze ungeheure Anlage. Ein großes Thor, vor welchem die Löwen ruhen, die 1687 durch Morosini von Athen entführt wurden, bildet den Eingang. Das Arsenal enthielt die großartigsten Einrichtungen für Schiffe aller Art, Segelwebereien, Seilerbahnen, eine 1.000 Fuß lange und 70 Fuß breite Bahn zum Drehen der Ankertaue, Ankerschmieden, Kugel- und Kanonengießereien, Schiffswerfte, die völlige Ausrüstung zu fünfzig Galeeren, zwanzig Fregatten, acht Linienschiffen, ein Zeughaus mit Wehr für 150.000 Mann, ferner Festungs-Modelle, ein Modell des ganzen adriatischen Meeres im Relief mit Angabe aller Tiefen und Untiefen, viele historische Merkwürdigkeiten, seltsame, in fremden Ländern eroberte Waffen, endlich auch noch den berühmten Bucentauro, die größte und ungeschickteste aller Galeeren, vom Dogen jedesmal am Himmelfahrtstage bestiegen, um sich mit dem Meere durch Hineinwerfung eines Ringes zu vermählen; jetzt ist von all dieser Pracht und Größe nichts mehr als das nicht so schnell verwesliche Gestein übrig, der Bucentauro liegt in Trümmern, statt der Kriegsschiffe

liegen ein paar unbrauchbare abgetackelte Rumpfe von Fregatten darin, und Schifferboote werden statt der stolzen Gallionen gebaut.

Es gehören zu dieser Sestiera die Patriarchenkirche und der Patriarchenpalast, ein Augustiner-Nonnenkloster, welches Erziehungs-Anstalt adeliger Töchter ist, mehre Hospitäler, das Hospital della pieta mit einem musikalischen Konservatorium, ein Findel- und Waisenhaus, der Palast Gardenigo mit einem herrlichen Museum u. a. In der Sestiera di Canal reggio ist die Dominikanerkirche mit vielen schönen Gemälden, das Theater Grimani, das verschlossene Judenquartier bemerkenswerth. Die Sestiera di S. Polo hat an der Rialtobrücke das ehemalige Kaufhaus der Deutschen, jetzt Rathhaus, die Börse, den Fischmarkt, den Palast Tiepoli mit einem herrlichen Münz-Kabinette, Klöster, die Franziskanerkirche, die größte von Venedig, mit herrlichen Gemälden von Titian und mit seinem Grabmal, so wie dem des berühmten Bildhauers Canova. Die Sestiera de St. Croce hat mehre prächtige Kirchen und das mit Mauern umschlossene Türkenquartier. Die Sestiera di dorso duro hat gleichfalls mehre große, mit Gemälden und Kunstschätzen reich geschmückte Kirchen, mehre Hospitäler, unter diesen eines der Unheilbaren mit einem Musik-Konservatorium, einer Bibliothek der Kleriker von der somaskischen Kongregation, ein Zollhaus (Dogana), den Palast Nani mit großer Bibliothek. Zu dieser Sestiera gehören auch die Inseln St. Giorgio maggiore, dem Markusplatze gegenüber mit einer sehr schönen Kirche; ferner

St. Elena mit 34 Backöfen für Schiffszwieback, dann

St. Cristoforo della Pace mit dem Begräbnißplatze der Protestanten;

St. Lazzaro mit zwei Quarantänehäusern und einem armenischen Kloster;

Murano mit der berühmten Spiegelfabrik, welcher die venetianischen Spiegel ihre Namen verdanken;

St. Andrea del Lido mit einer Karthause;

La Gracia, St. Clemente, St. Spirito, St. Michale mit einem Camaldulenser-Kloster;

St. Servolo mit einem Hause der barmherziger Brüder,

Torcello mit mehren Klöstern,

Burano mit Schiffswerften und Spitzenfabriken,

Mazorbo mit vier Nonnenklöstern, u. s. w. Einige Inseln, die sonst bewohnt waren, wie Constanziaco, Amiano und Lido maggiore, sind von den Wellen des Meeres überspült.

Venedig zählte zur Zeit seiner Blüthe 400.000 Einwohner, jetzt hat dasselbe kaum 100.000, und scheint todt und ausgestorben. Eine

große Menge der schönsten Paläste ist völlig verödet, die Thore sind so lange nicht geöffnet, daß sie verschimmelt, daß ihre Fugen mit Pilzen überwachsen sind. Manche werden auf den Abbruch verkauft, weil sie keine Miethe, wohl aber große Unterhaltungskosten tragen, die den Besitzern unerschwinglich sind. Ein Palast von der ausgezeichnetsten Schönheit wurde durch einen reichen rasenden Engländer gekauft und nach London gebracht, indem er die Steine desselben numeriren und auf ein Schiff packen ließ; dort angekommen, wurden sie wieder der Reihe nach auf und aneinander gesetzt, und London hat nun einen venetianischen Marmorpalast aufzuweisen.

Venedig ist abwechselnd mit Mailand der Sitz des Vicekönigs, des Gouvernements und aller davon abhängigen Stellen, der Sitz eines Patriarchen, eines Erzbisthums, vieler Wohlthätigkeits-, Erziehungs-, Lehr- und sonstigen Anstalten, vieler Mönchs- und Nonnenklöster. Von den sechs Theatern ist la Fenice das größte, es kann 3.000 Zuschauer fassen. Die öffentlichen Gärten sind durch Napoleon gegründet; sein Feldherrnauge überschaute das ungünstige Terrain und sah mit einem Blicke, was sich durch einige Arbeit demselben abgewinnen ließe. Aller Schutt, alle Unreinigkeiten, aller Abgang aus 15.000 Häusern mußte nach dem östlichen Ende der Stadt bei der Punta St. Antonio gebracht werden. Ganze Häuserreihen und zwei Kirchen wurden abgebrochen, zwei Kanäle ausgefüllt, ein dritter überwölbt und so entstanden Gärten, welche schon durch ihre Lage zu den schönsten der Erde gehören. Am äußersten Ende der Stadt, mitten im Hafen, gewähren sie den schönsten Anblick der schönsten Seite Venedigs, der Riva dei Schiavoni, der Piazetta, des Eingangs des großen Kanals und der Inseln Zorzi und la Zuecca, die Uebersicht des ganzen Hafens mit seinem bunten Gewirre von Gondeln, Barken und Schiffen, eines großen Theils der Lagunen und der schönsten darin zerstreuten Inseln bis zu den fernen Lidi und der Mündung des Hafens in die offene See. Man fühlt sich mitten unter einer üppigen Vegetation, von lauen Seelüften umweht und wandelt zwischen neuen südlicheren Pflanzenformen. Die zarte Mimosa Julibris mit rosenfarbigen wohlriechenden Blumenbüscheln und einer Zartheit des doppelt gefiederten Laubes, wovon wir nur aus unseren Treibhäusern einen Begriff haben, die schlanke Gledischia triacantha mit starken blutrothen Stacheln, der Schoten tragende Trompetenbaum bilden ganze Alleen und Wäldchen, und die Hecken sind mit den weißen und purpurnen Blühten der schönen Althea bedeckt, die mit Rosen und Jasmin wechselt. Zwei Kaffeehäuser laden den Besuchenden zu Erfrischungen ein, ohne sich jedoch — außer der Fremden — eines starken Zuspruchs zu erfreuen, denn der mäßige Italiener besucht solche Plätze nur, um zu sehen und gesehen

zu werden, nicht um zu essen und zu trinken, wie der Deutsche; er verläßt, mit dem Augengenusse zufrieden, nüchtern die großartigen Anlagen, um in den Kaffeehäusern des Markusplatzes bei einer kleinen Tasse schwarzen Kaffee's oder einem Sorbetkelch sich noch ein paar Stunden an dem bunten Gewühle der sich an ihm vorüber drängenden Menschen zu ergötzen.

Leider fehlt es dieser herrlichen und großen Stadt an Wasser, d. h. an Trinkwasser. Es befinden sich zwar einige Quellen in Venedig, entweder, wie bereits bei Gelegenheit des Timavo bemerkt, Gänge, durch welche die Regenwasser, die im Karst versinken, im Meere hervor brechen, oder, wie Martens meint, noch einfacher, die Regenwasser, welche auf den Inseln niederfallen, bis auf die feste Mergelschicht sinken, die unter den Sanddünen liegt und dann, da sie nicht weiter sinken können, sich in Behältern sammeln und endlich wieder mit dem Meere vereinen, aus dem sie als Dunst zu den Wolken aufsteigen. Diese Quellen aber können bei weitem nicht genügen, um Venedig hinlänglich mit Wasser zu versehen, daher muß man das Regenwasser in Zisternen sammeln, und solche sind dann in jedem Hause und auf allen öffentlichen Plätzen.

Es wird eine große, tiefe, viereckige Grube gegraben, deren Wände mit einer dicken Lage von zähem, wohl durcheinander geknetetem Lehm bekleidet werden, damit das Meerwasser nicht eindringen kann. In der Mitte dieser Grube wird der Brunnenkasten (la Canna del Pozzo), Brunnenröhre, (jedoch nicht mit dem zu verwechseln, was wir so nennen) eingesetzt — ein Gemäuer aus behauenen Sandsteinen ohne Mörtel, verbunden, vier bis acht Fuß weit und nach Größe und Bedürfniß des Hauses tief; in einiger Entfernung von dieser Canna wird die Brunnenkammer (la Camera del Pozzo), ebenfalls aus trockenen Sandsteinquadern aufgebaut, viereckig, oben mit einem Gewölbe bedeckt in dem sich nur eine Oeffnung von einem Schuh Durchmesser findet, worin die Pumpe steht oder woraus man mit einem Eimer schöpft. Alles Uebrige zwischen den beiden Gemäuern wird mit reinem, groben Flußsand angefüllt, mit Quadern bedeckt; nur der Raum gerade über der großen Canna ist offen und mit einem Marmorgeländer versehen (verra del Pozzo). Das Regenwasser des Hausdaches sammelt sich nun in steinernen Dachrinnen und läuft durch steinerne oder bleierne Röhren in den großen Brunnenkasten, vertheilt sich von da durch den Sand und sammelt sich geläutert und gereinigt in der Brunnenkammer, worin es klar, kristallhell, rein von Geschmack und sehr wohl trinkbar ist. Während der kühlen Jahreszeit ist man solchergestalt reichlich mit Wasser versehen, aber im Sommer, wo man mehr braucht und wo es wenig oder gar nicht regnet, versiegen die Zisternen und man muß das Wasser von dem Festlande, aus der

Brenta holen. Zu diesem Endzwecke ist hauptsächlich von der großen Brenta bei Dolo, dicht neben der Schleuße, an einer durch die Ueberschrift Hinc urbis potus bezeichneten Stelle, ein kleiner Kanal, la seriola, abgeleitet worden, in welchem das Wasser der großen Brenta bis nach Murazan, acht italienische Meilen weit, geleitet wird. Hier stürzt es durch drei Rinnen, mit einem Fall von drei Fuß, in den Kanal der todten Brenta, unterhalb seiner letzten Schleußen. Die Wasserschiffe fahren unter eine solche Röhre hin und füllen sich in kurzer Zeit ganz mit Wasser, so daß sie häufig kaum drei Zoll Bord haben. Die Schiffer sind bei diesen Fahrten gewöhnlich ganz unbekleidet und haben nur ein Hemd an; so laufen sie auf dem schmalen Rande zwischen dem salzigen und dem süßen Wasser herum. In Venedig angelangt, schöpft man dieses lauwarme, nicht sehr appetitliche Wasser in Rinnen, welche es in die Cisternen führen, wo es dann völlig gereinigt wird. Eine solche Kahnladung Wasser kostet gewöhnlich 20 bis 30 Lire, d. h. 4 bis 6 Gulden.

Mit der Bequemlichkeit der Häuser ist es ziemlich schlecht bestellt. Man findet in jedem einigermaßen bedeutenden einen glänzend ausgestatteten Salon mit Marmorwänden, mit Basreliefs, mit Statuen, Gemälden, mit großen Spiegeln geziert — aber kein Wohnzimmer; äußerer Glanz, nicht innere Bequemlichkeit, ist die Hauptsache. Oefen gibt es fast gar nicht, darum lebt man immer auf der Straße, denn es ist daselbst im Januar noch wärmer, als in den Sälen. Ein Kamin kann diese Räume nicht durchheizen. Komisch erscheint es uns, einen Mann mit einem Feuerstübchen (Feuerkike) umherlaufen und alle Augenblicke sich daran wärmen, oder die Füße darauf setzen zu sehen.

Die frühern Nationaltrachten, die schwarzen, ernsten Mäntel, sind fast ganz verschwunden; man trägt sich nach französischer Mode. Nur die Damen haben den schönen Schleier beibehalten, der von dem Hinterhaupte herabwallt (nicht das Gesicht verdeckt) und die schlanken, hochgewachsenen Figuren ziert. Die gemeinen Weiber gehen unbedeckten Hauptes, selbst die ältesten tragen ein starres, graues, struppiges Haar zur Schau, was sie eben nicht verschönert.

Der Venezianer ist fröhlich, munter, beweglich, heitern Sinnes, sorglos, liebt etwas Prahlerei, glänzt gerne außer dem Hause, führt daher innerhalb desselben gewöhnlich ein sehr dürftiges Leben, ist gefällig, besonders gegen Fremde, wird leicht von seiner Freude zum Muthwillen hingerissen, ist dann ausgelassen, ist den sinnlichen Freuden leidenschaftlich ergeben, ist dabei leicht aufbrausend und wild. Doch haben fremde Gesetze und Sitten auf die Verhältnisse, den Geist und die Gebräuche der Nation sehr auffallend eingewirkt. Die schroffen Gränzen zwischen

der Aristokratie und dem Volke sind, zusammt den Unterscheidungszeichen ihres Stolzes, gefallen, Höhe und Niedrigkeit haben sich einander genähert, beginnen sich gegenseitig auszugleichen — das hochmüthige, karrikirte, steife Ding, was man sonst einen venezianischen Nobili nannte, existirt nicht mehr, die geselligen Formen sind durchaus andere geworden. —

Das gemeine Volk setzt sich bei den Arbeiten auf offener Straße, auf den Plätzen, oder, wo es hiezu zu enge ist, wenigstens auf der Hausflur, unter den Thüren zusammen, singt, erzählt sich Neuigkeiten und vertändelt die Stunden in großer Heiterkeit. Die Gondolieri oder Barcaroli haben durch ganz Europa einen großen Ruhm wegen ihres liederreichen Mundes; in der Nähe betrachtet aber verlieren sie sehr viel von diesem Reize; ihre durch das ewige Schreien erschrecklich erweiterten Kehlen machen, wenn sie einen Gesang aus dem Tasso beginnen, einen so betäubenden Eindruck, daß man diesen Lärm gar nicht zu ertragen vermag, ohne eine Zerreißung des Trommelfelles zu befürchten. Dazu sind die Melodien eintönig und traurig, so daß von etwas Angenehmem gar keine Rede ist. Hört man in jungen Jahren, schwärmerisch gestimmt, ferne von der in der Heimat zurückgebliebenen Geliebten, den Gesang zweier Barcaroli über das Meer herüber tönen, wo der Schall durch die Weite des Luftraumes, den er durchlaufen muß, gemildert ist, so vermögen die schwermüthigen, die langgedehnten Klänge wohl Gefühle zu erwecken, die man sonst nicht kennt; allein ohne diese Bedingungen wird man schwerlich Gefallen daran finden können.

Der Venezianer, an ein freies Leben unter seinem heitern Himmel gewöhnt, fühlt sich unheimlich, beengt, wenn er während des Winters in seiner Wohnung bleiben muß; jede Stunde, an welcher die Sonne den Nebel durchbricht, wird benutzt, um sich im Freien, auf den Plätzen und großen Brücken zu ergehen. Insbesondere betrachtet er den Markusplatz als einen allgemeinen großen Conversationssaal, wo er zu jeder Stunde seine Bekannten und die Blüthe der ganzen Bewohnerschaft antrifft — und es ließe sich in der That für geselliges Zusammensein kein zweckmäßigerer und bequemerer Ort finden. Ungeschminkte Fröhlichkeit ist ein Hauptzug des Karakters der mittlern und unteren Volksklassen, und diese hat sich, trotz des eisernen Druckes, unter welchem die unglückliche Nation ein Jahrtausend seufzte, in ihrer ganzen Größe erhalten. Ein zweiter Zug, vielleicht von diesem Drucke herrührend, welcher keinem Menschen die Gewißheit ließ, daß er sich am folgenden Tage noch seines Lebens, seiner Freiheit, seiner Güter freuen würde, ist die völlige Sorglosigkeit um den kommenden Morgen, der Venezianer blickt nie in die Zukunft, sucht ihren Schleier nie zu durchdringen, hat er für heute Geld,

so fragt er sich gewiß nicht: Wo werde ich welches für die nächste Stunde hernehmen? Seine beiden Hauptbedürfnisse sind Karneval und Gesang, und diese sind leicht zu befriedigen, denn kein Entree wird gezahlt, ganz Venedig ist ein einziger Maskensaal. Vom Neujahr bis zu der Fastenzeit tummelt sich Alles in buntem Gewimmel auf den Straßen und Plätzen, vorzugsweise aber auf dem Markusplatze und der Piazetta umher, die allertollsten, possierlichsten Trachten, die kostbarsten Costüms, die anmuthigsten Masken sieht man sich durch einander drängen, vom ernsten, schwarzen Domino bis zum hinten und vorne buckligen Scaramuz, vom zierlichsten Gärtnermädchen, das Sträuße von natürlichen und künstlichen Blumen austheilt, selbst eine Blume, bis zum plumpen Bergamasken, der mit seinen derben Späßen die Damen unter ihren schwarzen seidenen oder Wachslarven erröthen macht. Dort steht ein lustiger Bauernbursche mit einer vielfach zusammengelegten Holzscheere vor einem Fenster, er heftet an die Spitze derselben ein Bouquet, in dessen Innerem ein Liebesbriefchen verborgen ist, drückt die Theile seiner Scheere zusammen und hinauf schnellt das künstliche Ding bis zum dritten Stock, wo die junge Dame, der es bestimmt war, dasselbe losheftet und einen dankenden Blick oder wohl auch ein Zettelchen hinabwirft; dort umringen tanzende Bauern einen gravitätischen Rathsherrn und lassen ihn mit sich im Kreise tanzen; hier kommt ein ganzer Zug taumelnder Bachanten; dort muß man sich den Schlägen eines gewandten Arlequins zu entziehen suchen, und hier wird man von einem langermeligen Pierot aufgehalten.

Alles ist Lust, Alles ist Leben, so treibt sich die ganze Bevölkerung wochenlang, vorzüglich aber die drei letzten Tage, unter freiem Himmel umher, ohne der Winterkälte zu achten, die übrigens im Februar auch nicht mehr groß ist, indem da schon die Mandeln blühen und man nicht fürchtet, daß sie wieder erfrieren, was bei uns leider oft geschieht, da die Blüthe, durch zu große Wärme früh hervorgelockt, durch ein paar kalte Märznächte mit allen Hoffnungen des Landmannes vernichtet wird.

Tanz gehört nicht zum Karneval, wohl aber eine neue Oper, und diese muß jedes Theater sich für diese Zeit verschaffen. Uebertrieben ist die Neigung zum Theater und unbegreiflich dabei die Anspruchslosigkeit der Italiener — sie sehen alle Tage dieselbe Oper, versäumen sie nicht ein einzig Mal, haben nur zwei gute Subjekte, sonst lauter Stümper — doch sind die Theater immer gefüllt. Ist dies nun für die Logen begreiflich, da diese der vornehmen Welt gehören und ihre Conversationszimmer sind, so ist es für das Parterre desto unbegreiflicher, denn dieses will sich dort unterhalten und findet wirklich Genuß, den der Deutsche, an bessere Kost gewöhnt, daselbst vergeblich suchen würde. Zu den Volks-

spielen gehört das Fingerspiel (alla mora), das Ballschlagen, das Kegelspiel, das Gondelstechen, oder ein Cocagne, für die höhere Klasse hilft während der langweiligen Zeit des Jahres, d. h. während des Sommers, die Villegiatura aus, d. h. Fahrten auf das Land, oder das Wohnen auf dem Lande, auf eigenen, immer zum Empfang und zur Beherbergung vieler Fremden eingerichteten Villa, wodurch sich manche Familie zu Grunde gerichtet hat.

An Städten hat die Provinz neben Venedig eigentlich keine mehr aufzuweisen,

Chiozza, von 20.000 Einwohnern, ist gewissermaßen eine Vorstadt von Venedig, hat ebenso seinen Canal grande u. s. w. Nur ist es regelmäßiger. Es liegt am südlichsten Winkel der Lagunen und hängt durch eine steinerne Brücke von 43 Bogen mit der Landenge Brondolo zusammen. Es hat ein Bisthum und alle schon oft genannten Anstalten. In der Nähe dieser Stadt liegen die venezianischen Salzwerke. Auf dem Lido sind 36 Schiffswerften, oder, um die Erwartungen nicht zu hoch zu spannen, Bauplätze, auf denen Barken und Kähne gezimmert werden. Der Hafen kann nicht große Schiffe aufnehmen, weil er nur 17 Fuß Tiefe hat.

Der Markt Mestre ist der Landungsplatz für die Venezianer. Die Reisenden schiffen sich von da nach Venedig ein. Alle Waaren, die über Land kommen, passiren diesen Ort, der daher ziemlich lebhaft ist.

Porto Gruaro, ein Flecken am Lemene, ist der Sitz eines Bischofs 2c.

Von den Dörfern ist Stra oder Palazzo reale zu bemerken. In dem großen Palaste daselbst verweilt der Vicekönig in jedem Sommer einige Zeit. An der Brenta und ihrem Kanale liegen eine Menge der prachtvollsten Landhäuser, lauter venezianische Besitzungen.

Die Provinz Padua hat zur Hauptstadt das alte Padova, das einst über 100.000 Einwohner zählte — jetzt zählt es kaum 36.000. Die Stadt scheint todt und unbewohnt, weil man beinahe Niemand auf der Straße sieht, da überall unter den Häusern Arkaden laufen, welche von den Fußgängern benutzt werden. Zudem sind die Häuser vor Alter schwarz und sehr hoch, was alles der Stadt ein höchst düsteres Aussehen gibt. Der Herrenplatz ist geräumig, ihn ziert die Reiterstatue des venezianischen Generals Gattamelata, von Donatello in Erz gegossen. Noch größer ist der Prato della valle vor der Justinakirche. Er war ehedem ein Sumpf, ist jedoch ausgetrocknet und aufgefüllt worden, so daß nur noch in der Mitte Wasser übrig ist, welches eine Insel umschließt, zu der von vier Seiten Brücken führen. Sie ist ein schöner, von Baumgruppen und Alleen durchzogener Rasenplatz. Die Insel und

das sie umgebende Land ist gewissermaßen ein Pantheon der Paduaner, denn es stehen daselbst 80 Statuen von berühmten Gelehrten, Bischöfen, Staatsmännern, Kardinalen, Päpsten, Dichtern u. a.

Die Stadt hat viele schöne Kirchen, unter denen die des heiligen Anton von Padua, den man hier vorzugsweise den „Heiligen," ohne Beisatz seines Namens heißt; sie ist groß, mit fünf Kuppeln, drei Thürmen, ringsum mit schönen Galerien geziert, im Innern mit Basreliefs, Fresco- und Oelgemälden, Mosaiken fast überladen. Der Sarg des heiligen Anton, einige Theile des Körpers dieses Heiligen enthaltend, steht auf inem Altare von Granit in einer sehr düstern Kapelle. Die Geräthe dieses Altares sind aus lauter Silber und ihr Gewicht wird auf 250 Pfund angegeben. Die noch unvollendete Justinakirche hat acht Kuppeln, auf deren höchster die kolossale Statue dieser Heiligen steht. Die Domkirche ist gleichfalls an der Vorderseite noch nicht vollendet. Sie umschließt das Denkmal des Dichters Petrarka, welcher an diesem Kapitel Domherr war. In der Kirche Padri Eremitani ruht der Prinz Friedrich von Oranien, der 1799 zu Padua starb. Alle diese und viele andere Kirchen enthalten viele, zum Theile sehr gute Gemälde.

Eines der merkwürdigsten Gebäude ist das Rath- oder Gemeindehaus. Es hat einen 256 Fuß langen, 86 Fuß breiten und 75 Fuß hohen Saal, dessen gewölbte Decke durch starke eiserne Stützen gehalten wird. In Padua soll der Geschichtschreiber Titus Livius geboren sein. Ein Denkmal desselben steht in diesem Saale, ebenso eines der Lukretia Dondi d'Orologia, einer Paduanerin (ich habe vergeblich in meinen historischen Hand- und Wörterbüchern nach ihren Thaten gesucht). Die Wände sind mit allegorischen Freskomalereien bedeckt. Vor dem Eingange des Saales stehen zwei ägiptische Bildsäulen, nicht aus Basalt, wie man gewöhnlich glaubt, sondern aus einem derben, nicht so harten Steine, der in großen Massen bricht, aus Basanit, welche Belzoni aus Afrika seiner Vaterstadt überschickte. Viele andere Paläste sind wohl sehenswerth, jeder derselben schließt irgend eine Merkwürdigkeit, ein herrliches Gemälde, eine berühmte Statue, eine Antike oder dergl. ein.

Padua ist der Sitz eines Bisthums ꝛc. Die Universität hat eine Bibliothek von 70.000 Bänden, eine Sternwarte auf dem 130 Fuß hohem Thurme des alten Schlosses, welches dem berüchtigten Tirannen Ezzelino zum Gefängnisse diente, einen botanischen Garten, Naturaliensammlung u. dgl. Das bischöfliche Seminar hat auch eine Bibliothek von 55.000 Bänden. Handel ist die Hauptnahrungsquelle des Ortes; Darmsaiten werden hier gemacht, auch Seidenzeuge, Bänder; doch sind alle Fabriken sehr gesunken.

Unter den Flecken ist Este zu bemerken, als Stammhaus der Dina-

stien von Modena, Braunschweig und Großbritannien, welche dem Regentengeschlechte von Este entsprungen sein sollen. Eine Nebenlinie des Kaiserhauses schreibt sich Oesterreich-Este.

Monselice ist bekannt wegen seines großen Kanals, der mit dem Kanale von Battaglia in Verbindung steht.

Monselice, an der Südostseite der euganeischen Hügel gelegen, hat ein schönes altes Schloß auf einem dieser Berge, das mit Mauern und Zinnen und alten Befestigungswerken umgeben ist, auf deren Ruinen jetzt schon einige Landhäuser sich erhoben haben. Die Steinbrüche liefern trefflichen Trachit von tiefer Schwärze und angenehmer Festigkeit. Man braucht denselben zum Pflästern und verschickt ihn deßhalb nach Padua, Rovigo, Venedig. Das Volk hängt in ganz Italien und dem südlichen Oesterreiche sehr am alten Aberglauben, so auch an dem Vorurtheile für das Vipernfett; daher werden in dieser Gegend, wo sie häufig sind, die giftigen Thiere weggefangen (doch einmal eine gute Seite einer schlechten Sitte) und in Apotheken, welche dieses Vipernfett haben müssen, ausgeschmolzen. Man fängt an den südlichen Abhängen des Karst und im Friaul andere Schlangen, welche unter dem Namen italienische Vipern verkauft werden.

Albano ist ein berühmter besuchter Badeort, ein großes Dorf, das am Fuße der euganeischen Hügel liegt. Drei Badehäuser befinden sich an dem Orte, welche lauter marmorne Badwannen haben, was höchst reinlich ist. Auch

Monte Ortone,

Monte Grotto und

San Pietro di Montagnone sind Badeorte, dem erstgenannten benachbart.

Die zwischen Albano und Monte Ortono befindliche, in Stein gefaßte Quelle, Aqua della vergine (Jungfernwasser) genannt, wird nur getrunken.

Das bei Obizzi am Kanale von Battaglia auf einer Anhöhe liegende Schloß Kattaggio ist wegen schöner Alterthumssammlungen merkwürdig; die mehrsten Zimmer sind von Paul Veronese al fresco gemalt. Bei diesem Schlosse, auf dem Gipfel des Monte Celice stand in alten Zeiten ein Tempel des Jupiter und später eine Burg.

Arquato, auf einer an einer Schlucht zwischen den euganeischen Bergen gelegenen Anhöhe, ist merkwürdig, weil es das Grabmal Petrarka's enthält, welcher 1374 hier gestorben ist. Sein einfacher Sarkofag steht vor der Kirchthüre und ruht auf vier kurzen runden Säulen. Vor etwa sechszig Jahren ward dieser Sarkofag erbrochen und ein Arm von dem Leichname entwendet. Die Stelle, an der das Gestein zertrüm-

mert wurde, hat man wieder ausgebessert. Drei Seiten des Sarkofags, der ganz ernst und im schönen römischen Stile gehalten ist (errichtet von Petrarkas nächsten Verwandten, dem Gemahle seiner Tochter, Francesco di Borsano) sind glatt, auf der vierten steht die von dem Dichter selbst verfaßte Inschrift:

Frigida Francisci lapis hic tegit ossa Petrarcæ
Suscipe Virgo parens animam sate virgine parce
Fessaquea jam terris celi requiescat in arce
MCCCLXXIIIJ. XVIIIJ Julii.

Der spätere Besitzer von Petrarka's Landhaus verunstaltete das Denkmal durch einen ziemlich mittelmäßig gegossenen Kopf, der als Bildniß Petrarka's über der Inschrift angebracht wurde. Der Muthwillen eines venetianischen Soldaten übte sich daran, indem er den Kopf zur Zielscheibe brauchte, wodurch er ihm ein Auge ausschoß, damit eine Wette gewann, aber auch in's Gefängniß wandern mußte. Ernsthafter wurden jene bestraft, die auf Anstiften eines Edelmannes aus Rovigo den Arm gestohlen hatten, sie wurden hingerichtet. Petrarka ließ in diesem Dörfchen einen öffentlichen Brunnen mit gemauertem, viereckigem Behälter bauen, dessen Wasser frisch, wohlschmeckend und von so großer Klarheit ist, daß man durch 16 Fuß desselben jeden Gegenstand auf dem Boden erblickt. An einer von dem Dichter selbst gewählten Stelle ließ derselbe sich ein Haus bauen, welches sich weder durch Schönheit noch Simmetrie oder Geschmack auszeichnet, sondern ein Bauernhaus, etwas größer als die andern ist, aber eine unbeschreiblich schöne Lage und nach allen Seiten herrliche Aussichten hat. Obschon es bereits gegen fünftehalb hundert Jahre steht, ist es doch bei weitem nicht das älteste in dem Flecken, dessen graue zum Theile gothische Gebäude, wie überall in Italien, so auch hier, den Fremden stärker anspricht, als der Eingeborenen, und an den Verfall des herrlichen, von der Natur so reich begabten Landes erinnert.

Petrarka's Haus hat ein Parterre, welches, wie bei allen Bauernhäusern, zum Keller dient; durch eine außen an demselben hinaufführende Treppe gelangt man unter ein Vordach, das von drei Pfeilern gestützt ist und durch den Hausflur in ein großes, nach Süden gelegenes Wohnzimmer führt, zu dessen beiden Seiten zwei kleine und zwei große Zimmer liegen, die beiden Piecen auf der Nordseite waren Petrarka's, die beiden andern der Diener Wohnung. In diesem höchst bescheidenen, nur aus fünf kleinen Räumen bestehenden Gebäude beschloß der Dichter sein Leben. Von seinen Möbeln befindet sich noch ein, durch Reisende stark zerstörter Schrank hier, der, um ihn der gänzlichen Zerstörung zu entziehen, mit einem eisernen Gitter umgeben ist; ferner sein Dintenfaß,

der Sessel, auf dem er starb; endlich sieht man über der Thüre des Hauptzimmers, des mittelsten, die enthaarte Mumie einer Katze, des Lieblings Petrarka's. Eine burleske Inschrift vergleicht dieses Thier mit der berühmten Laura, weil beide gleich viel zu des Dichters Unsterblichkeit beigetragen, die eine, indem sie ihn zu seinen unsterblichen Gesängen begeisterte, die andere, indem sie dieselben vor den Mäusen für die Unsterblichkeit aufbewahrte.

Die Provinz Polisene hat den Hauptort Rovigo. Die Stadt liegt an beiden Ufern des Adigetto, wodurch sie in die obere und untere Stadt, oder in Sta. Giustina und San Stefano getheilt wird. Sie hat nicht viel mehr Einwohner als die mehrsten Flecken Italiens, 8.000, welche sich in der alten, sehr heruntergekommenen Stadt dürftig nähren. Die alten Festungswerke sind dem äußern Anscheine nach nicht bedeutend und planlos zusammengesetzt, so daß sie so wenig als das Kastell, einem ernstlichen Angriffe widerstehen können. Es ist hier ein Provinzialgericht, bischöfliches Seminar, ein Gimnasium u. s. w.

Merkwürdiges umschließt die Stadt fast gar nichts; die Rotunda, oder die Kirche Madonna del Soccorsa ist zwar neu, doch von schöner großartiger Architektur, und ist geschmückt mit vielen Gemälden der venetianischen Schule. Das Theater, mit fünf Reihen Logen, ist groß genug, um alle erwachsenen Bewohner auf einmal zu fassen.

Adria ist gewissermaßen die Mutterstadt von Rovigo; es bestand viel früher als dieses letztere, und war in alten Zeiten ein ansehnlicher Ort, von einem tuskischen Volksstamme bewohnt und lange vor der Ankunft der Veneter erbaut. Diese landeten hier und vertrieben die alten Bewohner von Adria oder A-tria, wie Strabo dasselbe nennt, zu dessen Zeiten (und noch lange nachher) es noch ein Seeplatz war, bis das Meer, das von dieser Stadt den Namen hat, sich immer weiter zurückzog, und Adria in einem höchst sumpfigen (später von dem Kanale Bianka durchschnittenen) Terrain zurückließ, welches auch wieder die Veneter vertrieb, die sich dann in Rovigo niederließen, wodurch der große Ort bis auf ungefähr 10.000 Einwohner herabsank. Der Boden hat sich durch die Flüsse, welche eine große Menge Gerölle von den Alpen herabführen, um ungefähr 20 Fuß erhöht, denn wenn man fünf bis sieben Fuß tief gräbt, so findet man fast überall die obern Theile von Mauern, Häusern, die Ueberbleibsel des alten Adria, welches eine nur wenig von der jetzigen verschiedene Lage hatte.

Die Provinz Verona hat Verona zum Hauptorte. Die Stadt liegt an beiden Seiten der reißenden Etsch, über welche vier Brücken führen, von denen eine aus drei Bogen besteht; der kleinste hat 31, der andere 82 Fuß Spannung; die des zweiten und dritten ist durch ein

mächtiges Felsstück bestimmt, das dem Mittelpfeiler dieser beiden Bogen zur Stütze dient, daher denn dieser dritte Bogen 137 Fuß Spannung hat, was etwas Ungeheures für eine steinerne Brücke ist. Aus Holz kann man vielleicht noch weitere Gewölbe bauen, allein dieses hat eine weit längere innere Verbindung, während Stein zwar fester, aber in seinem inneren Zusammenhange viel kürzer ist. Ein Meister ohne Namen erbaute diese Brücke, wofür ihm eine große Belohnung und das Bürgerrecht von Verona verheißen worden war; als sich jedoch ergab, daß er ein namenloses Kind seie (eine Schmach, welche in alten Zeiten nie vertilgt werden konnte; dem Unglücklichen, welcher nichts für seine Abkunft konnte, eine eheliche Verheirathung versagte, und so seine Schmach forterbte und ihm zuletzt nicht einmal ein kristliches Begräbniß gönnte), ward er verstoßen, und Nichts blieb von seinem Andenken, als die wunderschöne, allen Zeiten und allen Stürmen der wüthenden Etsch trotzende Brücke. Der Freiherr von Nell hat aus dieser Legende eine sehr anziehende Erzählung gemacht. Die in zwei Theile getrennte Stadt hat einen Umfang von acht italienischen Miglien und beinahe 9.000 Häuser mit 55.000 Einwohnern.

Durch die verfallenen Wälle führen fünf Thore von schöner Bauart. So groß aber die Stadt ist, so erfreut doch ihr Inneres das Auge des Besuchenden keineswegs; der weite Umfang wird durch viele unbebaute Plätze hervorgebracht, und die Straßen der Stadt sind enge und schlecht gebaut, schmutzig wie die Häuser und Wirthschaften im Innern; nur der Korso ist etwas breiter und dient, wie der sehr schöne, mit modernen Gebäuden gezierte Platz Brá zum Sammelglatze der schönen Welt, deren Signal die Abendmusik des Militärs ist. Merkwürdiger und herrlicher als Alles, was Verona aufzuweisen hat, ist die Arena oder das Amfitheater, welches man dem Kaiser Domitian zuschreibt. Es ist fast noch ganz unversehrt erhalten, oval, aus derbem Kalksteine erbaut, und zum Theile mit Marmor bekleidet, ähnlich dem Koliseo in Rom. Die eigentliche Arena (d. h. nicht wie der Italiener es nimmt, das ganze Gebäude, sondern der Kampfplatz) ist 225 Fuß lang und 133 Fuß breit; von dort aus erheben sich 48 Reihen von Sitzen in immer weiter werdenden Kreisen; jeder Sitz ist um zwei Stufen höher, als der vorhergehende, so daß 96 Stufen zu dem obersten Sitze führen, mithin ein Jeder bequem über die vor ihm Sitzenden schauen kann, die er bis an die Brust überragt. Der lange Durchmesser des ganzen drei Stock hohen Gebäudes ist 464, der breite Durchmesser 367 Fuß und sein ganzer Umfang 1331. Zur Zeit des Kongresses war, um den hohen Häuptern einen Anblick solch eines gefüllten Theaters zu geben, eine unentgeldliche Lotterie veranstaltet, zu welcher jeder Eintretende ein Freiloos bekam. Auf

der Arena ward der Gewinn vertheilt, und wurden die Nummern ausgerufen, wobei manche schöne Szene sich ereignete, da durch Zufall ein blutarmer Mensch, der gar nicht einmal wußte, was die ihm in die Hand gesteckte Nummer zu bedeuten habe, plötzlich ein paar tausend Lire erhielt. Damals sollen über 26.000 Menschen in diesem Raume versammelt gewesen sein. In der Nähe dieses Theaters entdeckte man Reste einer römischen Straße, vielleicht der Via Claudia; auch am linken Ufer der Etsch, in der Nähe des Kastelles, fand man Spuren eines großen römischen Gebäudes, und Nachgrabungen bleiben selten unbelohnt. Auch über der Erde sind noch mehre Reste, welche die Bedeutung dieses Ortes in jener Zeit beurkunden; so steht nicht weit vom Theater die Porta da Bosari, ein Triumfbogen, welchen 250 nach Kristi Geburt Kaiser Gallienus erbauen ließ; unfern der Straße Leoni stand ein anderer Triumfbogen, welcher jedoch abgebrochen worden ist.

Verona hat 48 Kirchen; die größte derselben ist die Kirche des heiligen Zeno, aus dem neunten Jahrhunderte; in der einen Seite ist ein großes rundes Fenster angebracht, welches das Rad der Fortuna vorstellt, es sind sechs Figuren darauf, davon einige sitzen, einige hinaufzusteigen suchen, andere herunter fallen. Eine Statue des Heiligen der Kirche ist kolossal, von rothem veronesischem Marmor gemeisselt. Die metallenen, gegossenen Thore haben sehr groteske Zeichnungen. Verschiedene Gemälde von Battaglia sind an den Seiten vertheilt, von Montegna ist in der nahe gelegenen Halle eine Kristustaube auf die Wand gemalt, in einem an der Kirche gebauten Häuschen, wird eine zehn Fuß im Durchmesser haltende Schale von rothem ägiptischem Porfir aufbewahrt. Pipin hat diese Kirche erbaut, und man sagt, daß er darin begraben sei.

Alle übrigen Kirchen enthalten mehr oder minder merkwürdige Gemälde, doch sind sie alle durchaus nicht zu vergleichen mit der Größe und Pracht der venetianischen. Das Rathhaus ist schon alt (1541 erneuert), die Fasade ist durch Statuen geziert; es enthält die Bildnisse berühmter Veronesen: Catull, der ältere Plinius, Cornelius Nepos, Vitruv, Paul Caliari, (der Maler, den man gewöhnlich Paul Veronese nennt), Maffei u. a. Hier sind größtentheils aus aufgehobenen Klöstern zusammengebrachte Schätze von herrlichen Gemälden, meist der venetianischen Schule angehörig, aufgestellt. Viele Paläste der reichen Edelleute enthalten seltene Kunstschätze, Antiken, Malereien, Skulpturen. Geschichtlich ist Verona ein sehr interessanter Ort; es war die Residenz des Gothenkönigs Theodorich, so oft als Italien von Einfällen anderer Barbaren bedroht wurde. Diese Stadt, so wie Ravenna waren sein Lieblings-Aufenthalt, und er schmückte sie mit den

prächtigsten Kirchen, Wasserleitungen, Säulengängen, Bädern und Palästen; das ganze Land blühte unter seiner weisen Regierung, der Handel wurde wieder hergestellt, Sümpfe wurden ausgetrocknet, der Ackerbau begünstigt, der Verkehr zwischen allen Theilen seines Reichs erleichtert, er als Erretter Roms betrachtet und von dem Senate der Odoakers überdrüßig war, so begrüßt. Er war bis zu seinem Ende ein fast vergötterter König. Er ist ein Hauptgegenstand der altdeutschen Heldensage, in welcher er unter dem Namen des Dietrich von Bern vorkommt.

Verona hat ein Bisthum, ein Domkapitel u. s. w., eine Akademie der Künste, eine Akademie des Ackerbaus, des Handels, mehre Wohlthätigkeits-Anstalten u. a.

Von den Marktflecken führe ich Villafranca in der Ebene südwestlich von Verona, mit 5.000 Einwohnern an. Dort befindet sich auf einem kleinen Hügel, rings von Wasser umgeben, eine Villa, ein Riesenwerk des Alterthums, selbst in seinen Trümmern noch bewunderns-würdig.

Sprea liegt schon im Gebirge und gehört zu den 13 Comune. Von den Dörfern ist

Gazo am Tartaro, als Fundort römischer Alterthümer,

Garda am See, (welcher seinen Namen von diesem Orte hat) zu nennen. Dieses soll der Ort sein, welcher in den alten Heldenliedern als „Garten“ vorkommt. Auf dem Berge Rocca di Garda stehen Ruinen einer alten Burg. Bei Costerman (Castra romana) soll Catulus sein Lager gegen die Cimbern aufgeschlagen haben. Dieses ist lauter klassischer Boden, kein Schritt, kein Oertchen, an das sich nicht Erinnerungen aus der alten merkwürdigen Zeit knüpfen.

St. Vigilio liegt am Vorgebirge dieses Namens in einer sehr schönen fruchtbaren Gegend, durch die Gebirge vollkommen gegen Nord- und Nordost- oder Nordwestwinde geschützt. Die Bewohner dieser glücklichen Gegend kennen keinen Winter, der Frühling reiht sich an den Herbst und reift die Feigen, die jener zurückließ und welche den Winter hindurch im Freien am Baum geblieben sind. Kapernstauden und Reben umschlingen alle Mauern, zwischen den grauen Oliven erheben sich schlanke Zipressen und stolze Pinien, und aus den Felsenritzen drängen sich Kaktus und Agaven, ein ganz südliches Klima besser als der Thermometer beurkundend.

St. Michele ist ein Badeort aus einer Gasse bestehend, in der Kirche, welche komischerweise, wie so viele andere, nach der Peterskirche in Rom, die nur durch ihre ungeheure Größe imponirt, en miniatur ausgeführt worden, hängt ein neun Fuß langes Krokodill, welches in dieser gefangen und getödtet worden sein soll.

Arcola ist berühmt durch die Schlacht am 15. November 1796, welche, obwohl nicht so groß wie die Leipziger, doch auch drei Tage gedauert hat.

Die Stadt Vicenza gibt der fünften Provinz den Namen. Sie liegt an dem Vereinigungspunkte der Flüsse Bacchiglione und Retrone, hat sechs Brücken, davon drei antik, hat Ringmauern mit sechs Thoren, von denen eins durch Palladio erbaut wurde, hat enge, schlechte, krumme und schmutzige Straßen wie alle Städte Italiens, hat aber schöne Häuser, viele Paläste von Palladio, der 1518 in Vicenza geboren wurde; hat einige Märkte, auf denen sich ein großer Theil der 22.500 Bewohner (mit Vorstädten, Fremden, Militärs 34.000) umhertummeln. Palladio erbaute 1580 das berühmte, von Vetruv in seinen Verhältnissen angegebene olympische Theater, das Rathhaus mit doppelter Kolonnade, deren untere in dorischer, die obere in jonischer Ordnung ist, und worin sich viele treffliche Gemälde aus der venetianischen Schule befinden, und eine Menge anderer Prachtpaläste; die meistens einfachen Thürme stehen frei von den Kirchen abgesondert. Die Domkirche ist die größte, alle haben Gemälde und sind deshalb des Besuchens werth. Vicenza ist der Sitz eines Bisthums u. s. w.; sie hat eine öffentliche Bibliothek von 50.000 Bänden, hat drei Theater, worunter ein Tagstheater, hat einige Fabriken und viel Handel.

Die Stadt Bassano liegt auf einer fruchtbaren Ebene an beiden Ufern der Brenta, über die eine von Palladio erbaute Brücke, welche jedoch in den Franzosenkriegen abgebrochen und dann durch eine hölzerne gedeckte Brücke ersetzt wurde. Sie ist mit alten epheuüberwachsenen, Mauern umgeben, hat sechs Thore, schlechte Straßen, einige schöne Plätze, viele schöne Häuser, fünfundzwanzig Kirchen und ein altes Kastell, das dem grimmigen Ezzelino gehörte; es enthält jetzt eine öffentliche Bibliothek.

Ein hübscher Flecken ist Cittadella, von einem Wassergraben und Mauern umgeben, mit breiten, gut gepflasterten Straßen, schönen Plätzen und neuen Gebäuden, und zählt 6.800 Bewohner, welche von Seide-, Obst- und Gemüsebau leben. Der Graben wird jährlich einmal mit Wasser gefüllt und darauf ein Wettfahren mit Kähnen gehalten.

Schio mit 6.850 Einwohnern, hat Mineralwasser, die jedoch nicht einmal gebraucht werden; in der Nähe findet man vielen verwitterten Feldspath, der einen Hauptbestandtheil der Porzellanerde ausmacht und viel verkauft wird.

Tiena von 9.000 Einwohnern, treibt viel Wollenweberei.

Marostika, ein spärlich bewohnter Flecken, ist eigentlich nur noch eine Ruine seiner frühern Größe. Auf dem Felsen bei dem Markte liegt

ein altes mächtiges Schloß mit starken Ringmauern und bedecktem Wege versehen. Es war häufig ein Aufenthalt des berüchtigten Ezzelino, des Hauptes der Gibellinen. Er war der Sohn eines Bauern aus Ohara in der Mark Treviso (von deutscher Abkunft, indem sein Großvater mit Kaiser Otto nach Italien gekommen war), nahm Kriegsdienste und schwang sich durch Tapferkeit bald empor, bis er sich an die Spitze der deutschen Partei stellen konnte. 1236 öffnete er Kaiser Friedrich II. Verona, welches er eilf Jahre früher an sich gerissen; so erhielt der Kaiser einen freien Marsch nach Italien und belohnte diesen Dienst und viele andere, welche der wilde zügellose Krieger ihm leistete, durch die Belehnung mit Padua. Damit aber nicht zufrieden und auf die Gunst des Kaisers gestützt, riß er ein Stück Landes nach dem andern an sich, und erhielt so die ganze Mark Treviso, ferner Vicenza, Trient, Brescia u. a. Er war ein unerschütterlicher Anhänger des Kaisers, und kannte keinen größern Frevel, als von diesem abzufallen, daher er auch solches mit wahren Höllenstrafen belegte, und sich den Namen eines schrecklichen Wütherichs mit Ruhm errang. Teuflische Martern übte er an allen Abtrünnigen, die in seine Hände fielen, selbst seinen Neffen, E. von Enga, sein Bruder, seinen Schwiegervater und seinen Schwager folterte er zu Tode und es verloren nach und nach 55.000 Menschen durch ihn das Leben. Vergebens hatten ihn die Päpste geächtet, er lachte ihres Bannstrahls und kümmerte sich nicht um denselben. Endlich gieng er darauf aus sich der ganzen Lombardie zu bemächtigen; da verbündeten sich die Fürsten mit einander, die gemeinsame Noth schloß sie zusammen und in einem Treffen gegen ihre Gesammtmacht ward er schwer verwundet, gefangen und starb im Kerker von Racino 1259, als Held von tausend guten und schlechten Balladen, Romanzen und Novellen.

Von den Dörfern ist Breganze seines trefflichen Weines wegen berühmt.

Monte Santo ist ein Wallfahrtsort nahe bei Vicenza, die Kirche Madonna del Monte Beriko ist sehenswerth. Man gelangt durch eine schöne Triumfpforte, auf welcher ein geflügelter Löwe (venetianisch) steht, zu derselben; der Weg ist ganz bedeckt, gut mit Quadern gepflastert, ohne Stufen. Die Kirche ist eine Rotunda mit drei Eingängen. Es bestand hier ein Minoritenkloster, in dem Refektorium desselben befindet sich ein großes Gemälde von Paul Veronese. Die Villa Casni Capra gilt für Palladio's Meisterstück.

Die Stadt Treviso ist der Hauptort des gleichnamigen sechsten Kreises, in einer fruchtbaren, nicht sumpfigen, doch reich bewässerten Gegend. Sie ist mit Wällen umgeben, wohl gebaut, mit geräumigen Straßen und Plätzen, welche sich dadurch vortheilhaft vor fast allen andern

italienischen Städten auszeichnen, daß sie Gärtchen vor den Häusern haben, was dem Ganzen ein sehr heiteres, freundliches Aussehen gibt. Die alte Domkirche hat fünf Kuppeln, und ist der Markuskirche auf entfernte Art ähnlich, doch nicht so groß, überhaupt auch noch nicht völlig ausgebaut. Einige Paläste sind schön zu nennen; die beiden Theater sind auch nicht die schlechtesten Gebäude. Es finden sich hier mehre Gerichtshöfe, ein bischöfliches Gimnasium, eine Bibliothek von 30.000 Bänden, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. Die 14.200 Einwohner betreiben mehrerlei Fabrikgeschäfte; mit Eisen, Faience, Seiden, Wollen und Linnen, so wie Papierwaaren wird Handel getrieben.

Ceando ist ein kleines Städtchen von 4.600 Einwohnern; es hat ein Bisthum, gelehrte Anstalten, ferner mehre Fabriken; eine Salz- und zwei Schwefelquellen entspringen in der Nähe.

Corne gliano hat nur 2.820 Einwohner. Battista Cima, genannt Conegliano ward hier geboren.

Asolo und Oderzo, beide von dreitausend und einigen hundert Einwohnern, haben eine freundliche Lage. Die letztere Stadt soll früher am Meere gestanden haben, welches nach und nach so zurückgewichen ist.

Ein paar Marktflecken, größer als die genannten Städte, haben doch keine besondere Merkwürdigkeit. In dem Dorfe Posagno in der Nähe von Asolo ist Canova geboren.

Die Stadt Piave, der Hauptort des gleichnamigen Kreises, liegt an dem hügeligen Ufer der Piave, sie macht sich nur durch eine schöne Domkirche, nach Palladio's Plan gebaut, bemerkenswerth; ein Domkapitel hat hier seinen Sitz, auch sind Mönchs- und Nonnenklöster vorhanden. Die 10.000 Einwohner treiben einige Fabrikgeschäfte.

Die Stadt Feltre ist der Sitz des Bischofs von Belluno; sie ist ziemlich gut gebaut, Straßen und Plätze sind nicht gar so enge und klein, wie in andern italienischen Städten. Die Domkirche umschließt schätzbare Oelgemälde, der venezianischen Schule angehörig. 4.700 Einwohner nähren sich von Seide, Wein und Oelbau.

Der Flecken Mel war einst der Hauptort einer Grafschaft (unweit Belluno nahe an der Piave).

Agordo liegt an der Gränze von Tirol und hat Bergbau.

Pieve di Cadore ist der Geburtsort des berühmten Malers Vecelli, den man gewöhnlich nach seinem Vornamen Titian nennt.

Udine ist die Hauptstadt der Provinz Friaul. Sie liegt in einer großen Ebene, nicht weit von den Alpen, fünf Meilen von dem nördlichsten Winkel des adriatischen Meeres, in einer gesunden, nicht sumpfigen Gegend. Die Stadt ist krumm, eng und finster gebaut und hat kein freundliches Ansehen. Die mit Bogengängen versehenen Gassen machen

dieselbe nicht freundlicher. Der Hauptplatz hat eine Friedensstatue (wegen Campoformio). Die Domkirche hat schöne Marmorsäulen, kunstreiche Basreliefs. Ein neues Gebäude, die Hauptwache, ist mit Säulen überladen und macht deßhalb keinen gefälligen Eindruck, sie trägt einen Thurm, auf welchem eine Glocke steht, welche, wie in Venedig die Markusuhr, von zwei eisernen Männern geschlagen wird. Auf einem Hügel steht ein festes Kastell, welches sonst die Residenz des Gouverneurs war, jetzt aber in ein Strafhaus umgewandelt ist; ein großer Raum am Fuße dieses Hügels ist zu einer schönen Promenade umgeschaffen, auf derselben werden Pferderennen, Jahrmärkte und Volksbelustigungen gehalten. Udine hat ein Bisthum u. s. w.. 17.000 Einwohner nähren sich vom Wein- und Oelbau, von Seidenzucht und Handel.

Die Stadt Cividale ist das alte Forum Julii, welches von den Römern angelegt, später den Namen Civitas Austria erhielt, woraus Cividale entstand. Unter venezianischer Regierung hatte diese Stadt, welche auch den Namen Cividal del Friuli hat, ihren eigenen Statthalter, und sie war in Bezug auf die Administration vor 1558 ganz von Udine getrennt. Die Domkirche ist ein prächtiges Gebäude, das uralte Hauptthor hat künstlich gewundene Säulen von verschiedenem Gestein. Der alte steinerne Taufbrunnen ist mit biblischen Figuren aus der Apokalipse und mit Denksprüchen des Dichters Seducius aus dem fünften Jahrhunderte geziert. Das Kapitelarchiv enthält mehre interessante Schriftdenkmale aus dem Mittelalter, das Gebetbuch der heiligen Elisabeth, 1205 zu Regensburg geschrieben, mit zahlreichen fleißig gemalten Miniaturen, das Gebetbuch der heiligen Gertrud, Königin von Ungarn, aus dem eilften Jahrhunderte, gleichfalls mit Miniatur beladen, in einem Einbande von schwarzem Beine, mit schönem zierlichem Schnitzwerke. Der berühmte Codex der heiligen Evangelien, aus dem fünften Jahrhunderte, mit Uncialbuchstaben geschrieben, u. a. Das seit 1817 errichtete Museum der Alterthümer enthält einen reichen Schatz von Denkmälern aus dem Friaul. 3.650 Einwohner nähren sich vom Weinbau u. s. w.

Palena Nuova ist ein Flecken von 2.500 Einwohnern, stark befestigt und als wichtiger Waffenplatz betrachtet; er hat feste Casematten, eine große Kaserne mit einem weit ausgedehnten Exercierplatze, sonst aber nur einen öffentlichen Platz der hübsch war, 300 Häuser, sechs Thore, welche alle man von dem Hauptplatze sieht, eine Kirche, eine schöne Wasserleitung, ein Wachhaus mit einem kleinen Theater.

St. Vito hat ein Kloster der Salesianernonnen, welche eine Erziehungsanstalt haben.

Pordenone oder Portenau hat 4.000 Einwohner, welche sich

mit Feldbau beschäftigen, eine Papiermühle ist daselbst, welche das beste Papier in Venedig und auch sehr gute Preßspähne liefert.

Sacile an der Livenza war ehemals eine kleine Feste, eine prächtige Brücke, der Palast des Podesta und andere Ueberbleibsel zeugen von dem ehemaligen Glanze des Ortes. Nahe bei demselben fiel am 16. April 1809 eine Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen vor.

Unter den Dörfern ist bemerkenswerth Pontafel, sehr lebhaft durch den Waarentransport zwischen Deutschland und Italien. Es liegt an der illirischen Gränze im Gebirge und heißt auf vielen Karten, so auch auf der von Fallon, Ponteba.

An der Fella liegt der enge Felsenpaß Chiusa (die Venezianerklause), durch ein altes, von der Republik Venedig erbautes Kastell befestigt. Bei Resciatta öffnet sich das bekannte Thal Rescia gegen die Fella.

Venzone liegt an der Hauptstraße von Venedig durch das Friaul nach Deutschland und ist daher ein lebhafter gewerbsamer Ort.

Das Dorf Zuglio wird gleich Cividale für das alte Forum Julii gehalten, viele, dort aufgefundene, Alterthümer geben wenigstens zu der Vermuthung Anlaß, dort sei eine römische Niederlassung gewesen.

Campo formide oder Campo Formio ist ein unbedeutendes Dörfchen, eine Meile von Udine südwestlich gelegen; dort ward in einem gewöhnlichen Bauernhause am 17. Oktober 1797, der Frieden, der den Namen von diesem Orte trägt, zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossen.

VIII.

Kroatien

und das ganze

Militärgränzland.

Kroatien und das ganze Militärgränzland.

Von dem Dorfe Privecz, der südlichsten Spitze von österreichisch Kroatien, und gelegen zwischen Dalmatien und türkisch Kroatien, beginnt eine Provinz des Kaiserstaates, die sich durch ihre Eigenthümlichkeit in Hinsicht auf das Land, das Volk, die Regierungsart und auf seine Stellung zwischen Oesterreich und der Türkei auffallend auszeichnet. Es zieht sich von Dalmatien nordwärts nach Illirien, an diesem vorbei bis an die Gränze von Krain und Steiermark; dann östlich unterhalb dem ganzen untern Ungarn längs der Donau hin, endlich wieder nordwärts nach Siebenbürgen, und ist unter dem Namen der Militärgränze allgemein bekannt, auch besser bezeichnet als durch den Namen Kratien, weil dieses Land nur einen Theil der Gränze bildet, und es im Uebrigen aus verschiedenen Ländern, aus Völkern verschiedener Abstammung, Sprache, Religion, Sitten besteht. Das Lehnswesen, das zur Zeit seiner Entstehung wohl den Kriegsdienst der Belehnten zum alleinigen Zwecke hatte, besteht hier noch in vollem Maße und vielleicht in seiner ältesten Form, und scheint wegen der Sicherung des hinter der Gränze liegenden Landes, gegen die Uebel des verheerenden Barbaren- und Nomadenkriegs sowohl als gegen die schrecklichen Seuchen, deren Sitz die Türkei ist, nothwendig.

Unter den Römern gehörte das Gebiet, welches jetzt die Militärgränze bildet, zu verschiedenen Staaten, zu Illirien (Japodien und Liburnien), zu dem dem obern Mösien, zu Ponnonia, Savia und

29 *

endlich zu Dacien. Noch lange nach dem Verfalle des weströmischen Reiches blieben diese Länder integrirende Theile des oströmischen oder bizantinischen Kaiserthums. Von Einwanderern aus Asien überschwemmt, wieder verlassen, von andern heimgesucht, abermals geplündert und auch wieder verlassen. Nur die Vandalen, welche schon im dritten Jahrhundert von der Mündung der Weichsel und nach der Elbe gezogen waren, dann an dieser aufwärts ziehend, die Gebirge überschritten und in Siebenbürgen eindrangen, ließen sich auf längere Zeit daselbst nieder, weil Konstantin ihnen für geleistete Dienste einige südlich gelegene Länder zum Aufenthalte anwies, worauf sie sich mit den Alanen vereinten. Später kamen die Gothen desselben Wegs, sie drängten ihre Vorgänger nach Westen, und nahmen deren verlassene Wohnsitze im Osten ein, woselbst sie von den bizantinischen Kaisern durch Geld- und Länderschenkungen zur Niederlassung bewogen wurden, damit sie das große Kaiserreich vor den Einfällen der Barbaren schützen möchten, denn so weit waren die Römer schon gesunken, daß sie sich nur noch durch Barbaren gegen diese zu schützen vermochten, welche dann selbst dafür angesiedelt und besoldet wurden.

Das von Asien nach Ungarn eingewanderte Volk der Slaven, durch die Magyaren gedrängt, zog sich südwärts, tartarische Stämme vereinten sich damit, und so bildete sich zuerst der slavische Staat an den Ufern der Drau, Save, Unna (türkisch) und an der Küste des adriatischen Meeres, dessen Bürger sich Horwathen nannten, man glaubt von den Karpaten, woher sie kamen, was denn später in Kroatien verwandelt wurde.

Diese Völker ergriffen Partei gegen die Bizantiner, machten sich von ihrer Herrschaft ganz frei, was die Tartarenstämme in Bulgarien auch thaten, aber dafür bald darauf unter die Botmäßigkeit ihrer nördlichen Nachbarn, der Ungarn, geriethen, bis die Türken dem bizantinischen Reiche ein Ende machten, und bis an das rechte Ufer der Donau und der Save vorschritten. Hierdurch, so wie durch das bald darauf erfolgende Ueberschwemmen des ganzen ungarischen Reiches wurden alle bisherigen Verhältnisse gestört. Nur an der Gränze von Croatien leisteten frühe genug zu Hülfe gekommene Deutsche einen kräftigen Widerstand und so ward das jetzige Illirien verschont. An dem Kanale della Morlacca liegt die kroatische Stadt Zengg; hier ward unter Kaiser Sigmund ein Kapitanat errichtet, welches den türkischen Ueberläufern, den Uskoken, Bosniern, Serven, Ländereien übergab, sie ihnen als erblich überließ, doch die Verpflichtung daran knüpfte, daß die männlichen Mitglieder jeder Familie Kriegsdienste leisten mußten. So geschah es auch unter dem Ungarkönige Mathias Korvinus,

und obwohl durch die Türken gedrängt, das südliche Krain der Schauplatz dieser militärischen Kolonisirung wurde, so war doch zuerst der Grund zu derselben gelegt, und man hatte von da an die erste bleibende windische Militärgränze auf österreichischem Boden.

Immer neue Einfälle machten die Türken, und Ludwig II., welcher nicht vermögend war, sich allein gegen dieselben zu vertheidigen, und sogar Belgrad verlor, übergab dem Erzherzoge Ferdinand, seinem Schwager, der durch die Türken auch bedroht war, die bedeutendsten festen Plätze in Kroatien zur eigenen beliebigen Vertheidigung. Auf diesem Gebiete nun vermehrte sich die Zahl der Ueberläufer aus der Türkei außerordentlich. Sie alle erhielten Wohnplätze, Gärten und Ackerland, um sich ihren Lebensunterhalt erwerben zu können, und mußten sich verpflichten, gegen den Erbfeind des Kristenthums, die Türken, zu kämpfen, die Festungen aber wurden durch deutsche Truppen besetzt und so eine feste Vormauer gegen die wilden Muselmänner gebildet. Dieser kräftig geleistete Widerstand, der immerwährende Abbruch, den die Einwohner den Türken thaten, indem sie, ein wenig Bedürfnisse kennendes, leichtbefriedigtes Volk, das keine Millionen für die Ausrüstung forderte, dessen Nationaltracht seine Uniform, dessen gewöhnliche täglich gebrauchte Waffen seine kriegerische Ausrüstung war, zeigte die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung in einem vollkommen befriedigenden Grade; die Türken machten dort, wo sie Widerstand fanden, keine Fortschritte, dagegen sie auf jener Seite, wo man noch keine Militärgränze hatte, in das Innere von Ungarn vordrangen und sich daselbst 150 Jahre lang festsetzten. Es war den Türken auch die ganze Anordnung und das kriegerische Volk so verhaßt, daß sie ihre Entfernung und 1576 gar ihre Ausrottung verlangten (Selim II.). Es bestand diese Militärkolonie ein Jahrhundert lang, bevor man sie erweiterte, bis zu Anfang des 17. Jhhrhunderts, wo Ferdinand II. den westlichen Landstrich zwischen der Kulpa und Unna, den Uskoken, oder den aus dem türkischen Gebiete geflüchteten Familien als Aufenthalt anwies, und sie, wie die andern, zur Vertheidigung gegen den sogenannten Erbfeind verpflichtete. Durch die sich immer mehr hebende Bevölkerung in diesen Ländern, also durch die Vermehrung der waffenfähigen Mannschaft, gelangte die Militärgränze zu einer solchen Stärke und innern Festigkeit, daß sie in dem 1682 ausgebrochenen Kriege mit den Türken nicht nur ihr eigenes Land vertheidigen, sondern auch unter Anführung des Grafen Heberstein, die adriatischen Gebiete Licca, Corbavia und Zuonigrad erobern konnten. Die türkische Macht wurde in diesem von Prinz Eugen glücklich geführten Kriege völlig gebrochen, man glaubte daher nicht ferner einer bewaffneten Bevölkerung zu brauchen, wollte also in dem neueroberten Lande eine

Ziviladministration einführen; allein man verrechnete sich in dem Geiste des Volkes, das diesen Landstrich bewohnt, der Versuch kostete mehren Administratoren das Leben, auch der projektirte Verkauf mißlang, und man sah sich genöthigt, auch diese dalmatische Gränze der Verwaltung des Soldatenstandes zu übergeben.

Die übrigen Gränzländer in Slavonien und Siebenbürgen sind viel später entstanden, erst nach der Befreiung dieser Provinzen von der türkischen Herrschaft (was durch den karlowitzer Frieden bewirkt wurde) konnte man daran denken, ein Institut, das sich so nützlich bewiesen, auch weiter nach Osten auszudehnen. Der südlichste Strich des neu gewonnenen Landes wurde zur Errichtung einer Gränzmiliz bestimmt; in den ganz verwüsteten Gegenden gab es zwar wenig Bewohner, allein leicht war es, Kolonisten dahin zu verpflanzen. Viele tausend Serbier kamen vom türkischen Gebiete herüber, Slaven, Bosnier, Tartaren vermehrten die Bevölkerung und in wenigen Jahrzehnden stand eine junge rüstige Generation bereit, dem Feinde die Spitze zu bieten. Der Landstrich vom Eintritte der Theiß in die Donau ward mit den Tschaikisten besetzt, dieses waren Leute, welche (von den Schiffen, auf denen sie sich aufhielten, Tschaiken benannt) zur Zeit des Sukzessionskriegs in Ungarn zur Vertheidigung des Landes zusammen gestellt, an der obern Donau gegen die Franzosen und Baiern gute Dienste geleistet hatten. Sie erhielten anfangs ihre Standorte zu Raab, Comorn und Gran und waren in drei Kompagnien abgetheilt, nach Beendigung dieses Kriegs wurden sie aber kolonisirt und erhielten den angeführten Landstrich zur Wohnung.

So schritt die Militärgränze immer weiter nach Osten vorwärts, den südlichsten Theil der Monarchie einnehmend, bis sie sich wieder nach Norden wandte, als siebenbürgische Gränze. Die Szekler und die Walachen wurden von Abgaben befreit, dagegen zum Militärdienste verpflichtet, was sie sehr gerne thaten, und was ihren Neigungen vollkommen entsprach.

Die Größe des Landstriches, welcher der Militärgränze angehört, wird ungefähr auf 700 geografische Quadratmeilen anzuschlagen sein; genau ist der Flächeninhalt nicht anzugeben, weil es an Vermessungen von einiger Genauigkeit fast gänzlich fehlt, und weil das siebenbürgische Gränzland so mit dem Lande Siebenbürgen selbst verschmolzen, daß an eine Scheidung für's erste noch gar nicht zu denken ist.

Die Eintheilung dieses Landes geschicht nach Generalaten; es sind deren eigentlich sechs, da jedoch das karlsstädter und warasdiner in eins verschmolzen ist, so bleiben nur noch fünf, nämlich das Karlsstädter, welches mit 18,, Meilen Länge an die Türkei gränzt, das

kroatische oder Banatgränzgeneralat mit 18,4; das peterwardeiner oder slavonische Generalat 61,1; das banater oder ungarische Generalat, welches mit 40,5 und das siebenbürger Generalat, welches mit 80 Meilen an die Türkei gränzt. Die ungarische Militärgränze trennt Ungarn von Serbien, die siebenbürgische das letztgenannte von den Walachei.

Das Land ist fisisch höchst verschieden, die westlichste und zugleich südlichste, nämlich die Karlsstädtergränze, ist durchaus gebirgig, sie nimmt Theil an der Formation von Krain und Dalmatien, womit sie zusammenhängt, die kurze Meeresstrecke um Fiume ist buchtenreich, wie die ganze Quarnero; Fels thürmt sich auf Fels, Insel reiht sich an Insel, die Spitzen eines unter der Meeresfläche fortgesetzten Gebirges, dessen Gipfel sich über dessen Spiegel erheben, sowie sie auf dem Lande fünf- bis sechstausend Fuß hoch emporsteigen. Rauh, wild, voller Höhlen, theils mit dicken Föhrenwäldern bedeckt, theils mit Laubholz gekrönt, theils die nackten Klippen weit hinausstreckend in das Blau des Himmels, in das schwere Gewölke, das sie umzieht.

Die Banalgränze hat nur noch die Ausläufer dieser Gebirge, die höchsten Spitzen erheben sich nicht über dreitausend Fuß; es ist ein reiches, blühendes Land, und könnte, ohne die guten Bewohner, die es hat, eines der glücklichsten der ganzen Monarchie sein, die furchtbare Hitze der nördlicher gelegenen ungarischen Ebene, dringt nicht bis hieher, die Winde verringern dieselbe und die hohe Lage des ganzen Terrains trägt nicht wenig zur Mäßigung der Temperaturverhältnisse bei. Südlich genug ist das Land, um nicht von Winterstürmen, schweren Schneemassen, langweiligem Froste zu leiden, hoch genug ist dasselbe, um nicht an der erstickenden Schwüle der Sumpfebenen und von den in ihnen erzeugten Insektenschwärmen zu leiden.

Die slavonische Gränze umfaßt das ganze Savethal von Petrina an bis Peterwardein und Semlin, durch die Donau und die in dieselbe fließende Sau von Belgrad geschieden. Dieser Landstrich ist völlig eben, es ist der südlichste Theil der ungeheuren niederungarischen Wüste, welche sich über Slavonien hinaus bis an die Sau und die Ausläufer des bosnischen Gebirges erstreckt, und von einem einzigen kleinen Gebirge, das von Peterwardein, genauer vom Einflusse der Theiß in die Donau beginnt, und aufwärts bis Vakavar geht, durchbrochen. Dieß ist das deverdniker oder salakamener Gebirge. Die niedrige, theils sumpfige, theils bloß ebene reich bewässerte Strecke, theilt ganz die fisische Beschaffenheit des südlichen Ungarn, eine üppige Fruchtbarkeit belebt Alles, die Vegetation ist so blühend, reich und frisch, daß man sich in einen andern Welttheil versetzt glaubt; aber die Luft ist zugleich

so ungesund, so drückend schwüle, wie nur in den Llanos von Südamerika vierzehn Tage nach der Regenzeit, und ist das Land auch nicht gerade mit Krokodillen und Riesenschlangen bedeckt, so sind doch viele giftige, gefährliche, oder nicht giftige, aber ekelhafte Reptilien daselbst, daß auch dieses die Aehnlichkeit mit der neuen Welt vermehrt, und zwar zum Vortheile der alten, denn neben den Reizen jenes warmen Erdtheiles sieht man eine solche Menge Plagen, daß die Lust dahin zu gehen, durch solche Bemerkungen um ein Bedeutendes vermindert wird.

Zur Hälfte nimmt die ungarische oder Banatgränze Theil an dieser Beschaffenheit, die andere Hälfte gehört zu den siebenbürgischen Gebirgen, zu denen auch die hieher gehörige, gegen die Walachei gerichtete siebenbürgische Gränze gezogen werden muß.

Nach dieser ihrer Ausdehnung zu schließen, werden auch die Temperaturverhältnisse und das Klima überhaupt verschieden sein. Am heißesten ist das flache Banat und das slavonische Generalat; dort steigt die mittlere Temperatur auf 10, ja nach Einiger Beobachtungen auf 10, 5, was eine sehr glückliche Lage voraussetzt, doch sind die Extreme sehr bedeutend und stehen weit auseinander, was sonst nur bei den Ländern der niedern Temperatur (6 Grad, 5 Grad) Statt zu finden pflegt. Die Sonnenhitze in Slavonien und im südlichen Ungarn kommt auf 30 bis 31 Grad im Schatten; die Winterkälte erreicht in einzelnen Fällen 21 bis 22 Grad. In dem gleich warmen südlichen Friaul, sind die Extreme 28 und 3 Grad. Die siebenbürgische Gränze sollte eine mittlere Temperatur von 6 $^1/_4$ Grad haben; dieses stimmt indessen mit den köstlichen Obstsorten, die man dort zieht; dieses stimmt mit dem Mais, den Melonen, dem Weine, den man baut, nicht zusammen. Das südliche Kroatien am adriatischen Meere, das sogenannte ungarische Littorale, hat 12 Grad mittlere Temperatur, und erzeugt Agrumina, Oel, Wein, Feigen und alle Südfrüchte wie Dalmatien.

Die Gewässer sind sehr ungleich vertheilt; die Karlstädtergränze und die Banalgränze hat beinahe Wassermangel, dagegen die slavonische Gränze ihrer ganzen Länge nach durch die Save übermäßig bewässert ist, und häufiges Austreten dieser wie der Nebenflüsse, das Land zum großen Theile sumpfig macht. Ebenso ist es in Ungarn an der Donau in der Banalgränze. Wieder reich bewässert, doch nicht versumpft, ist der östliche Theil der Banalgränze und der siebenbürgischen. Die Donau hat da, wo sie diese Theile des österreichischen Staates durchströmt und begränzt, eine Breite von einer bis anderthalb Meilen, und eine große Tiefe von 18 bis 60 Fuß, da wo sie mit Gewalt die siebenbürgischen Höhen durchbricht, zwischen Weißkirchen und Cernez, auf einer Länge von 22 Meilen, hat sie die geringste Breite und zugleich die größte Tiefe und

Schnelligkeit, unterhalb Moldawa wird sie von Felsen bis auf 480 Fuß eingeschränkt, und hat dort einige 80 und an manchen Stellen 90 Fuß Tiefe. Dort ist das Bette auch durch Felsen so gesperrt und verengert, daß für Schiffer, die des Weges nicht vollkommen kundig sind, die höchste Gefahr vorhanden ist; dasselbe findet vorzüglich an dem Eisenpasse in der Gegend von Orsowa, woselbst die Donau ganz auf türkisches Gebiet übertritt, Statt. (Siehe Ungarn das 46 Komitat)

Die beiden Hauptflüsse, welche nach der Donau, entweder ganz durch die Militärgränze gehen, oder sie wenigstens auf einer beträchtlichen Strecke treffen, sind die Sau und die Theiß. Die gleich große reißende Drau berührt die Militärgränze nicht, sondern geht unweit derselben, bei Almas, in die Donau. Die Unna und die Kulpa (allein schiffbar), die Loynia und die Illowa strömen zur Save; die Unna, der Gränzfluß zwischen Oesterreich und der Türkei, bleibt deßhalb unbeschifft, obwohl sie groß genug wäre, um bedeutende Lasten zu tragen; politische Rücksichten hindern auch die stärkere Beschiffung der Save, eben weil sie, gleich der Unna, Gränzfluß ist. Merkwürdig sind in dem karlsstädter Generalat die Licca, Gaczka und die Korenitza; sie verschwinden nämlich mitten in ihrem Laufe plötzlich, sich entweder in den Boden verlierend, oder sich in Felsklüfte, mächtige Schlünde, mit denen die Gebirge der Karlsstädtergränze ganz durchzogen sind, stürzend. Man hat bis jetzt noch nicht entdeckt, wo sie wohl wieder zum Vorscheine kommen. Außer den genannten drei größern findet dasselbe mit noch vielen andern kleinern Flüssen und Bächen Statt. Wahrscheinlich würde man ihren ferneren Lauf entdecken, wenn Kroatien so bekannt und so zugänglich wäre wie Krain, welches von vielen Reisenden besucht und untersucht worden; hievon ist jedoch in Kroatien keine Rede; jeder solcher Versuch ist lebensgefährlich, weil man sich unter lauter Räubern befindet, denen ein gelinder Mord gar keine, oder höchstens eine sehr läßliche Sünde ist.

Noch vor ihrem Eintritte in die Donau berührt die Drau Kroatien in seinem nördlichsten Theile als Gränzfluß. In Slavonien sind die kleinen Flüsse Orliava und Bossut, welche sich in der Militärgränze mit der Sau vereinigen, in der Banatergränze die Flüsse Bega und Temesch, welche durch einen Kanal vereinigt sind. Bei Temeswar stößt der Begaschiffahrts- und der Begaholzschwemmkanal zusammen. Die Theiß nimmt im Bereiche der Miltärgränze keine große Flüsse auf, früher hingegen mehre sehr bedeutende. In Siebenbürgen gehören der Militärgränze an: die Aluta (der Altfluß) und der Maroschfluß als die größten; ferner der Aranjosch, Strell, Kokall, Burzen, Bistriz und mehre andere. An Seen und Morästen hat das Land nicht

nur genug, sondern so sehr zu viel, daß sie zur Landplage werden; in dem eigentlichen Kroatien gibt es wahrscheinlich viele große unterirdische Wasserbehälter. Mineralwasser gibt es in den Gebirgsgegenden gleichfalls eine große Menge, einige mit so starker mefitischer Ausdünstung, daß darüber hinwegfliegende Vögel kleinerer Gattung, daß kleine sich denselben nähernde Thiere, davon sterben (si fabula vera); der Aufenthalt bei solchen, oder in Höhlen, welche viel Gas aushauchen, kann allerdings sehr schädlich, ja tödlich sein, wie die Grotte del Cane bei Neapel zur Genüge beweist, und wie dieses in dem Bezirke des zweiten Szekler-Regiments sich wiederholt, woselbst bei dem merkwürdigen Oitosch-passe gegen die Moldau der Büdösch (wahrscheinlich ein ausgebrannter Vulkan) viel Schwefel und große Schwefelhöhlen enthält, die einen erstickenden Dampf aushauchen und unter welchen die sogenannte Mörderhöhle, die bedeutendste ist, da selbst sehr große Thiere, wie Bären, in derselben todt gefunden worden sind.

Die Produkte dieses Landes sind sehr mannigfaltig, der Mineralienreichthum außerordentlich groß; es wird nicht leicht ein Mineral, welches man so oder anders benützen kann, geben, das nicht in dem Militärgränzlande, und zwar in Kroatien und Siebenbürgen vorkäme; von den Metallen wären nur Platina und die dazu gehörige Familie (Rhodium, Iridium, Osmium und Palladium) auszunehmen, alle Andere sind dort gefunden. Wie sie und ob sie überhaupt benützt werden, ist eine andere Frage; höchst elend und bejammernswerth sind alle Bergwerksanstalten, ohne Plan und ohne Zweck wird hier und da geschürft, kreuz und quer gegraben, und sowie der Bau nicht überreich lohnt, alsbald das Bergwerk verlassen, überhaupt aber nichts Gescheutes unternommen. Man sagt zwar, das Aerar selber habe einen, im ersten Banalregimentsbezirk begonnenen Eisen- und Kupferbau aufgebem müssen, weil er nicht belohnt habe; aber dieß ist erstens noch kein Beweis, daß der Bergbau in diesem Lande überhaupt nicht lohnt; zweitens aber um so weniger ein Beweis als ja bekannt ist, daß alle kaiserliche und anderswo königliche Fabriken u. s. w., theils gar nichts abwerfen, theils aber, wenn sie rentiren, gewiß nicht mit dem vierten Theile dessen, was ähnliche Unternehmungen einem Privatmanne eintragen würden, der selbst die Geschäfte leiten könnte und nicht nöthig hätte, ein Aufsichts- und Beamtenpersonal zu besolden, welches drei Viertheile des Gewinns verzehrt.

Bei Kudsir, im ersten walachischen Regimentsbezirke in Siebenbürgen, ist ein sehr ergiebiger (doch nicht bearbeiteter) Eisenanbruch; bei Ruska, einem zum banater-walachisch-illirischen Regimentsbezirke gehörigen Dorfe, werden Eisenerze, zu Tage liegend, in ungeheuren Massen und von außerordentlicher Reichhaltigkeit gefunden. Gold findet man in

mehren Bächen und Flüssen der banat- und siebenbürgischen Gränze; Beweis, daß dessen im Gebirge selbst vorhanden sein muß, sonst könnte es nicht in die Flüsse kommen. Silberhaltige Bleierze findet man im Distrikte des walachisch-illirischen Regiments, in dessen Nähe auch das moldawische Kupferbergwerk liegt, das wegen seines vorzüglich reinen, biegsamen Metalles bekannt ist. Alle diese Spuren sind entweder gar nicht verfolgt, oder wenn man wirklich Bergwerke angelegt hat, so schlecht betrieben, daß die Arbeit kaum belohnt wird.

An Thieren kommt in der Militärgränze nur das Schwein vorzugsweise häufig vor, alle übrigen, wie Bären, Wölfe, Luchse, Füchse bis zur Maus herab, sind hier, wie in den andern Provinzen Oesterreichs, vertheilt; die Gebirgsgegenden bergen mehr Raubthiere als die Ebenen, und haben auch, wie natürlich, mehr Wild; Rehe, Hirsche, Eber von seltener Größe finden und mästen sich in den ausgedehnten Buchenwaldungen. Das Rindvieh und die Pferde sind nicht von guter Rasse, die letztern zwar behende, ausdauernd, doch klein und unansehnlich, außer in der slavonischen Gränze, wo man schöne Pferde, ungarischen Schlages, hat; Geflügel wird viel gehalten, vorzugsweise wälsche Hühner, Enten und Gänse, weniger die gemeinen Haushühner. Vogelwild ist in großer Menge vorhanden, auch kommt die Trappe häufig vor.

Die Bienenzucht wird in ganz Kroatien u. s. w. ziemlich stark betrieben, sie hat zwar noch keine solche Ausdehnung wie im Lüneburgischen oder wie in Lithauen, allein sie ist doch für dieses Nomadenland nicht ohne Bedeutung. Die Seidenzucht ist seit kurzem in der slavonischen Gränze eingeführt und hat daselbst bedeutende Fortschritte gemacht, weil der Boden dem Maulbeerbaume sehr zuträglich sein soll. Fluß- und Seefische hat das Land in großer Menge; sie bilden die Hauptnahrung des gemeinen Mannes.

Was die Natur gütig und milde dem Lande schenkt, dessen freut sich der Gränzbewohner als seines Eigenthumes, ihr aber etwas zu entlocken, versteht er oder versucht er nicht; es wird wenig Roggen, Waizen oder türkisch Korn gebaut; die Wiesen werden in so weit abgemäht, als Jeder sich für den Winter mit Heu zu versehen hat, sonst läßt man sie dem Viehe zur Waide; Färbekräuter, Futterkräuter zu bauen, Hanf und Flachs als Handelsartikel zu produziren, wie in Preußen oder Rußland, fällt Niemand ein. Wein wird gebaut, weil dieses so hergebracht ist, und Obstbäume, weil es weiter keine Mühe macht. In der warasdiner und banalgränze findet sich die Süßholzstaude, welche als Handelswaare benützt wird und eine Pflanze sein dürfte, die in den andern Provinzen Oesterreichs nicht vorkommt.

Die Bevölkerung dieses Landes ist von einer eigenthümlichen bunten

Zusammenstellung. Die Art wie dasselbe besetzt wurde, nachdem es, Alles ein verödeter Raum, an Oesterreich gekommen war, die Kolonisirung höchst verschiedener Leute aus fast allen Theilen Europa's, indem man sich von den übervölkerten Gegenden nach dem fruchtbaren Lande hindrängte, hat eine solche Verschiedenheit, eine so mannigfaltig schattirte Mischung hervorgebracht. Betrachtet man die Militärgränze als ein Ganzes, so findet sich vielleicht in keinem Lande der Erde eine so auffallende Verschiedenheit der Bewohner. Vor allen aber schlagen die Slaven, und zwar die Illirier oder Serben, die Uskoken und Horwaten und Slovenen vor, ihrer sind in Pausch und Bogen 750.000. Dann folgen die Walachen, nach jenen das zahlreichste Volk, ungefähr 150.000, ihnen folgen die Szekler und Ungarn, über 100.000, die Deutschen dürfen höchstens auf 12.000 Mann anzuschlagen sein, eben so hoch die Italiener, die Dalmatier vielleicht auf 10.000, die unter dem Namen der Klementiner in verschiedenen Orten ansäßigen Albanier betragen etwa 2.000, die zerstreut lebenden Griechen, Türken, Juden und Zigeuner kann man zusammen auf 10.000 anschlagen; so kommen 1,034.000 Einwohner heraus. Da jedoch die Gränzen zum Theile unbestimmt sind, die Bevölkerung aber an sich so schwer zu zählen ist, und dieß Geschäft außerordentlich leicht genommen wird, so sind die obigen Zahlen, welche in Pausch und Bogen, nach den anno 1787, 1799 und 1815 vorgenommenen Zählungen, rechnungsweise gefunden sind, nur als annähernde zu betrachten, und wahrscheinlich zu niedrig, so daß man das Richtige näher treffen dürfte, wenn man die Gesammtbevölkerung der Militärgränze auf 1,090.000 anschlägt.

Unglaublicher Hochmuth ist des Kroaten Erbtheil; er hält sich für das erste Volk der Welt, der Name Horwath schwellt seine Brust zu all' den stolzen Gefühlen, die seines Ahnherrn Brust beseelten. Damals als es noch dem Edelmanne erlaubt, als es ihm keine Schande, sondern eine Ehre war, mit dem Säbel in der Faust den Reisenden anzufallen, damals als es Türkenkriege gab und jeder Kopf mit einem Dukaten bezahlt wurde, und man sich gegenseitig die Ohren abschnitt, und zu beweisen, daß man so und so viel Türken (oder Ungarn; denn auch die Türken machten es eben so) getödtet hatte (wobei so manche ehrliche Landsmannsohren mit abgeschnitten wurden), damals als man immer auf Feindesgebiet tüchtig fouragiren, brandschatzen, plündern, morden, sengen und brennen konnte, damals als das lustigste Leben im Feldlager war, wohin man die Dukaten und die Mädchen aus den geplünderten Städten schleppte, um mit ihnen zu spielen, und um sie dann zu verspielen, oder sie, wenn man ihrer überdrüssig war, dem Trosse zu überlassen; damals lebte der Horwath in seinem Elemente. Noch

jetzt denkt er mit Freuden daran; was er von seinem Vater und Großvater erzählen hörte, begeistert ihn zu wilden Heldenliedern, erweckt des jungen Mägdchens Seufzer und erregt dessen Sehnsucht. — O du schöne längst verschwundene Zeit! — Jetzt ist Alles dahin, der Herr ist auf sein Besitzthum angewiesen, darf nicht vom fremden Gute, muß vom eigenen leben, darf Niemand weder die Ohren noch den Kopf abschneiden, darf Niemand quälen, als höchstens seinen Unterthanen, hat keine schöne Mägdchen aus der Türkei, muß das Plündern den Bauern überlassen. — Die Zeiten werden doch immer schlechter.

In große Unwissenheit versunken ist das ganze Land, viele tausend Edelleute können weder lesen noch schreiben, haben nicht den einfachsten Begriff von Geografie und Geschichte, glauben es gebe einen Fußweg nach Amerika, glauben sich gefoppt, wenn man ihnen weis machen will, daß man auf dem Wege dahin nicht täglich ein Wirthshaus treffe, was man doch bei ihnen an der Donau immer findet, halten den für einen verruchten Ketzer, der von sechstausendjährigem Weltalter spricht, da die Welt ja, wie allgemein bekannt, nicht länger als 1836 Jahre steht, sind aber bei allen dem sehr traitabel, zwar gegen den Fremden höchst mißtrauisch, ihm Alles übel nehmend, weil sie sich immer von ihm geneckt glauben, weil sie immerfort meinen, man wolle ihnen etwas aufbinden, doch höchst gastfreundlich, und für ein Kompliment, das man ihrem Nationalstolze bringt, zu jedem Dienste, jedem Opfer bereit. Eine Tugend, die sich in jedem unzivilisirten Lande findet, und eine nothwendige Folge der fehlenden Kultur ist; denn wenn man alle 20 Meilen eine Stadt, und in dieser kaum ein Gasthaus, wenn man alle vier Meilen ein Dorf und in diesem niemals ein Unterkommen findet, da muß man wohl seine Zuflucht zu dem Edelmanne nehmen, und dieser, der nie einen andern Menschen, als seine Jäger und seine Bauern zu sehen bekommt, freut sich, in dem Ankömmlinge Jemanden zu finden, mit dem er den Lauf der Welt besprechen kann, denn Alles, was damals, als der Reisende von Frankfurt am Main abging, in den Zeitungen stand, ist dem Horwathen wirklich eine Neuigkeit, und nicht selten wird man den Lauf der Angelegenheiten ein ganzes Jahr zurück verfolgen dürfen, und immer noch etwas Neues erzählen, und es ist eine so große Betrübniß, wenn der Fremde geht, als es eine Freude war, da er kam; denn dieses Letztere unterbrach das tödtliche Einerlei, das Erstere stürzt wieder darein zurück.

Aus jenen Zeiten, da man immerfort auf der Hut gegen die Türken sein mußte, schreibt sich vielleicht die Unsitte des Volkes her, stets bewaffnet zu gehen. Der Kroat trägt eine blautuchene Jacke über einem mit Hammelstalg eingeschmierten und nachher geräucherten Hemde,

trägt ein paar enganliegende Beinkleider, zwischen denen und der Jacke das bloße Fleisch des Körpers zu sehen ist, denn das Hemde ist nicht länger als die Jacke. Hiezu kommt ein großkrempiger weißer oder schwarzer Filzhut mit kleinem runden Kopfe, und ein paar eng anliegende bis an die Ausbiegung der Wade reichende Halbstiefel, (Schnürstiefel). In dem Gürtel — ein Strick, ein Lederstreifen, ein wollenes oder leinenes Tuch — hängen zwei Säbel oder ein Säbel und ein langer Dolch, stecken zwei Pistolen; über den Rücken hängt eine einfache türkische Flinte mit sehr langem Lauf, und die Hand trägt einen Stock mit einem Beil, oder das Beil mit kurzem Stiel steckt auch im Gürtel. Ueber dieses Alles hängt während der rauhen Jahreszeit ein grober wollener oder Filzmantel oder ein Bärenfell; und so gekleidet geht der Kroate auf das Feld, um zu pflanzen und zu säen, um zu ärndten oder sein Vieh zu hüten; so, und niemals unbewaffnet verläßt er sein Haus, nur dort legt er die beschwerlichen Theile seiner Armatur ab. Auch die Kinder selbst die Mädchen haben schon dieselbe Bewaffnung. Natürlich richtet sich die Menge und Schönheit dieser Stücke nach dem Reichthum des Bauern, und viele haben nicht alle die angegebenen Waffen.

Daß es höchst gefährlich sein müsse, in einem Lande zu reisen, in welchem der Bauer die Erlaubniß hat, öffentlich so zu erscheinen, daß es dem Reisenden Herzklopfen macht, wenn er, einsam seines Weges ziehend, oder in der Kutsche, nur vom Fuhrmann begleitet, fahrend, ein paar solcher Leute begegnet, wird man wohl begreifen, und daß solche Leute, von Jugend auf im Waffenhandwerk geübt, noch immer, wie vor zweihundert Jahren, gegen den Erbfeind gerüstet, das Menschenleben durch die Tradition verachten lernend, weil sie wissen, wie ihre Aeltern es gemacht, daß solche Leute gefährlich sind, wird niemand in Abrede stellen. Auch kommt man nicht ungeplündert durch, man müßte denn schwarz von Haaren sein, einen tüchtigen Schnurrbart haben und einen Jäger hinter der Kutsche aufsitzen lassen; dann sehen die guten Bauern den Reisenden für einen kroatischen oder ungarischen Edelmann an, und einem solchen etwas zu thun, wagen sie nicht leicht.

An der türkischen Gränze kommen sie oft mit den Türken in feindselige Berührung, die in früheren Zeiten immer mit einem Duell endete, welches sonderbar genug war. Kroat und Türke beschieden einander auf einen bestimmten Platz. Der erstere erscheint zu Fuß mit seiner langen Flinte, mit Dolch und Säbel, doch ohne Pistolen; der andere kommt zu Pferde, nur mit einem Säbel versehen. Der Kroat stellt sich mitten auf dem Platze, der möglichst groß und völlig frei und eben gewählt wird, mit seinem Gewehre auf, stets gegen den Türken zielend. Dieser umschwärmt ihn von allen Seiten, kommt plötzlich auf ihn zu und weicht eben

so plötzlich aus, um ihm seinen Schuß zu entlocken, was dagegen der Kroat zu vermeiden sucht, indem er, stets schlagfertig, auf den rechten Augenblick paßt, sich durch alle die Finten, künstlichen Wendungen, Attaquen, in denen der andere seine ganze Reitkunst aufbietet und alle erdenklichen Listen anwendet, nicht verführen läßt, bis er einen unbewachten Moment, eine Sekunde der Ruhe erlauscht, sein Gewehr abdrückt und auch gewöhnlich der Gegner getödtet vom Pferde sinkt, worauf der Sieger den Besiegten plündert, ihn, sollte er nicht todt sein, mit seinem Dolche ersticht und ihm die Ohren abschneidet, dann aber mit dem beutebeladenen Pferde der Heimat zuwandelt. Gelingt es dem Türken, des Kroaten Schuß zu vermeiden, so ist dieser stets verloren, denn mit seinem Säbel und seiner Flinte kann er sich gegen die wunderbare Gewandtheit des Pferdes seines Gegners und gegen dessen raschen Arm nicht vertheidigen, er fällt gewöhnlich mit gespaltenem oder abgehauenem Kopf und wird dann auch geplündert; allein meistens ist der sichere Schütz der Sieger.

Der Menschenschlag ist im Allgemeinen sehr schön, wie es bei den Mischlingsvölkern zu sein pflegt, bei denen sich die körperlichen Vorzüge beider Eltern miteinander verbunden, gewöhnlich auf das Kind vererben, Schlank und hoch aufgeschossen wie die Deutschen, kräftig und ausdauernd wie diese, feurig wie die Asiaten, gewandt wie die Ungarn, von edler Fisiognomie wie die Indier (Zigeuner), würden sie vielleicht Ideale von Schönheit genannt werden können, wenn nicht beispielloser Schmutz, wenn nicht wahre Schwelgerei in der Unreinlichkeit sie entstellte, üble Krankheiten hervorbrächte, ihre Farbe entweder häßlich, krank oder auffallend braun machte, und zwar so, daß man sehr deutlich die Ursache dieser dunklen Tiegerung wahrnehmen kann. Die Mägdchen sind sehr lebhafter Gefühle fähig, ein schöner Mann erweckt ihnen leicht ein Verlangen, dessen sie sich nicht schämen, und wenig Ueberredung kostet es, sie sich geneigt zu machen, allein ein Schnurrbart ist dabei unerläßliche Bedingung; ist der Mann damit nicht geziert, so hält ihn das Mägdchen für ein Kind nnd wendet ihm verächtlich den Rücken. Dem Edelmanne, Ungar oder Kroat, bringen sie jedes Opfer auf den leisesten Wink; sie halten dieß für eine ihnen aufgelegte, ganz unabweisbare Verpflichtung; ein Wink nöthigt sie in den Wagen des Vorüberfahrenden herein, den sie nach einer Viertelstunde mit einem kleinen Geschenke verläßt, nach Hause oder zu ihrer unterbrochenen Feldarbeit zurück laufend. Solche Viertelstunden lange Entfernungen sind etwas so Häufiges, daß die Mutter, deren Kind vor ihren Augen entschwindet, sich kaum umsieht und höchstens neugierig ist, was das Töchterlein mitbringen wird.

Das arme Weib ist übrigens, wie bei allen Wilden, der geplagte

Theil; während der Mann seinem Vergnügen oder dem Raube nachgeht, muß die Frau alle Lasten der Haus- und Gartenwirthschaft tragen. Das einzige, was der Mann davon übernimmt, ist das Pflügen; ob sein Vieh verdurstet, oder ob die Frau in wasserarmen Gegenden für dasselbe zwei Stunden weit das nöthige Getränk auf dem Kopfe herbeiholt, — ob sein Herd kalt steht, oder seine Frau in den Forst geht, um einen Baum umzuhauen und ihn stückweise herbeizuholen, — ob sein Land gedüngt, geärntet wird oder nicht — dies alles ist ihm völlig gleichgültig — er liegt, so lange er kein Geld hat, auf die Ruhebank und faulenzt, und so lange er Geld hat, liegt er im Wirthshause ausgestreckt und trinkt sich in halb vergiftetem, abscheulich bereitetem und verfälschtem Branntweine siech und elend, — nur wenn er betrunken nach Hause kommt, sieht er, ob die Wirthschaft in Ordnung ist, lediglich um (da dies niemals der Fall sein wird) Ursache zum Streit zu bekommen, worauf er seine Wuth an Frau und Kindern ausläßt, die er prügelt bis er müde ist, worauf er sich auf sein Lager streckt und den Rausch ausschläft. Am andern Tage hat er sowohl als seine Frau die Schlägerei vergessen — Alles geht im alten Gleise.

Daß unter solchem Volke von Industrie keine Rede ist, versteht sich von selbst. Die Frau webt von der gröbsten kroatischen Wolle ein grobes graues Tuch (falls sie einen Webstuhl hat, was schwerlich öfter als einmal in jedem Dorfe vorkommt), die Frau spinnt, die Frau schnitzt Löffel und Teller, alles indessen nur zum eigenen nothdürftigen Bedarf, daher der Handel, der hier Statt findet, sich auch lediglich auf den mit Schweinen, Rindern sehr kleiner Rasse und eben so kleinen Pferden beschränkt. Nur höchst selten wird Hanf und Flachs so viel gebaut, daß man davon verkaufen kann. Ist dieses der Fall, so gehört der Gewinn allen Gliedern der Familie gemeinschaftlich, so wie das Grundstück derselben gehört (nicht Eigenthum eines Einzelnen), daher auch nicht veräußert werden kann, obwohl es erblich ist. Die Ländereien sind übrigens sehr groß. Jeder Bruder, Neffe u. s. w. reservirt sich ein Stück zum alleinigen Gebrauch als Gartenland, das Andere, wenn es bebaut wird, oder das Vieh, das darauf waidet, gehört allen Gliedern der Familie zu völlig gleichem Antheil, nur das Oberhaupt der ganzen Kolonie bekommt von dem gelösten Gelde das Doppelte — etwas, worüber selten Streit entsteht, weil man nichts löst.

Die Verfassung des Militärgränzlandes verdient eine nähere Betrachtung, weil sie durchaus abweicht von allen übrigen der österreichischen und vielleicht aller anderen Staaten. Sie ist rein militärisch. Das Land wird, wie bereits bemerkt, in Generalate, deren fünf sind (Carlstadt und Warasdin vereint) getheilt. Die höchste Provinzstelle ist das Ge-

neralkommando, aus einem kommandirenden General, einem Generalkommando-Adjutanten, einem Generalauditorlieutenant, einem Feldkriegssekretär, einem Oberkriegskommissär, einen Oberpflegsverwalter und dem nöthigen (unnöthigen) untergeordneten Kanzleipersonale bestehend. Das höchste Tribunal ist das Judicium delegatum militare, dessen Präsident der kommandirende General oder dessen Stellvertreter ist und bei welchem als Referent der Generalauditor-Lieutenant angestellt ist, wozu dann mehre Staabsauditore kommen.

Jedes Generalat ist nun in Regimenter getheilt, und jeder Bewohner des ganzen Gränzlandes gehört als Mann zu irgend einer Kompagnie irgend eines Regiments in irgend einem Generalate. Alle Behörden von der untersten bis zur obersten, alle Gesetze, alle Verordnungen, alle Strafen sind streng militärisch. Jeder Mann steht unter einem Unteroffizier, jeder Unteroffizier unter einem Lieutenant u. s. w. Selbst der Feldbau wird so betrieben und beaufsichtigt; ein Oekonomieoffizier hat den Umfang des zu bestellenden Feldes, die Gattung des auszusäenden Getreides, die Fütterung der Heerden, die Menge des Vorraths zu bestimmen, der in die Kornhäuser abgeliefert werden soll, welche in jedem Kompagniedistrikte bestehen, um in Mißjahren den Nothleidenden helfen zu können; der Oekonomieoffizier hat ferner die Verpflichtung, jede Familie alle vierzehn Tage zu besuchen, um ihren Zustand, ihre Bedürfnisse kennen zu lernen. Der Kompagniehauptmann muß dieses alle vier Wochen in Begleitung des Oekonomieoffiziers thun. Jeder Stabsoffizier soll dasselbe alle drei Monate in seinem Bezirke von sechs Kompagnien, und jeder General soll es alle Jahre einmal thun. Es versteht sich, daß dieses von unten herauf nicht geschieht, daß die niedern Beamten, welche höchst gemeine, unwissende Leute sind, nicht die Pflicht, sondern nur das Vorrecht im Auge haben, das nämlich, alle vierzehn Tage bei jedem Bauern zu Gast zu sein.

Da bei vielen dieses nicht der Mühe lohnen würde, so gehen sie nur zu den Reichen und richten es so ein, daß sie mit den ersten wieder die Besuche anfangen können, wenn sie bei den letzten herumgekommen sind. Die übrigen werden gebrandschatzt, müssen irgend etwas von ihrem Raube herausgeben. In einem Lande, wo Alles, vom Ersten bis zum Letzten, Tringelder nimmt, der General vier prächtige Rosse, der Lieutenant einen Fuchs, suchen die Beamteten jeden Auftrag so zu wenden, daß etwas davon in ihre Tasche fällt; der eine spricht es unter dem Namen Diäten an, der andere unter dem Namen Reisebeiträge, der dritte geradezu als Trinkgeld. So machen denn auch hier die Hohen und die Niederen es eben so, der Hauptmann geht nicht, wie er sollte, alle Monate von Haus zu Haus, sondern nur von Dorf zu Dorf, der Stabsoffizier

von Flecken zu Flecken und der General von Stadt zu Stadt, läßt sich aber seine Reise so bezahlen, als ob er, wie es seine Pflicht ist, jede einzelne Familie besucht hätte. Gott ist hoch und der Kaiser ist weit, sagen die Beamteten in Rußland — wenn sie das auch nicht in Kroatien sagen, so denken und handeln sie doch darnach. Die Entdeckung solcher Thaten und Unthaten ist fast gar nicht möglich; zeigt man dergleichen in Wien an, so wird eine Untersuchung veranlaßt und das Generalkommando befragt. Dieses läßt seinen untergebenen General nicht fallen, der General seinen Obrist, der Obrist seinen Hauptmann nicht; der Hauptmann nimmt seinen Lieutenant in Schutz, und zuletzt war das Ganze eine abscheuliche Verleumdung, welche dem Verleumder böse Folgen trägt, denn das Land befindet sich in dem trefflichsten Zustande, von keinem Bauern ist irgend eine Klage erhoben worden und die gemachten Anschuldigungen haben sich als falsch erwiesen. Schickt man irgend jemand direkt dahin, mit der Untersuchung beauftragt, so sagt er bei seiner Ankunft dieses sogleich laut aus, und da er gewiß auch Trinkgelder nimmt, so ist die Untersuchung nunmehr auch abgemacht, denn Jeder beeilt sich, ihm solche zu geben, und wer möchte dann auch so brave Leute ins Unglück bringen? Nur der Fremde, völlig unparteiisch, der nicht kommt, um zu untersuchen, sieht das Elend des Volkes, die jämmerliche Lage, in der es ist, nimmt den Druck wahr und das zusammengesetzte Plünderungssistem, welches die Beamteten dagegen ausüben. Allein die Gränznachbarn der Türken wissen, daß es drüben noch viel ärger zugeht, und halten daher die bei ihnen übliche Wirthschaft nicht für arg und

„Ich will mich freien, ich will mich glücklich träumen —
„Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?"

Bei einem erfolgenden Aufrufe muß das Volk sich in Masse erheben, Jeder sich alsbald zu seiner Kompagnie stellen, die Regimenter werden zusammengezogen, und ein sehr bewegliches Korps von 45,000 Mann, im Nothfalle von hunderttausend und mehr, ist auf den Beinen. Die einzige Unbequemlichkeit liegt bei der Ausdehnung von mehr als zweihundert Meilen Länge, die das Gränzland hat, darin, daß, wenn auch überall schnell kleine Posten versammelt sein können, das ganze Kroatenheer unter zwei Monaten langen, forcirten Märschen nicht auf einem Fleck vereinigt zu werden vermag. Gegen die Türken, deren kleiner Krieg sich immer auf partielle Ueberfälle reducirt, und gegen die Pest waren sie stets von großem Nutzen. Bei ihrer Stupidität, welche alle eigene Urtheilskraft ausschließt, halten sie sich strenge an den gegebenen Befehl des Obern, der für sie denkt. Sie sollen Keinen über die Gränze lassen — so lautet der Auftrag — nun ist auch jeder Versuch vergeblich

und höchst gefährlich; sie rufen dem sich Nahenden zu, er solle zurückbleiben, und sie schießen ihn todt, wenn er dem Befehle nicht augenblicklich folgt, etwa Kapitulationen beginnen will, — und auf solche Art mögen sie wohl schon manchmal die böse Seuche von Ungarn und Siebenbürgen abgehalten haben.

Dem Namen nach sollen die Gränzen keine Steuern zahlen, sondern gegen Leistung des Kriegsdienstes von allen Steuern befreit sein; sie haben jedoch nach Liechtenstern's Angabe in Geld und in Naturalien und in Erzeugnissen ihres Fleißes, Tuch, Linnen, zu entrichten, haben Mannschaften zu kleiden und zu unterhalten, haben eine Grundsteuer (Dienst-Konstitutivum genannt), die Zinsen von 4.210 Mühlen, haben Handarbeit und Vorspann (Robot, Scharwerk), eine Schutz-, Gewerbs- und Handelssteuer, ferner an indirekten Abgaben Stempel, Salz, Malzsteuern u. s. w. zu leisten, so daß die direkten sich über drei Millionen Gulden belaufen, die indirekten wohl eben so hoch und die Erpressungen auf das Doppelte angeschlagen werden können, wodurch dann neben der Militärpflichtigkeit noch eine bedeutende Last entsteht. Die Administrations- und Verwaltungskosten sollen hiemit jedoch bei weitem nicht, ja kaum zu zwei Drittheilen gedeckt sein, so daß Oesterreich durch den Besitz dieses Landes für's erste noch offenbaren Schaden hat. Der Nutzen, den es in Kriegen von der Mannschaft zieht, ist rein negativ und besteht blos in dem Schaden, den diese Wilden in Feindesland verüben, in den Plünderungen, in dem Morden und Brennen in den Dörfern, welche durch sie überfallen werden. Zum Busch- und Gebirgskrieg gegen die Türken sind sie sehr brauchbar, ferner auch zum Plündern der Schlachtfelder, sonst aber kann man von ihren Heldenthaten, einem ruhigen Feinde gegenüber, nicht viel sagen. Gleich den Kosaken nehmen sie einen Anlauf mit furchtbarem Geschrei, sind aber, wenn dieser erste ausgehalten ist, zu keinem zweiten zu bringen, und wenn sie ja in der Schlacht bei Lützen oder bei Nördlingen einigen Dienst geleistet haben, so war es dadurch, daß ein geschickter Feldherr für sie den Augenblick ersah, wo irgend eine Kolonne des Feindes in Unordnuog war, da sie dann dieselbe vermehrten. In sich selbst aber ihr Land zu vertheidigen, sind sie geschickt, und dieses Land selbst ist dazu geschickt.

Siebenbürgen hat nur Engpässe und Fußwege, welche es mit den Nachbarländern in Verbindung setzen; die Banatgränze ist schwerer, doch immer noch leicht zu vertheidigen, indem die mächtige, hier sehr breite und reißende Donau die Gränze bespült, eine Flotte kleiner Flußkriegsfahrzeuge, der Tschaiken, hier stationirt, müßte dem Feinde das Eindringen fast unmöglich machen; die slavonische Gränze ist fest durch die Sau und die von ihr hervorgebrachten Sümpfe oder Moräste, über

die man nicht kommen kann, daher die Wege, welche hindurch führen, wiederum als Engpässe zu betrachten sind. Das eigentliche Kroatien ist wieder ein Gebirgsland, also gleich seinen Bewohnern zum Guerillaskrieg gemacht, ferner durch einzelne Festungen gedeckt, und endlich von der Meeresseite völlig gegen Angriffe gesichert.

Ortsbeschreibung.

Karlstadt und Warasdin, das eigentliche Kroatien, wird in sechs Regimentsbezirke eingetheilt: in den likkaner, ottochaner, oguliner, sluiner, kreutzer und St. georger Regimentsdistrikt. Die beiden letztgenannten gehören zu Warasdin.

Die Hauptstadt Karlstadt liegt am Zusammenflusse der Kulpa, Korona und Dobra. Sie hat nach Schmidl 6.325 Einwohner und 557 Häuser, und ist, obwohl nicht eigentlich in der Militärgränze, doch der Sitz des Stabes für das sluiner Regiment. Es befindet sich hier eine griechische Kirche, ein griechisches Bisthum, ein Franziskanerkloster, ein Gimnasium, ein Bürger- und ein Militärspital. Die Stadt liegt in einer von Gebirgen rings umschlossenen kleinen Ebene, besteht aus Stadt, Vorstadt und Festung. Die letztere ist von Herzog Karl II. von Steiermark gegen die Türken angelegt, ist klein, nur mit Pallisaden, Gräben und Schanzen umgeben, enthält aber einen schönen Platz, auf dem die Kaserne und das Zeughaus stehen, so wie zwei Kirchen. Einen andern Platz ziert das Rathhaus. Die Vorstadt liegt am Flusse; sie ist durch Gräben und Schanzen mit der Festung verbunden und hat lauter enge, krumme und schmutzige Gassen. Ein altes nahegelegenes Schloß dient als Pulverthurm. Die Stadt hat fast gar keine Industrie, doch einen ziemlich bedeutenden Speditionshandel nach der See.

Karlopago liegt am Meere selbst, hat einen kleinen Hafen, dessen Handel nur auf die nächste Umgebung gerichtet ist, hat selbst sehr geringen Umfang und kaum 800 Einwohner.

Der Marktflecken Gospich ist größer, er hat ungefähr 1.200 Einwohner und ist der Sitz des likkaner Regimentsstabes.

Das Dorf Udbina hat ein altes, in Trümmern liegendes türkisches Schloß.

Auf dem Gipfel des Plichevizza-Gebirges steht eine Piramide von weißem Marmor, zum Andenken an den Besuch des Kaisers und der Kaiserin 1818.

Die Stadt Zengg oder Seni liegt am Meere, am Ausgange einer engen Schlucht, durch welche die Straße führt und durch welche ein

tosender Wildbach stürmt. Zengg ist klein, hat 487 schlecht gebaute Häuser und 3.200 Einwohner, ist der Sitz eines Bisthums, eines Domkapitels, des ottochaner Regimentsstabes, eines bischöflichen Seminars u. s. w. Die Kathedralkirche zu Maria Himmelfahrt ist ein schöner Bau. Bei der Stadt liegt ein Bergschloß. Ein Holzdamm schützt die Schiffe, welche in die Stadt einlaufen, die, wie zum Spott, den Titel eines königlichen Freihafens hat. Der Handel ist sehr unwichtig.

Ogulin ist ein Markt am Flusse Dobra, der der Sitz des oguliner Regimentsstabes ist. Der Ort hat 2.400 Einwohner und ist höchst unbedeutend.

In dem Dorfe Plaski hat der karlstadter Bischof der nicht unirten Griechen seinen Sitz.

Szluin oder Sluin ist ein Dorf von 36 Häusern, einem alten verfallenen Schlosse und einer Quarantaineanstalt. Es gibt dem Regimentsbezirke den Namen und ist nur wegen des schönen Wasserfalles, den die Szluinchicza hier macht, bemerkenswerth. Das Flüßchen ist 600 Fuß breit und stürzt sich achtzehn Fuß tief hernieder, indem es sich in einige vierzig, zehn, zwölf und zwanzig Fuß haltende Strahlen theilt.

Belowar ist eine sogenannte Militärkommunität, ein Städtchen von 380 Häusern und 2.250 Einwohnern. Hier liegt der Stab des kreutzer Regiments. Der Ort ist fast ganz aus Holz gebaut.

Die zweite Kommunität mit 700 raizischen und griechischen Einwohnern ist eine Festung und heißt Jvanich. Das Städtchen ist ganz von Holz gebaut, die Straßen sind ungepflastert und haben statt einer Fahrbahn hölzerne Geleise, wie man sie in Rußland hat, in den Boden gelegte Balken, oder auch blos Knüppeldämme.

Kloster-Jvanich ist ein Dorf von 700 Seelen mit einem Franziskanerkloster.

Der Marktflecken St. Georgen zählt 380 Häuser und 3.700 Einwohner. Der Stab des St. Georger Regiments liegt daselbst.

Das Dorf Virje ist größer als der vorgenannte Flecken, es zählt 3.900 Einwohner.

Die Banalgränze umfaßt zwei Infanterieregimenter.

Der Stabsort des ersten ist der Marktflecken Glina, am Flüßchen desselben Namens.

Nahe dabei ist das Dorf Topuszko, welches eine heiße Mineralquelle hat. Die Badanstalten sind über allen Ausdruck erhaben; großartig elend; die anmuthige Lage und die Stärke des Mineralwassers dürften den Ort wohl empfehlen.

Petrinia ist eine freie Militärkommunität oder Stadt, an der Kulpa. Sie ist der Sitz des Stabs für das zweite Banal-Regiment,

hat eine freundliche Lage, ist jedoch ganz von Holz gebaut, zählt 720 Häuser und 4.500 Einwohner.

Die Militärkommunität Kostanitz liegt an der Unna auf einem schmalen Raume, durch einen längs der Unna gehenden Berg beschränkt, hat 415 Häuser und 3.300 Einwohner.

Jassenováz an der Sau hat 2.800 Einwohner, welche Schiffbau treiben.

Bei Gora wächst guter Wein, bei Koszma und Tergove sind einige elend bearbeitete Bergwerke offen.

Die slavonische Militärgränze besteht aus drei Infanterieregimentern und einem Bataillonsdistrikt. Der Hauptort des ersten oder gradiskaner Regiments ist Neu-Gradiska, ein Markt mit 1.700 Einwohnern.

Die größere Stadt und Festung, Alt-Gradiska, liegt an der Save und hat 2.350 Einwohner.

Bei Petrowo-Szello befindet sich eine Quelle von Bergtheer, welche von den Bewohnern zum Wagenschmieren gebraucht, sonst aber gar nicht benutzt wird.

Winkowze ist der Sitz des Stabes für das brooder Regiment. Der Markt hat 650 Häuser, 3.520 Einwohner und ein katholisches Gimnasium.

Die Stadt Brood, eine Militärkommunität und Festung, liegt an der Save. Sie hat 2.350 Einwohner und ein Kontumazamt.

Das Dorf Rabinagreda hat 780 Häuser und 4.300 Einwohner; es ist der größte Ort dieses Regimentsbezirks.

Das Peterwardein-Regiment hat die genannte Stadt zum Hauptsitz. Sie ist die Haupt- und Gränzfestung von Slavonien und Sirmien, eine der stärksten der Monarchie, liegt auf einem von drei Seiten isolirten Berge über der Donau, welche hier einen großen Bogen nach Norden beschreibt. Die obere Festung wird blos von Militär bewohnt, die untere Festung liegt am nördlichen Abhange des Berges und hat nur 62 Häuser. Auf der Südseite liegen die beiden Vorstädte. Mit diesen zusammen zählt die ganze Stadt 500 Häuser und 3.200 Einwohner, ohne die Garnison, welche 2.680 Mann beträgt. Die obere Festung ist ein sehr starker Bau, an dem Natur und Kunst Alles gethan zu haben scheinen, um ihn unüberwindlich zu machen. Unter dem braunen Thor ist die große Wasserpumpe, durch welche man die Festung mit Wasser versieht, für den Fall einer gänzlichen Einschließung aber ist es ein Schacht, durch den Felsen gehauen, der bis unter den Wasserspiegel der Donau geht. Beide Festungen können 10.000 Mann fassen. Die kleine Stadt hat nur eine Hauptgasse und zwei kleinere, doch einen

ziemlich großen Paradeplatz. Die an den Berg gebaute Pfarrkirche enthält mehre Grabmäler berühmter Helden aus dem Türkenkriege. Sehenswerth ist auch das Zeughaus wegen seiner vielen Alterthümer, türkischen Trofäen, der Rüstung des Grafen Brenner, so wie der Kette, mit welcher die Türken denselben bei Maria Schnee gefesselt hatten. Eine Schiffbrücke von 32 Pontons, 420 Schritte lang, Abends erleuchtet, verbindet Peterwardein mit Neusatz.

Die Stadt Karlowitz liegt weiter abwäts an der Donau, in einer anmuthigen, weinreichen Gegend, hat über 500 Häuser und 5.650 Einwohner. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbisthums, des einzigen der nicht uniirten Griechen. Der erzbischöfliche Palast und der daran stoßende Platz haben ein städtisches Ansehen, alles Uebrige ist mehr einem Dorfe vergleichbar. Der Karlowitzer Frieden ward in einem dazu erbauten Konferenzhause (1699) auf einer Anhöhe, nahe der Stadt geschlossen; auf derselben steht jetzt die Kirche Maria Fried. Die Donau überschreitet jährlich ein paarmal ihre Ufer und macht die Gegend ungesund, die niedrig liegenden Häuser fast unbewohnbar. Die Umgebungen sind freundlich; eine nahe gelegene Heilquelle, der Fieberbrunnen, dient als Belustigungsort. Das Hauptfest der ganzen Gegend ist die Weinlese; das hiesige Weingebirge ist eines der fruchtbarsten von Ungarn. Der sogenannte Schiller, ein Gemisch von weißen und rothen Trauben, ist sehr beliebt und gesucht; doch steht der Wein in so äußerst niedrigem Preise, daß der Eimer oft nicht einmal einen Gulden gilt. Besonders geschätzt ist der sogenannte Tropfwermuth. Auch die karlowitzer Mostwürste sind berühmt. Dieses sind auf Faden gereihete grüne wälsche Nüsse, welche in Most gesotten werden und einen trefflichen Geschmack haben. —

Die Stadt Semlin liegt dem berühmten und berüchtigten Belgrad gegenüber. Sie ist die größte Kontumazstation an der türkischen Gränze. Die Stadt besteht aus der innern Stadt und der Vorstadt Franzensthal, hat 1.130 Häuser und 13.000 Einwohner. Nur in der innern Stadt gibt es einige erträglich gebaute und gepflasterte Straßen, alles Uebrige ist eng, schmutzig, höchst unappetitlich. Nördlich zieht sich ein eigener Stadttheil hin, von seinen Bewohnern Ziganka, Zigeunerberg, genannt. Er besteht aus lauter vereinzelten kleinen Häusern. Hier sieht man die Ruinen der Burg des Johann Hunyad auf einem kleinen isolirten Hügel. Semlin ist der Haupteingangspunkt nach der Türkei; hier bleiben fast alle Holzflößer und Schiffer, welche die Donau und die Sau herabkommen, liegen, bis sie Schiff und Waare verkauft haben. Ein lebhafter Handel vergrößert dann die Stadt noch jährlich, und besonders viele serbische Kaufleute, ferner türkische und

griechische lassen sich hier nieder und bilden die Hauptmasse der Bevölkerung von Semlin.

Von Unterrichtsanstalten ist hier fast gar nichts; eine niedere oder Trivialschule (in Oestreich Hauptschule genannt) und eine Mägdchenschule sind kaum des Nennens werth. Ein Theater wird dann und wann von herumziehenden Truppen benutzt. Die Kontumazanstalt ist sehr interessant, und es ist darin alles Mögliche gethan, um die Kranken zu beobachten und von den Gesunden abzusondern. Eine große, zwölf Fuß hohe Mauer umgibt den ganzen der Quarantaine gewidmeten Raum. In diesem viereckigen Hofe liegen sechs Häuser, die sogenannten Koliwen, jedes Haus liegt in der Mitte eines kleinen Hofes, der durch einen Staketenzaum von sechs Fuß Höhe gut abgeschlossen ist. Ein jedes dieser Häuser ist in vier Theile getheilt und zu jedem solchen Antheil gehört ein Stückchen des Hofes, welches von den drei übrigen getrennt ist. Die Häuser enthalten vier Zimmer, vier Küchen und vier Bodenkammern. Jeder Ankommende aus der Türkei wird hier aufgenommen. Man wartet in der Regel das Zusammentreffen Mehrer ab, und darum muß ein einzeln Reisender oft drei bis vier Tage warten, bis er eingelassen wird; doch nach Ablauf dieser Zeit nimmt man ihn auf, wenn sich auch kein zweiter gefunden hätte. Mehren mit einander wird die Hälfte, Einzelnen wird ein Viertel solchen Hauses angewiesen, worin sie mit einem Reinigungsdiener auf eine gewisse Zeit verschlossen werden. Sie dürfen jedoch einen großen Theil des Tages spazieren gehen, im Winter von 11 bis 3 Uhr. Nach einiger Zeit hat sich entschieden, ob sie krank sind oder nicht; im letzteren Falle erlaubt man ihnen, weiter zu reisen, im erstern Falle werden sie auf die türkische Gränze zurück spedirt. Ein anderer Theil der Kontumazanstalt enthält große Waarenmagazine mit einer langen Reihe hölzerner Roste, worauf die Wollen- und Baumwollenwaaren gelüftet werden. Zwischen den beiden Abtheilungen, der Häuser und der Magazine, stehen zwei Kapellen, eine katholische und eine griechische. An den beiden Eingängen, von der türkischen und österreichischen Seite, befinden sich Sprachgitter, durch Stacketen von dem äußersten Raume getrennt. In der Anstalt wohnen ein Kontumazialdirektor, mehrere Dolmetscher, Aerzte und viele Reinigungsdiener.

Der Markt Mitrowicz soll das alte Sirmium sein. Er liegt an der Sau und besteht aus 430 hölzernen, niedrigen Häusern, bewohnt von 5.530 Einwohnern. Der Ort ist reich an Alterthümern aus der Römerzeit, auf welche man beinahe bei jeder Nachgrabung stößt; Sarkofage, Inschriften, Aschenkrüge, Goldmünzen, besonders aus der Zeit Konstantins, werden oft gefunden.

Dem Einflusse der Theiss in die Donau gegenüber liegt Slankamen (Salzstein), gewöhnlich und fälschlich Schlank-am End oder Salamkamend genannt. Es soll das alte römische Ritium sein. Es befindet sich daselbst eine Salzquelle, welche wahrscheinlich den Namen veranlaßt hat. Man bedient sich des Wassers zum Kochen und Backen, zur Viehtränke u. a. Der Kalkstein und Lehm jener Gegend ist stark mit Salz geschwängert. Die 1.750 Einwohner des Oertchens, in elenden Holzhütten wohnend, nähren sich vom Flechtwerk aus Schilf, breiten Matten, Teppichen.

Der Tschaikenbataillonsdistrikt liegt in dem Winkel, den die Donau mit der Theiss macht.

Der Marktflecken Titel ist der Haupt- und Stabsort, am rechten Ufer der Theiss gelegen, mit 500 Häusern und 2.500 Einwohnern, einem Spital, Schiffswersten, Zeughaus u. a. Tschaiken sind die bewaffneten Donauschiffe, welche, wie das ganze Gränzland, zur Vertheidigung des Kaiserstaates gegen die Türken bestimmt sind. Sie sind, nach Art der Seebarken, mit rundem Boden gebaut, haben ein stumpfes Hintertheil und ein Vordertheil, das mit einer langen eisernen Stange versehen ist. Der Mast ist vorne angebracht. Es sind für das Bataillon 25 Schiffe im Gange, eine Doppelbarke mit 8 Dreipfündern, 72 Soldaten und 36 Rudermännern, zwei Waffenbarken, zehn Halb-, sieben Viertel- und zwei Patrouillenbarken. Titel soll der Sitz des Königs Zalän gewesen sein, welcher von Arpad vertrieben wurde. Römische Alterthümer werden hier gefunden.

Die ungarische und Banatgränze besteht aus zwei Infanterieregimentsbezirken. Das deutsch-banatische Regiment hat seinen Stab in der freien Militärkommunität Pancsowa. Dies ist eine ziemlich ansehnliche Stadt an der Temes, unweit dem Einflusse derselben in die Donau. Sie hat an 1.300 Häuser und über 10,000 Einwohner, meistens Raitzen. Der Ort ist ziemlich regelmäßig gebaut, hat jedoch kein Pflaster, es ist daher bei schlechter Jahreszeit beinahe gar nicht durch die Straßen zu kommen. Der große Marktplatz hat ein steinernes Kreuz. Die neue griechische Kirche soll eine der schönsten im Lande sein. Das Stabsgebäude, die Kaserne, die schöne Hauptwache, das Aerarialgasthaus sind Gebäude, in dieser Entfernung von den zivilisirten Ländern bedeutend genug.

Es ist hier der Sitz eines griechischen Protopopen, eines Feldkriegskommissariats, einer Kontumazanstalt. Neuangelegte Maulbeerplantagen und Seidenspinnerei liefern einen bedeutenden Ertrag. Quer durch die Donausümpfe führt eine auf einem Damm gelegene Straße nach Semlin.

Das Dorf Dollowa ist das größte, es hat 6000 Einwohner.

Das Dorf Alibuner hat große Salpetersiedereien. Die sehr salpeterhaltige Erde in einem alten solchen Torfmoore wird hiezu benützt, ausgelaugt und nach dem Einsieden kristallisirt.

Das walachisch-illirische Regiment hat zum Sitze seines Stabes, den Marktflecken Karansebes. Er hat nahe an 500 Häuser und 3.000 Einwohner, Deutsche, Wlachen und Raitzen, treibt viel Handel, denn er ist der Hauptstapelplatz der türkischen Waaren, welche nach Siebenbürgen gehen. Eine Goldwäscherei bringt nicht unerheblichen Vortheil. Der Weinbau ist beträchtlich. Die Umgegend liefert sehr große, weit berühmte Schnecken. In einer anmuthigen Gegend, Balda serrata, quillt ein guter, doch wenig benützter Sauerbrunnen hervor. Der Markt war eine Römerkolonie; nach vielen hier aufgefundenen Römersteinen zu schließen, muß derselbe auch stark befestigt gewesen sein. Der Mikaberg ist 5.730 Fuß hoch; man kann von demselben fast das ganze Banat übersehen. Am Fuße dieses Berges liegt der Thurm des Ovid, welchen dieser Dichter zur Zeit seiner Verbannung bewohnt haben soll. Die Berge Montje la mare, Sarko Godian und Mararu sollen von bedeutender Höhe sein.

Der Marktflecken Mahadia liegt in dem Thale Balareka und hat über 1.750 walachische Einwohner. Auf dem Berge Straßiez sieht man Trümmer, welche „die ungarische Kirche" genant werden und zu dem Schlosse Barkani gehört haben sollen. Die sogenannten Herkulesbäder liegen nahe bei diesem Flecken, in dem höchst romantischen, rings von malerischrn Höhen begränzten Czernathale. Ueber dem eben so heißenden Flusse zieht sich die Ruine einer Bogenbrücke, welche wahrscheinlich aus der Römerzeit herrührt. Der Badeort hat 25 Häuser, einen 300 Schritte langen, aber nur 40 Schritte breiten Platz (also eine Straße von der Breite der Nebenstraßen in Neu-York; die Hauptstraßen haben daselbst 150 Fuß Breite). Neun Quellen sind benützt, 13 sind es nicht. Sie haben 30 bis 48 Grad Wärme. Das neueste und schönste in Tempelform gebaute Haus heißt das Korolinenbad; es hat zwei Gesellschafts- und zwei Extrabäder. Ferner sind dort schöne Häuser für das Kameralbedürfniß, für Offiziere, welche die Bäder gratis nehmen dürfen, für invalide Soldaten, oder Häuser für die Verwaltungs- und sonstigen Behörden. Das Herkulesbad, wovon das Ganze geheißen ist, liegt etwas entfernt von dem Oertchen. Von hier aus gelangt man, durch eine hölzerne Treppe von 180 Stufen, zu der Räuberhöhle. Aus der Türkei, Ungarn, Rußland und Polen wird diese Kuranstalt häufig besucht.

Der größte Ort dieses Regimentsbezirks ist Weißkirchen an der Nera, freundlich in vielen Gärten und Weinbergen gelegen. Es hat

5.700 Einwohner, eine Schule, treibt Weinbau, Seidenkultur und Spinnerei und Lederhandel.

Alt-Orsowa ist ein von 900 Seelen bewohnter Markt, gegenüber der türkischen, auf einer Donauinsel gelegenen Festung Alt-Orsowa. Nahe bei dem Orte befindet sich eine Kontumazanstalt.

Bei dem Dorfe Topluz sieht man noch die Trümmer einer mächtigen römischen Wasserleitung, von welcher noch eilf kolossale Wölbungen vorhanden.

Die siebenbürgische Militärgränze ist in vier Infanterie- und ein Husarenregiment getheilt. Das erste walachische Regiment hat seinen Stab in dem Dorfe

Orlat, südwestlich von Herrmannstadt. Dort ist ein Kupferhammer, eine Papiermühle, eine Kalkbrennerei, dort wird treffliches Bier gebraut; auch hat, was sehr merkwürdig ist, der Ort eine Schule.

Der einzige Marktflecken dieses Bezirkes heißt Hatzeg; er ist von Wlachen bewohnt und liegt in einer sehr schönen Gegend, hat jedoch sonst nichts, was ihn bemerkenswerth machte.

Der südwestlichste Paß nach der Walachei heißt Vulkan. Es befindet sich daselbst ein Kontumazamt. Der befahrenste Paß dagegen ist der

Rothe Thurm, von dem großen roth angestrichenen Thurme, der Wohnung der Kommandanten, so genannt. Auch hier ist ein Kontumazhaus, welches sehr taurig in einem kleinen düstern Gebirgsthale liegt.

Das zweite Szekler-Infanterieregiment hat Neumarkt (kezdi Vasarheli) mit 5.000 Seelen zum Haupt- und Stabsorte. Dort befindet sich ein Militärknabeninstitut. Die Bewohner leben von Branntweinbrennerei, Viehmastung und andern landwirthschaftlichen Gewerben. Der Markt

Beretzk liegt nahe an dem Passe Ojtos, welcher, sowie der zweite Paß dieses Distrikts,

Bodza, mit einem Kontumazhause versehen ist. In der Nähe dieses letztern findet man unzählige Mineralquellen, welche stark und krustirend sind und eine ganze ungeheure Felswand, über die sie laufen, schon in einen Spiegel verwandelt haben, dessen Glanz, im Sonnenscheine, durchaus nicht zu ertragen ist.

Die Orte:

Sepsi,

Szent Gyorgy,

Illyefulva,

Zabola,

Koros,

Päße,

Bodok, Kowaszna, Szadobos (diese drei letzten haben säuerliche Mineralquellen) und

Osdola werder dadurch des Anführens werth, weil sie, mitten in dieser Militärkolonie liegend, doch viele Einwohner zählen, die nicht militärpflichtig sind; deßhalb nennt man diese Orte gemischte.

Das erste Szekler-Infanterieregiment hat den Markt Szeklerburg (Csik Szereda) zum Haupt- und Stabsorte. Ein altes Schloß macht denselben romantisch. Nahe dabei liegt as Franziskanerkloster Csik Somlyo, welches ein Gimnasium hat. Nach der Moldau gehen zwei Päße,

Gyemes und Tolgyes; beide haben Kontumazanstalten.

Die hier folgenden Orte sind gemischte (militärpflichtige und nicht pflichtige Bewohner):

Borszek mit einem außerordentlich kohlensäurehaltigen Sauerbrunnen.

Szent Domokos mit einem Kupferbergwerke.

Lazarsalwa mit Sauerbrunnen und Mineralbad.

Szent Belek und

Madefalwa mit Wachholderbranntwein- und ätherischen Oelfabriken.

Das zweite walachische Infanterieregiment hat seinen Stab im Dorfe Naszod. Dort ist ein walachisches Militärknabenerziehungshaus.

Rodna, ein Dorf, in dessen Nähe viele Sauerbrunnen sind, liegt nahe an dem von ihm benannten Passe. Dort sind auch Gold- und Silberbergwerke.

Borgobrund liegt nahe am Borgopasse. Dort findet man vortrefflichen, feinen, rothbrennenden Thon, aus welchem man Pfeifenköpfe macht; die Gemeinde Szoszenyi des Borgothales liefert allein 70.000 jährlich nach der Türkei.

Das Czekler-Husarenregiment hat seinen Stab in dem gemischten Markte Sepsi Szent Gyorgy (St. Georgi).

Der Markt Dobre, in der Nähe des gleichnamigen Passes, gehört rein diesem Regimente; die übrigen Ortschaften, in unteralbenser und im thordaer Komitate gelegen, sind fast alle gemischt.

IX.

Das Königreich Ungarn.

IX.

Das Königreich Ungarn.

Das größte der Länder, welche das österreichische Kaiserhaus beherrscht, wird noch ausgedehnter dadurch, daß die beiden Königreiche: Kroatien und Slavonien, damit vereint worden sind und mit ihm ein Ganzes bilden, in soweit die Abschneidung der Militärgränze nicht eine Trennung hervorgebracht.

Im Norden ist Ungarn von Mähren und Galizien, im Osten von dem letztgenannten und Siebenbürgen, im Süden von der Militärgränze und dem quarnerischen Meerbusen, im Westen endlich von Illirien, Krain, Steiermark, Unterösterreich und Mähren begränzt.

Zwei mächtige Gebirge liegen im Bereiche dieses großen Reiches, die Karpaten und die Ausläufer der Alpen, worüber sowohl der Anfang dieses Buches, als der ganze erste Theil sich verbreitet hat. Sie liegen im nördlichsten und im südlichsten Theile des Reiches, und zwischen ihnen dehnt sich eine fast ganz wagerechte, fast gar nicht von Bergen unterbrochene Ebene aus.

Schon die Römer kannten und besaßen, wenigstens dem Namen nach, dieß Land; allein viel weiter erstreckte sich ihre Kenntniß und ihr Besitz nicht, nur der südliche Theil war wirklich von ihnen erobert, und zwar traf solches eigentlich nur die zu Kroatien und Slavonien gehörigen Striche. Dort am Zusammenflusse der Drau und der Donau, trafen die Römer einen gallischen Völkerstamm, die Skordisker, der schon das früher eroberte Gallatien verlassen hatte, als die Römer unter Knejus Manlius (565 p. u. c.) dahin kamen. Die Bewohner der Kulpa und der Drau waren zwar auch Barbaren, allein die von den Römern zu den Skithen gezählten Besitzer des Landes von

der Drau bis zum Kahlenberge und von da bis zur Theiß machten das ganze übrige Ungarn für sie zur Terra incognita. Diese Skithen waren zweifelsohne Sarmaten, welche noch heutigen Tages einen Theil der Karpaten bewohnen und welche damals das obere und untere Pannonien (so theilten es die Römer ein) im Besitze haben mochten. Bis an das linke Theiß- und Donauufer dehnte sich Dacien aus; zwischen Dacien und Pannonien wohnten die Jazigen, welche von den Roxolanen, einem sarmatischen Volke, abstammen sollten. Alle diese Theile, obwohl sie nur an den Gränzen von den Römern betreten waren, gehörten doch zu dem großen römischen Weltreiche; als dieses aber in's Sinken kam, als die Theilung in ein oströmisches und weströmisches Reich ihm den letzten Stoß gegeben hatte, als sich aus dem Innern von Asien die mächtigen Räuberwanderungen, die Völkerzüge erhoben, da ward es ganz von Rom losgerissen und ein Schauplatz der furchtbarsten Verheerungen. Die Vandalen, durch Konstantin dort angesiedelt, wurden durch die Hunnen unter Attila gedrängt. Die Gepiden, die Gothen, die Heruler, die Alanen, die Longobarden, die Avaren, die Magyaren machten Ungarn nach und nach zu einem großen Schlachtfelde, zu einer weiten Völkergrabstätte, auf welcher allein die letztgenanten, verbunden mit den Slaven, sich behaupteten, selbst gegen die gräulichen, von allen Verwüstungen und Schrecken einer Völkerwanderung begleiteten Türkenzüge.

Das große, von einem stark gemischten Völkerkomglomerat bewohnte Land umfaßt, mit seinen Nebenländern Slavonien und Kroatien, eine Raum von 4791,$_6$ geografischen Quadratmeilen. Dieser Raum ist größtentheils eine weit ausgedehnte Fläche, welche man in die große und kleine, oder östliche und westliche Ebene theilt. Die kleinere wird wohl fälschlich eine Hochebene genannt; denn sie liegt so gut wie die untere an der Donau, nordwestlich von derselben, und erstreckt sich zwar gegen die Karpathen; ist darum jedoch nur einige hundert Fuß höher, als die große. Man würde anstehen, die Ebene von Baiern um München, welche doch tausend und einige Fuß über dem Meere liegt, eine Hochebene zu nennen, wenn man an das Plateau von Quito denkt, welches neuntausend dreihundert Fuß über dem Meere liegt. Auf Oberungarn paßt die Benennung also gar nicht; wohl statthaft aber ist der Vergleich der großen über 1.000 Quadratmeilen umfassenden untern, mit den Pampa's von Südamerika. Eine endlose Fläche dehnt sich vor den Blicken des Wanderers aus, nirgends findet das Auge einen Ruhepunkt; hohes Gras bedeckt im Frühlinge die unabsehbare Fläche, zwischen diesem, fast durch nichts bezeichnet, als durch kürzeres Gras, läuft die Fahrstraße fort. Der Boden ist weich; daher sinkt das beschlagene Wagenrad ein

und daher sucht der Fuhrmann immer wieder einen neuen Weg. So wird die Fahrbahn eine halbe Stunde breit, von Fuß zu Fuß sieht man ein neues Geleis, so lange man sich noch in der Nähe bewohnter Orte, an den Gränzen von Steiermark oder Oesterreich befindet. Jenseits Körmend, Sabaria, werden die Straßen immer weniger breit, immer weniger befahren, der Ackerbau verschwindet ganz, auf viele Meilen findet man kein Dorf, keine Stadt, aus dem hohen Grase sieht hier neugierig ein wilder Stier mit langen Hörnern, flieht dort schnaubend eine ganze Heerde, aufgescheucht aus der trägen Ruhe, mit hochgerecktem Schweife in die Ferne und läßt eine breite Spur niedergetretenen Grases hinter sich zurück.

Der Sommer naht, mit ihm drückende Schwüle. Das Gras, das Niemand mähet, welkt, sinkt um, wird von den Hufen der wandelnden Thiere zerdrückt — immer heißer brennt die Sonne, immer glühender wird ihr Strahl, zu Staub zerfällt das auf den Halmen zu Heu gewordene Gras, nur karger Rasen bedeckt noch den Boden, bald ist auch dieser versengt — handbreite, zuletzt fußbreite Spalten, Sprünge öffnen sich — tief hinein ist der Boden ausgedorrt, und aus den weiten Rissen strömt die letzte Feuchtigkeit aus — sie werden tiefer — schon zu der Zeit, da man nur die Hand hinein bringen konnte, ergründete des Wanderers Stab sie nicht mehr — jetzt sind sie zwanzig Fuß tief und mehr.

Das Gras wird gelb, wird grau, nur noch Staub deckt den Boden — wirbelnde Luftsäulen führen die verbrannten spröden Halme hoch in die Höhe — hier und dort sieht man solche Windhosen bei anscheinend völlig bewegungsloser Luft sich erheben. Das Hornvieh sinkt ermattet nieder, es findet kein Futter, keinen Trank — von der Mitte der Steppe zieht es sich in Schaaren nach den Seen — dort ist noch einige Vegetation — bald ist auch diese verschwunden; der See wird eine Pfütze, die Pfütze ein Sumpf — endlich trocknet auch dieser aus und bekommt Spalten gleich dem Uebrigen.

Die zahlreichen Heerden edler Rosse irren umher, den Hals weit hinaufgereckt, die Nüstern geöffnet, nach feuchter Luft, nach Wasser spähend; die Rosse vor dem Wagen des Reisenden ziehen keuchend in dem Staube weiter. Da sieht man endlich am Rande des Horizontes einen, breiten Wasserstreif sich zeigen — es ist der Balatonsee, es ist die Donau, die Theiss! bald, bald ist man dort, um die lechzenden Klepper zu tränken — eine Stunde nach der andern vergeht, die Sonne steht noch immer hoch über dem Horizonte, man nähert sich ihm nicht — — ein donnerähnliches Getöse läßt sich hören — eine hohe weite Staubwolke wälzt sich heran — immer näher dringt der Schall, die Wolke — — eine Heerde von wilden Rossen stürmt schnaubend, wiehernd vorüber, tausend mächtige

Thiere fliegen daher, ihnen nach ein paar Dutzend Reiter, dunkelbraun von Farbe, mit schwarzen Pelzmützen auf dem Kopfe, sonst nur in die gröbste Sackleinwand gekleidet. Sie schwingen lange Stricke mit Schleifen über dem wilden trotzigen Haupte, aus dessen glühenden Augen Mordlust spricht — da saust aus der einen Hand die Schlinge fort und gefangen stürzt ein Roß nieder. Plötzlich kehrt sich der Reiter um, im wildesten Karriere davon stürmend, bis das Roß mit zusammengeschnürter Kehle niederstürzt, ein paar andere Reiter, die ihm gefolgt sind, sich darauf werfen, eine breite wollene Decke um seinen Leib schnallen, die Schlinge lösen, dafür ein scharfes, die Zunge fast zerschneidendes Gebiß einlegen, es aufrichten, worauf sich einer der Reiter darauf setzt, seine Ferse in die wollene Decke einbohrt und nun dem Wildfange ein paar Streiche gibt, worauf er, mit der ungewohnten Last die tollsten Sprünge machend, davon rast, bis er ermattet und völlig erschöpft niederstürzt, da er seinen Herrn kennen gelernt hat und nun zahm ist.

Die andern sind der Heerde nachgefolgt, bis noch ein Thier und noch eines gefangen worden. Alles dies ist mit Blitzesschnelle geschehen, wie eine Fantasmagorie ist die ganze Erscheinung vorüber, nur in der Ferne noch hört man den donnernden Galoppschlag des Hufes der brausenden Rosse — aber der See ist auch verschwunden — die sinkende Sonne hat die Täuschung aufgehoben, Deli Baba (fata Morgana) hat dem Wanderer, hat den lechzenden Rossen ein neckendes Spiel vorgemacht, das doppelt peinigend ist, je mehr man einer Labung bedürftig war.

Die Nacht sinkt hernieder, es wird schauerlich kalt. Durch die Stille der Luft tönt ein Schall aus der Ferne herüber, als ob Jemand mit einem Beil an einen Baum schlage, von der ganz entgegengesetzten Seite ertönt ein eben solcher Schlag — einem Reisenden sträuben die Haare zu Berge, er weiß, was dies bedeutet — es sind die räuberischen wilden Viehhirten, welche sich Zeichen geben, und welche selten damit zufrieden sind, den Wanderer zu plündern, sondern ihn gewöhnlich bis auf den Tod mißhandeln, ihm den ganzen Körper zerschlagen und, mit Wunden und Beulen bedeckt, es der kalten Nachtluft überlassen, ihn vollends zu tödten — die Rosse müssen die letzten Kräfte anstrengen, um den gefährlichen Feinden zu entfliehen. Ein Lichtlein blickt tröstend aus der öden Steppe her — ach es ist kein gastlich Obdach, der ängstliche Hauswirth, die jammernde Wirthin bitten den Reisenden fußfällig, weiter zu fahren — es sei nur noch eine, zwei Meilen bis zum Dorfe, zur Stadt — bitten ihn, nicht zu bleiben, weil die Schäfer sich hier versammeln und sicher den Unglücklichen umbringen würden, von dem sie vermuthen könnten, daß er Geld oder Geldeswerth bei sich habe — und der Fremde hat noch Gott zu danken, daß er mit einem ehrlichen Bauern zu thun gehabt, der ihn nicht mit freundlicher

Miene willkommen heißt und dann selbst das allbekannte Zeichen mit dem Beile gibt, auf welches die Räuber sogleich herbeieilen.

Eine Handvoll Brod und etwas Wasser, hinterher ein Schoppen Wein wird den Pferden gegeben — sie sammeln neue Kräfte und laufen noch ein paar Stunden, glücklich für den Reisenden, wenn er nicht vor den Thoren der Stadt, unter dem Galgen, an welchem sechs, acht, zehn Räuber zur Warnung für die anderen in Ketten aufgehängt sind, noch geplündert und ermordet wird.

So geht es durch die öde Steppe fort, zehn, zwölf Tage lang, bis sie in einer oder der andern Richtung durchschnitten ist und man die kroatischen, siebenbürgischen oder die Karpatengebirge erblickt, die Ufer dieses Grasmeeres, dessen Kontinuität nur durch die vielen kleinen und großen Flüsse, welche alle der Donau zuströmen, unterbrochen wird.

In die Donau ergießen sich auf dem rechten Ufer die Leitha, die Raab, die Drau, welche Ungarn von Slavonien scheidet, die Sau; auf der linken Seite die March, die Waag, die Neitra, die Gran, die Eipel und die Theiss. Alle diese Flüsse, unter ihnen aber vorzüglich die Theiss, nehmen wieder eine große Menge anderer Flüsse auf. Nur die Steppen sind wasserarm. An Seen, Sümpfen und Morästen hat Ungarn eine große Menge. Die bedeutendsten sind der Neusiedler-See von 5 Quadratmeilen, mit salzigem Wasser, und der Ballaton-See von 24 Quadratmeilen, mit süßem Wasser. Von diesem behauptet man, er sei in immerwährender Bewegung, selbst bei der dauerndsten Windstille schlage er starke Wellen, die sich mit Macht gegen die Ufer drängen, er habe sogar eine schwache Ebbe und Fluth, welche besonders zur Zeit des Neumonds und Vollmonds bemerklich werde. Obwohl nun dieses sehr zweifelhaft ist, so gehört es doch zu den Merkwürdigkeiten des See's, daß er zu Zeiten sich stark erhebt, daß seine Zuflüsse besonders durch, unter dem Wasserspiegel liegende, starke Quellen und durch neun ähnliche, die an seinem Ufer befindlich sind (ohne die dreizehn Bäche und den Szalafluß, die in denselben münden), sich plötzlich so sehr vermehren, daß er über tausend Fuß weit nach allen Seiten um sich greift und vieles Land auf mehre Tage unter Wasser setzt. Auch scheint das Wasser, das aus diesen Quellen zu ihm dringt, sehr lufthaltig, vielleicht kohlensäurehaltig zu sein, denn man sieht an allen Orten Blasen aufsteigen, und schreibt diese Umstände der großen Reinheit des Wassers zu. Untersucht ist übrigens weder er selbst, noch das Wasser, noch das Gas seiner Quellen.

An Morästen und Sümpfen soll Ungarn über 100 Quadratmeilen haben; es wäre zwar viel, doch ist es bei den ungemein flachen Ufern der Flüsse, welche den Staat langsam und träge durchziehen, wohl

möglich. Zur Bewältigung derselben ist nicht viel gethan; man hat wohl hie und da einen Abzugsgraben angelegt, allein entweder der Leitung unverständiger Menschen überlassen, oder nicht Geld genug daran wenden wollen, oder hat die Erreichung des Zweckes an dem ungünstigen Terrain scheitern gesehen, welches nicht Fall darbot, so daß wohl aus den Flüssen Wasser in die Sümpfe, aber nicht aus den Sümpfen in die Flüsse trat.

An Mineralquellen ist Ungarn außerordentlich reich, doch sind in dem von seinen Herren überhaupt verhachläßigten Lande auch diese Schätze durchaus nicht benützt, und nur ganz wenige von den vielen zu Bädern oder Gesundbrunnen.

Das Klima ist nach Länge und Breite sehr verschieden. Die Karpatenländer sind hoch, also kalt; die mittlere Temperatur von Ofen ist beinahe neun Grad Reaumur, was schon ein mildes Klima bezeichnet, doch sind die Winter sehr strenge; die ausgedehnte Ebene, die Höhe, auf welcher Ofen liegt, bedingt eine sehr freie Luftströmung, und diese leicht im Winter eine größere Kälte, als sie in nördlicher gelegenen Orten gefunden wird. So ist bekannt, daß Kopenhagen mildern Winter hat, als Ofen, obwohl die mittlere Temperatur nicht viel über sechs Grad ist. Es würde daselbst schwerlich ein Wein wachsen, gleich dem ofener, wie Burgunder, allein die Nähe des Meeres und die geschützte Lage bringt einen solchen Unterschied hervor, daß die Sommer weder so heiß, noch die Winter so kalt sind, als in südlichen Ländern. In Schottland bleiben bekanntlich die Wiesen während des ganzen Winters grün.

Unbequem ist die außerordentliche Veränderlichkeit des Wetters und vorzugsweise der Temperatur. Die Morgen und die Abende sind während des heißesten Sommers in dem mittlern Ungarn so kalt, daß, wer nicht abgehärtet gegen alle Unbilden eines rauhen Klima's ist, nothwendigerweise seine Kleider, gleich den Bewohnern der Türkei, täglich dreimal wechseln muß. Die Tageshitze ist so groß, daß man lieber ganz ohne Kleider gehen möchte, die Kälte am Morgen und Abend so groß, daß man einen Pelz sehr wohl verträgt. Dieses und die verpestete Sumpfluft bringt eine Menge chronischer Krankheiten hervor, welche in Ungarn völlig endemisch sind; im Sommer hausen dagegen die Wechsel- und die Faulfieber auf eine schreckliche Weise; Rheumatism aber und Gichtbeschwerde gehören zum Leben — kein Mensch ist frei davon.

Unerträglich heiß sind die niedern Donaugegenden, die Sommer zum Theil sehr trocken, so daß alles Gras verbrennt, dagegen die anderen Jahreszeiten eben so unerträglich feucht, die Stürme von Wolkenbrüchen begleitet, die Gewitter sehr häufige Erscheinungen.

Das höchst ausgedehnte, in verschiedenen Klimaten, nach Süden, Norden, Osten und Westen, und nach einem dritten Koordinate, nach der Höhe über der Meeresfläche, stark ausgedehnte Land hat, wie begreiflich einen größern Produktenreichthum als viele andere Länder. Die Steppen sind häufig ganz pflanzenleer, reine Sandwüsten, auf denen gar kein Hälmchen fortkömmt, an anderen Stellen sind magere Rasenplätze, an noch anderen üppige, saftreiche Wiesen, je nachdem der Boden günstig ist oder nicht; hier besteht er aus Mergel, dort aus Kalk, da aus Dammerde von der höchsten Fruchtbarkeit und hier wieder aus Lehm oder trockenem Sande. Die Gebirge zeigen noch größere Verschiedenheit, und jede Art von Boden, der überhaupt nur vorkommen kann, kommt in den Karpaten, in den Alpen, in den von Siebenbürgen herüberragenden Zügen vor. Daher ist auch der Reichthum an Mineralien so sehr groß, alle Metalle, außer Zinn und Platina, werden gefunden, alle sind höchst rein und vollkommen, wenn auch auf höchst unreine Weise bearbeitet; denn obschon eine ganze Reihe von Jahrhunderten mit dem Bergbau vertraut, sind die Ungarn, die Siebenbürgen doch noch immer nicht weiter gekommen, als sie damals waren, und sind entweder gänzlich unbekannt mit den Fortschritten in diesen Wissenschaften, oder es sind die Aufseher der Gewerke zu bequem, um das Neue und Bessere einzuführen.

Außer den Metallen findet man in Ungarn eine Menge Edelsteine und Halbedelsteine, Hiacinthen, Granaten, zum Theil gewöhnliche, zum Theil welche von dem höchsten Feuer, Amethisten, Jaspis-Achat, Karneole, Safire, Opale, diese letzteren so ausgesucht schön und in so bedeutend großen Stücken, daß Mineralogen behaupten, bis jetzt wurden sie nirgends in solcher Schönheit gefunden; sie gehen auch durch die Hände türkischer Kaufleute, bis nach Indien, wo sie gefaßt, mit Brillanten karmoisirt und dann nach Europa verschickt werden unter dem Titel orientalischer Opale. Eine Merkwürdigkeit eigener Art ist der Holzopal. In den Komitaten Saros und Abanjuar, in den Gebirgszügen zwischen Eperies und Tokai, und zwar vorzüglich zwischen den Dörfern Arka und Foni, findet sich das Opalwasser, welches alles Holz, das man hinein wirft, in Stein, und zwar in Opal verwandelt. Es gibt in jener Gegend ganz opolisirte Bäume. Die beiden größten Opale besitzt der Kaiser von Oesterreich; der eine ist so groß wie eine starke Männerfaust, der andere wie ein Hühnerei. Sie werden beide auf 100.000 Kaisergulden geschätzt.

Außer diesen und vielen andern Edelsteinen liefert Ungarn noch die trefflichsten Bau- und sonstige Mineralien, Granit, Sandstein, Marmor, Porfir, Basalt, Grünstein, Thonerde, Porzellanerde, Kalk, Talk, Alaba-

ster, Flußspath, Asbest u. a. in großer Menge und höchster Vollkommenheit.

Die Flora von Ungarn ist so reich wie vielleicht die keines andern Landes von gleichem Umfange. Man hat wahrscheinlich 2.500 Pflanzenspecies anzunehmen, denn auf einem so verschiedenen Boden, bei einer Temperatur, welche der des nördlichen Siberien und der afrikanischen Sandwüsten gleichkommt, bei hochgebirgigem und fast mit dem Meere ebensohligem Lande muß eine höchste Verschiedenheit in der Bedeckung des Bodens eintreten; darum findet man auch hier Pflanzen des höchsten Nordens so gut als afrikanische und amerikanische, so gut Alpen- als Meerprodukte. Alle Cerealien gedeihen in den nördlichen Komitaten zu einer seltenen Vollkommenheit, und Reis bringt das südlich gelegene Banat, an der Waag kommen so gute Trüffeln vor wie in Mecklenburg und in der Provence. Alle Gemüsegattungen gedeihen hier, obschon nicht so fein und schmackhaft wie in nördlicheren Gegenden; dafür hat Ungarn Kürbisse, Gurken, Melonen von außerordentlicher Vollkommenheit. Die letzteren erreichen ein Gewicht von dreißig Pfund; ihr Fleisch wird dort mit Pfeffer gegessen. Ein beliebtes Gewürz ist die Paprika Schote, der sogenannte türkische Pfeffer, von dessen Geruch man im Norden dicke Nasen bekommt und welcher in Ungarn wie in Spanien gegessen wird, roh oder in Essig eingemacht. Auch bereitet man eine Art Cajennepfeffer aus der rothen Schale, welcher dem ächten vollkommen an Schärfe gleicht. Des Obstes gibt es viel von außerordentlicher Güte, des Weines noch mehr, er wird von keinem in der Welt übertroffen, als vom Rheinweine, denn der ödenburger Ausbruch (noch keineswegs der beste), der Meneſcher, der Schomlauer, der Tokaier sind wohl ohne Zweifel dem Xeres, dem Malaga, dem Ziperwein vorzuziehen. Einer der wichtigsten Erwerbszweige für den Bauern, der Tabacksbau, welcher durch das kaiserliche Monopol über die Tabacksbereitung allen österreichischen Provinzen abgeschnitten ist, darf hier betrieben werden, und es liefert Ungarn den besten Taback; es dürfte nur wenig Fleiß dazu gehören, um den virginischen ganz zu verdrängen.

Sehr ungleich ist der Pflanzenteppich über das weite Land ausgebreitet, während einige Theile sich des größten Reichthums erfreuen, sind andere ganz arm daran. So gibt es in vielen Theilen unermessene Waldungen, ächte Urwälder, deren Inneres noch nie eines Menschen Fuß betreten — solche findet man in Böhmen, Siebenbürgen wieder; andere dagegen leiden an dem größten Holzmangel, und an der Donau, an der Theis und Maros mischt man Rindermist und Thon zu einem Brei, den man entweder in unförmlichen Klumpen oder in ziegelähnlichen Stücken trocknet und als Brennmaterial braucht. Dort ist es zwar so

warm, daß man wenig Oefen heizt, doch hat der Winter auch seine Tücken, und bei weitem weniger zu verwundern ist, daß die Leute dort, gleich den Arabern, Mist brennen, als daß die Bewohner der nördlicheren Gegenden aus ihren Wäldern nicht bessern Nutzen ziehen, nicht Holz in großen Flößen, aus geraden oder krummen Stämmen zusammengesetzt, den Strom hinunter schaffen, um dort das, was ihnen ungebraucht verfault, für gutes Geld zu verkaufen.

Das Thierreich weist manche Eigenthümlichkeit auf. So gehört Ungarn fast ausschließlich an eine eigene Rasse von Hornvieh. Die großen Steppen des südlichen Theils ernähren zahlreiche wilde Heerden von Stieren und Kühen, die sich ohne Sorge vermehren, sich ernähren, die dann gefangen und nach den Städten getrieben werden, die man sonst aber ganz der Natur überläßt. Diese Thiere sind beinahe weiß von Farbe, haben einen grauen Rücken, Schweif und Kopf und außerordentlich lange, schön geschweifte Hörner. Sie sind dauerhaft, abgehärtet gegen jede Witterung und geben gutes Zugvieh, doch sind sie für den Milchgewinn durchaus nicht geeignet, denn sie geben deren nur, so lange das Kalb trinkt, und überhaupt so wenig, daß die schlechteste Kuh anderer nordischer Länder mehr liefert. In den Sumpfgegenden findet man noch Büffel von schwarzer Farbe, mit breiten plattgedrückten Hörnern. Sie sind vielleicht einzig in Ungarn und Siebenbürgen noch zu Hause; die übrigen Länder von Europa weisen sie meines Wissens nicht auf (Amerika dagegen hat sie heerdenweise). Daß es noch einzelne Auerochsen gebe, wird behauptet, doch ist es zweifelhaft. Pferde sind in großen Heerden vorhanden. Sie laufen wild, gleich den Rindern umher, und man bekümmert sich nur um sie, wenn man sie fängt, um sie zu verkaufen. Um ein Spottgeld kann man die schönsten Thiere haben, wenn man in Pesth die Zeit erwartet, da die Bauern nach Salz kommen. Sie haben niemals Geld, sie können nur tauschen, deßhalb fangen sie zwölf, vierzehn Pferde, spannen sie zu vier oder fünf nebeneinander in drei Reihen vor ihre Wagen, geben zehn bis zwölf derselben für ein paar Tonnen Salz und kehren mit ihrem Wagen und zwei Pferden wieder zurück in ihre Steppen, es zweifelhaft lassend, wie sie auf eine Entfernung von 80 bis 100 Meilen ihr einzeln stehendes Haus wieder finden. Auf den großen Gestüten der ungarischen Magnaten, welche übrigens ebenso behandelt werden wie die gemeinen Pferde, welche Sommer und Winter unter kein Dach kommen (daher sie auch im Winter langhaarig, fast wollig sind), findet man eine treffliche Rasse, beinahe der arabischen gleichkommend, von schlanken Formen, leicht, gewandt, ausdauernd über alle Begriffe, abgehärtet gegen allen Witterungswechsel. Sie werden diesen Herren durch Fremde außerordentlich theuer bezahlt, von den Bauern aber ebenso in Pesth verkauft wie die

gemeinen, denn es handelt sich da immer um ein Gestüt von 100 bis 150 Quadratmeilen Oberfläche und von 20 bis 30.000 Pferden, wo an ein Bemerken solches Diebstahls gar nicht zu denken ist. Die Schafe sind erbärmlich schlecht, sie liefern eine grobe Wolle, das Zigara- oder Zukelschaf gar nur grobe Haare statt der Wolle. Es ist unzweifelhaft, daß sie der Veredlung fähig sind; auf vielen Gütern hat man Merinoböcke und Mutterschafe, hat man Thiere von engländischer Rasse kommen lassen, allein wenn man auch hört, es sei außerordentlich viel für die Veredlung geschehen, man habe doch wenigstens 10.000 Stück bessere Schafe, schon von veredelter Rasse im Lande, so ist dieß doch gerade ein Beweis, daß außerordentlich wenig geschehen ist, denn so viel haben zwei reiche Edelleute in Mecklenburg oder Preußen auf ihren Gütern laufen — was will dieß für ein Land wie Ungarn sagen — da müßten auf den Karpaten jetzt 50.000 Stück Kaschmirziegen und in den Steppen sechs Millionen Schafe wandeln, dann könnte man bei 4.000 Quadratmeilen von einem Anfang reden. Schweine von hochbeiniger, langgestreckter Art sind in großer Menge vorhanden. Des gemeinen Mannes erstes Bedürfniß ist Speck, sein zweites Branntwein aus Pflaumen (Zwetschgen) — um beide zu befriedigen, wird viel gethan; man mästet ganze Heerden Schweine, um die langen und breiten Speckseiten zu räuchern und verwandelt die Frucht ganzer Pflaumenwälder in eine eckelhafte gährende Masse, um den sogenannten Sliwowiz (Schlibowitsch) daraus zu brennen, welcher nach verdorbenem Baum- oder Olivenöl schmeckt und eine große Delikatesse des Ungarn ist.

Ein nützliches Hausthier ist der Hund, welcher in verschiedenen Rassen gehalten wird, unter denen sich besonders auszeichnet der Wolfs- oder Schäferhund, welcher jedoch nicht wie der nordische desselben Namens, dem Wolfe ähnlich an Farbe und Bau, sondern ganz milchweiß, groß, stark, langhaarig, von etwas kürzerer Schnauze, aber äußerst scharfem Gebiß und von außerordentlichem Muthe ist, so daß er oft siegreich mit zwei Wölfen zugleich kämpft und die Heerde schützt. Diese Thiere werden auch von den Schäfern auf Menschen abgerichtet und packen nicht selten den Wanderer an, ihn festhaltend, bis der Herr dazu kommt, um sich seiner Kasse zu versichern.

Von Wölfen gibt es zweierlei. Der gewöhnliche große graue Wolf ist ein starkes wildes Raubthier, das ohne Mühe ein Schaf auf seinem Rücken davonträgt. Der Rohrwolf ist kleiner, doch mehr gefürchtet, als der andere, weil er listiger, gewandter ist, als der große, und drei, vier und mehr Schafe mordet, bevor er eines davon trägt. Luchse, Füchse, wilde Katzen von ungeheurer Größe, Bären gibt es durch ganz Ungarn viel. Die Bauern in den Karpaten fürchten die letzteren

nicht; es gibt Leute, die schon vierzig und mehr Bären erlegt. In seinen Pelz gekleidet, mit einem Stricke umgürtet, mit einem scharfen Beile bewaffnet, geht ein solcher Waghals (oft gehen ihrer zwei mit einander zum Fange aus) in die Höhle, in welcher er einen Bären aufgespürt. Der Bär beginnt selten den Kampf, durch einen Steinwurf oder eine Stange muß er erst gereizt werden, dann richtet er sich auf und schreitet auf seinen Gegner zu. Dieser hält ihm den mit dem Pelze bedeckten linken Arm steif entgegen, der Bär ergreift denselben mit seiner Tatze und gewöhnlich ist ein einziger Druck genug, um den Pelz in Fetzen vom Arme zu reißen und diesen, wohl auch die Brust des Verwegenen, gefährlich zu verwunden, aber in dem Augenblicke ist auch durch einen kräftigen Hieb des scharfen Beiles die Stirn des Bären gespalten, und er sinkt blutend, zum Tode verletzt, nieder. Der Ungar wickelt sich die Fetzen seines Pelzes um den Arm, bindet dem Bären die Klauen zusammen und hängt ihn sich auf den Rücken, so daß die Hinterpfoten ihm vorne um den Hals, über die Brust liegen. So schleppt er das schwere Thier meilenweit nach Hause, die köstlichen Bärenschinken und Tatzen mit gierigem Munde verspeisend, ohne zu wissen, was er leckerhaftes hat, denn eine gute Speckseite wäre ihm viel lieber, als die köstlichsten Bärenbeafsteacks.

In den Buchen- und Eichenwaldungen gibt es viele wilde Schweine; von großen Herren werden sie auch in Parks gehalten. Hirsche und Rehe findet man in bedeutender Anzahl. Auch Gemsen haben die Karpaten, und sie dürften dort noch am ersten vor der Ausrottung gesichert sein, weil die oft unersteiglichen, steilen Felsgebirge ihnen sichern Versteck darbieten. Biber hat die Donau und die Sau, doch nicht in großen Familien, sondern nur einzeln. Fischottern finden sich häufig in den langsam fließenden Gewässern und in den großen Seen. Hasen gibt es in solcher Menge, daß jährlich auf mancher großen Herrschaft 30.000 Stück geschossen und gleich an Ort und Stelle abgestreift und vergraben werden, indem man nur die Felle braucht und das Fleisch als etwas ganz Werthloses wegwirft. Kaninchen, Hamster, Iltisse, Marder, Billiche, Eichhörnchen, rothe, schwarze und graue, werden des Pelzwerkes wegen gefangen.

Von Geflügel hat Ungarn, sowohl des zahmen, als des wilden, sehr viel. Unter diesem letztern gibt es viel Raubwild; die Karpaten haben Königs- und Steinadler, Geier, die übrigen Länder Falken und Habichte von allen Größen. Auerhähne sind nicht mehr so häufig, wie sonst, dagegen Fasane, besonders an Böhmens Gränze, sehr viele. Hasel-, Repp-, Schnee- und Birkhühner, Bekassinen und Wachteln, Waldschnepfen, Krametsvögel, Amseln, Staare zu viele Tausenden, oft ganze

Dörfer durch ihre Nascherei um ihre Kirschen- und Pflaumenernte bringend, Trappen gibt es in den Ebenen Ungarns heerdenweise, wilde Enten und Gänse ebenso. Der Pelikan kommt auf dem Balatonsee häufig vor und sein Schnabel wird als Körper einer kleinen Violine gebraucht. Reiher finden sich sowohl als Kraniche und so häufig als Störche. Die Reiherbüsche an den Mützen der Magnaten sind fast durchgängig von inländischen Thieren.

Daß ein so wasserreiches Land wie Ungarn Fische in Menge hat, versteht sich wohl von selbst; daß Flüsse, wie die Donau, die Theiss, Sau und Drau mächtige Thiere aufzuweisen haben, ist auch begreiflich. Darum wird man sich nicht wundern, wenn ich von Hausen erzähle, die 1.500 Pfund, von Stören, die 1.000 Pfund, und gar von Barben, die 80 bis 100 Pfund wiegen. Hechte wie Haifische, Karpfen wie Narvalls, und Welsen wie Wallfische (d. h. mit einiger Ermäßigung) regen ihre schwerfälligen Glieder in den großen Gewässern und werden mit Einpfählungen, mit Netzen, nicht aus Bindfaden, sondern aus Stricken, mit Angeln an starken eisernen Ketten gefangen. Das Meer, an welches Ungarn durch Kroatien gränzt, liefert auch Seefische. Berühmt ist seines Wohlgeschmacks wegen der Zahnfisch, der besonders im Plattensee vorkommt und auf 15 bis 20 Pfund schwer wird. Krebse gibt es sehr viele. Schildkröten sind in den Sumpfgegenden so häufig, wie an andern Orten die gewöhnlichen Kröten. Die Blutegel machen einen bedeutenden Handelsartikel, indem die Franzosen dieselben bis Paris holen, mit Extrapost, Tag und Nacht fahrend, um die Thiere schnell an Ort und Stelle zu haben.

Der Reptilien gibt es zahllose und mitunter sehr gefährliche. Das ganze Frosch- und Krötengeschlecht ist sehr verbreitet, Eidechsen sieht man an sonnigen Tagen überall in Menge; Blindschleichen, Nattern, sogenannte Ottern, Ringelnattern, Kupferottern (besonders gefährlich, weil sie sehr giftig sind), braune Wasserschlangen, von der Dicke eines starken Aals, bis sieben und acht Fuß lang, kommen vielfach vor. An Insekten ist Ungarn auch nicht arm; in den Sumpfgegenden werden Muskito-ähnliche Mücken und große Donauschnacken zu einer wahren Landplage, vor welcher man sich gar nicht zu schützen weiß; die im Freien lebenden Thiere, Rinder, Pferde, haben sehr viel davon zu leiden, ja manche unterliegen den tausendfältigen Stichen und werden von Wölfen und Füchsen gefressen. An den Orient erinnern die Wanderheuschrecken, welche oft im Sommer über Siebenbürgen nach Ungarn wandern und große Verheerungen anrichten.

Die Bewohner des großen Reiches sind so gemischter Abkunft, wie die der Militärgränze. Es gehört zu den Uebertreibungen inländischer

Schriftsteller, welche gern Ungarn als den Mittelpunkt der Welt und sich als das Zentrum dieses Mittelpunktes betrachtet wissen wollten, — zu sagen, Ungarn sei in Beziehung auf seine Mineralien Amerika im Kleinen, in Hinsicht auf seinen Pflanzenreichthum Asien im Kleinen u. s. w. So sagen sie denn auch, seine Bevölkerung mache es des Namens „Europa im Kleinen“ würdig, — in sofern dort Menschen von allen Nationen sich niedergelassen haben; allerdings, allein dies paßt eben so gut auf Frankreich, Preußen, Spanien, Rußland, die Türkei, denn in allen diesen Ländern findet man Individuen aus allen anderen Ländern, und anders ist es denn mit Ungarn auch nicht. Zwei Hauptnationen, die Magyaren und die Slaven, bewohnen das Land fast ausschließlich; in den Städten findet man — und mitunter auch auf den Dörfern vereinzelt — Deutsche, an der walachischen Gränze Walachen, an der türkischen Türken, an der griechischen Griechen, — Italiener an der italienischen Gränze, ferner Juden und Zigeuner. Man kann dies freilich noch viel weiter ausdehnen und sagen, daß Polen, Russen, Böhmen, Ruthenen, Slowenzen, Winden, Kroaten, Serbler dort wohnten, allein das alle sind Slaven, und so ist es mit den andern Völkern auch.

Die Magyaren, asiatischen Ursprungs, bewohnen hauptsächlich das flache Land, das ebene, fruchtbare Ungarn, das Herz des Landes; die übrigen Völkerstämme sind ringsum von den Gränzen her eingedrungen. Die einzige Ausnahme hievon machen die Deutschen an den Gränzen von Siebenbürgen und in diesem Lande selbst, wohin sie durch die ganze Länge von Ungarn gewandelt sind, als Kolonisten sich dort niederlassend — gehaßt von allen Völkern, die sie umgeben, obwohl alle ihnen in Hinsicht auf ihren Fleiß, ihre Ordnungsliebe, ihre Gesittung, Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Die Volkszahl anzugeben, ist fast unmöglich, weil die Ungarn sich bisher einer allgemeinen Zählung entweder zu entziehen gewußt haben, oder weil man da, wo sie versucht wurde, nicht im Stande war, sie durchzuführen. Doch pflegt man schätzungsweise zehn Millionen anzunehmen, wobei für einen Fehler von ein paarmal hunderttausend auf oder ab nicht Bürgschaft geleistet werden kann.

Am zahlreichsten und rund um das Land vertheilt ist die slavische Nation, welche auf vier Millionen steigt; die Magyaren haben 3½ Millionen; Deutsche sind über eine Million in Ungarn ansäßig.

Die Magyaren sind das herrschende Volk; sie traten in Europa, historisch erwiesen, zuerst als eine trefflich berittene Räuberhorde auf, welche von Arnulf zur Behauptung des von Karl dem Großen eroberten Reiches gegen die Bewohner des aufrühreristhen Landes zu Hülfe gerufen wurde. Sie saßen am Fuße der Karpaten bereits fest und fochten

tapfer gegen die Mähren, welche den König von 884 bis 894 hart bedrängten. Diese Magyaren stammen, nach einigen Schriftstellern, von den Hunnen ab, nach andern von den Finnen und haben wahrscheinlich in frühester Zeit das Altaigebirge bewohnt, waren dann nach Nordasien und dann nach dem Kaukasus gedrungen, woselbst sie von Jagd, Fischerei und Viehzucht lebten, ein eigentliches Nomadenleben führend. In den Perserkriegen dienten sie dem Kaiser Heraklius, später wanderten sieben ihrer Stämme nach Taurien aus und lebten unter unabhängigen Fürsten; sie sahen sich dann von den Peschenegen gedrängt und wanderten südlich nach dem Lande Atelkuzu (unbekannt, muthmaßlich das heutige Bessarabien), worauf sie dann an den Karpaten erschienen. Arnulf schlug mit ihrer Hülfe den Mährenfürsten Swatopluk bei Rakos. Die üppigen Waideplätze im niedern Ungarn, die breiten, fischreichen Ströme gefielen den Magyaren, sie wanderten aus Atelkuzu, vielleicht wieder durch nachrückende Völkerzüge gedrängt, ließen sich, über eine Million Menschen stark, in 108 Geschlechter und 7 Hauptstämme getheilt, in Ungarn nieder, besetzten die Donau, die Theiss und die Morawa und breiteten sich nach und nach immer mehr aus. Anfangs schonten sie, Arnulfs Bundesgenossen, zwar dessen Gebiet, allein nach dessen Tode zog der Sohn ihres Fürsten Almud (unter dem sie in Ungarn eingedrungen waren), Namens Arpad, durch Oesterreich und Baiern bis nach Venedig, überall sich für einen Hunnen und sein Volk für Nachkömmlinge dieses asiatischen Stammes ausgebend und auch so furchtbar hausend, wie seine angeblichen Ahnherren. Dies geschah im Jahre 900. Ein Jahr und zwei Jahre darauf wurden sie aber, zuerst von den Baiern, dann auch von den Venezianern total geschlagen, zogen sich zurück, unterwarfen sich das ganze, verlassene Ungarn und blieben seit dieser Zeit die herrschende Nation daselbst.

Nicht zufrieden mit den erhaltenen Beweisen deutscher Tapferkeit, drangen sie immer wieder von Neuem nach Deutschland. Der Omra Arpad regierte zwar fünf Jahre in Frieden, doch sein minderjähriger Sohn Zultan I. ging im Jahre 908 nach Thüringen, Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben, und die kleinen Fürsten, welche sich unter einander wohl befehden, aber nicht einander beistehen konnten, unterlagen alle den wüthenden Heereszügen. Sie wiederholten ihre Streifzüge fast jährlich, fielen in Frankreich, sogar in das südliche Italien ein (917), brachten dem Könige Heinrich (926) eine Niederlage bei, verloren jedoch einen ihrer Fürsten als Gefangenen und gelobten, um denselben zu befreien, einen neunjährigen Waffenstillstand, den sie auch getreulich hielten, bis 934 ihnen der König den Tribut verweigerte,

worauf sie drei mächtige Heere ausrüsteten, von denen eines nach Bizanz, eines nach Italien und das dritte nach Deutschland ging. Die ersten beiden kamen beutebeladen zurück, das dritte und größte aber ward von König Heinrich (934) bei Merseburg geschlagen und fast ganz vernichtet. Das beutegierige Volk unternahm abermals Raubzüge, bis sie 955 auf dem Lechfelde durch Kaiser Otto I. so völlig geschlagen wurden, daß 60,000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben und nur sieben Magyaren die Nachricht von diesem großen Unglücke ihrem Herzoge Zultan I. hinterbrachten.

Dieses wiederholte Unglück und die ewigen Kriege hatten die Bevölkerung in Ungarn bedeutend verringert und der Herzog rief die benachbarten Völker zu Ansiedlungen in seinem Lande auf; er war so weit zurückgekommen, sein eigenes Reich gegen die von ihm so schwer gekränkten Deutschen vertheitigen und bewachen zu müssen, deßhalb er längs der Gränze große kreisförmige verschanzte Lager anlegen ließ, welche er den Peschenegen übergab. Zultan's Sohn, welcher von 957 regierte, ließ sich noch mehr als sein Vorgänger die Vermehrung seines Volkes angelegen sein und rief Bessarabier, Bulgaren, Peschenegen in seine Gränzen, und da er sich hinlänglich gestärkt glaubte, zog er 970 nach Konstantinopel, erlitt aber bei Adrianopel eine so fürchterliche Niederlage, daß ihm alle ferneren Kriegsgedanken vergingen. 972 bestieg sein Sohn Geisa den Thron. Dieser ward von seiner Gemahlin Savolta zum Kristenthume bekehrt, und mit ihm nahm das ganze Volk den kristlichen Glauben an, was zwar durch Karl den Großen bewirkt worden, aber wenig gefruchtet hatte, da alle neuen Ankömmlinge Heiden waren und mit dem Joche des großen Kaisers auch das des Kristenthums abgeschüttelt wurde.

Seit dieser Zeit haben sie sich ruhig in Ungarn ausgebreitet, es schien der kriegerische und räuberische Geist gedämpft und zwar in einem solchen Grade, daß die Türken, als sie späterhin Jahrhunderte lang immerfort wiederholt in Ungarn einfielen, fast immer siegreich waren und zuletzt das ganze Land behaupteten, bis die Deutschen ihnen zu Hülfe kamen. Träge, wenn nicht die Nothwendigkeit sie zur Arbeit zwingt, haben sie sich da niedergelassen, wo die Natur ihnen Alles wie von selbst bot. Das Vieh, welches sich ohne fremde Hülfe vermehrt, pflegt, wächst und mästet, — der türkische Weizen, davon ein Korn tausendfältige Frucht trägt, ist dasjenige, was sie lieben, und der Boden, auf welchem dieses gedeiht, ist derjenige, auf welchem sie sich niederlassen; darum sind die Gebirgsgegenden von ihnen geflohen, weil sie in solchen nicht von der Natur verwöhnt, unterstützt werden.

Zu dieser Trägheit kommt, oder mit ihr verschwistert ist das hartnäckige Kleben am Altherkömmlichen; kein Magyar würde sein Land anders bebauen, als er es vom Vater und Großvater gesehen hat, kein Magyar würde einen andern Menschen für frei halten, da ihm einmal weiß gemacht ist, er sei ein freier Mann, obwohl er unter allen Sklaven der gequälteste und bedrängteste ist; ja der niederste, kaum dem Galgen entronnene Räuber hält sich für etwas viel Besseres, als den außer Ungarn wohnenden Menschen, dem er diesen Titel nur mit einer großen Ueberwindung zugesteht; und nicht allein die gemeinen Leute haben diesen guten Glauben, nicht allein sie hängen an dem Alten, wenn es auch durch die Zeit ganz werthlos geworden wäre, sondern selbst die hohen und höchsten Personen theilen diese Ansicht, daher der übergroße Hochmuth des Adels, der alles übertrifft, was man Aehnliches bei Engländern, Polen und Italienern findet, daher dieses ängstliche Festkleben an bizarren und baroken Gesetzesformen, an Landtafeln und Magnatentafeln, an repräsentiver Verfassung, ohne welche sie viel glücklicher wären, durch deren schroffes Entgegensetzen sie aber die österreichische Regierung zu harten Maßregeln, zu strengen Repressalien nöthigen, welche dahin gehen, daß Ungarn wie das Ausland behandelt, mit Zollschranken umgeben wird, seine reichen, gesuchten Produkte, seinen Wein, sein Getraide, sein Vieh (und ohne den Ochsen, was wäre Hungar! sagte ein vornehmer Magyar) an andere Provinzen desselben Reiches versteuern muß, wodurch das ganze Land in Armuth versinkt, da diese und damit alle anderen Produkte auf einen beispiellos geringen Preis herunter kommen und der Landmann, dessen Wohlhabenheit die des Staats bedingt, von all seiner Arbeit, seinen Sorgen nichts hat, da er, was ihm die gütige Natur geschenkt, nicht verwerthen kann.

Sonderbar ist, daß bei diesem eigensinnigen Halten am Vorhandenen eine andere als die Muttersprache Wurzel fassen konnte bei den Ungarn! Diese ist die lateinische, welche Jahrhunderte lang die Geschäfts-, die Umgangs- die Gelehrtensprache war und die eigentliche ungarische Sprache ganz zu verdrängen drohete. Jeder, auch der gemeinste Mann, von Siebenbürgen und der Walachei an nördlich bis zu den Zentralkarpaten und westlich bis nach Kroatien spricht lateinisch, die Frauen und Mägdchen gleichfalls; es werden Prozesse in dieser Sprache geführt, es werden Collegia gelesen auf Universitäten, die Verhandlungen der Landtafeln sind lateinisch; in Gesellschaften spricht man immer so, und ein Fremder, der irgendwo in einen Edelhof tritt, wird lateinisch angeredet: Dazu kommt, was das Ganze sehr komisch macht, daß dieses Latein das abscheulichste ist, welches unter der Sonne existirt; nicht nur, daß sie Länge und Kürze immerfort mit einander vertauschen (Nos Pŏllōnī non cūrrāmūs quan-

titätēm Sīllābārrum, sagt man von den Polen, es gilt von den Ungarn auch) und sich um den Werth der Silben gar nicht bekümmern, so haben sie auch durch die vielen neuen Begriffe, deren Bezeichnung den alten Römern nicht nöthig war, weil sie die Dinge selbst gar nicht kannten, die Sprache auf eine so wunderliche Weise corrumpirt, daß das ärgste Mönchs- oder Küchenlatein klassisch genannt werden kann im Vergleiche mit dem ungarischen Latein (Cordonus pestatus est ruptus cum armibus in manibus, referirte ein Offizier von der Militärgränze, als ein paar Bauern sich nicht hatten zurückweisen lassen — es soll heißen: der Pestkordon ist mit bewaffneter Hand durchbrochen).

Die Sprache der Magyaren selbst scheint uns sehr schwer, weil sie, gleich der lithauischen, abweicht von allem, was wir an Sprachen kennen. Genau genommen, mag sie doch nicht schwerer sein, als viele andere, nicht schwerer als Italienisch oder Französisch, vorausgesetzt, der Lernende wisse durchaus nichts von dieser Sprache, kenne nicht etwa schon Latein, wenn er Französisch oder Italienisch lernen will. Aber abgesehen hievon, wird jeder, der sie hört, zugestehen, daß die Sprache schön, sonor, volltönend sei. Der Ungar, der über dieselbe nachgedacht, sich vielleicht auch mit anderen Sprachen beschäftigt hat, rühmt noch, daß dieselbe ungemein biegsam, bestimmt, kurz, von großer Kraft und großem Nachdruck sei, und daß sie endlich eine in keiner andern Sprache vorkommende Würde habe. Seit neuerer Zeit haben sich auch einige Dichter erhoben, unter denen Andreas Horwat und K. Kisfaludy ehrenvoller Erwähnung verdienen, doch ist die Literatur der Ungarn nicht reich, mehr die Volkspoesie, welche sich in Heldengesängen, meistens aus den Türkenkriegen, in denen einzelne Erwählte die tapfersten Thaten vollführt, und in Volksmährchen ausspricht, von denen einige auch uns Deutschen bekannt geworden sind, die sich durch Originalität der Erfindung auszeichnen.

Am reinsten haben sich die Magyaren, welche überall mit Slaven und Deutschen vermischt sind, in dem chongrader Komitate erhalten; dort ist die Sprache auch am mehrsten dialektfrei. Der Thuricz ist das ungarische Cirkassien; man findet daselbst die reizendsten Weiber, welche überhaupt in Ungarn bei blendender Weiße, trotz schwarzen Haaren und großen, schwarzen Augen, und ungewöhnlicher üppiger Fülle, ohne Uebermaaß, höchst reizend sind und nur der edlern Schönheit, der länglichen Form (Alles ist rund, das Gesicht, die Augen, die ganze Form des Körpers), nicht aber der anlockenden, lüsternen, alle Menschen befriedigenden Schönheit entbehren und auch sehr geneigt sind, von ihren Reizen beglückenden Gebrauch zu machen, wenn es ohne Aufsehen geschehen kann, da sie auf das Decorum sehr viel halten.

Unter den Männern ist eigentliche Schönheit viel häufiger, als unter den Frauen. Sie sind schlank, von überaus kräftigen Formen, scharf markirten Gesichtszügen, welche den jungen Männern schon ein Achtung gebietendes, ehrenfestes Aussehen geben, bei älteren Leuten aber, da die Züge sich immer tiefer und greller ausprägen, sehr oft bis zur Karrikatur gehen. Die Farbe ist nur durch die heißer brennende Sonne gebräunt; Jünglinge, Knaben sind, obgleich sie schwarze Haare haben, in der Regel blendend weiß. Höchst gewandt, rasch, feurig, gibt es auf Erden keinen bessern Reiter als den Ungarn, und seine Kraft, seine Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen macht ihn zum eben so tüchtigen Lenker einer Quadriga, wie eines einzelnen Rosses. Ich habe während meines langen Aufenthalts in Wien oft Gelegenheit gehabt, die jungen Herren von der Nobelgarde mit vier quer vor einen Wagen gespannten, feurigen Rossen die sogenannte große Achte fahren zu sehen, d. h. um vier, in einem Quadrat stehende Bäume der großen Praterallee so zu fahren, daß der Wagen eine Achte beschreibt, wobei die Bäume so nahe zusammen stehen, daß man nicht glaubt, mit vier Pferden im langsamen Schritt durchzukommen, während sie im Karriere ihr Kunststück machten. Die Wiener machen den Ungarn ungemeine Liebe zum Wein zum Vorwurf, die Wienerinnen sagen ihnen ungemeine Liebe zu den Damen zum Lobe nach, und schwerlich bekommt ein junger Ungar irgendwo einen Korb, und bei erfahrenen Frauen am wenigsten, denn sie vereinen des Südens Feuer mit des Nordens Dauerbarkeit. Die Kleidung trägt nicht wenig zur Verschönerung des männlichen Körpers bei; es ist vielleicht die schönste und geschmackvollste, die es gibt, die Husarentracht nämlich, die enganschließenden Beinkleider, die enganschließende Jacke sind mit Stickereien von Schnüren reich besetzt. Statt der Jacke dient oft ein kurzer, bis an die Knie gehender Rock, eben so wie die Jacke mit Schnüren besetzt. Der Dolman hängt frei über die Hälfte des Rückens und die eine Schulter und verlängert sich bei älteren Männern in einen bis zur Hälfte der Lenden gehenden, mit Pelz gefütterten, mit Schnüren und Tressen besetzten Mantel. Den Kopf deckt die ungarische Mütze, bei reicheren Leuten immer mit einem Reiherbusch geziert.

Die ganze Stickerei oder Besetzung ist, je nachdem der Besitzer derselben mehr oder minder reich und der Anzug zur gewöhnlichen oder zur Gallakleidung bestimmt ist, von Kameelhaar, von Seide, Silber oder Gold, und ist immer theuer. Ein ungarischer Schneider, der zwei mit Gold besetzte Gallakleider gemacht hat, ist, falls er bezahlt wurde, ein reicher Mann, denn nicht selten beträgt die Rechnung für eine solche 30.000 bis 40.000 Gulden. Es geht aber auch häufig so, daß ein Hungar-Edelmann den andern nach seinem Schneider fragt, weil die

Kleidung, die derselbe gemacht, dem ersten wohl gefällt, der andere sich jedoch weigert, den Namen zu nennen und endlich sagt: „Daß ich ein Narr wäre! ich kann meinen Schneider selbst ruiniren; ich brauch keinen, der mir hilft!“

Gürtel, Brustkette, Agraffe an dem Kolpak (Mütze), sind dabei immer mit Edelsteinen besetzt, die Scheide und der Griff des Säbels nicht minder; oft ist jeder Knopf des Rocks ein Brillant, oft wiegt sich an jeder Federspitze des Reihers ein funkelnder Diamant oder eine Perle. Nicht minder schön ist die Nationaltracht der Damen, welche der der Männer in sofern ähnlich ist, als Stickerei und queer über das Leibchen gehende Tressen die Hauptsache daran bilden, auch Mütze und Federbusch, so wie Schnürstiefeln dazu gehören.

Die Tracht des gemeinen Mannes ist ein enges, mit Schnüren besetztes Beinkleid, wie das der gemeinen Husaren gemacht, ein Hemde, das bis an den Gürtel reicht und über welches das Beinkleid ohne Tragebänder durch einen Riemen festgeschnallt wird, es jedoch nicht hindert, daß bei jeder Bewegung des Körpers das Hemde heraus tritt und der bloße Körper zu sehen ist. Eine eng anschließende Jacke bedeckt den obern Theil des Körpers; ein schwerer Schafspelz, im Sommer wie im Winter getragen, und bei keiner Reise vergessen, als Sitzpolster und als Bett dienend, vollendet den Anzug. Im südlichen Ungarn näht man zwei Säcke vom gröbsten Segeltuch zusammen — diese bilden die Hosen, drei ähnliche Säcke bilden den Rock, der wie ein Hemde gestaltet ist. Ein Strick umgürtet den Leib; der rings um denselben herabhängende Theil des groben Kleides wird als Tasche gebraucht, und Alles wird dort hineingesteckt, Brod und Geld, Kartoffeln und Fleisch, Taback (dessen Saft der Ungar mit Wollust aus dem Abguß der Pfeife trinkt), und alles, was er im Augenblicke braucht oder kauft — — oder auch nicht kauft, kommt dort zusammen und hat in der engsten Berührung untereinander und mit seinem Körper Zeit, sich und diesen kennen zu lernen.

Die Lieblingsbeschäftigung des Ungarn ist Nichtsthun. Wenn sie dieses nicht bequem haben können, so lassen sie sich erzählen. Es gibt in jedem Ort eine Mährchen-Erzählerin, mehre derselben sind weit und breit berühmt, und ihre Mährchen sind so fantasiereich, so blühend, so voll poetischen Schmuckes, lebhafter Bilder, wie nur die orientalischen es sein können. Diese Frauen sind die Träger der ungarischen Volksliteratur, welche bis jetzt noch keinen Snorro Sturlason gefunden, der sie gesammelt, aufgeschrieben hätte, wie jener es mit den isländischen Sagen gemacht. Fehlen dem Ungarn diese beiden Unterhaltungen, so entschließt er sich zu tanzen. Dabei legt er sein, im gemeinen Stande im-

mer vorherrschendes Phlegma ab und zeigt sowohl seine Kraft, Gewandtheit, Energie, als auch seine Geschicklichkeit und Leichtigkeit; denn der ungarische Tanz ist ungemein lebhaft, hat ein sehr rasches Tempo und besteht in heftigen Sprüngen, Gestikulationen.

Ein höchst schätzenswerther Zug des Ungarn ist die ungemeine Gastlichkeit. Mit Ernst und Würde empfängt er den Reisenden, der ihn um das Gastrecht anspricht; die Würde verläßt ihn, der das höchste Selbstgefühl in seiner Brust trägt, niemals; allein kaum hat der Gast die Schwelle betreten, so ist er ein Mitglied der Familie geworden, Alles beeilt sich zuvorkommend, ihm jede mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen, ihm die Mühe der Reise vergessen zu machen. Die Wirthshäuser sind selbst in den Städten über allen Ausdruck schlecht, daher ist jeder Edelmann auf den Empfang von Gästen eingerichtet. Was Küche und Keller vermag, wird aufgetragen, und je mehr der Fremde dem köstlichen Weine zuspricht, ein desto lieberer Gast ist er ihm. Wohl mit Lebensmitteln versehen, wird er entlassen, wenn er nicht mehr zu bleiben Lust hat, ja man muß sich hüten, wenn man nicht auch noch mit andern Dingen, als mit Wein und Braten beschenkt sein will — man darf nur Gefallen an einer Sache äußern, so wird sie aufgedrungen. Ein großer Meerschaumkopf mit dem Wappen seines Besitzers fiel mir wegen der außerordentlichen Schönheit seiner Arbeit auf, als ich auf meiner Reise durch Ungarn Gast eines Edelmanns war. Da habt ihr ihn, sagte er, die Pfeife aus dem Munde nehmend. Nachdem ich sie betrachtet, gab ich sie zurück, nein nein, behaltet sie nur, sprach er. Ich war in Erstaunen über diese Freigebigkeit, welche ich noch nicht kannte, war aber auch in Verlegenheit, denn in Deutschland schenkt man nur bedürftigen Leuten etwas, wenn es nicht bei festlichen Gelegenheiten ist; mein Wirth aber ließ sich nicht irre machen, sondern sagte, daß die Pfeife mir gehöre, — ich hatte gut sagen, daß ich nicht rauche, daß die Pfeife mit seinem Wappen für mich keinen, für ihn aber wohl Werth habe, — ich sollte sie behalten, und der brave Mann ward zuletzt unwillig, als ich sie nicht nehmen wollte, und warf sie in einen Winkel, den ganzen Tag üble Laune zeigend. Am andern Morgen war er jedoch so freundlich wie zuvor und sendete mich mit seinen Pferden, die er vor meinen Wagen spannen ließ, fort, rief aber seinem Kutscher zu, wenn er ein Trinkgeld nehme, so jage er ihn aus dem Dienst. Beim Auspacken meiner Sachen fand ich ein Paar der schönsten türkischen reich mit Silber verzierten Pistolen. Ein Zettel, mit abscheulichen lateinischen Buchstaben bekritzelt, sagte: da Sie ein Freund schöner Arbeiten sind, so sehen Sie diese Waffen als die Ihrigen an. Solche Züge könnte ich aus eigener Erfahrung zu Hunderten erzählen, solche Züge zu beobachten hat ein Jeder Gelegenheit, der nur einmal durch Ungarn gereist ist.

Eigentliche feine Bildung findet man freilich bei den Ungarn nicht, man muß mit Geradheit, Offenheit, natürlichem Verstande vorlieb nehmen und Gelehrsamkeit nicht verlangen. Die ungarische Literatur beschäftigt 27 Druckereien und unterhält sechs Zeitschriften. So viel Druckereien und Zeitschriften hat die Stadt Stuttgart allein, und unter den ersteren sind fünf bis sechs mit zwölf und vierzehn eisernen Pressen und Maschinen, wovon ganz Ungarn keine einzige aufzuweisen hat, — und was ist Stuttgart im Vergleich mit anderen größern Städten Deutschlands! Man liest nicht viel, man schreibt, dem Himmel sei Dank, auch nicht viel, und der Meßkatalog für Ofen, wenn ein solcher existirte, würde wohl schwerlich sechstausend Nummern in jedem Jahre liefern.

Die Slaven, welche Ungarn bewohnen, gehören dem böhmischen, russischen und illirischen Stamme an und haben so verschiedene Namen, als Dialekte, als Sitten und Gebräuche. Die Slowaken im nordwestlichen Theile von Ungarn werden für die ältesten Bewohner des Reiches gehalten; es sind, einzeln genannt, die Neitraer, Hornyaken, Trpaken, Krekacsen, Liptaci (spottweise Sli ptaci, schlimme Vögel), welche alle sich mehr oder minder von einander unterscheiden. Die Ruthenen oder nordöstlichen Slaven werden in Csopaki, Szotaki, Lissaki und Lemaki unterschieden und sind mit den Kleinrussen näher, als mit anderen slavischen Völkern verwandt. Der dritte oder illirische Stamm besteht aus den Slavoniern (Schokzen und Bunyewzen), Serviern, (Raizen, Illirier) und Kroaten. Ein Gemisch aus verschiedenen slavischen Stämmen bilden die Slowenzen, die man auch Winden und Vandalen nennt, die Liburnier, in der Nähe von Dalmatien, und die Bulgaren.

Alle Slaven haben einen schönen Körperbau, sind schlank und doch muskulös dabei. Das Auge ist feurig, und die offene freie Stirne mochte sonst wohl höher getragen worden sein, als jetzt, wo der Druck, unter dem der Slave sich fühlt wie ein Sklave, ihm hinterlistige Demuth zur Pflicht gegen sich selbst macht, daher auch im Blick der Slaven immer etwas lauerndes liegt, wie denn überhaupt Jemanden gerade und frei ansehen für übermüthige Dreistigkeit, ja nicht selten für Böswilligkeit gilt. Die Ungarn und Slaven, über alle Begriffe abergläubig, halten den bösen Blick, wie die Italiener, für unheilbringend und weichen Personen, von denen sie glauben, daß sie einen solchen haben, schon von weitem aus. Es kann einem Reisenden wohl begegnen, daß er aufgefordert wird, irgend jemand, alt oder jung, in's Gesicht zu speien und ein Kreuz dabei zu machen. Will er dann nicht drei Viertel todtgeschlagen werden, so thue er nur ohne Umstände das Verlangte. Man glaubt nämlich durch seinen Blick verzaubert zu sein, und meint, das Anspeien des so

Verhexten mache die Hexerei unwirksam; eine Weigerung wird für die Absicht, zu schaden, seinen Zauber nicht selbst zu zerstören, genommen. Noch ein anderer Aberglauben ist zu auffallend, um nicht angeführt zu werden — es ist der von den Vampiren. Alle Bewohner Ungarns, mit Ausnahme der Deutschen, sind nämlich fest überzeugt, daß es Blutsauger, lebendig umherwandelnde Leichen, gibt. Diese können eine beliebige Gestalt annehmen und sind nur an außerordentlicher Blässe des Gesichts zu erkennen. Sie nähern sich im Schlafe Personen andern Geschlechts, beißen ihnen eine Ader auf und trinken ihr Blut, womit sie sich am Leben erhalten. Der so Gemordete wird wieder ein Vampir, und so pflanzt sich dieser Vampirismus fort und breitet sich immer mehr aus.

Nachts hört man in den Gräbern solche Ungeheuer immerfort schmatzen und käuen, als ob Jemand auf unflätige Weise eine Mahlzeit halte. Sie zehren dann an sich selbst, essen ihre Kleider auf, daher man sorgfältig vermeidet, daß nicht ein Band oder irgend ein Kleidungsstück den Mund berühre (ein Aberglauben, den ganz Süddeutschland theilt, daher die Bänder von Hauben, wohl gar nach polizeilichen Verordnungen, vor dem Verschließen des Sarges aufgeknüpft und unter den Kopf gesteckt werden müssen), — die Todten werden davon dick und fett und steigen nun von Zeit zu Zeit aus den Gräbern, und tödten auf die beschriebene Weise Andere. Leute, die im Kirchenbanne gestorben, erhält der Teufel auf diese Art bei einem gespenstigen Leben; sie sind die ersten gewesen, welche Vampire wurden, später pflanzten sich die Vampire nur aus sich selbst fort. Sobald man auf irgend Jemand einen Verdacht hat, als wäre er ein Blutsauger, so wird, selbst noch Monate- und Jahrelang nach seinem Tode, das Grab geöffnet, er wird herausgenommen und die Beschaffenheit der Leiche untersucht. Ist die Vermuthung gegründet, so bemerkt man, daß der Körper nicht von Verwesung angegriffen, sondern fett und aufgetrieben ist; die Nägel sind gewöhnlich abgefallen, dafür aber andere gewachsen. Hat der Vampir schon Jemanden getödtet, so findet man Blutspuren an seinem Munde, auf seinen Kleidern — nunmehr wird zur Execution geschritten. Die Leiche wird aus dem Sarge gerissen, auf den Bauch gelegt, ein spitzer Pfahl auf den Rücken gesetzt an der Stelle, unter welcher das Herz ist, und dann mit schweren Hämmern oder Holzscheiten durch den Körper geschlagen. Dabei schreit der Todte entsetzlich auf, man schlägt aber nur desto ärger darauf zu — es stürzt Blut aus den Wunden und aus Mund und Nase. Dieß ist der sicherste Beweis, daß der Todte ein Blutsauger war. Nun wird die Leiche verbrannt und dann hat man Ruhe vor derselben.

Im Jahre 1725 gab dieser Aberglauben in dem ungarischen Dorfe Kisolova, und 1732 in dem serbischen Dorfe Medolgya Anlaß zu

gerichtlichen Untersuchungen, da mehre Personen bald hinter einander von Vampiren getödtet worden sein sollten. Von Gerichtswegen wurden nun die Gräber der Verdächtigen geöffnet, und von Gerichtswegen die oben beschriebene Exekution an ihnen vollzogen, weil die Leichen noch nicht so ihnen verwest waren, als man glaubte, daß sie sein müßten. Ob so etwas jetzt noch geschieht, weiß ich nicht, daß der gemeine Mann aber noch vor zehn Jahren ganz fest daran glaubte, und daß selbst die Vornehmeren, Gebildeteren nicht gerne davon sprechen, habe ich erfahren.

Die Slaven bewohnen weniger die Ebenen als die Vorberge der Karpaten und Alpen, sie sind thätiger als die Ungarn, und scheuen die Arbeit nicht, wie denn auch alle Bergwerke von ihnen betrieben werden. Unter den Ruthenen und Slavoniern findet man weniger Fleiß, die armen Weiber müssen da das mehrste thun. Körperlich schön sind die Kroaten und die nordwestlichen Slaven (Polen), die Rußniaken bei weitem weniger; unter ihnen findet man viel blonde Haare und blaue Augen, an die Russen erinnernd, und trifft bei den Gebirgsbewohnern viele Kröpfe. Die Walachen sind hager, behende und gelenkig, gelb von Farbe, häufig mit gelbgrünem mißfarbigem Haar, haben wenig Karakteristisches und scheinen Abkömmlinge einer ganz gemischten, durch vielen Verkehr mit Fremden auffallend veränderten Raçe. Ihre Kleidertracht zu beschreiben ist wegen der ausserordentlichen Mannigfaltigkeit nicht möglich; jedes Komitat, jede Stadt, ja beinahe jedes Dorf hat eine etwas veränderte Tracht. Durchgreifend ist bei beiden Geschlechtern allein der Pelz, mit bunten Lederstreifen zierlich ausgenäht. Die Mägdchen bekommen einen solchen nicht von den Eltern, sie müssen sich denselben verdienen, müssen sich daher als Mägde vermiethen und so lange sparen, bis sie sich solch ein Staatsstück angeschafft haben, daher man überall slavische Mägdchen im Dienst findet. Sonderbar ist, daß, so schön der Menschenschlag überhaupt ist, doch die Weiber der slavischen Stämme, welche Ungarn bewohnen, gerade nicht schön sind (die schönen Polinnen sind ja berühmt), und daß die Slaven gerne deutsche Mägdchen freien, wodurch eine Mischlingsrasse entstanden ist, welche kein Gepräge einer besondern Eigenthümlichkeit mehr hat — man findet unter den Ungarn fast nie, dagegen sehr häufig unter den Slaven braune und blonde Haare, blaue Augen. Viel reiner erhalten sich dagegen die Deutschen selbst, nicht leicht nimmt ein Deutscher sich eine Slavin, eher noch eine Ungarin zur Frau. Dieser Stamm ist durch ganz Ungarn verbreitet, gleich dem slavischen, nur ist auch er weniger in der Mitte des Landes, in der großen Ebene, als an den rings dieselben umgebenden Gebirgsrändern zu finden. Ihr Hauptsitz ist das nördliche und westliche Ungarn, an der Gränze von Oesterreich, Steiermark, Böhmen und Schlesien; doch sind

sie vorzugsweise in den Städten angesiedelt, daher man auch mit der deutschen Sprache durch ganz Ungarn reisen kann, wenn man nur so sich einzurichten weiß, daß man immer die Städte zu seinen Ruhepunkten wählt; hier sind sie als Handwerker, Kaufleute, Gastwirthe zu finden, und sind dem Lande deßhalb von Werth, weil die mühsamen, Geduld fordernden Beschäftigungen Niemand von den unfleißigen Ungarn oder Slaven übernehmen will.

Viele der Deutschen sind schon aus den ältesten Zeiten her in Ungarn angesiedelt, wohin sie mit Karl dem Großen kamen; sie hätten natürlich in den fremden Umgebungen ihre Nationalität ganz verlieren müssen, wenn nicht immerfort aus Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringen, Baiern, aus Tirol, ja aus dem Elsaß neue Auswanderer nach Ungarn gekommen wären, wodurch Sprachen, Sitten und das ganze Geschlecht fast unverändert erhalten wurde. Diese frühesten Ankömmlinge nennen die Ungarn in der Regel Sachsen, die neuen Einwanderer, sie mögen herkommen woher sie wollen, heißen Schwaben, und ist dieses letztere eine Art Schimpfwort geworden, so daß man nur naserümpfend von ihnen spricht. Ihnen gegenüber zeigt sich der ungarische Nationalhochmuth auf das grellste. Leute, welche die Alten gelesen haben, nennen sie z. B. immer Böotier, und andere, welche gar nichts gelesen haben, plappern diesen nach, und doch ist bekannt, daß die Ungarn alle Künste, alle Gewerbe, alle wissenschaftliche Bildung den dummen Deutschen verdanken, daß die dummen Deutschen sie Papier machen und Bücher drucken lehrten, da sie sonst nicht einmal zu schreiben wußten, daß die Deutschen sie das Leder gärben lehrten, da sie sonst die rohen Häute zu Schuhen verbrauchten, wie noch jetzt im südlichen und mittlern Ungarn geschieht, wo es keine deutsche Handwerker gibt, daß diese sie spinnen und weben gelehrt, da ihre Bekleidung sonst nur in Filzmänteln oder Thierfellen bestand, wie man dergleichen noch in allen den Theilen des Landes sieht, in denen deutsche Industrie noch wenig oder gar keinen Eingang gefunden.

Es mag dieses psichologische Räthsel wohl, wie das Volk, welches uns dasselbe aufgibt, asiatischen Ursprungs sein. Dort in China, Hinter- und Vorder-Indien, Tibet u. s. w. ist Arbeiten eine Schande; dieser Schande setzt sich der Ungar nie aus. Dumm und verächtlich ist ihm derjenige, der freiwillig eine Arbeit übernimmt. Der Deutsche thut dieses bei dem unthätigen Volke um etwas zu verdienen, folglich ist der Deutsche dumm und verächtlich.

Die Sitten des deutschen Volkes weichen auffallend von denen der Slaven und Ungarn ab; wie jene der Völlerei und der sinnlichen Lust ergeben, so sind diese mäßig, und überall, ausser an der österreichischen

Gränze, streng, ernst; wieder ein Grund mehr zur Verachtung, weil die andern Völker nicht begreifen, wie man sich nicht berauschen kann, wenn Wein oder Branntwein da ist, wie man die Gelegenheit zu sinnlichen Genüssen entschlüpfen lassen kann. Die Deutschen sind gute Hausväter, halten ihre Wirthschaft in Ordnung, werden wohlhabend, ja reich, wenn sie auch nur mit Wenigem angefangen haben. Die Slaven und Ungarn verstehen dieß nicht, kommen herunter, werden arm, auch wenn sie reich gewesen. Der Deutsche baut sich gute tüchtige Häuser, nicht eben groß, doch ziemlich bequem und wohnlich eingerichtet. Die Ungarn bauen sich ungeheure Häuser, die ganz leer sind, in welchen es höchst unheimlich, zerstört, verwüstet aussieht, und welche nicht die geringste Bequemlichkeit oft nicht einmal eine trockene Stube bei Regenwetter bieten. Bei allem dem ist und bleibt dem Deutschen nur Verachtung, und er hat sich nur durch sein Selbstbewußtsein zu trösten.

Die Walachen, im südöstlichen Theile des Landes wohnend, rühmen sich direkter Abkunft von den Römern; ihre Sprache stammt offenbar auch von der römischen ab, sie ist ein höchst verdorbenes Latein, das mit andern Beugungsformen und fremden Wörtern gemischt, wohl schwerlich von Cicero für römisch gehalten werden würde, obgleich die Walachen sich selbst Rumuni oder Rumani nennen. Man trennt sie in zwei Branchen, in Unguränen und Zingaren oder Mazedo-Walachen (welche gewöhnlich nur in Städten handeltreibend sich aufhalten), Alle aber sind ein Mischlingsvolk, bei dem das Gepräge eines gewissen Stammes gänzlich verwischt worden ist. Ihr Land ist der Uebergangspunkt aus Deutschland nach der Türkei, aus Ungarn nach Siebenbürgen, aus Rußland nach Oesterreich, aus der Türkei nach Polen. Merkwürdig aber ist, daß hier nicht, wie gewöhnlich bei sich kreuzenden Rassen, das Volk schöner geworden ist, sondern daß sie beträchtlich häßlich sind; eine krankhafte gelbe Farbe läßt auf ein ungesundes Klima schließen, das sie übrigens nicht haben; ihr Land ist viel gebirgiger als Ungarn an der Donau und der Theiß. Ihr meistens schwacher Haarwuchs zeugt von Mangel an fisischer Kraft, dabei findet man aber, ihrer häufigen Vermischung mit andern Stämmen wegen, sehr oft dünnes blondes Haar bei starken schwarzen Augbrauen und bei bräunlicher Gesichtsfarbe, was keineswegs eine Zierde ist; ferner ist ihr ganzer Körperbau offenbar schwächlich, ihr Wuchs von geringer Größe, doch sind sie äußerst flink, wenn es darauf ankommt, sich eine Lust zu machen, nur nicht, wenn es Arbeit gilt daher auch ihre Häuser eher Troglodítenwohnungen gleichen als denen zivilisirter Menschen. Häufig sind sie ganz verfallen, häufig sind sie im wahren Sinne des Wortes bloße Höhlen, ganz oder halb unter der Erde, in den Abhang eines Berges gegraben, mit einem leichten Dache

von Rohr versehen, wie man solche Dörfer in Indien häufig findet, wie man sie aber in Europa wohl nicht sehen sollte.

In ihrer Kleidung sind die Walachen eitler, als die mehrsten benachbarten Völker; sie besteht zwar größtentheils nur aus Leinwand, allein diese muß immer mit bunt eingewebten Streifen und mit Stickereien versehen sein, auch des unächten Goldes und Silbers lieben sie viel, und die Mägdchen und Frauen würden sich höchst unglücklich fühlen, wenn sie nicht ein Brusttuch von Goldstoff, eine gestickte türkische Jacke mit sehr kurzer Taille und einer Schärpe entweder ganz von Gold- und Silberstoff, oder wenigstens stark damit durchwebt hätten. Den Kopf ziert ein kleines rothes Käppchen von türkischer Form, nicht selten turbanartig mit einem Tuche umwunden. Unter diesem Kopfputze sieht ein lüsternes, schelmisches Auge hervor; die Weiber sind äußerst sinnlich, leidenschaftlich, zur Eifersucht geneigt, die Männer schlau, listig, rachsüchtig, Alle zusammen entsetzlich träge. Ihre Nahrung ist so schlecht wie ihre Wohnung. Der Mais ist ihr Hauptnahrungsmittel; sie kochen daraus einen eigenen schwerflüssigen Brei, nicht so zähe und fest wie die Pollenta der Italiener; ferner ein ziemlich schlechtes Brod und einen flachen Kuchen oder Fladen, der heiß genossen wird. Ihre Koch- und Backgeräthschaften sind sehr einfach; um Brod zu backen machen sie es gerade wie viele französische Bauern; sie machen ein tüchtiges Feuer auf dem Herde an, entweder wenn sie ein Schwein braten, gelegentlich — oder allein, behufs des Backens — sobald die Steine des Herds heiß sind, wird Kohle und Asche davon hinweggekehrt, das Brod auf die heiße Stelle gelegt, eine Schüssel von Thon oder ein Kessel darüber gedeckt, und nun Kohle und Asche rund um denselben aufgehäuft. Nach einer Stunde nimmt man das Gebäcke unter der Asche hervor und hat in der Regel einen heißen, unausgebackenen, unverdaulichen Taigklumpen in der Hand, welchen die Walachen indeß mit verdrehten Augen, vor Wonne schnalzend, verzehren, und dazu entweder rohes Sauerkraut oder Speck, oder (wenn sie reich sind) beides essen, auch dem übelriechenden Branntweine aus Pflaumen (Zwetschgenbranntwein, Sliwowitz), der ihr gewöhnliches Getränke ausmacht, tüchtig zusprechen. Schweinefleisch, Fische, und während des Sommers Wassermelonen, ferner Knoblauch, Zwiebeln, Meerrettig, spanischer Pfeffer sind ihre Lieblingsspeisen, welche sie mit den Zigeunern theilen.

Diese Menschen, die man in Europa höchst verschieden, in England Egypter, in Frankreich Böhmen (Bohémiens) u. s. w. nennt, stammen wahrscheinlich aus Indien her, unterscheiden sich aber in körperlicher Bildung auffallend und sehr günstig von allen ihren Nachbarn, haben feine, edle Gestalten, sind von schlankem leichtem Wuchse, von regelmäßiger Ge-

sichtsbildung, und wenn man sich Engel braun denken könnte, so würde man von den Mägdchen sagen, sie sind engelschön; ein großes Auge, verlangend blickend, mit so viel heimlichem Feuer als süsser Schwärmerei, blitzt unter langen, schwarzen Wimpern hervor. Blendend weisse Zähne lassen sich beim Lächeln durch die fein gespaltenen Lippen nicht verbergen, schwere, glänzend pechschwarze Locken von ausserordentlicher Fülle rollen wild um das Gesicht und den schlanken Hals, den vollen, zart gerundeten Nacken. Gewandtheit, Leichtigkeit, Anmuth in allen Bewegungen, zeigt die schöne leichte Körperform auf das vortheilhafteste. — Aber das schöne Bild wird durch die zu dunkeln Tinten verunziert, welche der Maler bei dem Ausfüßen seines Gemäldes gebraucht. Wie die Spanierinnen des südlichen Theiles der Halbinsel sind sie gebräunt, die Farbe des Mahagoniholzes, wenn es schön polirt, der Sonne etwa ein Jahr lang ausgesetzt gewesen, die Farbe der frisch aus der Schale gebrochenen Kastanie ist die der Zigeuner. Denkt man sich dazu noch vielfältige Lagen von Schmutz, welche, übereinander gehäuft, sich nach Jahrgängen zählen lassen, gleich den Ringen an den Hörnern der Kühe; denkt man sich dazu eine Bedeckung von höchst unappetitlichen Lumpen, in denen manches Thierchen nistet, das, wie die Lumpen in denen es geboren und erzogen wurde, schon mehr als einen Herrn gehabt, so verliert das lockende Bild sehr am Reiz. Wären diese Formen mit Farbe, wären diese Weiber mit Reinlichkeit von der guten Mutter Natur ausgestattet, so wären sie wohl zu schön.

Von den Männern gilt alles das Gesagte, nur mit dem Unterschiede, daß ihre auffallend stark markirten Züge, mächtige, scharf gekrümmte, oder große gerade Nasen, eckige Muskulatur, tief eingeschnittenen Mundwinkel, hervorspringende Stirne, Kinnladen — dem Gesichte in der Regel kein schönes Aussehen geben (wovon indessen, besonders bei jungen Leuten, Ausnahmen nicht selten sind, indem alle diese Furchen, Falten, welche das Gesicht so sehr bezeichnen, erst mit den Jahren das tiefe, unangenehme Gepräge erhalten); der Körperbau aber ist so schlank, so leicht wie bei den Frauen. Sie sind höchst gewandte Tänzer, haben viel mechanische Geschicklichkeit, verstehen eine Menge Handwerke, ohne sie gelernt zu haben, sind alle musikalisch, ja viele spielen die Violine mit einer Geläufigkeit, mit einer Virtuosität und zugleich mit einem Geschmacke, welcher dem größten Künstler Ehre machen würde.

Abgehärtet durch ihre wandernde Lebensweise ist keine Witterung ihnen zu schlecht, um nicht ihrem Gewerbe, Wahrsagen, Stehlen, Kesselflicken, nachzugehen. Selten haben sie eine Hütte, und diejenigen, welche dergleichen irgendwo ausserhalb eines Dorfes besitzen, sind dann ansäßig, und dadurch schon von den andern gewissermaaßen geschieden, von ihnen

auch als Abtrünnige, welche der Freiheit entsagt haben, behandelt. Die andern ziehen truppenweise, in großen oft dreißig Glieder starken Familien von Dorf zu Dorf. Irgendwo im Walde, nicht weit von der Landstraße wird Halt gemacht, im Dorfe wird etwas Stroh gebettelt, man baut aus Zweigen ein paar Hütten für die Frauen, und wenn Stroh fehlt, so nimmt man dürres Laub zum Lager. Die Männer liegen unter freiem Himmel, ebenso die Kinder, daher ihre Rüstigkeit, ihre Abhärtung gegen den Einfluß der Witterung.

Ist auf solche Weise ihr Wohnort bestimmt eingerichtet, so vertheilt der Patriarch dieser Familie, die immer aus direkten Nachkommen, Kindern, Enkeln, Urenkeln, besteht, die Rollen, heißt die einen als Kesselflicker, die andern als Topfbinder, die dritten als Schmiede umhergehen und Arbeit suchen; die Mägdchen gehen wahrsagen, die Kinder betteln und alle zusammen stehlen. Aeltervater und Aeltermutter bleiben allein zurück bei dem Feldlager und kochen von dem noch vorhandenen Vorrathe für die nächste Mahlzeit.

Obwohl ihre Nähe für die Hühnerställe, Vorrathskammern und Gärten nicht gefahrlos ist, so hat man doch die Zigeuner gerne, und wartet nicht selten auf ihre Ankunft, denn was sie machen ist mit Geschicklichkeit ausgeführt, und ihre Arbeit ist beispiellos billig, der Preis besteht gewöhnlich in einigen Lebensmitteln und etwas altem Eisen, ein Paar Thürangeln, Bändern, ein Paar Schlüsseln mit und ohne Bart, Blech; sie können Alles brauchen. Die hübschen schlanken Mägdchen, deren Farbe in Ungarn nicht auffällt, deren Reinlichkeit eben so wenig anstößig ist, versammeln bald eine Schaar von Leuten um sich, welche alle sich la bonne fortune sagen lassen wollen, dafür schenkt der eine einen Hahn, der andere ein Dutzend Eier, der dritte ein Stück Speck, auch wohl einen abgetragenen Rock, ein Kittel kommt in den Korb, der des Mägdchens Habe birgt. Jetzt legt sie die erhaltenen Eier in abgemessener Entfernung von einander nieder, und nach dem kreischenden Tone einer Fiedel, aus dem Schnabel eines Pelikans gemacht, oder aus einem Kalabaßkürbisse verfertigt, beginnt die Zigeunerin den Eiertanz mit einer so wunderbaren Anmuth und Kunst, daß man glauben sollte, Göthe's Gemälde der Mignon im ersten Theile von Wilhelm Meister sei nach der Natur gezeichnet, und eine junge Zigeunerin sei das Modell dazu gewesen.

Abends wird die Fröhlichkeit, die durch die Vorgänge am Tage schon aufgeregt war, da einem Jeden etwas Erfreuliches gesagt worden ist, allgemein. Die Jugend des Dorfes, so weit dessen zerstreute Häuser reichen, versammelt sich in der Schenke, das Zigeunermägdchen eröffnet den Reihen mit dem schlankesten Burschen, und so geht es die ganze

Nacht hindurch fort. Oft vermißt man sie im Tanzsaale. Jeder weiß, was er davon zu denken hat, neckt weder die Wiedergekommene noch den beglückten Liebhaber, sondern sucht eben so glücklich zu sein; der Tag bescheint endlich lauter zerstörte bleiche Gesichter, denn zwölf Stunden tanzen ist so wenig ein Spaß, als zwölf Stunden geigen, und hören die Musikanten, auch stets Zigeuner, einen Augenblick auf zu spielen, so heißt es gleich von allen Seiten: „Hussch t! Hussch t! Spiele! Spiele!“ ein Paar Pfennige klappern in das Innere der Violine und der Tanz beginnt von Neuem.

Die Zigeuner versammeln sich nun wieder in ihrem Lager, Jeder packt die mitgebrachten Schätze aus. Lebensmittel auf einige Tage sind vorhanden; wo wäre da eine Sorge? Die Müdigkeit wird während 24 Stunden verschlafen; und den Tog darauf dasselbe Treiben wieder angefangen. Merkwürdig ist dabei, daß, wie wenig sie es außer dem Raume ihres Lagers mit dem sechsten Gebote genau nehmen, wo die jungen Männer und die Mägdchen ihr Glück auf jede Weise zu machen suchen, doch innerhalb ihres Lagers nie eine Untreue vorfällt; Jeder von ihnen, sobald er vierzehn oder fünfzehn Jahre alt ist, nimmt ein Weib von eilf bis zwölf Jahren, und nie fällt ihm ein, sein Auge auf eine andere Frau in seiner Nähe zu richten, so wenig wie das Mägdchen einen andern Zigeuner aus ihrer Familie begünstigen würde, während außer der Reihe ihrer Familienglieder jeder Zeitvertreib erlaubt, ja als Broderwerb geboten ist.

Ist an dem Orte, an welchem sie sich eben aufhalten, nichts mehr zu verdienen, so geht die ganze Horde weiter und macht es im nächsten Orte ganz auf dieselbe Weise. Rückt die kalte Jahreszeit heran, so suchen sie sich ein besonders großes Dorf aus; es gibt deren in Ungarn viele von mehr als 5.000 Einwohnern — oder sie bleiben in der Nähe einer kleinen Stadt. Hier wählen sie sich die Mittagsseite eines Berges, eines Hügels zum Wohnplatze, graben Löcher in die Erde, so daß die vordersten Pfosten der Hütte halb verborgen, die hintersten aber ganz in die Erde gesenkt sind, demnach bleibt nur noch der vordere Theil der Hütte mit einem Dache und halben Seitenwänden zu versehen, der Berg selbst bildet Dach und Wand des hintern Theils der Hütte, und von seinem Abhange werden Rasen ausgestochen, um das Ganze vor der Winterkälte zu schützen, an Fenster, an Rauchfang wird nicht gedacht, eine Stroh- oder Binsenmatte vertritt die Stelle der Thüre; mit Moos und Laub werden die Ritzen verstopft. Luft und Licht ist demnach von dem Innern fast ausgeschlossen, Finsterniß und Rauch sind die Elemente, in denen die Zigeuner während des Winters leben. Die Hütte hat keine Abtheilungen, in der Mitte brennt fort und fort ein lustig knisterndes

Reisigfeuer, welches die Hütte wärmt, wobei man kocht und bratet; leckerhaft sind die Zigeuner im Essen nicht, gleich einer Agouri, einer indischen Wittwe, welche sich nicht mit ihrem Gatten verbrennen lassen will, und nun mit der Hirnschale des Gestorbenen in der Hand, bettelnd das weite Indien durchzieht und Alles essen muß, was man ihr zur Strafe für die Nichterfüllung des Gesetzes in dieselbe wirft, essen auch die Zigeuner Alles, was sie bekommen, den fettesten, gestohlenen Kapaun ebensowohl, als den Schenkel eines gefallenen, den Wölfen preisgegebenen Pferdes; wenn sie nur genug Tabak zu rauchen und Branntwein zu trinken haben. Ihr Lager ist häufig die bloße Erde. Weichlinge streuen sich Blätter unter, oder legen ein Paar Lumpen auf die Erde. Die Frauen schlafen jedoch etwas besser, nicht selten auf einem mit Laub oder Heu gefüllten Sacke, was denn schon ein Prachtbette ist, gewöhnlich auf einer Strohschütte. An hellen sonnigen Tagen wird die Vorderwand der Hütte geöffnet und der Sonne Eingang gestattet. An solchen Tagen ziehen die Leute auch wieder auf Verdienst umher, besuchen die Dörfer, die Wirthshäuser, und sammeln neue Vorräthe. Ihre Unterhaltung besteht in vielem Schwatzen, Erzählen ihrer Abenteuer, Liebschaften, Unterricht an ihre Kinder im Stehlen, Wahrsagen, im Tanzen und Geigen.

Die angesiedelten Zigeuner, welche ausserhalb der äussersten Gränzen der Vorstädte sich eigene Zigeunerdörfer (Ziganien) bauen, und Uj-Parasztok oder Neubauern genannt werden, leben um Vieles bequemer, schließen sich in ihrer ganzen Art und Wesen den ungarischen oder slavischen Bauern, unter denen sie gerade wohnen, an, nähren sich von der Bestellung eines kleinen Gärtchens und von ihren sonstigen Künsten, welche sie unter dem trägen, durchaus nicht gewerbthätigen Volke sehr brauchbar machen, und lassen das Stehlen wenigstens insofern, als sie fürchten entdeckt zu werden, daher sie sich nur an Kleinigkeiten halten, die kein Aufsehen machen. Ihre Munterkeit, ihr Leichtsinn und ihr leichter Sinn, ihre stets fröhliche Laune, ihre Geschwätzigkeit, macht sie bei den Einwohnern zu beliebten Gesellschaftern, da sie indessen sehr wollüstig, unbeständig, treulos, auch wohl rachgierig sind, so nimmt man sich vor ihnen in Acht. Ihre Eitelkeit ist außerordentlich; wenn sie daher im Stande sind, irgend ein grellfarbiges Kleid oder Tuch, etwas Glänzendes von Metall oder Glas zu bekommen, so behängen sie sich damit, es möge zu ihrem übrigen Anzuge passen oder nicht. Sind sie hingegen daheim, in ihren Erdhütten, oder des Sommers in ihren Lagern, unfern der Landstraße, so sind sie alle nur halb und immer nur mit Lumpen bedeckt und die Kinder gehen nackend. Reiset man bei solchen Lagern vorbei, so wird man von diesen letztern mit Singen und Schreien, Purzelbaum machen und Radschlagen, durch den Reif springen

verfolgt, halbe Stunden weit, bis man sich durch ein Paar unter sie geworfenen Kupfermünzen befreit. Im Winter scheuen sie die Kälte und kommen nicht so häufig aus ihren Häusern und Höhlen. Die Zeit, welche sie nicht verplaudern oder verschlafen wollen, wenden sie an Verfertigung mehrer kleiner Waaren, sie flechten Körbchen mitunter von so zierlicher Arbeit, daß sie als Handelsartikel weit verschickt werden, und den Damen zu Wien und zu Grätz zu Strick- und Nähkörbchen dienen; sie schnitzen Löffel, Teller, kleine Mulden und Tröge, Schaufeln, Salzfässer aus Holz, sie binden Reisigbesen; sie sammeln im Frühlinge Kamillen, im Herbste Wachholderbeeren, und bieten sie zum Verkaufe. Die Ansässigen treiben das Nämliche, auch sind sie Schuh-, Kleiderflicker, Topf- und Faßbinder, und lassen sich zu Allem brauchen, was kein anderer thun will, wie Fortschaffen und Abdecken gefallenen Viehes. Die Weiber wahrsagen, betteln, verkaufen ihre Gunst so theuer wie möglich, die Alten lassen sich besonders zum Trödeln und zum Kuppeln brauchen, und finden Eingang selbst in sehr honetten Häusern. Viele beschäftigen sich auch mit Goldwäscherei, welche an den Flüssen Ungarns und Siebenbürgens lohnend ist.

Die Juden, Armenier, Albanier, Makedonier, welche vereinzelt in Ungarn leben, schließen sich, mit Ausnahme der Erstern, der allgemeinen Landessitte und Tracht und Lebensart an, sie wohnen fast nur in Städten, und treiben daselbst Handel und Schacher, selten Gewerbe, fast nie Ackerbau.

Alle diese verschiedenen Völker unterliegen der ungarischen Gesetzgebung, welche so wie ihre Verfassung mehre Eigenthümlichkeiten hat. Ungarn ist ein Königreich und die Krone in männlicher und weiblicher Linie bei dem österreichischen Kaiserhause erblich; da das Reich jedoch auch ein Wahlreich ist, so wird der jedesmalige Thronerbe immer förmlich zum Könige gewählt; dies geschieht, um ihr altes Recht unangefochten zu erhalten, es nicht durch Unterlassung der Form einschlafen zu sehen. Denn sobald das österreichische Kaiserhaus abstirbt, ist Ungarn wieder frei und das Volk kann sich nach Belieben einen König wählen. Bei der Krönung, die oft schon an dem Thronerben des Kaiserstuhles vollzogen wird, noch ehe der Kaiser gestorben, da denn der junge König Rex junior heißt, — muß derselbe beschwören, und eine schriftliche Urkunde ausstellen, daß er die Reichsverfassung aufrecht erhalten wolle. Die gesetzmäßig anerkannten kristlichen Religionssekten sind die katholische, die protestantische und die griechische nicht uniirte; geduldet werden jedoch alle übrigen Religionen und Sekten, wenn sie sich nur ruhig verhalten. Ein Reichstag verhandelt die Gesetze, bestimmt die Steuern und

Abgaben, welche der König in Vorschlag bringt, und welche denn auch immer von den dazu bestellten Ständen vollzogen werden.

Der Reichsstände sind vier. Erstens die hohe katholische und orientalische Geistlichkeit, Bischöfe, Erzbischöfe. Zweitens die Magnaten, Reichsbarone, Palatine, Ban von Kroatien, Reichsgrafen, Obergespanne der Komitate und der übrige hohe Adel. Drittens der niedere Adel. Viertens die königlichen freien Städte. Alle diese Stände bilden das Volk. Wie wenig aber dieses vertreten ist, geht erstens daraus hervor, daß die Bauern gar nicht mitzusprechen, daß die nicht freien königlichen, sondern die irgend einem Fürsten, Magnaten, Baron angehörigen Städte, eben so wenig zu sagen haben, daß also über sie ganz nach Belieben verfügt werden kann, daß endlich jede freie Stadt nur für einen einzelnen Edelmann zählt, was denn in dieser Beziehung genau so viel wie nichts ist, indem die ungeheure Ueberzahl von ungefähr 650 Abgeordneten der Edelleute, Magnaten, Bischöfe, über die geringe Menge von 44 freien Städten, jede Opposition dieser letztern so völlig unwirksam macht; als ob sie gar nicht existirte. Wo immer fünfzehn gegen einen sind, ist es leicht zu siegen.

Dennoch bilden die genannten vier Klassen das Volk (Populus), im Gegensatze zum Nichtadel oder Pöbel (Plebs). Die vier Reichsstände nehmen Theil an den Reichstagen (Comitia regni oder Diaeta), welche alle drei Jahre in Presburg, einige Meilen von Wien, und dicht an der österreichischen Gränze, immer von Oesterreich beaufsichtigt, gehalten werden. Zu diesen Reichstagen werden die Stände berufen, und sie, wie mir selbst in Wien erzählt wurde, förmlich einquartirt (d. h. in Wohnung gelegt ohne Kost). Zu diesem Behufe müssen die bezeichneten Wohnungen, gleichviel ob vermiethet oder nicht, geräumt werden; die Miether dürfen nach Beendigung des, gewöhnlich mehre Jahre dauernden Reichstages ihre Wohnungen wieder beziehen; damit aber der Hausherr keinen Verlust an Miethe leide, so waren damals, 1826 und 1827, die Miether gehalten, obwohl durch richterliche Gewalt aus ihren Wohnungen getrieben, die Miethe zu bezahlen, und um der Bequemlichkeit des Abgeordneten willen, war auch befohlen, die Möbeln in den geräumten Wohnungen zurückzulassen.

Da die Magnaten u. s. w. Richter sind, so steht während eines solchen Landtages jeder Prozeß still, es darf in gar keiner Sache, sie möge Namen haben wie sie wolle, verfahren werden, der Mörder, Räuber, jeder Verbrecher, erhält also mehrjährige Frist, um entweder seine schlimme Sache besser zu gestalten, oder um sich aus dem Staube zu machen, welches eine sehr menschenfreundliche Veranstaltung ist, dagegen kompensirt sich diese zu große Milde durch einige Strenge auf der an=

dern Seite, indem ein Mensch, der um irgend einer Kleinigkeit willen, um ein paarhundert Gulden Schulden oder ähnliche Dinge, acht Tage vor Beginn des Reichstages gefangen gesetzt worden, nun während zweier und dreier Jahre Zeit erhält, über sein Vergehen nachzudenken, in sich zu gehen und sich zu bessern, denn bevor der Landtag nicht beendigt, wird nicht weiter nach ihm gefragt, er wird gewissermaßen ad acta gelegt, und was das heißt, weiß ein Jeder, der einmal mit in einen Prozeß verwickelt war.

Der Reichstag besteht ungefähr aus 700 Mitgliedern, getrennt in zwei Klassen, die Magnatentafel für die höheren Stände, ihr präsidirt der Palatinus, die Debatten werden in lateinischer Sprache gehalten (seit 1825 wird mitunter auch in ungarischer Sprache debattirt) — und die Landtafel oder schlechtweg die Stände; ein Ausschuß, der „das Personal" heißt, präsidirt hier. Die Verhandlungen werden in ungarischer Sprache gepflogen. Sind Fälle da, welche beide Kammern angehen, so treten Sessiones mixtae zusammen, welche sich im Magnatensaale vereinigen.

Der König, welcher häufig anwesend ist, während die Verhandlungen gehalten werden, betritt doch die Parlamentssäle nicht, sondern empfängt die Magnaten in seinem Palaste. Dort übergibt er ihnen die Propositiones regias, die königlichen Vorschläge, und wenn über diese debattirt ist, empfängt er daselbst die gravamina et postulata, die Beschwerden-Ausstellungen und Beifügungen, zuletzt aber die unbedingte Zustimmung zu Allem, was er verlangt hat. So ist z. B. dem Könige die Rekruten-Aushebung verwehrt, er legt aber dem Reichstage die Forderung von 10 oder 50.000 Soldaten vor, und nach langem heftigem Streiten wird die Forderung bewilligt. Gemeinschaftliche Einwilligung gibt dem Vorschlage Gesetzeskraft, und der König ertheilt im Reichstagsabschiede eine Generalsanction aller Artikel. Die Sitzungen sind öffentlich, wer Platz findet, darf ihnen anwohnen, auch Damen ist der Zutritt gestattet. Die Reden müssen frei gehalten, dürfen nicht vorgelesen werden, auch werden die Verhandlungen seit 1790 gedruckt. Ueber persönliche Beleidigung eines Deputirten urtheilt die anwesende königliche Gerichtstafel sogleich ab, wie bei einem Standrechte, ohne vorläufige Untersuchung; es ist seit 1790 übrigens nur ein solcher Fall (1833) vorgekommen.

Das Land wird in Kreise und diese wieder in Grafschaften (Komitate) getheilt. Ein jedes Komitat wählt sich seinen Magistrat selbst; allein der Obergespan eines jeden (freilich die Hauptperson) wird vom Könige gewählt. In den größern Komitaten auch den Vicegespan; sie führen das Präsidium und wachen über die unmittelbare Vollziehung der Gesetze. Der Ober- und Unterstuhlrichter (Judices Nobilium, ordinarii) oder nach A. Schmidl auf ungarisch Fö-és-Al-Szolgabirák) haben

die Polizei, die öffentliche Sicherheit zu wahren, sind zum Schutze der Bauern aufgestellt, müssen die Verpflegung des Militärs besorgen und haben die Geschworenen (Jurassessores, jurati assessores) zur Seite, welche den einzelnen Abtheilungen des Stuhlrichterbezirkes unmittelbar vorstehen. Sie werden gleich den andern Unterbeamteten sehr mäßig besoldet, sie erhalten aus der cassa domestica einen geringen Gehalt; der Stuhlrichter z. B. 300 fl. Alle zwei Monate wird durch den Magistrat eine sogenannte General-Komitatsversammlung gehalten, zwischen diesen finden noch particular Congregationen statt. Sie werden öffentlich gehalten und jeder Edelmann hat das Recht mitzusprechen. Bei allen diesen Verhandlungen erscheinen die Ungarn bewaffnet; nur viermal im Jahre, wenn die Komitatsgerichte (Sedes judiciariae) gehalten werden, darf man nicht mit Waffen erscheinen.

Die Behörden Ungarns sind: die königliche Hofkammer und die königliche Stadthalterei in Ofen (es wird in Ungarn niemals k. k. kaiserlich königlich geschrieben oder gesagt, es existirt für sie kein Kaiser, dieser ist ihnen eine völlig unbekannte, gleichgültige Person — sie haben nur einen König) ferner die ungarische Hofkanzlei in Wien. Zu diesen Hauptstellen kommt noch ein in Wien residirender Edelmann, welcher gewissermaßen der Repräsentant des ganzen Volkes ist, und die Klagen desselben (d. h. die der einzelnen Personen, das Volk in Masse darf niemals klagen, das wäre Aufstand) vor die höchsten Behörden und vor den König bringt. Die andern Gerichtsstellen sind die der Bauern, — Sedes dominalis Herrenstuhl, Sedes judiciarii Komitatsgericht, und als letzte Instanz die Septemviraltafel oder Curia regia. Der Edelmann hat als erste Instanz die Stuhlrichter, als zweite den Obergespan und als dritte den König. Die gesetzlichen Strafen sind körperliche, Stockstreiche bis auf 50; die Todesstrafe, welche auf 100 Stockstreiche gemildert (verschärft) werden kann, denn an 100 Stockstreichen erster Gattung stirbt der Delinquent gewöhnlich, nur ungeheure Körperkraft kann sie überdauern, doch da sie auf den Rücken gegeben werden, also die edlen Eingeweide bei jedem Schlage auf's heftigste mitleiden, ist in jedem Falle höchst schmerzliches Siechthum die Folge dieser grausamen Milde. Als Todesstrafe wird für Edelleute und für Frauen auf das Schwert erkannt, bürgerliche Kanaillen hängt, rädert man, begrub man sonst lebendig, schlug ihnen dann einen Pfahl durch die Brust, oder tödtete die Begrabenen durch ein glühendes Eisen, wozu ein hölzernes Rohr auf die Brust gesetzt und um dieses erst die Erde gehäuft wurde, so daß die Stange hindurch konnte. Straßenräubern wurde vor der Hinrichtung noch eins und das andere angethan, was nicht zum angenehmsten sein mochte, so zog man ihnen bei lebendigem Leibe verschiedene Theile der Haut ab,

z. B. zehn, zwölf Zoll breite Streifen vom Rücken, woraus die Edelleute sich Sabelriemen machen ließen, und hatte noch andere Variationen über dieses Thema, bevor man den Verurtheilten das Lebenslicht ausblies. Jetzt hängt man die Straßenräuber auf und überläßt ihre Gebeine den Krähen, sie werden nämlich nicht, wie in andern zivilisirten Staaten, nach dem Tode abgenommen und begraben, sondern bleiben so lange am Galgen hängen, bis ein Stück nach dem andern abfällt. Bei Todtschlag (der nicht vorsätzlicher Mord ist) erkennen die Richter, außer der Gefängnißstrafe, noch auf eine Geldstrafe, und zwar wird ein Magnat mit vierhundert Gulden, ein Edelmann mit zweihundert und ein lumpiger Nichtadeliger mit vierzig Gulden bezahlt.

Das Gesetz sagt, daß die Edelleute vor dem Richter alle gleich sind, bestimmt aber trotz dieser Gleichheit den Unterschied, den ihre Würde als Magnaten u. s. w. bedingt. Der Edelmann ist geborener Soldat und ist verpflichtet, zur Vertheidigung des Landes selbst die Waffen zu ergreifen. Er ist völlig frei und darf auf keine Weise von irgend Jemand, oder von irgend einem Gericht angegriffen werden, bevor ein richterliches Erkenntniß gefällt worden, dies hat leider zur Folge, daß der Jähzorn, welcher tausend Verbrechen hervorbringt, fast immer ungestraft bleibt, denn der Verbrecher geht ganz ruhig nach Hause, sattelt sein Roß, steckt sein Geld zu sich, und reitet unangefochten an dem Schauplatze seines Verbrechens vorbei, Niemand tastet ihn an, denn noch ist er nicht durch richterlichen Spruch gefesselt oder zur Strafe gezogen. Wer gegen einen Edelmann die Hand aufhebt, ist seiner Habe verlustig, und wurde sonst wohl mit Abhauen der Hand bestraft, ja der Edelmann kann selbst nicht verklagt werden, ohne daß der Bürgerliche sich wieder einen Edelmann zum Patronus oder Anwalt wählt, nur Kontrakte, also Zivilsachen, Geld und Gut betragend, können ohne diese Vertreter anhängig gemacht werden. Auch darf der Edelmann allein Grund und Boden besitzen, und ist auch dieses sein Eigenthum von allen direkten Lasten, Steuern, Abgaben, Zehnten frei, muß auch mit Einquartirung verschont werden, so daß Alles auf den Bürger und Bauern zurückfällt.

Die freien Städte sind Eigenthum der heiligen ungarischen Krone, sie können nie veräußert werden, sie haben das Patronatrecht, die hohe Gerichtsbarkeit, die Bürger, soweit sie adelig sind, haben im ganzen Lande keinen Zoll zu zahlen, dürfen nirgends wegen Schulden angehalten werden, indem das Recht Schulden zu machen, ganz allein dem Adel gebührt, doch müssen sie Steuern tragen, Einquartierungslasten übernehmen und sind deßhalb schon weit weniger bevorzugt als die Gutsbesitzer; nichtadelige Bürger können kein Haus, kein Grundstück kaufen, würden zum Plebs gehören, wenn sie nicht durch die Gemeinde, zu welcher sie

gehören, d. h. durch den einen Repräsentanten, den die Stadt beim Reichstage stellt, vertreten würden; sie dürfen wegen Schulden festgenommen und eingesperrt werden.

Der Bauer ist völlig Sklave, in der That ganz dem Willen seines Herrn unterworfen, obgleich seit 1790 ein Rechtszustand eingetreten ist, welcher ihn einigermaßen schützt, sein Grundeigenthum (d. h. das Stück Land, das ihm für Hand- und Spanndienste, für Zehnten u. s. w. von dem Herrn überlassen worden) regulirt, und ihm eine bestimmte Stellung sichern sollte, allein da der Herr immer Kläger und Richter, oder Beklagter und Richter zugleich ist, so läßt sich denken, welche Kraft die Gesetze haben mögen.

Die Bauern werden getheilt in ganze, halbe, Viertel- und Achtel-Bauern; doch ist ihr Grundbesitz nicht gleich, in dem einen Komitate hat ein ganzer Bauer 40 Morgen, in einem andern nur 16 Morgen. Wie viel er aber auch habe, so muß der ganze Bauer für seinen Herrn arbeiten 52 Tage lang mit seinem Gespanne, 104 Tage mit Handarbeiten und 3 Tage mit Jagddienst, d. h. im Jahr 159 Tage, da aber das Jahr 52 Sonntage, und wenigstens noch eben so viele Feier- oder Festtage hat, an denen er nicht arbeiten darf, wenn er nicht von seinem Pfarrer verflucht, von seinen Nachbarn gesteinigt werden will, so bleiben ihm 102 Tage für das ganze Jahr übrig, für welche ihm der großmüthige Edelmann alle schlechte, regnerischen Sommertage und den ganzen Winter überläßt, derselbe möge so schön sein, wie er wolle.

Zu dieser entsetzlichen Last kommt noch an den Edelmann als Abgabe ein Neuntel von dem ganzen Ertrage seines Gutes, ein Neuntel von seiner Heerde, von seinen Lämmern, Ziegen, Hühnern, Eiern und überdieß noch 3 bis 4 fl. an Geld. Nun hat er noch mit dem Bürger alle Staatslasten zu tragen, muß Steuern, Mauthen zahlen, das Militär verpflegen, muß Soldat werden, wenn sein Herr ihn dazu bestimmt, muß den katholischen Geistlichen von seinen restirenden acht Neunteln noch den Zehnten abgeben, muß dem Pfarrer das sogenannte Lektikale zahlen, muß den Schulmeister, den Hirten erhalten, und muß sich endlich noch auf die unbarmherzigste Weise von den Zehnt- und Gefällpächtern schinden lassen. Zum Troste hat er die freudige Aussicht, daß er bei seinem Peiniger und Herrn, als bei der ersten Instanz, Klage erheben, und von dessen Urtheil auf hundert Stockstreiche oder Tod, oder dreijährige Gefängnißstrafe (immer ärger, als der Tod, weil sie bei der schauderhaften Art der Gefängnisse und der gräßlichen Behandlung der Gefangenen, nicht leicht von irgend einem Menschen überstanden wird) an eine höhere Instanz appelliren darf. Dieses Gemälde, aus Schmidls Handbuch über Ungarn, Wien bei Gerold, 1835, entlehnt, und aus

eigener Ansicht bewährt gefunden, da ich mich längere Zeit in verschiedenen Gegenden Ungarns aufgehalten, stellt den Zustand des ungarischen Bauern nicht als sehr beneidenswerth dar.

Wirklich verdient macht sich die Regierung um die Sicherheit von Europa hinsichtlich der Pestanstalten. Es wird angenommen, die Pest verlasse die europäische Türkei nie ganz; deßhalb ist die Gränze gegen dieselbe durch einen stets mobilen Kordon förmlich gesperrt, die Soldaten desselben haben auf das strengste dafür zu sorgen, daß Niemand die Gränze überschreite, außer an einem der sieben dazu bestimmten Punkte, Päße könnte man die Stationen nennen; Alles was nun den Peststoff im geringsten übertragen könnte, wird hier zurückgehalten, alle Personen, alle Waaren müssen an solchen Stellen stets in die mit einer Mauer umgebenen Kontumazanstalten. In ganz gesunden Zeiten wird an derselben keine Quarantaine durchgemacht, sobald die Polizeipässe ausweisen, daß der Reisende aus anerkannt gesunden Gegenden komme, allein die Kleidungsstücke, welche aus Schafwolle oder Baumwolle bestehen, werden geräuchert, die gebrauchte Wäsche wird gewaschen.

Wenn die Pest in einer entfernten Provinz des türkischen Reiches wirklich ausgebrochen ist, so tritt die zweite Kontumazperiode ein. Alle Ankömmlinge müssen in der Kontumazanstalt einige Zeit bleiben, ihre Kleidungsstücke, ihre Wäsche, selbst der Anzug, den sie auf dem Leibe haben, nicht ausgeschlossen, werden gelüftet, gewaschen, geräuchert. Dieses Geschäft versehen die sogenannten exponirten Reinigungsdiener, sie müssen auch die Woll- und Baumwollsäcke öffnen, mit weit hinauf entblösten Armen darin herumwühlen, worauf sie eingesperrt, von einander getrennt werden und man abwartet, ob sie angesteckt worden oder nicht. Bleiben sie bis zu einer gesetzlichen Frist gesund, so werden die Waaren für rein erklärt und weiter geschickt, werden sie krank, zeigen sich Anzeichen der Pest, so wird der ganze Transport verbrannt. Man hat wirklich Fälle, wo die exponirten Diener durch solches Verfahren von der Pest ergriffen und daran gestorben sind. Giftfangende Waaren müssen sowohl als der Reisende zehn Tage in der Kontumaz bleiben, hernach werden sie für pestfrei erklärt und entlassen. Waaren, welche nicht giftfangend sind, wie Kaffee, Getraide, Knoppern (eine Art eckiger Galläpfel) werden aus den Gefäßen, in denen sie angekommen sind, durch hölzerne Rinnen in andere geschüttet. Metalle werden gewaschen, Badeschwämme, Felle u. dergl. 48 Stunden in fließendes Wasser eingeweicht.

Zeigt sich die Pest in einer nähern, der Gränze benachbarten Provinz, so tritt die dritte Kontumazperiode ein, in dieser dürfen die scheinbar gesunden Personen durchaus keine gebrauchten Kleidungsstücke, keine getragene Wäsche aus der Türkei mitbringen, und müssen sogar die-

jenigen ablegen, welche sie auf dem Leibe tragen. Kranke werden durchaus zurückgewiesen, nicht in die Anstalt aufgenommen, viel weniger über die Gränze gelassen. In dieser dritten Periode dauert die Kontumazfrist für Personen zwanzig Tage, Wollen- und Baumwollenwaaren müssen die eigentliche Quarantaine halten, d. h. zweiundvierzig Tage in der Anstalt bleiben und gelüftet werden. Alle diejenigen, welche die Kontumaz in Ordnung bestanden haben, bekommen eine Bescheinigung darüber, welche ihnen unentgeldlich verabreicht wird, ihre Zeche im Uebrigen ist nicht die wohlfeilste.

Briefe, welche aus den pestverdächtigen Gegenden kommen, werden mit Zangen angefaßt, ebenso faßt man auch die Pässe und sonstigen Papiere der Reisenden, werden dann geräuchert und über Essigdampf gereinigt, worauf sie mit den Händen angefaßt werden. Verschlossene Briefe durchsticht man mit breiten Nadeln und räuchert sie auch inwendig. Solche, die durch den Kaiserstaat in's Ausland gehen, werden nicht so sorgfältig behandelt, sondern nur auswendig geräuchert, und mit der Aufschrift: aussen rein, innen schmutzig, in italienischer Sprache versehen. Das Vieh darf, nachdem es durch die Donau oder die Sau geschwommen, auf österreichischen Boden treten, sind jedoch Viehseuchen in der Gegend, woher das Vieh kommt, so muß es gleich den Menschen eine Kontumaz von acht Tagen bis drei Wochen bestehen.

Diejenigen Stellen, an denen Märkte gehalten werden, an denen häufiger Verkehr Statt findet zwischen den Ungarn und den Türken, heißen Rastellen. Sie sind hart an der Gränze gelegen und durch doppelte Barrieren geschützt, welche so weit von einander entfernt sind, daß man sich zwar ganz bequem miteinander besprechen kann, aber nicht im Stande ist, sich zu berühren. Der Standort der Türken ist gewöhnlich ganz mit einem Zaune umgeben, weil ihre Lebhaftigkeit sie leicht über die Länge der Schranken hinaus zu den andern führen würde, was nun dadurch verhütet wird, daß sie sich überall von den hemmenden Barrieren eingeschlossen sehen. Die Handeltreibenden stehen einander gegenüber, und feilschen um die Waaren, die man von ferne sieht, aber nicht in die Hand nimmt.

In der Mitte befinden sich Kontumazdiener, welche darüber zu wachen haben, daß nichts ungeräuchert herüber gereicht wird. Hat ein Türke dem Kristen etwas zu bezahlen, so muß er das Geld selbst in eine Essigschüssel werfen, wodurch es rein wird, und der Verkäufer es dann unmittelbar aus dem Essig erhält. Einen interessanten Anblick gewährt solch ein Platz an einem eigentlichen Markttage; da drängt sich Käufer und Verkäufer von allen Seiten herzu; die Schranken auf österreichischer Seite sind mit Buden besetzt, in denen die Verkäufer und

Fabrikanten ihre Waaren in dem vortheilhaftesten Lichte aufgestellt haben; von der andern Seite drängen sich die bewaffneten Türken herzu, um die Waaren zu besehen, zu erhandeln, oder eigene Waaren möglichst hoch loszuschlagen. Das bunteste, verworrenste Gewühl der Türken, welche als Fatalisten keine Ansteckung scheuen, da sie wissen, sie sterben doch, wie Allah es ihnen bestimmt hat, und bleiben nach dessen Rathschlusse doch am Leben, wenn sie auch mit allen möglichen Pestkranken in Berührung kommen, kontrastirt auffallend mit der Behutsamkeit der Oesterreicher. Die dazwischen stationirten Polizeianstalten, das Gelärme von allen Seiten gibt zusammengenommen ein höchst lebendiges Bild so eigenthümlichen Treibens, wie man es wohl schwerlich sonst wo finden wird. Der ganze Marktverkehr ist übrigens zu Zeit der wirklich in der Nähe eintretenden Pestgefahr gehoben; eben dasselbe findet Statt mit den Skellen oder Viehmärkten an der Sawe, welche zur Pestzeit aufgehoben sind, sonst aber wird das Vieh als durch das Schwimmen durch den Strom gereinigt betrachtet.

Die Nahrungszweige der Ungarn sind auf sehr wenige beschränkt. Ackerbau ist die Hauptsache, das einzige, nicht ganz gewöhnliche, ist dabei der Reis, der in sumpfigen Gegenden des Banats gepflanzt wird. Der Gartenbau kultivirt die ganz gewöhnlichen Gemüse, die ganz gewöhnlichen Obstsorten, unter diesen aber vorzugsweise Pflaumen zur Branntweingewinnung. Der Weinbau könnte bei besserer Behandlung ein ganz unvergleichliches Produkt liefern, wie wir an dem Tokaier, Schomlauer, Oedenburger Wein sehen, welche die feinsten Sektgattungen der kanarischen Inseln übertreffen; allein es wird nicht auf die Qualität sondern auf die Quantität gesehen. Das Land hat 120 Quadratmeilen Weinberge; aus dieser einen Angabe geht schon hervor, daß der mehrste schlecht sein müsse, denn welches Land vermag so viel Boden an sonnig gelegenen, auf eine gewisse Höhe über dem Meere beschränkten Hügeln aufzuweisen? Die Süßigkeit der Weine beweißt übrigens das höchst günstige Klima; Hitze und Feuchtigkeit zeitigen die Traube vollständig, ja sie werden am Stocke zu Rosinen, verlieren alles Wässerige, bevor man den Ausbruch davon bereitet. Dieß allein ist schon Beweis von der langen Dauer der Wärme, denn bei uns faulen die Trauben im Herbste, wenn sie nicht zur rechten Zeit gelesen werden. Vor allen andern österreichischen Landen hat Ungarn allein das Recht, Tabak zu bauen, und die Produktion desselben soll sich auf 300.000 Zentner belaufen, womit die kaiserlichen Fabriken versorgt werden; im Lande selbst raucht man in der Regel den Tabak ohne vorherige Zubereitung. Farbkräuter werden wenig gebaut, die Hauptsache ist Saflor. Waldungen sind da, wo die Natur sie bietet, in Menge, dagegen leiden andere Gegenden an dem

schrecklichsten Holzmangel, und man muß, wie bereits bemerkt, Kuhmist brennen; wo Holz genug ist, werden die Wälder gräulich verwüstet, wo keines ist, denkt man nicht an Bebauung großer öder Flächen, sondern läßt Alles gehen wie es will.

Von der Viehzucht und der Art, sie zu betreiben, ist bereits gesprochen worden, diese allein könnte das Land reich machen, doch wird sie so liederlich betrieben, so ganz der Natur überlassen, daß tausende und aber tausende von Thieren durch Frost, Hunger, Insekten, Wassermangel getödtet werden.

Daß in diesem Lande von Industrie keine Rede ist, versteht sich von selbst; man spinnt, man webt, man färbt Zeuge und gerbt Leder, man macht Korb- und Holzwaaren, man siedet Seife, man brennt Branntwein, man macht Schuhe und Stiefel — das heißt aber nicht Industrie, wenn das so Erzeugte den Landbedarf bei weitem nicht deckt, und Alles, Alles von dem Auslande hereingebracht werden muß. Allein der Bergbau, fast durchgehends von Deutschen und Slaven betrieben, ist von einiger Bedeutung, denn die vier Bergdistrikte, in welche Ungarn getheilt wird, zählen ungefähr 50.000 Bergleute, und es wird Gold, Silber, Eisen, Kupfer gegraben, das letztere auch häufig aus Cementwasser gewonnen, indem Quellen, welche Kupferauflösungen mit sich führen, über Eisen geleitet werden, das sie dann auflösen und an dessen Stelle sie das Kupfer niederschlagen. Salz wird in Menge an der Südseite der Karpathen gewonnen, auch nach Alaun, Stein- und Braunkohlen gräbt man, doch Alles geschieht schlaff und nachlässig.

Der Handel muß in einem Lande, das so reich an Naturprodukten und so arm an Kunsterzeugnissen ist, sehr bedeutend sein; die ersteren gehen alle aus dem Lande, und Ungarn könnte dadurch sehr reich sein, wenn ihm nicht ganz Oesterreich verschlossen wäre. Doch an dieses muß ein ungeheurer Zoll bezahlt werden, welcher zur Folge hat, daß die Waaren, damit sie gekauft werden, nur einen Spottpreis gelten, so daß der Produzent beinahe Schaden, die Staatskasse allen Vortheil hat. Nur die gänzlich der Natur überlassenen Gegenstände bringen einigen Nutzen, das Vieh, das Holz. Bei den übrigen kommen auch noch die schlechten Wege und die mangelhaften Transportmittel in Anschlag, welche nicht leicht schlechter sein können als man sie findet. Die Ebenen entbehren (ausser ein Paar Hauptstraßen) der Chausseen fast ganz, weil man kein Material hat. Auf den Strömen hilft man sich mit Flößen fort, deren Bäume am Ziel der Reise sowohl als das, was sie tragen, verkauft werden; dieß ist meistentheils Salz, doch auch geräucherter Speck und dergleichen.

Von den Wissenschaften kann man in Ungarn gar nicht reden, es ist damit in der Türkei beinahe besser bestellt; der stolze Titel Nationalschulen wird den niedrigsten Schulen, den sogenannten Klippschulen, beigelegt, in denen mehr als ein Lehrer ist, und solche Nationalschulen mit zwei bis drei Lehrern sind auf 4.000 Quadratmeilen — höchstens 103 !!! — Dorfschulen sind natürlich mehr, wie wenig aber überhaupt und wie unvollkommen, läßt sich denken. Ganz Ungarn hat ferner nur eine Universität zu Pesth, woselbst auch eine Bibliothek von 60.000 Bänden befindlich ist.

Ganz anders steht es um den Klerus. Ungarn zählt drei katholische Erzbisthümer, 17 Bisthümer, 228 wirkliche und 80 Ehrenkanonikate, 27 Real-Abteien, 133 Titular-Abteien, 52 Real- und 85 Titular-Präposituren, 5 Kollegien-Kapitel, 39 Erzdiakonate (Archidiakonus), 307 Vice-Erzdiakonate, 175 Mannsklöster und 11 Frauenklöster, nebst beinahe 4.000 Pfarreien; zum griechischen Clerus gehören 4 Bisthümer, 19 wirkliche Kanonikate, 3 Titular-Abteien, 3 Realpräposituren, 19 Erz-Diakonate, 72 Vice-Erzdiakonate, 813 Pfarreien, 2341 Unterpfarreien, 1 armenisches Kloster, 8 griechische Basilierklöster; die nicht unirten Griechen haben 1 Erzbischof, 7 Bischöfe, 60 Protopresbyterate, 2122 Pfarreien, 2781 Weltgeistliche, 12 Archimandriten und 25 Klöster.

Um diese Armee von 25.000 Priestern stets zu rekrutiren sind viele geistliche Seminarien im Lande, indem jede Diöcese ein solches hat, und das zu Pesth Lehrer für alle bildet.

Ortsbeschreibung.

Ungarn wird in 52 Komitate getheilt, deren 46 auf Ungarn, drei auf Slavonien und drei auf Kroatien kommen. Des beschränkten Raumes wegen können wir nur die Städte, und auch diese nur zum Theile, anführen, und müssen Flecken und Dörfer, wenn sie nicht durch irgend etwas Besonderes merkwürdig sind, ganz ausser Acht lassen.

1) Presburg ist die Hauptstadt des gleichnamigen Komitats, (Ungarisch Posony), sie liegt an der Donau, sechs Meilen von Wien, hat 1.500 Häuser, und mehr als 32.000 (nach Andern 35.500) Einwohner, die Straßen sind meistens eng, schlecht gepflastert, in den Vorstädten gar nicht, oder nur an den Häusern in einem schmalen Streifen mit Steinen versehen. Sie hat eilf katholische und zwei evangelische Kirchen, sieben Kapellen, eine Probstei und Domkapitel, vier Mönchs- und drei Nonnenklöster. Der Dom ist vom heiligen Ladislaus 1090 erbaut. Sie ist viel weniger durch eine bleierne Statue des heiligen Martin, oder

durch die Grabmonumente der Palfy's, als durch die vielen Trophäen, welche aus den Türkenkriegen herstammen, interessant. Vor der Krönung des jedesmaligen ungarischen Königs, welche in dieser Kirche vor sich geht, wird die ungarische Krone in der Johanneskapelle, unter Bewachung der zwei Kronhüter und der Krongarde, ausgestellt. Nach der Krönung reitet der König im großen Kostüm auf den Königsberg (ein von Maria Theresia wieder hergestellter Hügel in der Nähe der großen Kaserne); hier schwingt der König ein entblöstes Schwert viermal nach allen Weltgegenden hin, zum Zeichen, daß er Ungarn nach allen Richtungen hin beschützen wolle.

Mehre Paläste sind groß und schön, so das Landhaus, worin die Stände sich versammeln, das Rathhaus, der erzbischöfliche Palast mit schönem Garten, welcher, so wie der des Fürsten Palfy und des Grafen Vitsay, vom Publikum als Spaziergang benützt wird. Die Thore, deren Preßburg achte, und die Plätze, deren es sieben hat, sind nicht sehr schön. Außerhalb der Stadt, ungefähr 500 Schritte vor den Thoren, ist der Schloßberg, auf welchem die Ruinen des königlichen Schlosses stehen. Es ward im grauesten Alterthume erbaut, 1635 durch Palfy neu aufgeführt, umfing sonst die Krone und den Szepter und überhaupt die ungarischen Reichskleinodien, wurde auch im Jahre 1760 mit einem mächtigen Kostenaufwande vergrößert, aber 1811 durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört und liegt seit dieser Zeit in Schutt. Die Schulanstalten gibt Schmidl so außerordentlich zahlreich an, daß sie Bewunderung im höchsten Grade erregen müssen; denn nach den einzeln aufgezählten Schulen, Gimnasien, Lizeen, Konvikten u. s. w. sind daselbst 43.000 Schüler und Schülerinnen, was bei einer Stadt von 32.000 Einwohnern fast ganz unmöglich ist und in jedem Falle alles übertreffen würde, was in dem kultivirtesten Lande der Erde zu finden wäre; es muß daher diese Angabe nothwendigerweise auf einem Irrthume beruhen.

Der Handel ist größtentheils Transit aus Ungarn nach Oesterreich und umgekehrt, welcher durch diese Stadt geht. Die sieben Jahrmärkte, welche Preßburg hat, sind mit keiner Messe irgend eines Ortes zu vergleichen. Weinhandel ist bedeutend. Eine Menge Oesterreicher, besonders Leute, die von den Zinsen eines nicht zu großen Vermögens oder von Pension leben, ziehen hieher, wo die Wohlfeilheit der Lebensmittel und die Nähe von Wien sie zur Niederlassung lockt. Es ist darum auch deutsch die allgemeine Sprache und es ist deßhalb auch sehr viel munteres Leben im Orte; das Theater, die Kassinos, die Redouten werden fleißig besucht, sieben Kaffee-, fünfzig Wein-, einhundert und fünf Bierhäuser und 45 dergleichen außerhalb der Stadt am Schloßberge sind stets von Gästen aus allen Ständen besucht, auch die Promenaden, deren

Preßburg sehr viele von einer Viertel- bis zwei Stunden hat, werden häufig besucht. Als Gränzfeste hat die Stadt ihre frühere Wichtigkeit verloren, sonst aber war sie von solcher Bedeutung, daß die Palfy's (die erblichen Grafen von Preßburg und Schloßkapitains) den ersten Rang nach den Großwürdenträgern einnahmen.

Von geringerer Bedeutung sind die Städte St. Georgen, Posing, Modern und Tyrnau. Die zweite dieser Städte hat ein Mineralbad, die letzte hat, gleich Heidelberg, eine eigene Berühmtheit durch ein großes Faß bekommen, welches 2.100 Eimer hält, und auf dessen Höhe zwei Treppen von 32 Stufen führen. Das größte Dorf dieses Komitats ist Bur Szent Gyorgy, es zählt fast 3.000 Einwohner.

2) Das neitraer Komitat hat als Hauptort Neitra oder Neutra, am gleichnamigen Flusse, in einer sehr schönen Gegend gelegen. Der Fluß trennt sie in die obere und untere Stadt, welche beide 550 Häuser und 4700 Einwohner zählen. Das Schloß, noch jetzt mit Wällen und Doppelthürmen versehen, mag früher fest gewesen sein. Es dient zur Residenz des katholischen Bischofs. Die Domkirche besteht aus zwei Theilen, der alten und der neuen Kirche, welche durch 24 Stufen von einander getrennt sind. Der bischöfliche Palast stößt daran. Die Häuser der Domherren liegen am Fuße des Berges. Von dem Berge Zobor, mit den Ruinen eines Kamaldulenser-Klosters, hat man eine wunderschöne Aussicht über die ganze Insel Schütt bis zum Bakonierwalde. Unter dem Gipfel befindet sich eine Höhle, welche der Eremit Zoerard bewohnte, der 1010 im Ruhm der Heiligkeit starb. Der Berg erhielt seinen Namen von dem mährischen Fürsten Zubor, der von den Magyaren bei einem Einfalle gefangen und auf diesem Berge gehängt wurde.

Das Städtchen Skalitz (Szakoliza) liegt an der Gränze von Mähren. Die beinahe 6000 Einwohner beschäftigen sich viel mit Verfertigung von Schuhen und Stiefeln, welche nach Mähren und Polen gehen. In der Nähe ist ein Steinbruch, der trefflichen rothen Marmor liefert. An Gebäuden ist nur das Rathhaus und die 1024 erbaute Pfarrkirche merkwürdig.

Das neitraer Komitat hat 39 Flecken. Von diesen ist anzuführen Freistädtl (Galgocz) an der Waag, mit einer 400 Schritte langen Brücke, mit 590 Häusern und 3.400 Einwohnern. Es hat ein prächtiges Schloß, dem Grafen Erdödy gehörig, massiv aus Quadern erbaut, mit einer gewählten Bibliothek, mit einer Sammlung von Kunstgegenständen, einem Theater, einem sehenswerthen Garten mit Ananastreibern, Menagerie u. s. w. Das Schloß Freistädtl ist eines der ältesten im Lande, man vermuthet, von den Marahanen, noch vor An-

kunft der Magyaren erbaut, und ein Hauptaugenmerk aller Krieger, die das Waagthal durchzogen, wozu es der Schlüssel ist. In den Ragotzischen Unruhen war es der Mittelpunkt aller Unternehmungen. Seine Hauptstärke soll in einem Thurm von sechs Klaftern Durchmesser bestanden haben; dieser ist jetzt abgetragen und bildet einen Altan mit herrlicher Aussicht.

In diesem Komitate wohnen eine Menge Juden; der dritte Theil der Bewohner all der Marktflecken, nicht selten die Hälfte, gehört zu den Juden, und Neustadtl an der Waag hat z. B. 5.400 Einwohner, unter diesen 2.500 Juden.

3) Das trentschiner Komitat hat zur Hauptstadt Trentschin mit 3.400 Einwohnern, an der Waag. Merkwürdig ist ein Felsenschloß über der Stadt, welches ehemals unüberwindlich genannt werden mochte, doch von der Zeit überwunden ist — es liegt in Trümmern. Dort ist ein Brunnen, 500 Fuß tief durch einen Türken, der seine Geliebte aus der Gefangenschaft befreien wollte, bis an die Wasserfläche der Waag gesprengt. Die alte Stadtkirche ist fast in die Mauern der Veste hineingebaut. Nahe bei der Stadt befinden sich Schwefelbäder.

Silleni, ein alter, mit einer Mauer umschlossener Ort, dessen Häuser fast alle auf Bogengängen (Arkaden) stehen, war der Hauptsitz der Protestanten; jetzt ist fast kein einziger dort.

4) Das arvaer Komitat hat den Markt Unter-Kubin, am linken Ufer der Arva, über welche eine steinerne Brücke führt, zum Hauptort, der Name kommt aber von einem hochberühmten Schlosse Arva, an dem Flusse gleiches Namens, auf einem hohen, von beiden Thalwänden abgerissenen Kegelfelsen, der gegen drei Weltgegenden fast senkrecht abgeschnitten ist, gegen Osten aber sich in dreien großen Stufen übereinander erhebt, auf denen die drei Theile der festen, mit Mauern, gemauerten Wällen und Gräben versehenen Burg liegen, welche sich gegenseitig decken, und in dem Kriege oder Aufstand des berüchtigten Grafen Tökely eine bedeutende Rolle spielten.

5) Der Amtsort des liptauer Komitats (Liptava, die Bewohner Liptace) ist St. Nicolai (Szent Miklos), ein großer, ziemlich wohlgebauter Markt am Ufer der Waag. Er hat nur 1.700 Einwohner, worunter 900 Juden. Der Name der Bewohner des Komitats hat zu dem Wortspiel **Sli ptace** Anlaß gegeben (wie schon oben bemerkt), weil sie schlimme Vögel, Galgenvögel sein sollten, da sie wegen ihrer Räubereien sehr berüchtigt waren. Eine Anekdote erzählt, sie hätten schon zu Zeiten des Attila diesen Spottnamen gehabt, und deßhalb, um Abstellung dieses Mißstandes bittend, eine Kommission an den grimmigen König geschickt. Die drei gescheutesten Männer des ganzen Lan-

des wurden hiezu gewählt, und kamen mit Geschenken, welche vorzugsweise aus Eiern bestanden, zum Hoflager. Sie hatten sich verabredet, daß sie mit den verdeckten Körben, in denen sich die Geschenke befanden, hintereinander in den Saal eintreten wollten, und daß der erste ihrer sagen sollte: „König Attila, Gott segne dich!“ der zweite sollte sprechen: „sammt deiner Frau,“ und der dritte: „und deinen Kindern.“ Es begab sich aber, daß der erste, eine Schwelle, über die er eintreten mußte, nicht sehend, sein „König Attila“ kaum ausgesprochen hatte, als er niederstürzte und rief: „daß dich der Teufel hole,“ worauf der zweite, wie verabredet, fortfuhr: „sammt deiner Frau,“ und der dritte „und deinen Kindern,“ wobei sie alle ihre Eier in den Saal warfen, die theils zerschmettert wurden, theils bis zu den Stufen des Thrones rollten.

Die guten Männer wurden ob ihres Frevels eingesperrt, und als nach einigen Jahren ihre Freilassung bewirkt und dem König das Räthsel wegen des angethanen Schimpfes gelöst ward, sprach er lachend: „Der Ruf hat euch den rechten Namen gegeben, ihr seid schlimme Vögel, heißt **Sli ptace** euer Leben lang! — Wer nun seinen gesunden Gliedmaßen Freund ist, frage ja Niemanden nach der Herkunft dieses Wortes.“

Die Märkte Keraly Bocza und Szent Joani Bocza sind Bergwerksorte. Die alten berühmten Gruben aber sind ersäuft, und so groß der Goldgewinn sonst war, so unbedeutend ist er jetzt. Das Dorf Demanowa hat mehre Höhlen, Lucska bedeutende Mineralquellen.

6) Das thuroczer Komitat hat zum Hauptort Szent Martoni (St. Martin), ein Flecken von 1.200 Einwohnern. Der Markt Mosocz an dem Flusse Thurocz hat ein Schloß, dem Freiherrn von Revay gehörig, mit einer schönen Waffen- und Antiquitäten-Sammlung, schönem Garten. Die Dörfer Ober- und Unter-Ruttka sind berühmt, weil sie die stärksten und kühnsten Floßmeister liefern. Margitta ist ein Felsenpaß der Waag, welche sich dort durch mehre bei einander stehende Felsen zwängt und ihr Bette ganz mit den Trümmern derselben angefüllt hat, durch die sie schäumend dahin braust.

7) Das sohler Komitat hat zum Hauptort die königliche Freistadt Neusohl (**Besterize Banya**), in einem weiten Bergkessel, am Einflusse der Bestritza in die Gran gelegen. Sie hat 5.400 Einwohner, davon beinahe die Hälfte evangelisch. Der Ort ist sonderbar gebaut, man glaubt in eine ausgebrannte Stadt zu treten, deren Dächer verschwunden sind, denn man bemerkt nirgends ein solches, obwohl die Häuser meistens nur einen Stock hoch sind; es geht nämlich die Mauer gerade fort überragt das Haus bei weitem, hat auch Fenster und Jalousien, zum Theil nur gemalt. Aus diesen ragen bis 15 Fuß lange Dachrinnen heraus, welche bei Regenwetter ganze Wasserbäche auf den unten

Gehenden herabschütten. Eine andere Merkwürdigkeit ist, daß den Markt nur Wirthshäuser, 32 an der Zahl umgeben, indem diese Häuser (Ringhäuser, Ringburgen) die Schenkgerechtsame haben. Die Stadt ist ziemlich gut gebaut, mit Mauern umgeben. Das dort befindliche Schloß ist alt und zu seiner Zeit wohl fest gewesen. Die Bürger sind deutschen Stammes, sprechen aber nur slavisch. Von den Gebäuden sind mehre Kirchen, das Rathhaus, das Komitatshaus, die bischöfliche Residenz und allenfalls das Wirthshaus zum Krebs bemerkenswerth, weil hier Bethlen wohnte, als er zum König von Ungarn ausgerufen wurde. Bedeutende Kupferbergwerke finden sich hier, mehre Sauerwasser, ein Holzwehr, wodurch man das Holz aus dem Gebirge auffängt und später weiter schwemmt. Die Bergwerke lieferten sonst wöchentlich 100 Pfund goldhaltiges Silber.

Altsohl (O Zolyóm), königliche Freistadt, hat 2.000 Einwohner und ein Felsenschloß, in welchem der König Mathias Korvinus sich oft aufhielt.

Karpona, königliche Freistadt, hat viele alte Gebäude, ist von 3.600 Einwohnern bewohnt. Die Umgebung bietet viel Wein und Obst, welches weit verschickt wird.

Libethen (Libeth Bunya), königliche Freistadt, hatte sonst Kupfer- und Eisengruben, jetzt nur noch Holzhandel.

Bries, königliche Freistadt (Brezno Banya), hat nahe an 4.000 Einwohner, welche sich mit etwas Bergbau, mit Schafzucht und Verfertigung von Schafkäsen ernähren. Der größte Markt dieses Komitats ist Dettva mit 3.300 Einwohnern; gehört Esterhazi. Das Dorf Herrengrund ist ein Bergwerksort, bereitet jährlich an 50 Zentner Zementkupfer, gegrabenes Kupfer 1.500 Zentner und 300 Pfund Silber (600 Mark).

Rhoniz ist der Mittelpunkt der Eisengewerke in diesem Komitate; es befinden sich daselbst viele Eisen-, Guß-, Streckhammerwerke. Ueber die Gran führt eine eiserne Brücke. Das Dorf Ribor hat Mineralquellen, welche so viel Stickstoffgas entwickeln, daß immerfort eine mehre Fuß hohe Schicht darauf steht, wodurch denn das Baden verhindert wird.

8) Das barser Komitat hat Kremnitz zum Hauptorte. Königliche Freistadt, in einem tiefen Bergkessel zwischen sieben hohen Bergen. Man gelangt dahin durch das romantische hermanetzer Felsenthal und über den Rücken des gleichnamigen Gebirges. Sie ist die älteste königliche Freistadt, man behauptet, daß sie schon im Jahre 750 angelegt worden. Die eigentliche Stadt mit Mauern umgeben, enthält nur 40 Häuser, incl. des Schlosses, sonst aber 550 mit 5.000 Einwohnern. Die alte Schloßkirche ist interessant; sie ist reich an Malereien, Vergol-

bungen, hat zwei hohe Thürme mit vergoldeten Kupferdächern. Auf dem Markte steht eine abgeschmackte Dreifaltigkeitssäule, welche 1769 um 20.000 Gulden errichtet worden ist. Das Bergamt und die Münze, worin die Kremnitzer Dukaten geschagen werden, das Rathhaus u. s. w. sind schöne Gebäude. Eine prächtige Wasserleitung versieht jedes einzelne Haus mit Trinkwässer. Die berühmten Goldgruben befinden sich in Sienit und Grünsteinporfyr, und sind durch das Vorkommen des Tigererzes (Silberschwärze, verwittertes Silbererz) merkwürdig; doch sind diese Bergwerke wie alle anderen sehr herabgekommen und beschäftigen nicht über 750 Bergleute. Bei allen Gruben hat die königliche Bergkammer die Direktion und bebaut auf eigene Rechnung die vordere und die hintere Zeche mit acht Schachten und Stollen und zwölf Pochwerken, unter dem Namen der königlichen Goldkunsthandlung. Privatgewerke bebauen drei Schachten und viele Stollen und haben sechs Pochwerke. Der königliche Leopoldschacht ist der tiefste. Die Erze brechen in einem sehr mächtigen Quarzgange, doch das Gold kommt nur in sehr kleinen Theilchen eingesprengt und das Silber nur spärlich in Nestern vor, daher man das ganze Ganggestein zerschlägt, pocht und durch Schlammen das gediegene Metallkorn von dem tauben Gestein sondert.

Auf der Silberschmelzhütte werden auch die monatlich von Schemnitz kommenden Silbererze bearbeitet. Der Scheidergaden scheidet das güldische Silber von dem darin enthaltenen Golde, welches von den Silberhütten zu Kremnitz, zu Zsarnowitz und Neusohl dahin abgeliefert wird. Die Münze prägt die sämmtlichen edlen Metalle aus, nur 267 Mark Gold und 17.812 Mark Silber werden jährlich an die Drahtzieherei des Kaisers in Wien geliefert. Die Grubenwasser sind sehr vitriolhaltig, daher erzeugt man aus denselben jährlich 400 Zentner Eisenvitriol. Sehr kostbar ist die Wasserleitung, welche das zu den Werken nöthige Aufschlagwasser 2½ Meilen weit aus der Thurotz herbeiführt.

Die zweite königliche Freistadt dieses Kreises ist Königsberg (Uj Banya), am rechten Ufer der Gran, in einer düstern eingezwängten Lage. Sie hat 2.900 Einwohner. Die meist überaus reichen Goldgruben sind versiegt. Man erzählt, die Bergleute wurden sonst nur mit dem Goldstaube bezahlt, der sich bei der Arbeit in ihre Kleider hing. Ein Eisenhammer, ein Mühlsteinbruch sind jetzt fast von größerer Wichtigkeit als der Bergbau.

Das barser Komitat hat elf Märkte. Von den Dörfern ist Szkleno merkwürdig wegen seiner heißen Schwefelquellen. Es liegt sehr romantisch, in einem Hügel befindet sich eine natürliche Grotte, das Schwitzloch genannt, welche zum Schwitzbade gebraucht wird. Auf in

die Felsen gehauenen Bänken können 20 Leute zugleich das Bad nehmen, doch ist die Hitze so stark, daß man es nur sehr kurze Zeit aushält.

9) Das graner Komitat hat zum Hauptort die königliche Freistadt Gran, am Einflusse der Gran in die Donau. Sie hat ungefähr 12.000 Einwohner, welche die eigentliche Freistadt, die Wasserstadt und die Märkte Szent Tamas und Szent Gyorgy (St. Thomas und Georg) bewohnen. Die Kirchen und sonstigen Gebäude sind nicht besonders groß oder schön, auf der Stelle des Schlosses, einem mit Trümmern bedeckten Hügel, wird jedoch eine große erzbischöfliche Kirche gebaut, zu der 1821 der Grund gelegt wurde. Sie mißt 326 Fuß Länge und 143 Fuß Breite. Die Front ist gegen die Donau gerichtet; auf beiden Seiten stoßen daran die Residenzgebäude, welche mit der Kirche 650 Fuß breit sind. Der große Kapitelplatz wird von 22 Gebäuden der Domherren und von 2 Seminarien, der Bibliothek und dem Archiv umschlossen. Die Länge des Kapitelplatzes beträgt 2.000 Fuß. Die Kirche, auf das prächtigste von Marmor gebaut, ward deßhalb angelegt (mit allen Nebenbauten und Prachtpalästen), weil das Domkapitel, 1.001 gestiftet von dem heiligen Stefan, im Jahre 1820 von Tyrnau, wo es lange Jahre bestanden, nach Gran übertragen wurde, woselbst in Zukunft der Sitz des Erzbischofs und Primas von Ungarn sein wird. Am Fuße des Berges befinden sich warme Bäder.

Die zwei Märkte dieses Komitats, Parkany und Batorkesz haben nichts Bedeutendes.

Das Dorf Sütto und das Dorf Bikot hat Marmorbrüche.

Groß- und Klein-Beny hat alte kreisförmige, dreifache Verschanzungen.

10) Das honther Komitat hat zum Hauptorte die königliche Freistadt und berühmteste Bergstadt Schemnitz am Schemnitzbache, in einer herrlichen romantischen Umgebung, obwohl selbst sehr unbequem gelegen. Sie zählt mit Inbegriff der Vorstädte 18.000 Einwohner. Die Stadt liegt äußerst unbequem, holperige Straßen, bergansteigend, krumm, zum Theil ohne Pflaster, machen sie fast ungangbar. Viele Häuser scheinen an die Berge oder Felsen angeklebt, scheinen halb in der Luft zu schweben; nicht selten hat die Vorderseite vier Stock, die Hinterseite nur einen, oder umgekehrt; oft denkt man auf den Dachboden geführt zu werden, und doch geleitet der Wirth seinen Gast in den Garten, der mit dem Dache parallel steht. Das Ganze aber gibt ein freundliches Bild, wenn man es aus der Ferne betrachtet, denn die zerstreute Lage der Häuser verursacht von verschiedenen Seiten verschiedene, meist heitere Ansichten, denen die Stadt im Innern nicht recht entspricht.

Die Stadt erhielt ihren Namen von dem slavischen Worte Zem-

nice, Grube, weil sich Mähren hier schon 750 Jahre nach Kristi Geburt des Bergbaues willen ansiedelten; auf einem nahen Berge zeigt man noch jetzt Spuren einer alten Burg. Schon unter Stefan I. blühete hier das Bergwerkswesen, die Tartaren verheerten die Ländereien rings umher, es wanderten Deutsche (sogenannte Sachsen) ein, sie erhielten von Bela IV. einen Freiheitsbrief und später von Ludwig II., ihrem besonderen Beschützer, den sogenannten eisernen Brief, welche ihre Rechte sicherten. Die eigentliche Stadt zählt 8.400 Einwohner, mehrentheils Deutsche und Slaven. Dörfer reiheten sich an dieselbe, diese wurden, wie sie sich vergrößerten, zur Stadt gezogen, so daß diese jetzt sechs Vorstädte hat. Die eigentliche Stadt hat fünf Thore, zu denen vom Markte aus Straßen führen, doch diese alle sind, sowohl als auch der Markt selbst, so steil und abschüssig, daß man während des Winters nicht ohne unter die Sohlen geschnallte Eissporne oder Steigeisen gehen kann; zudem sind sie holperig und oft durch große Felsenblöcke, andererseits auch durch hinein geschobene Gärten unterbrochen. Außer einigen Gebäuden, Kirchen — ist die alte Schloßruine, noch zum Theil bewohnbar, merkwürdig. Im neuen Schlosse stehen neun Kanonen, von 1533 bis 67 gegossen. Die Stadt ist der Hauptort des niederungarischen Bergbaues, zu welchem die sieben freien Städte Schemnitz, Kremnitz, Neusohl, Dilln, Pugung, Königsberg und Libethen gehören. Sonst gewann man allein in Schemnitz über 100.000 Mark Silber jährlich, es liefert zwar auch jetzt noch am mehrsten von ganz Ungarn, doch wird so viel in ganz Ungarn nicht gewonnen. Die Erzgruben (alle von Deutschen oder Slaven betrieben) liegen in porfirartigem Grünsteine und sind rings bedeckt mit einer Beigabe von Trachitformation. Die Gänge sind bis auf 108 Fuß mächtig, das edle Metall in sehr kleinen Körnern darin eingesprengt. Man pflegte sonst den Amalgamirungsprozeß zur Ausscheidung des Metalls anzuwenden, indem das Quecksilber sich mit diesem verbindet (amalgamirt) und dann durch Erhitzung wieder davon abgetrieben werden kann; jetzt bedient man sich der Schmelzung mit Blei. So silberhaltiges Werkblei wird auf Kuppelöfen abgetrieben und nach dem Silberblicke das beinahe reife Metall nach Kremnitz geschickt, wo es völlig gereinigt wird. Es sind in Schemnitz hauptsächlich fünf Erzlagen, welche in Schachten bebaut werden. Die Oberbiberstollengesellschaft besitzt die Hauptwerke, die königliche Bergkammer hat davon 125 Kuxe an sich gebracht, Privatleuten gehören nur noch Kuxe. Die ganze Gewerkschaft betreibt 900 Pocheisen und beschäftigt beinahe 4.000 Arbeiter, welche nach achtjähriger Dienstzeit Pensionen erhalten und für deren Wittwen und Waisen ge-

sorgt wird. Ein Bergsturz tödtete einst 300 Bergleute. Ein Graf, Besitzer eines großen Theils dieser Werke, ließ alle die hinterbliebenen Frauen zu einem Tanze laden, und als sie im ersten Tanze begriffen waren, sagte er zu seiner Umgebung: „Es ist doch ein leichtsinniges Volk um die Weiber, wer sollte meinen, daß hier dreihundert Wittwen tanzen, die es erst seit drei Stunden sind!“ Der damals aufgespielte Tanz heißt noch jetzt der Dreihundertwittwentanz. Die Frauen, untröstlich, wie gewöhnlich, wurden getröstet, indem der Graf 400 junge Knappen aus Schlesien kommen ließ, mit denen er die Frauen verband.

Die Knappenschaft hat eine eigene Brüderlade, in welche sie von jedem Gulden Einkommen zwei Kreuzer einlegt. Aus dieser Lade werden Kranke und Sieche unterstützt, auch ein Kornspeicher gefüllt erhalten, um in theuren Zeiten die Brüderschaft mit dem nöthigen Getreide zu versehen. Der Theresia-Stollen hat einen zwei bis vier Klafter, der Spitaler Haupteingang hat einen sechszehn Klafter mächtigen Gang; beide geben reichhaltige Bleierze. Der Biberstollen und der Stefanigang, sechs bis zwölf Klafter mächtig, hat goldhaltige Silbererze. Da die Gruben zu hoch liegen, so legte man nach und nach Teiche an, um das nöthige Triebwasser für die Maschinen und Gewerke zu haben. Diese kosteten mehre Millionen. Aus den Stollen wird das Erz auf Hunden (vierrädrigen Karren), aus den Schachten durch Winde- und Pferdekraft gefördert. Der interessanteste ist der Pacherstollen; er läuft mit seinen Verzweigungen unter der Stadt Schemnitz nach verschiedenen Richtungen hin, so daß diese ganz unterminirt ist. In ihm befindet sich des leichtern Transports wegen eine Eisenbahn. Der Kaiser Franzensstollen ist über 1¼ Meilen lang. Er leitet die sämmtlichen Grubenwasser zu Tage und hat mehre Millionen gekostet, denn es wurde achtzehn Jahre lang unausgesetzt Tag und Nacht daran gearbeitet. Er kommt im Hodritscher Grunde zu Tage. Der Dreikönigsstollen hat die ergiebigsten Golderze. Der Josefi sekundi Erbstollen soll den Franzisci Erbstollen an 72 Klafter unterlaufen, damit durch ihn das Grubenwasser abgeleitet werden kann und man im Stande ist, die niedrigeren Lager, welche wegen des Wassers ungangbar sind, zu bearbeiten. Die wichtigsten, für den Reisenden sehenswerthesten Werke sind aber im Windschachte. Dort befindet sich eine, von Bergrath Schitko im Jahre 1818 errichtete Wassersäulenmaschine, welche die Grubenwasser aus 180 Klafter Tiefe emporhebt. Sie übt einen Druck von 300 Pfund auf jeden Quadratzoll des Pumpenstiefels und hebt binnen 24 Stunden beinahe 100.000 Kubikfuß Wasser empor. Neunzig Leitern führen in die Tiefe. Das große Dampfpochwerk bewegt 72 Pochschießer.

Das Rathhaus von Schemnitz bewahrt die aus Silber verfertigte Bergwerks-Insignien, Hammer, Fäustel u. s. w., welche bei feierlichen Gelegenheiten in Prozession umhergetragen werden.

Die zweite königliche Freistadt Dilln hat über 1.400 Einwohner und steht unter dem Magistrat von Schemnitz. Die Bergwerke sind verfallen.

Die dritte königliche Freistadt heißt Baka Bunya (Pugunz). Sie hat 2.600 Einwohner, welche ehemals starken Bergbau betrieben, doch ist dieser ganz gesunken.

11) Das Neograder Komitat hat zum Hauptort den Markt Balassa- oder Ipoly Gyarmath, in einer fruchtbaren Gegend an der Eipel gelegen, mit 3.550 Einwohnern. Er hat ein altes verfallenes Schloß, auf welchem 1626 der Frieden zwischen den Oesterreichern und Türken geschlossen wurde.

Von dem Markt Neograd hat das Komitat den Namen. Er zählt 1.400 Einwohner. Eine Papiermühle ist an diesem Ort.

Szeohen mit 3.400 Einwohnern, worunter 700 Juden, hat ein Schloß mit schönem Garten, welches zweimal die Residenz eines türkischen Pascha war.

12) Das Pesther Komitat hat an den Ufern der Donau die einander gegenüber liegenden, durch eine große Schiffbrücke verbundenen Städte Pesth und Ofen.

Ofen ist eine königliche Freistadt, sehr alt, eine Römer-Kolonie (Acquincum), Attila's und Arpad's Hauptsitz. Damals hieß die Stadt Etzelburg (Etelvar), später nannten die Ungarn und Türken sie Buda. Sie liegt ziemlich inmitten des Landes, unfern der plötzlichen Wendung, welche die nach Osten strömende Donau hier nach Süden macht. Als der heilige Ludwig seine Residenz hieher verlegte, blühete die Stadt immer größer auf, allein die Türken zerstörten viel von ihrer alten Pracht, denn von 1541 bis 1686, also 145 Jahre, war die Festung in den Händen dieser ewigen Feinde Ungarns. Erst als Kaiser Josef die Landes-Universität und mehre Landesstellen hieher versetzte, erhob sie sich wieder. Ein neuer Schlag traf sie, als 1810 über 800 Häuser abbrannten. Seitdem ist die Stadt sehr verschönert. Sie bildet ein Oval von zwei Meilen Umfang, das sich rings um die Festung ausgebreitet hat, es wohnen hier 32.000 Menschen in 3.000 Häusern. Die Festung, die Akropolis, hat 230 Häuser, ist regelmäßig gebaut, hat reinliche Straßen und die schönsten Paläste. Vier Thore führen aus dieser obern Stadt (deren Festungswerke noch gerade so sind, wie sie der Prinz von Lothringen den Türken entriß, und welche seit 300 Jahren

über 20 Belagerungen ausgehalten hat) nach der untern. Von Pesth geht eine Chaussee durch das Schloßthor, quer durch die Festung zum Wiener Thore wieder hinaus auf der andern Seite des Berges herab, zur Landstraße. Mehre schöne Kirchen hat die Stadt, unter diesen die alte Garnisonkirche, in welcher Franz I. gekrönt wurde. Groß und schön ist das königliche Schloß, von Karl VI. an der Stelle des alten Schlosses des Mathias Corvinus gebaut. Es liegt am südöstlichen Abhange des Berges, hat zwei Stockwerke mit 200 Zimmern und zwei Thürmen. Die nach dem Dom gerichtete Seite ist 564 Fuß lang. Die Flügel bilden den Burgplatz, der beinahe die ganze angegebene Länge hat. Im linken Flügel ist die Hofkirche, in welcher seit 1790 die Reichskleinodien aufbewahrt werden, Krone, Szepter, Reichsapfel, Schwert, Mantel, Handschuhe, Strümpfe und Sandalen. Diese Sachen werden stets verschlossen gehalten, und nur drei Tage vor der Krönung zur Schau öffentlich ausgestellt. Der rechte Flügel ist zur Wohnung des Palatinus eingerichtet; das Hauptgebäude, das Corps de logis, enthält die königlichen Zimmer, den Audienzsaal u. a. Von drei Seiten umgibt ein großer Garten das Schloß. Sehr schön und prachtvoll eingerichtet ist auch das Palais des Grafen Sandor; es hat eine Dampffeuerung, ein Theater, zu einem großen Wintergarten zusammen gestellte Treibhäuser, eine kostbare Wasserleitung. Im Zeughause befindet sich noch eine Blutfahne aus den Zeiten der Kreuzzüge. Die Festung hat fünf große Marktplätze. Auf dem Dreifaltigkeitsplatze steht die Dreifaltigkeitssäule zum Gedächtniß der Pest, welche 1710 die Stadt und das Land verheerte. In dem Hause des Herrn v. Majersso befindet sich ein Faß, ganz aus Marmor, 500 Eimer fassend. Die Festung hat kein Trinkwasser, daher hat man mit Maschinen, deren Unterhaltung jährlich 8.000 Gulden kostet, sowohl drei Quellen, als auch das Wasser der Donau den Berg hinangetrieben. Das letztere ergießt sich in ein Wasserhaus hinter dem Theater; das Quellwasser fließt in eine große Zisterne des Rathhausbrunnens, von wo es sich in die öffentlichen Bassins vertheilt. Eine lange und hohe Mauer umschließt die Festung. Der Abhang des Berges ist ganz mit Gärten bedeckt. Außer den Hauptstraßen führen noch versteckte, theils offene, theils bedeckte Fußwege zur untern Stadt.

Die Wasserstadt ist nach der Festung der schönste Theil von Ofen, allein bei Regenwetter ungangbar, weil die Straßen nicht gepflastert sind und durch den Koth nicht zu dringen ist. Sie liegt dicht am Donauufer. Die Landstraße und Neustift schließen sich daran und ziehen sich gegen Alt-Ofen. Dort sind an der Donau die Waarenmagazine. Die Kristianstadt füllt das Thal hinter der Festung gegen die Weinberge zu. Sie gränzt an den südlichsten und volkreich-

sten Theil, die Raizenstadt oder Taban, welche sehr unregelmäßig gebaut, terrassenförmig an den Hügeln liegt und sich bis zur Brücke zieht. In der Wasserstadt ist das Druckwerk, welches die Festung mit Wasser versieht, von zwei Pferden getrieben. Im Taban befindet sich eine orientalische Kirche. Nahe an der Donau steht die Sternwarte, zwar mit Frauenhofer'schen und Reichenbach'schen Instrumenten versehen, die jedoch noch nach der schlechten alten Art in zwei Thürmen aufgestellt sind, wodurch eben jene vortrefflichen Instrumente allen Werth verlieren. Die Treppen sind zwar nicht an die Mauern befestigt, um die Erschütterung derselben zu vermeiden, schwanken aber darum desto mehr — und den Einfluß der Sonnenhitze, welche den ganzen Thurm auf einer Seite ausdehnt, während dies auf der andern Seite nicht geschieht, und der Einfluß des Temperaturwechsels zwischen Tag und Nacht, zwischen Sommer und Winter kann doch nicht beseitigt werden; dies ist nur möglich, wenn die Sternwarte ganz zu ebener Erde liegt, wie die neue berliner oder wie die münchener. Ist dies nicht der Fall, so soll man nur ja nicht von Frauenhofer'schen und Reichenbach'schen Instrumenten sprechen, man beweist damit nur, daß man ihren Werth nicht kennt, sie nicht zu brauchen weiß.

Einige Bibliotheken von drei= bis siebentausend Bänden, auch ein paar Mineralien=, Edelstein= und Münzsammlungen sind in Ofen, doch sind sie nicht bedeutend.

Mehre Bäder befinden sich hier, welche schon in früheren Zeiten unter den Türken berühmt waren. Das Vollbad hat noch einen vollkommen erhaltenen türkischen Bau, einen Tempel, auf acht Säulen ruhend. Die Quellen eines andern, des Kaisersbades, sind so stark, daß das warme Wasser einige Mühlen treibt.

Die Industrie, hier noch am bedeutendsten, ist doch wie in ganz Ungarn von sehr geringem Belange; einige Webereien, Likörfabriken, eine Pulvermühle, eine Stückgießerei, zwei Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien sind alles, was Ofen aufzuweisen hat. Der Haupterwerbszweig ist der Weinbau und Handel.

Die Donau, da, wo die Schiffbrücke beide Ufer verbindet, ist 1.440 Fuß breit und wechselt von zwei bis acht Klafter Tiefe. Die beiden Städte sind den Ueberschwemmungen ausgesetzt; die niederen Theile von Ofen leiden viel davon und ganz Pesth wird zu Zeiten unter Wasser gesetzt, wodurch früher schreckliches Unglück geschah. Seit 1775 hat man aber einen Steindamm auf der Seite von Pesth aufgeführt, so daß kein bedeutender Schaden mehr geschehen ist. Früher diente eine fliegende Brücke zur Verbindung beider Ufer, seit 1767 aber ist eine Schiffbrücke, früher weiter abwärts als jetzt, angelegt worden. Schmidl

gibt sie zu 15.000 Schritten Länge an, da sie jedoch nicht über die beiden Ufer hinausreicht, wie wohl manchmal hölzerne oder steinerne Brükken, so hat sie keine größere Länge, als die Breite des Flusses, welche 1.440 Fuß ist. Sie ist 28 Fuß breit, wird durch 16 Laternen, welche die Finsterniß erst recht sichtbar machen, erleuchtet. Die Pächter zahlen für das Recht, das Brückengeld einzunehmen, 16.000 Gulden, müssen an Reparaturen jährlich 20.000 Gulden ausgeben und haben doch noch einen bedeutenden Gewinn, obwohl auch diese Last ganz auf den gemeinen Mann fällt, da der Adel, das Militär, die Staatsbeamten und das städtische Fuhrwerk zollfrei sind, kein Brückengeld zahlen.

Pesth ist die größte Stadt Ungarns, sie hat beinahe 80.000 Einwohner, sieht aber in ihrer völlig offenen Bauart und bei dem ziemlich unregelmäßigen Durcheinanderstehen mehrer Gebäude, da sich Jeder nach Belieben einen Platz für sein Haus wählte, aus wie ein großes Dorf. Die alte oder innere Stadt, welche fünfmal ganz im Besitz der Türken war, wurde ehemals von Mauern umschlossen, durch die vier große Thore von den Hauptgegenden des Reichs führten. Seit 1754 erhoben sich rings um diesen Kern die Vorstädte und die Mauern sanken. Die Stadt erblühte so ungemein schnell, stieg so plötzlich zu ihrer jetzigen Ausdehnung an, daß sie sich aus ihrem Innern heraus erschöpft zu haben und seit einem Jahrzehnd in einem Stillstande, wo nicht in einem langsamen Rückschreiten, begriffen scheint. Die vier Vorstädte sind nach den Regenten, unter denen sie aufblüheten, benannt, Theresien-, Josefs-, Leopolds- und Franzensstadt. Pesth hat zwei große, zehn kleinere Plätze, 200 Straßen. Von dem Ausgange der Schiffbrücke, welcher gewissermaßen der Mittelpunkt des großen Halbkreises ist, den Pesth beschreibt, durchschneiden drei Hauptstraßen die Stadt und führen nach den Barrieren. Die alte Stadt liegt der ofener Raizenstadt gegenüber und bildet ein längliches Viereck, das von der Landstraße umgeben ist, die sich an der Stelle der alten Mauern herumzieht. Dieser Theil der Stadt ist am schlechtesten und unregelmäßigsten gebaut, schlecht gepflastert, entsetzlich kothig, indem in den Nebenstraßen gar keine Abzugskanäle befindlich sind und an den Hauptstraßen und Plätzen erst zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst, im Jahre 1827, damit begonnen wurde. Die schönste Straße in ganz Pesth ist die Herrengasse, voll großer stattlicher Gebäude, deren untere Geschosse lauter Kaufläden der elegantesten Art, mit schön gemalten Aushängeschildern (ein kostbarer Luxusartikel) versehen. Die Leopoldstadt am obern Ufer ist regelmäßig in lauter länglichen Quadraten gebaut. Die Franzensstadt liegt gleichfalls an der Donau südwärts der alten Stadt. In das Land hinein geht die Theresien- (die Juden-) Stadt und die Josefsstadt.

Die Kirchen von Pesth sind ziemlich schön, doch hat es deren überhaupt wenige und noch weniger Thürme, was macht, daß der Anblick der Stadt von ferne nichts imposantes hat. Das Universitäts-Gebäude, 1786 von Kaiser Josef gebaut, ist einer der schönsten Paläste; auch das Invalidenhaus gibt ihm wenig nach. Das Theater nimmt einen Raum von 2.000 Quadrat-Klaftern ein und ist so schön als groß; es enthält zugleich den Redoutensaal und ein Kaffeehaus. Es ward 1808 begonnen, 1812 eröffnet, aber erst 1833 vollendet und hat 200.000 Gulden gekostet, welches bei solch einem Bau ein Spottgeld genannt werden muß. Die Fassade ziert die Gruppe des Apollo, mit Thalia, Melpomene und Calliope vereint; in Nischen stehen Erato, Klio, Euterpe und Polchymnia. Dem einfachen innern Baue nach, der auf vier Galerieen 3.000 Menschen faßt, sollte man auf eine gute Bauart schließen, doch ist es dem Schauspieler nicht günstig und man hört schlecht. Das Proscenium ist 51 Fuß (Wiener Maß) breit. Der Redoutensaal hat seine Hauptfronte gegen die Donau. Die Fronte dieses Hauses in der Bruckgasse ist 342 Fuß lang und hat parterre eine gedrängte Reihe höchst eleganter Kaufläden.

Zwischen dem Theater und dem kremnitzerischen Hause tritt die Schiffbrücke auf das Ufer, zu beiden Seiten sind Säulenhallen angebracht, in deren einer die Wache, in der andern das Zollamt befindlich ist. In der Bruckgasse und an dem neuen Marktplatze, der beinahe ganz Quadrat, von 600 Fuß langen Seiten ist, stehen die schönsten Gebäude. Das Parisergäßchen ist durch Glasdächer ganz geschlossen. Es enthält 32 der elegantesten Kaufläden, welche ihre Waare ohne Furcht vor Regen ausbreiten können. Viele große und schöne Gebäude zieren die Stadt; sie alle zu nennen, wäre zwecklos, da man sich bei dem Namen ihrer Besitzer nichts denken kann,. und da zur Beschreibung derselben der Raum fehlt.

Die Universität wurde 1635 durch den Erzbischof und Primas, Kardinal Peter v. Pazman mit einem Kapital von 100.000 Gulden zu Tyrnau gestiftet und ist seitdem durch Maria Theresia nach Ofen und durch Josef II. nach Pesth verlegt und durch große Abteien und Probsteien beschenkt worden. Sie hat bei 50 Lehrer, fast 2.000 Studirende. Die Bibliothek derselben hat 60.000 Bände. Sie hat ferner einen botanischen Garten mit etwa 6.000 Pflanzenspecies, eine Alterthümer-, eine Münzsammlung u. s. w.

Die Nationalsammlung ist eine Stiftung des Grafen Franz Szechenyi, seit 1802 gegründet und mit einer Million Gulden dotirt. Der eine Saal enthält Alterthümer und an 12.000 silberne Münzen, zahlreiches römisches Hausgeräth, G. Rakotzi's Fahne, Franz Rakotzi's

Streitaxt, Waffen von Stefan Bathori; andere enthalten Handzeichnungen, Gemälde, Kostbarkeiten. In dem Bibliothekgange ist eine Portraitsammlung berühmter Ungarn. Die ausgewählte Bibliothek umfaßt 10.000 Bände und soll beinahe vollständig alles enthalten, was von Ungarn geschrieben oder gedruckt ist, ein Beweis für die außerordentliche Geringfügigkeit der ungarischen Literatur hinsichtlich der Quantität — die Qualität ist, ehrlich gesagt, auch nicht erster Klasse. In Deutschland werden jährlich beinahe 10.000 Werke gedruckt; ob nun schon darin ein Beweis der Vielschreiberei liegt, welche eben nicht das Beste ist, was man in literarischer Hinsicht einer Nation nachsagen kann, so wird doch auch viel Gutes unter diesen 10.000 Werken gefunden, und dessen möchte zuletzt doch mehr sein, als in Ungarn.

Das Naturalien-Kabinet enthält die Specialsammlungen der verschiedenen Komitate, die Eisenerze, die Opale, den Meteorstein aus dem Saroser Komitat, die vorsündfluthigen Versteinerungen, Kitaibel's Herbarium, 13.000 Species, Ochsenheimers Schmetterlingsammlung, eine ungarische Produktensammlung. Der Garten enthält zahlreiche römische Monumente. Die Sammlungen sind täglich Vor- und Nachmittags zu sehen.

Es sind in Pesth noch viele Privatsammlungen, ferner Gesundheits- und Wohlthätigkeits-Anstalten, einige Fabriken, vorzugsweise Meerschaum-Pfeifenschneider, Siebmacher, Handschuhmacher u. dergl. Doch will dieß alles nicht viel sagen, wenn es sich um das Einkommen der Stadt handelt; dieses gründet sich fast allein auf den Handel, zu welchem jährlich vier große Märkte den Haupthebel bilden. Bei jedem derselben passiren an 14.000 Wagen die Thore von Pesth, und man glaubt 20.000 Fremde annehmen zu dürfen. Ueberdieß landen jährlich 8.000 Schiffe. Der ganze Waarenvorrath, welcher bei solchen Messen in Pesth lagert, wird auf 6 bis 7 Millionen Gulden angeschlagen. Die Hauptprodukte sind rohe Wolle, rohe Thierfelle, Knoppern, Honig, Wachs, Wein, Zwetschgenbranntwein, kurz reine Natur- und wenig Kunsterzeugnisse. Dienstag und Freitag werden Wochenmärkte gehalten; dazu kommen von allen Seiten her über 1000 Wagen mit Gemüsen und Produkten des Landes. Interessant ist für den Fremden das Schauspiel, das an solchen Tagen der Rathhausplatz bietet, die größte Mannigfaltigkeit der Waaren findet man dort aufgestapelt, alle Gattungen Backwerke sind in Piramiden aufgestellt, nur mit Mühe drängt man sich durch die Haufen von Obst, von Gartengewächsen; an der Nordseite des Piaristen-Klosters hängen an Stangen unzählige Paare ungarischer Stiefel, welche, sobald sie einen Käufer haben, von ihrem Verfertiger sogleich mit Hufeisen und Nägeln beschlagen werden.

Eine andere Wand dieses Piaristenklosters ist den Judenweibern eingeräumt, welche kristliche Heiligenbilder unter Glas und Rahmen verkaufen und dabei mit kreischender Stimme die Thaten dieser Heiligen erzählen. An der Donau ist der Geflügelmarkt, welcher wegen seines entsetzlichen Geruches kaum zu passiren ist, wobei man nicht weiß, ob man auf die Hühner und Gänse oder auf die Verkäufer die Schuld schieben soll. Weiter abwärts restauriren sich die Leute, die ihre Waaren verkauft haben, in ambulanten Garküchen, Brat- und andere Würste hängen zu Tausenden dort, Krebse werden an Ort und Stelle gesotten und gleich von den Käufern verzehrt, Melonen sind zu ganzen Bergen aufgethürmt und sind, wie in Italien, die Nahrung der ärmsten Klasse. Der Fischmarkt enthält Alles, was die Donau und die benachbarten Flüsse bieten; darunter ist einer der köstlichsten Fische der Fogosch, der größte aber der Hausen und der Stör. Zwischen der Pfarrkirche und dem Piaristenkloster ist der Markt für Mehl und Rauchfleisch; vor der Briefpost wird von den Juden ein lärmender Schacherhandel mit alten und neuen Kleidern getrieben; auf dem langen Raum der Landstraße ist der Heu- und Getraidemarkt. Des Weines wird an jedem Markttage von 12 bis 20.000 Eimer herbeigeführt und meistens verkauft. Die Schiffe mit den Fässern landen von der Promenade bis zur Pfarrkirche, ein tolles Getreibe von Müßiggängern, Käufern und solchen, die blos von dem trefflichen Wein kosten, trinken wollen, ohne zu kaufen, von Mäcklern, Großhändlern, Juden, drängt sich auf diesem Raum umher und verwandelt ihn während des Sommers in ein undurchdringliches Staub-, während der Regenzeit aber in ein eben so undurchdringliches Kothmeer, denn obwohl man sagt, die Stadt sei durchaus gepflastert, so ist dieses doch nur von den Bürgersteigen und keineswegs allgemein von den Straßen, noch weniger aber von den Plätzen der Fall; auch für die Straßenreinigung ist nur dadurch gesorgt, daß einige Gärtner die Verpflichtung haben, den Unrath nach Beendigung der Markttage als Dünger für ihre Felder hinauszuschaffen. Interessant ist das stets bunte Gewühl von allen Nationen, die sich an der Messe in Pesth zusammenfinden; Engländer und Türken, Spanier und Russen, Franzosen und Polen, Griechen und Deutsche, Juden und Italiener drängen sich in ihren verschiedenen Landestrachten in einem so auffallenden Gemische durcheinander, daß selbst Wien zur Zeit seiner Jahrmäkte oder Leipzig zur Meßzeit nichts Aehnliches bietet. Welch ein lustiges Leben hier sein muß, geht aus den 800 Wein- und Bierhäusern hervor, die Pesth aufzuweisen hat; auch lassen sich von den Großen des Reichs immer mehr daselbst nieder.

Die bischöfliche Stadt Waizen (Vácz) mit 11.600 Einwohnern

liegt am linken Donauufer. Sie hat ziemlich regelmäßige Bauart, große Gebäude und in der 1771 erbauten Kathedrale die schönste Kirche Ungarns.

Im südlichsten Theile des Komitats, auch an der Donau, doch eine Stunde von deren Ufer, liegt

Kolosca, eine bischöfliche Stadt, welche durch die Türken viel gelitten hat und jetzt nicht viel über 6.000 Einwohner zählt. Die erzbischöfliche Residenz hat das Ansehen einer Festung, ist jedoch im Innern sehr schön eingerichtet, hat eine 30.000 Bände starke Bibliothek, einen schönen Garten u. d. m. Die Einwohner leben größtentheils vom Fischfange.

Der Markt

Vissegrad, am rechten Donauufer, hat auf dem hohen Felsen, an dessen Fuße er liegt, die Trümmer eines berühmten Schlosses, welches ehemals 350 Zimmer enthielt und von einem päpstlichen Legaten das Paradies genannt wurde, weil seine Einrichtung so schön als seine Lage war.

Alt-Ofen (O' Buda), nördlich von Ofen, hat 7.800 Einwohner, zur Hälfte Juden. An vielen Häusern sind noch Alterthümer zu sehen, denn dieser Ort ist auf den Trümmern des alten Aquincum gebaut.

Keeskemet ist der größte Marktflecken Ungarns, er hat 38.000 Einwohner (darunter 12.000 Reformirte) und 5.600 Häuser, welche meistens niedrig und schlecht gebaut sind. In der Umgegend treibt man viel Viehzucht, denn der Ort liegt in einer großen Ebene.

13) Das Bacs Bodrogher Komitat hat drei königliche Freistädte. Der Hauptort ist

Zombor. Derselbe liegt am Franzenskanal, welcher von einer Aktiengesellschaft gebaut, 1793 begonnen, 1801 vollendet ward und die Theiß mit der Donau in Verbindung setzt. Derselbe läuft von Monostorszeg an der Donau bis Foldvar an der Theiß, hat eine Länge von 15 Meilen und kürzt die Schifffahrt auf beiden Flüssen um beinahe 50 Meilen ab, so daß man in zwei bis drei Tagen an Ort und Stelle ist, während man sonst drei Wochen dazu brauchte. Er ist 60 Fuß breit, 8 Fuß tief und hat fünf große gemauerte Kastenschleusen. Die Baggermaschine dieses Kanals ist 1819 von dem Mechaniker Starhan gebaut und schafft täglich 30 Kubikklafter Schlamm aus der Tiefe. Die Schiffe werden auf und ab durch Pferde gezogen, da der Kanal fast keinen Fall hat ($1\frac{1}{2}$ Fuß auf die Meile).

Durch den starken Verkehr hat sich Zombor zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen; es zählt jetzt 23.000 Einwohner, ist jedoch nicht schön gebaut und hat nur einzelne große Häuser, Kirchen. Es wird viel

Transitohandel getrieben, die Viehzucht ist bedeutend und auf dem großen Gebiete der Stadt sind viel Hundert von Wohnungen der Bürger vertheilt.

Maria Theresiopel (ungar. Szent Maria Szabatka) hat 4.300 Häuser und 35.000 Einwohner, ist also eine der größten Städte des Reiches, ist überdieß unglaublich weitläufig gebaut, so daß dem an enge Straßen gewöhnten Wiener, überhaupt Oesterreicher, in diesen schönen freien Räumen (die Straßen haben alle die Breite der großen Plätze in Wien) unheimlich zu Muthe wird, und sie sagen in jeder Straße könnte noch eine Stadt stehen. Die Stadt treibt Leineweberei, Färberei und Viehhandel, den die große Ausdehnung ihres Gebiets begünstigt; dieses beträgt 25 Quadratmeilen und hat auf der ganzen ungeheuren Strecke nur drei Dörfer. Merkwürdig ist der nahe gelegene Palitschersee, der durch Menschenhände geschaffen ist, obwohl er eine und eine halbe Million Quadratklafter und 15 Fuß Tiefe hat. Bis zum Jahre 1779 war er trockener Sandboden, Palitsch genannt. Die Hirten, welche hier ihr Vieh hüteten, gruben Brunnen, um bei der großen Dürre dasselbe tränken zu können. Das Wasser war salzig und wurde von dem Vieh sehr gerne getrunken, deßhalb vermehrte sich die Zahl der Brunnen immer mehr, bis man endlich auf so starke Wasseradern traf, daß sie über die Fläche stiegen und diese nach und nach bis zu einer Höhe von 15 Fuß in der angegebenen Ausdehnung bedeckten. Nun hat man einen meilenlangen Kanal nach dem Flusse Körös hingeführt, um möglichen Ueberschwemmungen durch die unterirdischen Quellen vorzubeugen. Das Vogelwild ist in großer Menge darauf vorhanden; in dem untern Theile desselben, im Geröhrig, brüten Schwäne. Er ist reich an Fischen und wird deßhalb viel besucht.

Die südlichste Freistadt dieses Komitats ist Neusatz (Uj Videk). Sie war anfangs nichts, als der Brückenkopf von Peterwardein dem sie gerade gegenüber liegt. Im Jahre 1700 siedelten sich daselbst einige Fischer an, es entstand das Raizendörfel (von den Slaven Schanatz genannt), bald wurde daraus die Raizenstadt, die sich durch ihre vortheihafte Lage unfern der Mündungen der Theiß, Drau und Sau in die Donau und an der Hauptstraße des europäischen Handels mit der Türkei, sehr bald bedeutend vergrößerte. 1748 ward sie zur königlichen Freistadt erhoben, und zählte damals 4.000 Einwohner. 1760 hatte sie 6.000, 1780 8.000, 1810 hatte sie bereits 16.000 Einwohner. Seitdem hat sie zwar immer noch zugenommen, doch nicht mehr in diesem Verhältnisse, so daß sie jetzt etwa 18—19.000 Einwohner hat. Es wohnen in dieser Stadt sieben Glaubensparteien freundlich beisammen. Alle haben Kirchen, und die vielen Thürme derselben geben der Stadt ein

freundliches Ansehen von ferne, obwohl dieses in der Nähe nicht gerade so ist, denn die Häuser sind nicht schön, die Straßen nicht gepflastert (nur die Hauptstraße hat etwas, das dem ähnlich sieht); die langen Reihen von Garküchen verbreiten einen abscheulichen Dampf. Reich ist der Markt, dessen Ausstattung an die türkischen Bazars erinnert.

Der Markt Szenta hat 14.000 Einwohner und ist berühmt durch die Niederlage der Türken vom Jahre 1696. Er treibt viel Viehzucht und Handel, ebenso das Dorf Monostoszeg am Anfange des Franzkanals, das aus 4.500 Personen besteht, und fast ganz von Viehzucht (Schweinen) lebt.

Das Dorf Pionitza liegt an der sogenannten Römerschanze, einem 18 Fuß breiten, 12 Fuß hohen Walle, welcher zur Befestigung der Landspitze zwischen der Donau und der Theiß gedient zu haben scheint. Die Schanzen beginnen bei Apathin an der Donau, reichen bis Foldwar an der Theiß und sind vierthalb Meilen lang. Einige Archäologen vermuthen, daß dieses Ueberbleibsel der kreisförmigen Verschanzungen der Avaren sind. Wäre dies der Fall, so müßten sie immer wieder in sich selbst zurückkehren, denn wirkliche Kreise von einer Viertel-, einer halben Meile Durchmesser und darüber waren diese Avarenlager. Es ist mir nicht bekannt, ob dieses bei Pionitza bereits untersucht worden, ich selbst, obschon tief in Ungarn umhergereist, war doch nicht dort.

14) Das wieselburger Komitat ist das erste des Kreises jenseits der Donau, so wie die andern bisher genannten in dem Kreise diesseits der Donau liegen. Der Hauptort ist der Markt Ungarisch Altenburg (Magyar O-Wár), dort gelegen, wo der kleinere Arm der Donau mit der Leitha zusammenkommt. Er gehört zu der großen Herrschaft des Erzherzogs Karl, der daselbst ein prächtiges Schloß hat. Er zählt 200 Häuser und 2.400 Einwohner.

Am bevölkertsten in diesem Komitate ist Wieselburg, das dem Ganzen den Namen gibt, es hat 3.200 Einwohner und treibt starken Kornhandel.

15) Das ödenburger Komitat hat den gleichnamigen Hauptort (Soproni), eine Stunde von dem Neusiedlersee gelegen. Die Stadt ist ziemlich wohl gebaut, einige Straßen und Plätze sind breit und geräumig. Von den drei Thoren trägt das eine den höchsten Thurm in Ungarn. Die Stadt zählt 1.300 Häuser und 13.500 Einwohner. Sie mögen die gewerbfleißigsten des ganzen Landes sein, sind aber auch fast alle Deutsche. Es sind hier Zuckerraffinerien, Salpeterfabriken, Tuchmachereien, es wird Weinstein, Tabak, Pottasche bereitet, ein starker Handel mit Wein, Honig, Vieh, Schaafwolle getrieben. Das gedörrte

und gepreßte Obst ist berühmt und wird weit verschickt. Der Ort war das Hauptlager einer römischen Legion, man findet daselbst noch häufig Alterthümer. Oedenburg ist eine königliche Freistadt.

Rusth, die kleinste von allen ungarischen Freistädten zählt nur 1250 Einwohner. Beide genannte Städte sind berühmt durch ihre trefflichen Seeweine, besser als die gleichnamigen vom Bodensee.

Die dritte königliche Freistadt dieses Komitats ist Eisenstadt. Sie liegt auf dem Gebiete des Fürsten Esterhaz. Es zerfällt dieselbe auch in städtischen und fürstlichen Grund. Auf dem letztern liegt eines der prächtigsten Schlösser in ganz Ungarn, der vornehmste Sitz der Familie Esterhaz. Es befindet sich daselbst die Kapelle, in welcher Josef Haydn die Kirchenmusik leitete, ein Theater, ein Park, der sich an dem Leithagebirge hinaufzieht und prächtige Treibhäuser, hochstämmige Rosenalleen, Orangerieen, Wasserkünste und Anderes von vielem Interesse enthält.

16) Das eisenburger Komitat hat die Freistadt Güns von 5.900 Einwohnern, 680 Häusern, mit einem Esterhazi'schen Schlosse, nach alter Art befestigt, doch als eigentliche Feste ohne Werth.

Steinamanger (Szombatheli oder Sabaria), eine bischöfliche Stadt, ist der Hauptort des Komitats. Die Kathedralkirche mit zwei großen Thürmen, die bischöfliche Residenz, drei große Klöster gehören zu den schönsten Bauwerken; sonst ist die von 4.000 Einwohnern belebte Stadt nicht gut gebaut.

17) Das szalader Komitat hat den Flecken Szala Egerszegh mit 3.250 Seelen zum Hauptorte. Größer ist der am Ufer des Plattensee's gelegene Flecken Keszthely von 7.200 Einwohnern, woselbst ein Schloß des Grafen Festetics mit geschmackvollen Anlagen steht. Das von Georg Festetics gestiftete ökonomische Lehr-Institut Georgikon hat einen sehr guten Ruf. Unfern dieses Ortes befindet sich mitten im Flusse Heviz ein warmes Bad. Den südlichsten Theil des Komitats bildet die Halbinsel Murau, ein sehr fruchtbarer Bezirk von 16 Quadratmeilen. Dort liegt der Marktflecken Tschakathurn, dem Grafen von Festetics gehörig, mit einem alten Schlosse der berühmten Familie Zrini, welches von Mauern und Bastionen umgeben ist.

18) Das Veszprimer Komitat hat als Hauptort die gleichnamige bischöfliche Stadt von 10.000 Einwohnern, an einem Hügel und im Thale des Flusses Sed gelegen. Die Stadt ist der Sitz eines Bisthums. Der bischöfliche Palast liegt auf einem Kalkfelsen mitten in der Stadt; er trägt auch die prächtige Domkirche und andere dazu gehörige Gebäude.

Der Marktflecken Papa gehört den Esterhaz und ist der größte

Ort des Komitats; er hat 14.000 Einwohner; ein prächtiges Schloß und mehre Kirchen zieren den Ort. Unter diesen ist die Pfarrkirche 1778 auf Kosten des Fürsten ganz aus gehauenen großen Quadersteinen erbaut, inwendig mit rothem Marmor bekleidet.

19) Das raaber Komitat hat die Freistadt

Raab (Györ) zur Hauptstadt. Sie hat 18.000 Einwohner, worunter 3.000 Protestanten. Die thurmreiche Stadt gewährt von Ferne einen freundlichen Anblick; imposant mag derselbe gewesen sein, als die Festungswerke, nach alter Art hoch aufgeführt, noch gestanden haben. Seit 1809 sind dieselben gesprengt und an ihre Stelle ist die breite Franzensstraße getreten, welche die Stadt von den sie umgebenden Vorstädten trennt. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut. Von dem 180 Fuß hohen Thurme des weißenburger Thores hat man eine überraschende Aussicht auf die Gegend und auf die drei Flüsse, an denen Raab liegt (Raab, Rabnitz und Donau). Doch leidet die Stadt an Trinkwasser Mangel, das nur die Vorstädte in Menge haben. Mehre Kirchen, der bischöfliche Palast, die Schlösser der Esterhaz und Zichi sind schöne, großartige Gebäude. Es befindet sich hier eine königliche Akademie mit 10 Professoren und einer Bibliothek von 2.000 Bänden. Das Bisthum wurde von Stefan II. gestiftet, 1.009. Von den Türken wiederholt besetzt gehalten, ward sie endlich durch einen Ueberfall, geleitet von Palffy und Schwarzenberg, erobert, von welcher Zeit das letzgenannte Haus einen Raben im Wappen führt. Montecuculi machte die Festung zu einer des ersten Ranges, Josef II. ließ sie jedoch eingehen, und obschon sich die Ungarn später gegen die Franzosen tapfer wehrten, ward sie doch von diesen erobert und zerstört. Man sieht eine halbe Stunde von der Stadt Erdwälle, die Reste eines Türkenlagers, auch findet man viele römische Alterthümer in der Umgegend und hält darum die Stadt für das alte Municipium Arrabona.

Der Flecken

Martinsberg von 2.000 Einwohnern ist bemerkenswerth wegen der von Stefan I. gegründeten prächtigen Benediktiner Erzabtei, welche auf drei Hügeln steht, prachtvolle Säle, eine große Bibliothek und mehre andere Merkwürdigkeiten enthält. Sie steht unmittelbar unter dem Papste.

20) Das komorner Komitat. Die königliche Freistadt Komorn liegt im östlichen Winkel der Insel Schütt. Sie ist schlecht gebaut, eng, hat 1.200 Häuser und 18.000 Einwohner. Auf der Spitze der Insel steht die Festung, welche eine der stärksten in Europa ist. Es wird hier viel Handel mit Wein, Getraide und Fischen getrieben. Auf der nördlichen Ecke der Sailerstadt, gegen Neuhäusel, steht eine in Stein

gemeiselte Jungfrau, als Zeichen, daß die Stadt noch unbesiegt ist, errichtet.

Der esterhazische Markt Dotis, aus zwei Theilen bestehend, wird durch das zwischen beiden stehende Schloß, welches einst Mathias Korvinus bewohnte, und welches jetzt in Trümmern liegt, vereint. Neu ist das gräflich Esterhazi'sche Schloß. In dem dabei gelegenen Dorfe Baj befindet sich ein Keller für 50.000 Eimer Wein und ein Faß, welches 1.420 Eimer faßt.

21) Stuhlweißenburger Komitat. Der gleichnamige Hauptort (Szekes Fejervár) ist vor 500 Jahren die Krönungsstadt gewesen. Sie ist eine königliche Freistadt und liegt in der Nähe der Sümpfe Sar Ret in einer höchst ungesunden Lage, welche durch die kleinen Abzugsgräblein nicht verbessert wird. Die zwei Vorstädte sind mit einem tiefen Wassergraben umgeben und hängen durch zwei Brücken mit der Stadt zusammen. Alles hat 1.400 Häuser und 21.000 Einwohner. Sie ist der Sitz eines Bisthums, eines Domkapitels und allen Zugehörs, Seminars u. s. w. Es besteht hier seit 1818 ein ungarisches Theater. Es befinden sich hier 70 Korduanmacher, welche ein gutes Produkt liefern.

22) Tolnaer Komitat. Hauptort Szekszárd am Flusse Sárviz; hat 8.500 Einwohner, die sich vom Weinbaue nähren. Der Markt ist gut gebaut, hat breite Plätze und Straßen. Das auf einem Hügel stehende Komitatshaus ist sehenswerth.

Der Markt Tolna liegt an der Donau. Die 5.000 Einwohner treiben Saflorbau und Hausenfang. Unfern Tolna liegt das größte Dorf des Komitats,

Fadd, mit 460 Häusern und beinahe 4.000 Einwohnern.

23) Das sümegher Komitat hat den esterhazischen Marktflecken Kaposwár am Kaposflusse zum Hauptorte. Er hat ein altes Schloß, ein schönes Komitatshaus und zählt 380 Häuser mit 3.200 Einwohnern.

Sziget-vár (das berühmte Sziget) ist ein Markt von 3.200 Einwohnern, welcher auf einer kleinen Insel am Flusse Almás in einer sumpfigen Gegend gelegen ist, er besteht aus der Alt-, der Neustadt und der Festung und ist noch mit Schanzen und Gräben umgeben. Ein Damm und eine hölzerne Brücke führen in die Festung, die ein, von einem Kanale durchzogener Wiesenplan umgibt, welcher ehemals ein Sumpf war. Ferdinand I. ließ die Festungswerke in ziemlich guten Stand setzen und übergab, da die Türken anrückten, das Kommando dem tapfern Grafen Niklas Zrinyi. Soliman rückte mit einem Heere von 200.000 Mann vor die Feste und der kühne Ungar vertheidigte den

Ort mit einer Handvoll Leute, zog sich, wie seine Macht und seine Vertheidigungsmittel schmolzen, aus der untern Stadt in die obere, und brannte die erstere ab, verließ dann auf dieselbe Weise auch seine zweite Stellung und ging in das Schloß, und nach unaufhörlich wiederholten Stürmen machte er einen Ausfall mit all seinen Leuten, und blieb mit allen diesen, während seine Gattin, des großen Helden würdig, die Festung in dem Augenblicke in die Luft sprengte, als sie von opiumberauschten Türken überschwemmt war. 30.000 Türken blieben bei der vierwöchentlichen Belagerung von Szigetvár und Soliman starb an einer Lagerpest. Der Großwessier führte das Heer zurück, und der Opfertod des Helden hatte Deutschland gerettet. Von dem Schlosse stehen noch einige Mauertrümmer, welche man sorgfältig zu erhalten sucht.

24) Baranyer Komitat. Hauptort Fünfkirchen, eigentlich nur aus einem Platze und einer sehr langen Straße bestehend, denn die wenigen Nebenstraßen sind unbedeutend. Es ist eine königliche Freistadt und eine der ältesten im ganzen Lande; sie liegt in höchst reizenden Umgebungen in einem breiten Thale am Berge Meczek und zählt in 1.830 Häusern ungefähr 12.000 Einwohner, Magyaren, Deutsche und Kroaten. Die vier Thore sind nach den vier Weltgegenden gerichtet. Fünfkirchen (ungarisch Pecs) ist der Sitz eines Bisthums und Domkapitels, dessen Kirche Stefan der Heilige im Jahr 1009 gründete. Peter I. ließ sie vergrößern und liegt auch in derselben begraben. Die Kirche hat vier Köre, drei Orgeln, drei Kanzeln und ist so groß, daß man nicht nur sie für die größte im Lande hält, sondern daß auch bei Kirchweihfesten drei Prediger zugleich die Kanzeln besteigen, ohne daß einer den andern stört. Die ehemalige Jesuitenkirche ist eine prachtvolle Rotunda. Das bischöfliche Residenzschloß hat eine Bibliothek von 20.000 Bänden. Ein paar Moscheen und mehre türkische Bäder beweisen, wie lange sie unter der Herrschaft der Türken gewesen. 1367 ward hier durch Ludwig I. eine Universität gestiftet, welche am Tage der Schlacht von Mohacs 2.000 Studenten zählte, die sich dem Kristenheere anschlossen und von denen 300 auf dem Wahlplatze blieben. Der Ort ist ein bedeutender Handelsplatz; mit Knoppern, Tabak, Galläpfeln wird viel gewonnen; im nahen Walde findet man gute Steinkohlen im Menge. Der Wein- und der Obstbau ist, so wie die Viehzucht, besonders die Schweinmast, bedeutend. Drei Stunden nordwestlich von Fünfkirchen ist die berühmte Abaligetherhöhle bei dem Dorfe desselben Namens. Ein eiskalter Bach fließt aus einer Spalte hervor, die unter der Eingangshöhle liegt; diese ist achtzehn bis zwanzig Fuß breit, 120 Fuß lang und ist stets mit Wasser bedeckt, welches nicht selten die Tiefe von $2^1/_2$ Fuß erreichte. Im Hintergrunde dieser Vorhalle öffnet sich die Höhle, welche

an 3.000 Fuß lang ist und welche, von mannigfaltigen Tropfsteingebilden geziert, zu den schönsten gehört, die man in Ungarn kennt. Sie wird durch einen Abgrund begränzt, in welchen der durch die Höhle sich schlängelnde Bach donnernd hinabstürzt. Er vereinigt sich mit einem zweiten, dessen Quelle aber in diesem Abgrunde ist, zu welchem man auf einem beschwerlichen Wege gelangt. Er bildet daselbst einen kleinen Teich und die beiden vereinigten Wasser ziehen sich durch Spalten unter dem Berge hervor, bis sie dort unterhalb des Eingangs zu Tage kommen. Die Höhle muß der Zufluchtsort verfolgter Menschen gewesen sein, denn nicht nur, daß man viele Gebeine von Menschen (und von Thieren) darin findet, so sieht man auch noch lange Mauern, von fünf Fuß Höhe, in die Felsen eingehauene Stufen u. s. w.

Die hier aufgeführten Komitate disseits und jenseits der Donau müssen für uns Deutsche gerade umgekehrt genommen werden, denn sie sind von dem Innern von Ungarn ausgehend, also etwa von Pesth aus bezeichnet; was für die dort, zwischen Donau und Theiss wohnenden Ungarn disseits der Donau ist, dieß ist für uns jenseits der Donau. Eben so ist es mit den folgenden Kreisen disseits und jenseits der Theiss, da diese aber von demselben Punkte aus bezeichnet werden, so ist, was für Pesth disseits der Theiss ist, auch für uns disseits derselben, daher hier keine Verwechslung Statt findet.

25) Das zipser Komitat (disseits der Theiss) hat zur Hauptstadt die königliche Freistadt Leutschau, in einer sehr schönen Lage auf einem von allen Seiten freien Hügel, doch unschön, uneben gebaut; nur der Hauptplatz (der Ring) zeichnet sich durch seine Größe aus. Mitten auf demselben steht die gothische Jakobskirche mit der größten Orgel in Ungarn. Die Stadt hat 5.300 Einwohner, denen man nachsagt, daß sie keine Gänse halten dürften, weil diese ihr Bächlein (das am Fuße des Berges vorbeiläuft und die Stadt nicht hinlänglich mit Trinkwasser versorgt) aussaufen würden. Ein Gimnasium, ein Konvikt für adelige Jugend, ein Militärknaben-Erziehungshaus, sind die Hauptanstalten der Stadt, welche sich mit Obst-, Hopfen- und Gemüsebau nährt, auch Saflor wird erzeugt, Meth gebraut. In den nahegelegenen Sandsteinbrüchen findet man gutes Baumaterial.

Kesmark ist die zweite königliche Freistadt dieses Komitats. Sie gehörte den Grafen Tökeli, welche sie nicht wenig tirannisirten, so lange sie ihr Eigenthum war, und gar mit Krieg überzogen, als sie sich freigekauft hatte. Sie liegt am rechten Ufer des Poprad in der Nähe der Karpaten, hat 650 Häuser und 4.300 Einwohner. Das Rathhaus mit einem schönen Thurme und das halb in die Stadt hineinragende feste Schloß der Grafen Tökeli sind, so wie einige Kirchen die Hauptgebäude.

Die evangelischen Einwohner bilden die Mehrzahl. Sie haben ein Lizeum, eine Bibliothek, einen Saal mit fisikalischen Aparaten und andern Anstalten. Die Hauptnahrungszweige der Bewohner sind der Landbau, Weberei und Färberei von Leinwand. Der Handel mit ungarischen Weinen über die Karpaten nach Polen hin ist auch nicht unbedeutend.

Der südlichste Theil dieses Komitats ist der sogenannte Bergbezirk um Schmölnitz, Stoß, Schwedler, Einsiedel, Gölnitz und am Wagendrussel, woselbst durchgängig viel Bergbau betrieben wird.

Einen eigenen Bezirk dieses Komitats bilden die sechszehn Kronflecken Neudorf, Alt-Lublau und Neu-Lublau, Gnesen, Pudlein, Bela, Leibitz, Menhardsdorf, Deutschendorf, Michelsdorf, Rißdorf, Wallendorf, Völk, Kirchdorf, Matzdorf, St. Georgendorf und Darlsdorf. Sie sind alle Enklaven, haben ein jedes 1.000 bis 5.000 Einwohner, stehen nicht unter dem Komitate, sondern haben ihre eigene Halsgerichtsbarkeit. Ein eigener sogenannter Graf in dem ersten und Hauptflecken Neudorf bildet die oberste Appellations-Behörde. In politischen Angelegenheiten hängen sie von dem königlichen Statthalter ab.

In diesem Komitate ist auch der Sitz der zehn Lanzenträger, welche in der Nähe von Donnersmark einen Bezirk von 14 zerstreuten Ortschaften bildeten. Die Einwohner sind, obschon Bauern, doch lauter Edelleute und gehörten zur Leibwache des Königs, welchen sie, mit Lanzen bewaffnet, umgaben. Sie sind jetzt mit dem Komitat vereint.

26) Das gomöner Komitat hat die am Flusse Sajo schön gelegene Stadt Rosenau zum Hauptorte. Sie hat 6.300 Einwohner und beinahe 800 Häuser. Die Kathedralkirche, die bischöfliche Residenz, die Paläste der Domherren, welche den viereckigen Hauptplatz umgeben, sind schön zu nennen. Es wird hier auf Spiesglanz, Kupfer und Quecksilber Bergbau getrieben, auch ist die Industrie nicht ganz eingeschlafen, die besten Wachslichter, guter Meth, Leinwand, Papier, Leder wird hier für den Handel bereitet.

Der Flecken Eltsch hat 4.200 Einwohner, beinahe alle evangelisch, welche Obstbau betreiben. Auch Eisenwerke werden von einer Gesellschaft mit gemeinschaftlichen Kräften geführt. Ein schönes Schloß ziert den Flecken.

Dobschau von 5.000 Einwohnern treibt viel Bergbau.

Theißholz ist neuerdings berühmt geworden durch seinen trefflichen Marmorbruch.

27) Das hovcser Komitat. Hauptort ist die erzbischöfliche Stadt Erlau in einem heitern freundlichen Thale an beiden Ufern der Erlau. Sie war ehemals fest, hat eine alte Stadt, sechs Thore, zwei

Vorstädte, beinahe 3.000 Häuser und 20.000 Einwohner. Die hochliegende erzbischöfliche Residenz, die Kathedrale, das Komitatshaus, mehre Kirchen sind sehenswerthe Gebäude. Zwei Brücken sind hieselbst. Der Weinbau, dessen jährliches Ertragniß auf 180.000 Eimer geht, ist vortheilhaft.

Der Flecken Gyöngyös ist ein großer Markt von 15.000 Einwohnern und beinahe 2.000 Häusern. Er liegt am südlichen Fuße des Matragebirges, treibt viel Handel nach Polen und hat auch einige Gewerbe; Kootzen (grobwollene Teppiche, Pferdedecken), Tuch, Hüte, Leder werden hier bereitet.

Szolnok liegt am Einflusse der Zagyva in die Theiss, hat ein kleines befestigtes Schloß, 1.600 Häuser und 12.000 Einwohner, welche lebhaften Handel auf dem Flusse treiben. Die umliegenden Sumpfgegenden liefern viele Schildkröten.

Török Szent Miklos ist, wie die beiden vorigen, ein großer Marktflecken und hat über 10.000 Einwohner, welche Ungarn, aber meistens reformirter Religion sind.

Mezö Tur hat 17.500 Einwohner. Es wird viel schwarz Töpfergeschirr verfertigt.

28) Borsoder Komitat. Hauptort einer der größten Marktflecken Ungarns.

Miskolcz, von beinahe 3.000 Häusern und 30.000 Einwohnern, wovon nicht viel mehr als 5.000 Katholiken sind. Es hat daselbst der reformirte Superintendent für den Bezirk diesseits der Theiss seinen Sitz. Der Ort ist wohlgebaut und hat durch seine heitere Lage in freundlichen Gebirgen viel Angenehmes. 1.450 Weinkeller in dem Marktflecken sollen jährlich mit dem Erzeugniß der Rebengelände gefüllt werden.

Der Kronmarkt Dios Györ hat 3.500 Einwohner und treibt bedeutenden Bergbau, das beste ungarische Eisen und den besten Stahl liefernd. Auf einer Anhöhe liegen die Trümmer eines ehemaligen königlichen Schlosses.

29) Das Tornaer Komitat ist unter allen das kleinste. Hauptstadt ist Torna, ein Flecken von 2.000 Einwohnern mit einem Schlosse und Park des Grafen Keglevich. Mehre Bergwerke in kalten, im Winter warmen Höhlen finden sich in dem Komitat.

30) Abaujvarer Komitat. Hauptort Kaschau, königliche Freistadt mit 1.300 Häusern und 14.500 Einwohnern. Die Stadt ist ziemlich freundlich gebaut, offen, mit breiten Straßen. Dreizehn Kirchen und zwei Bethäuser der Reformirten und Lutheraner (diese haben wie bekannt in Oesterreich keine und in Ungarn nur wenig Kirchen), zieren

mit den vielen Thürmen die Stadt. Die Pfarrkirche soll ähnlich dem Stefansdome, doch in sehr verkleinertem Maaßstabe gebaut sein.

Kaschau hat mehre schöne Häuser, unter denen sich die Akademie (mit einer Bibliothek von 10.000 Bänden), das gräflich Czaky'sche Palais, das Komitatshaus, der Kammerhof, das Theater auszeichnen. Ein Bisthum, ein Domkapitel, ein bischöfliches Seminar für den Unterricht junger Geistlichen haben hier ihren Sitz. Es sind mehre Fabriken hier; Haupterwerb gibt jedoch der Handel.

Der Markt Jászó hat eine prachtvolle Prämonstratenserabtei mit einer 200 Fuß langen, überreich mit Marmor und Alabaster gezierten Kirche, welche man zu den herrlichsten im ganzen Königreiche zählt. Bibliothek, Sammlungen, Garten dieser Abtei sind wohl sehenswerth. Die 1.600 Einwohner nähren sich vom Handel und einigem Gewerbe.

Viele Dörfer dieses Komitats haben ansehnliche Bergwerke.

31) Das saroser Komitat hat zur Hauptstadt die königliche Freistadt

Eperies, ehemals eine mit starken Mauern umgebene Feste, gut gebaut, aus der innern Stadt und drei ungepflasterten Vorstädten bestehend, mit 1.000 Häusern und 8.000 Einwohnern. Ein griechisch-katholisches Bisthum hat hier seinen Sitz. Das Städtchen ist sehr gewerbsam und treibt einen lebhaften Handel.

Zeben (Szebeny) ist eine königliche Freistadt von 2.900 Einwohnern, welche mit Wein und Flachs handeln, Tuch und Leinwand weben, auch Papierfabriken haben. Ein Piaristenkloster hat ein Gimnasium.

Bartfeld, königliche Freistadt, ist eine der ältesten Städte Ungarns, finster und alterthümlich gebaut, mit geschmacklosen Frescomalereien an den Häusern. Auf dem Hauptplatze steht das Rathhaus, welches viele alte Dokumente bewahren soll. Nahe dem Orte liegen die berühmten Sauerwasserquellen und die Mineralbäder, welche dem Orte einen Ruf verschafft haben.

Der Markt

Salzburg (Sóvár) hat starke Quellen von Salzsoole, welche aus einer 500 Fuß tiefen Grube geschöpft wird. Die Salzsiederei bereitet sehr gutes Salz daraus, welches man weit verschickt.

32) Das zempliner Komitat liefert die köstlichsten Ungarweine, welche an dem Hegyallyagebirge wachsen. Der Hauptort dieses Bergzuges ist der Markt

Maád von 6.000 Einwohnern, mitten in der Hegyallya gelegen, und berühmt durch die Freude, durch die Konzerte und Bälle, welche die Weinlese immer mit sich bringt, wodurch die Kaufleute zum Vergnügen

und die sich Vergnügenden zum Handel hingerissen werden, der auch immer bedeutende Summen in Umlauf setzt.

Tokai, was den trefflichsten aller Weine von Europa liefert, ist ein schlechter Ort, nahe am Einflusse des Bodrogh in die Theiß, an der östlichen Seite des Tokaigebirges mit 390 Häusern und 2.800 Einwohnern. Die Weine, welche hier gebaut werden, theilt man in Essenz — die geringe Quantität des feinsten und reinsten öligen Saftes, der aus den getrockneten Beeren, welche man übereinander schüttet, durch ihren eigenen Druck ausfließt; in Ausbruch, welcher aus höchst reifen, mit diesen so ausgelaufenen trockenen Beeren vermischt, gepreßt wird, in Wein, den man aus lauter frischen reifen Beeren gewinnt; und in Halbwein, ein noch ziemlich brauchbares Getränke, durch Aufguß von Wasser und Hinzuthun schlechterer Trauben, gewonnen. Die Hälfte aller tokaier Essenz gehört dem Kaiser, die andere Hälfte dem Fürsten Esterhazy, und dies ist im Grunde sehr wenig; auch wird er gespart, als ob es Goldtinktur wäre, aus den kleinsten Likörkelchen nur genippt, in ganz kleinen versiegelten Flaschen bewahrt. Des Tokaier Ausbruches, was ein höchst vortrefflicher Wein ist, bekommt man genug, weil das Gebirge an und für sich ziemlich groß ist und gleich guten Wein in Menge liefert.

Der Hauptort des zempliner Komitats ist der Markt

Sator Allia Ujhely, von ungefähr 900 Häusern und 7.000 Einwohnern, welche sich mit Weinbau nähren.

33) Das unghvárer Komitat hat den Markt

Unghvar zum Hauptort. Er wird bewohnt von 6.400 Menschen, hat 850 Häuser und liegt in einer höchst reizenden Gegend am Flusse Ungh. In dem alten Schlosse hat der Bischof von Munkacs (griechisch uniirt), nebst dem Domkapitel seinen Sitz. Es befindet sich daselbst ein theologisches Seminar, eine prächtige Hauptkirche, ein Komitatshaus und andere schöne Gebäude.

Der Markt

Szobrancz ist berühmt wegen seiner Schwefelquellen, das Dorf

Felso Remete wegen seiner Eisenwerke.

34) Das beregher Komitat hat keine Stadt; der Hauptort desselben ist der Markt

Beregh Szasz von 3.000 Einwohnern.

Munkács ist ein Marktflecken von 2.400 Einwohnern, Rußniaken und Ungarn. Es befindet sich dort eine griechisch uniirte, eine katholische Kirche, ein reformirtes Bethaus, ein basilianer Kloster, ein Bischof, der jedoch in Unghvár residirt; auch ist der Ort Sitz mehrer Behörden.

Die berühmte Bergfestung gleiches Namens steht eine halbe Stunde von dem Markte auf einem 432 Fuß hohen Felsen, welcher sich ganz isolirt, von allen Seiten frei aus einer Ebene erhebt. Sie ist früher von Wichtigkeit gewesen, ist jetzt jedoch nur noch ein Kerker für Staatsverbrecher. Sie besteht aus drei Theilen, welche durch Gänge und Thore miteinander in Verbindung sind. Die Felsenkammern in den höchsten Theilen sind so entsetzlich, wie die 48 Klafter tiefen Verließe. Dem Besuchenden zeigt man mehre große Merkwürdigkeiten vom höchsten Belang und unendlicher Wichtigkeit, Rakotzi's Tabakspfeife, Bathory's Steigbügel u. a. Am Fuß des Felsens liegt das Dörfchen Palanka. Es sind in der Gegend mehre Bergwerke.

35) Das marmaroser Komitat liegt schon in dem vierten Kreise Ungarns, jenseits der Theiß (auf dem linken Ufer). Der Hauptort ist Szigeth, nicht mit dem Seite 541 beschriebenen zu verwechseln. Es hat ungefähr 800 Häuser und 4.000 Einwohner, sehr gemischt aus Russen, Ungarn, Deutschen, Polen, Armeniern, Juden, Wlachen. Der Ort ist nicht übel gebaut, hat einige hübsche Häuser; einen großen Platz, doch sonst nichts Merkwürdiges.

Das ganze Komitat liegt so nördlich zwischen Polen, Siebenbürgen und der Bukowina, daß kein Wein daselbst gedeiht; dagegen wird viel Getraide, Flachs und noch mehr im Schooße der Erde, Erz, gebaut. Die mehrsten Flecken und Dörfer sind daher Bergorte, und leben hauptsächlich von dem metallischen Reichthum ihres Bodens.

36) Das ugosser Komitat hat zum Hauptort Nagy Szöllös, nahe an der Theiß. Flußschifffahrt und Fischerei sind die Hauptbeschäftigungen der 2.150 Einwohner, wie des größten Theils dieses Komitats.

37) Szathmarer Komitat. Hauptort der Markt Groß-Karoly (Nagy-Karoly). Er ist sehr lebhaft, von bedeutender Größe, hat 1.300 Häuser und 12.000 Einwohner, welche Wein, Mais, Korn bauen. Der Marktflecken hat ein Piaristen-Kollegium, ein Gimnasium, ein Karoly'sches Schloß, in der Nähe einen Park mit Damhirschen, überhaupt mit Roth- und Schwarzwild.

In diesem Komitate liegen zwei königliche Freistädte; Szathmar Nemath, an beiden Seiten des Flusses Szamos. Die Stadt ist ummauert, ein Theil liegt auf einer Insel des Flusses und war früher eine bedeutende Festung. Unter den 2.300 Häusern sind mehre sehr ansehnliche — das Rathhaus, die bischöfliche Residenz. Die 15.500 Einwohner beschäftigen sich mit Weinbau und Bereitung von Zwetschgenbranntwein, wozu viele Gärten das Material liefern, und mit Handel.

Die zweite Freistadt heißt Fromenbach (Nagy Banya). Sie ist viel kleiner, hat kaum 400 Häuser und 5.000 Einwohner, und ist schlecht gebaut, so daß nur der Markt ziemlich gute Häuser aufzuweisen hat. In der Nähe finden sich reiche Bergwerke in Silber, Blei, Gold, auch starke Mineralwasser. Der Ort ist der Sitz mehrer Bergamtsbehörden, welche ihre Gewalt über das ganze, an Bergwerken reiche Komitat ausdehnen.

38) Szaboleser Komitat. Hauptort der Flecken Groß-Kallo (Nagy Kallo mit 5.500 Einwohnern und einer Salpetersiederei.

Nyir Egyhaza ist der größte Ort des Komitats, er zählt über 16.000 Einwohner und 2.000 Häuser. Auch hier ist eine Salpeterfabrik. Der große Ort hat nur eine katholische und eine griechische Kirche, dazu noch ein lutherisches und ein reformirtes Bethaus; auch befindet sich hier eine lutherische Grammatikalschule.

Nyir Bator ist der Stammort der berühmten Familie Bathor (gewöhnlich aber falsch Bathory, wie Esterhazy, Bathyany für Esterhaz und Bathyan gesagt wird). Der genannte Flecken war sonst befestigt, ist jetzt jedoch herabgesunken, und hat nur noch 3.000 Einwohner.

Das Dorf Szaboles hat ein altes Schloß, welches dem Komitate den Namen gab.

Rakomaz ist eine schwäbische Kolonie, nahe an der Theiß. Von hier abwärts beginnen die großen Sandwüsten.

Neu-Wassersee (Uj Feherto) ist das größte Dorf des Komitats, es zählt über 800 Häuser und 6.200 Einwohner. Das Dorf hat, wie mehre nahegelegene Dörfer, einen Sodasee. Das Salz wittert am Ufer aus.

39) Das biharer Komitat hat die bischöfliche Stadt Großwardein zum Hauptort. Sie liegt am Flusse Sebes Körös (sprich Keurösch) in einer großen Ebene, doch ungesund wegen der vielen Moräste. Die Stadt war früher eine bedeutende Festung, und ist noch jetzt von Mauern umgeben. Acht Vorstädte reihen sich an dieselbe, welche zusammen 2.300 Häuser und 17.500 Einwohner zählen. Der früher noch viel größere Ort ist sehr herabgesunken; so zählt er nicht mehr siebenzig Kirchen, sondern nur noch neunzehn, davon eine griechisch uniirte und und zwei nicht uniirte, ferner ein evangelisches und zwei reformirte Bethäuser. Die bischöfliche Kathedrale ist ein prächtiges, im Jahr 1080 aufgeführtes Gebäude in römischem Stile. Sie thront auf einem Hügel im südwestlichen Theile der Stadt, umgeben von dem bischöflichen Residenzschlosse, den Palästen der Domherren und dem Seminar. Auch die

Residenz des griechischen Bischofs ist, so wie das Komitatshaus, sehenswerth. Die obengenannte Kathedrale ist nach ihrer frühesten, durch Ladislaus den Heligen begonnenen Erbauung in dem Türkenkriege wiederholt zerstört, bis auf den Grund niedergerissen oder abgebrannt; in ihrer jetzigen Gestalt steht sie erst seit 1778. Sie enthält die Grabstätte ihres ersten Begründers, ferner des Königs Sigmund und seiner Gemahlin Maria (1436) Monumente.

Der neustadter Platz wird durch drei zusammenstoßende Kirchen gebildet. Der Ort ist die Geburtsstadt des ungarischen Cicero, des Erzbischofs Peter Pazmany und des Dichters Johann Garay. Der berühmte G. Rakoczi starb daselbst 1660.

Die königliche Freistadt Debreczin ist nach Pesth die größte Stadt in Ungarn. Sie liegt in einer weiten sandigen Ebene, welche wasserarm und nur im Süden ein wenig fruchtbarer ist, doch auch in der Nähe der Stadt große und gute Waiden enthält. Die Stadt hat schon sehr viel Türkisches in der schlechten liederlichen Bauart, in dem unerhörten Koth oder Staub, in dem gänzlichen Mangel an Pflaster, denn nur die Hauptstraßen haben eine Andeutung von holperigen, unregelmäßigen Trottoirs an den Häusern, nach walachischer oder russicher Art aus Holz gemacht. Die Stadt ist durch einen Erdwall befestigt. Die Häuser, 3.600 an der Zahl, haben alle nur ein Parterre; große Seltenheit ist der Aufbau eines zweiten Stockwerks. Die Einwohner, nahe an 50.000, sollen das Magyarische in der größten Reinheit sprechen. Sie sind größtentheils reformirter Religion. Auch ist hier der Sitz des reformirten Superintendenten dieses Kreises. Ein paar Kirchen allein zeichnen sich als Gebäude aus. Von Industrie ist, wie überhaupt in Ungarn, wenig die Rede, doch wird hier eins und das andere in größerer Menge für den Handel gewonnen. So sollen jährlich an 8000 Zentner Sodaseife gemacht werden, wozu die nahegelegenen Natronseen der Wüsten das Material liefern. Es sind ferner hier 500 Schuster, welche die ungrischen Zischmen machen. Eine große Menge Töpfer beschäftigen sich lediglich mit der Fabrikation von Pfeifenköpfen aus rothem oder schwarzem Thone; es sollen jährlich an 11 Millionen gemacht werden. Die Hauptsache aber bleibt immer der Handel, und an den vier Jahrmärkten versammelt sich, da Debreczin der Mittelpunkt zwischen Nord- und Südungarn ist, eine zahllose Menge Volkes; auch sieht man viele Wlachen, Türken, Albanier, welche das Gewühl des Marktes noch bunter und lebendiger machen. Pferde, Rinder, Schweine, Speck, Honig, Wachs, Tabak sind die Hauptgegenstände des Handels, wozu noch Tuch, Leinwand und einige andere Manufakturwaaren von

Seiten der Deutschen kommen. Die Stadt ist nie groß genug, um die Zahl der Gäste zu fassen, daher der Markt vor dem Orte gehalten wird.

Debreczin ist der Mittelpunkt aller ungrischen Sitten und Trachten, doch auch der alten Unbequemlichkeit, indem trotz der Größe des Ortes derselbe die meisten Gegenstände entbehrt, die das Leben angenehm machen; nur auf die Befriedigung der Bedürfnisse des gemeinen Mannes eingerichtet, findet weder der Fremde, noch auch der vornehme Ungar in dieser Stadt, welche viele große Residenzstädte übertrifft, etwas, das seinen Wünschen entspricht, was seine Genüsse erhöhen könnte.

Die debrecziner Haide ist zum Theil eine Sandwüste, zum Theil hat sie fruchtbaren Waideboden, auf dem zahllose Heerden (mancher Bürger hat 10.000 Stück Vieh) Futter finden. Dieselbe hat 15 Quadratmeilen, so weit sie unmittelbar zur Stadt gehört, sonst erstreckt sie sich wie bekannt, über das Hundertfache. Merkwürdig sind die vielen Natronseen, welche von den Ungarn weiße Seen (Féjer Tó) genannt werden, da sie mit einem schneeähnlichen Ueberzuge bedeckt sind. Der Boden ist glimmerhaltiger Quarzsand. Die Soda wittert so stark aus, daß sie oft einen Viertel-, ja einen halben Zoll dick da liegt. Unerschöpflich scheint die Quantität derselben zu sein, denn während der acht warmen Monate wird sie alle drei bis vier Tage gesammelt und erneuert sich seit Jahrhunderten immer wieder.

Viele Seen trocknen ganz ein, weil man sie ihrer Entfernung wegen nicht benützt. Die Ufer in der Gegend weit umher sind mit Salicornia, Salsola und anderen salzhaltigen Pflanzen der Meeresküste bedeckt. An 10.000 Zentner werden jährlich zur Seifenbereitung und zum Verkauf gesammelt. Einige der Natronseen braucht man zu Bädern.

Unter mehren Märkten, die nichts besonders Anziehendes haben, will ich nur des Fleckens Waskoh und des Marktes Rez Banya erwähnen. Der letztere hat eine Höhle, in welcher man vorweltliche Thierknochen entdeckte. Dasselbe findet Statt mit dem Dorfe Tunacza, woselbst sich eine sehr große Höhle befindet, deren Boden ganz mit Thierknochen bedeckt ist. Die nahe gelegenen Steinbrüche liefern einen weißen Marmor, so zart und feinkörnig, wie der kararische.

Der erstgenannte Flecken aber, Waskoh, ist merkwürdig wegen der unfern desselben, bei dem Dorfe Kalugyer an der siebenbürgischen Gränze entspringenden Schwefelquelle Dagado Foras. Von Weihnachten bis in den August stößt die Quelle alle Viertelstunden eine bedeutende Menge Wasser unter starkem unterirdischem Brausen aus. Das Becken derselben füllt sich in zwei Minuten, obwohl es an 50 Eimern faßt. Das Wasser ist sehr rein, geschmacklos und friert, trotz seiner

eigenen großen Kälte doch niemals zu. Die Wlachen benützen diese Quelle als Bad gegen Gicht, alte Wunden mit vielem Erfolge.

Das hier liegende Gebirge Bihar, welches Ungarn von Siebenbürgen scheidet, ist eine der bedeutendsten Erhebungen der Karpaten; seine Gipfel übersteigen die Schneegränze. Es ist in seinem ganzen Zuge voll merkwürdiger Höhlen, welche noch nicht erforscht sind. Die Bewohner dieser rauhen Bergthäler sind Wlachen, griechisch unirten Ritus. Sie sind kräftig, freiheitsstolz, aber sehr roh und listig; doch unterscheiden sie sich vortheilhaft von ihren andern Stamm-Verwandten. Den türkischen Sitten sich nähernd, scheeren die Männer sich den Kopf bis auf einen kleinen Haarbüschel, welcher, in einen Knoten geschlungen, unter der Mütze über das linke Auge hängt. Schnauz- und Knebelbart sind von ungewöhnlicher Länge; nicht selten sind ein paar durchlöcherte Dukaten hineingeflochten. Ihre Kleidung besteht in einer Mütze und einer Jacke von Schaffellen, Hosen von grobem Wollenzeuge und einer Art Sandalen aus ungegärbtem Leder, welches mit Riemen an den Füßen befestigt wird. Die Frauen lieben die grellsten Farben und bereiten sich die bunten Tücher selbst. Ein um den Kopf geschlungenes Tuch, ein ganz kurzes Hemde und eine Schürze vorn, eine Schürze hinten, an beiden Seiten offen, bilden während des Sommers ihre ganze Bekleidung; im Winter kommt ein Schafpelz dazu. Auf der Ebene Kalinascha hält man am St. Peterstage einen Vieh- und Mägdchenmarkt. Zu demselben finden sich alle heirathslustigen und kauffähigen Männer und Jünglinge ein. Dem Meistbietenden wird das Mägdchen mit sammt ihrer Mitgift, in so und so viel Ochsen und Kühen, Schafen und Schweinen bestehend, zugeschlagen; sie geben sich die Hände, der Pape, bei jedem Handel um eines gewissen Rabattes gegenwärtig, macht ein Kreuz über sie und die Ehe ist geschlossen. Ein allgemeiner Rausch gibt der Ehe volle Gültigkeit.

40) Das bekescher Komitat hat zwar keine Stadt, aber Flecken, welche manche größere, und Dörfer, welche manche große Stadt an Einwohnerzahl übertreffen. Der Hauptort Gyala hat 14.000 Einwohner, starke Viehzucht. In den Sümpfen findet man viele Schildkröten.

Bekeswar hat 15.800 Einwohner und liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend, treibt auch starke Viehzucht.

Szarwas ist erst 1725 angelegt und hat doch schon über 14.000 Einwohner.

Das ganze Komitat zählt nur 15 Dörfer, unter diesen aber Csaba, 1715 angelegt, mit 2.150 Häusern und 24.000 Einwohnern, welche viel Viehzucht, Hanfbau und Seidenkultur betreiben.

41) Das czongrader Komitat hat nur eine Stadt, die königliche Freistadt und Festung Szegedin, welche eine der ältesten und berühmtesten im Lande ist. Sie liegt auf einer mäßigen Anhöhe am rechten Ufer der Theiss, dem Einflusse der Maros gegenüber. Sie ist demnach gegen die Ueberschwemmungen des Flusses geschützt, welche oft aus der ungeheuren Ebene ein wallendes Meer machen. Die Stadt, mit Verschanzungen, Mauern und Thürmen umschlossen, zählt über 33.000 Einwohner aus allen Stämmen, welche in Ungarn hausen. Sie wird eingetheilt in die Festung, die eigentliche Stadt, die obere und untere Vorstadt und Kurutz Varos. Ehemals standen hier 60 Kirchen, jetzt nur noch ein Zehntel davon, unter denen die schönste im Lande, die griechische ist.

Die Festung ist durch Soliman II. erbaut und durch Karl VI. erweitert und vollendet. Sie liegt an der Theiss und ist durch ein Glacis von der Stadt getrennt, auf welchem die Viehmärkte gehalten werden. Sie enthält die Wohnung des Kommandanten, eine Kaserne, eine Garnisonskirche und das einzige Zuchthaus in ganz Ungarn. Die Stadt ist größtentheils von Deutschen bewohnt, ziemlich gut gebaut, doch ohne Pflaster, statt dessen hölzerne Trottoirs vor den Häusern der Hauptstraßen angebracht sind. Das Rathhaus ist ein schönes Gebäude; es umfaßt zugleich den Redoutensaal und das Theater. Die obere und untere Vorstadt ist mehrentheils von Ungarn bewohnt. Der Vorhof der altdeutschen Franziskanerkirche faßt über 3.000 Menschen, daher wurde hier 1459 ein Landtag durch Matthias gehalten, wobei er der Kirche seinen mit Perlen besäeten Mantel schenkte, der, zu einem Kirchenschmucke verwendet, noch gezeigt wird.

Die Industrie des Orts ist nicht eben bedeutend, doch wird Schnupftaback, Soda und Seife bereitet. Auch werden bedeutend große Theiss- und Donauschiffe gebaut. Eine halbe Stunde unterhalb Szegedin ist ein großer Hausenfang; der Fluß liefert so viele Fische, daß sie nicht nach dem Gewicht, sondern Stückweise verkauft werden.

Eine besondere Merkwürdigkeit bietet hier der Fluß, dieß ist die sogenannte Theissblüthe, Efemeren, kleine Wasserlibellen, welche in ganz unberechenbaren Schaaren den Fluß bedecken, so daß sich die Schiffe im Vordringen aufgehalten sehen. Diese kleinen Libellen leben nur einige Stunden, während welcher sie allein dem Begattungsgeschäft obliegen. Das Weibchen läßt die befruchteten Eier in zweien traubenförmigen Buscheln, über 800 bis 1.000 enthaltend, in's Wasser fallen und stirbt dann gleich dem Männchen. Als ein treffliches Viehfutter werden sie von den Bewohnern mit Schaufeln auf große Wagen geladen; mancher Bauer holt während der drei oder vier Sommertage, während welcher,

wie er sagt, die Theiss blühet, mehre hundert Fuder, die dann, da das Vieh sie nicht gleich verzehren kann und sie sich nicht aufbewahren lassen, als außerordentlich fetter animalischer Dünger gebraucht werden. Die Sümpfe der Umgegend liefern zahlloses Federwild und viele Schildkröten. Aus den Schilfblättern flicht man jährlich an 20.000 Matten.

Der Markt Csongrad von 13.500 Einwohnern und 1.300 Häusern, auf einer Halbinsel der Theiss gelegen, gibt dem Komitat den Namen.

42) Das csanader Komitat hat zum Hauptort den Marktflecken Mako am rechten Ufer der Maros. Er zählt 2.700 Häuser und 18.500 Einwohner. Bisweilen residirt der Bischof von Csanad daselbst.

In der Wüste von Mezeuhegyes befindet sich ein großes, von Josef II. gegründetes wildes Gestüt mit beinahe 200 Beschälern und 4.000 Zucht-, so wie 3.000 jungen Stuten, das in Allem mit den Fohlen 17.000 Stück Pferde halten sollte. Es ist jedoch sehr gesunken und hat nicht viel über den sechsten Theil der dafür bestimmten Rosse.

43) Das arader Komitat hat zum Hauptort Arad, eine königliche Freistadt von 14.500 Einwohnern. Sie war ehemals befestigt, ist es jedoch nicht mehr. Die neue Festung wurde 1763 in einer Krümmung oder Halbinsel der Maros angelegt. Der größte Flecken des Komitats heißt Peczka und hat über 14.000 Einwohner. In diesem Komitate liegt auch das Dorf Menesch, wegen seines trefflichen Weines berühmt.

Die drei folgenden Komitate bilden das sogenannte Banat.

44) Das torontaler Komitat hat Groß-Becskerek mit 13.000 Einwohnern am Begakanale zum Hauptorte. Die Brücke, welche über denselben führt, ist so schön und hoch gebaut, daß auch Segelschiffe darunter durchfahren können.

Groß- St. Niklas (Nagy Szent Miklos) ist der größte Ort des Komitats. Man findet in diesem Komitate Seidenzucht und Reisbau.

45) Das temescher Komitat hat zwei königliche Freistädte, davon Temesvar der Hauptort ist. Die Stadt zählt 12.000 Einwohner und 1.400 Häuser, welche regelmäßig und gut gebaut sind. Die Festung, welche die alte Stadt umschließt, hat dreifache Mauern und starke Blockhäuser, welche die drei Thore schützen, vor deren jedem in einer Entfernung von 300 Schritten eine Vorstadt liegt. Der Domplatz ist groß und regelmäßig und wird von schönen Gebäuden, dem Bischofssitz u. a. gebildet. Die Festung oder eigentliche Stadt zählte zur Türkenzeit nur eine alte Burg und wenig Häuser, als jedoch Prinz Eugen sie

eroberte, und zu einer bedeutenden Festung erhob, sie mit dreifachen Wällen und Gräben umgebend, da zog das Gefühl der Sicherheit hinter diesen Wehren bald eine Menge Menschen herbei, so daß die Stadt 1782 zur Freistadt erhoben wurde. Die Straßen sind breit, gut gepflastert (in Ungarn eine große Seltenheit), mit Kanälen versehen. Eine Wasserleitung versorgt die Stadt mit Trinkwasser. Schöne Gebäude zieren sie, obwohl sie von weitem keinen großartigen Eindruck macht. Die Feste des Johann Hunyad ist zum Zeughaus geworden. Das griechische Stadthaus enthält den Redoutensaal und das Theater. Industrie ist sehr unbedeutend, Handel groß.

Die zweite königliche Freistadt ist Werschetz am Fuße des gleichnamigen Berges, mit 2.400 Häusern und 16,500 Einwohnern. Sie ist der Sitz eines griechischen Bischofs. Die Römerschanzen, welche hier vorbeilaufen, durchziehen dieses Komitat in zwei Reihen von Süden nach Norden.

Die Märkte Arad, Lippa u. s. w. sind nicht bedeutend, doch treiben alle starken Handel, Obst-, Wein- und Seidenbau.

46) Das letzte ungarische Kommitat ist das krassover. Es hat keine Stadt, wohl aber 15 Märkte, davon Deutsch-Lugos der Hauptort des Komitats ist. Es liegt am Flusse Temes. Ihm gegenüber liegt Wlachisch-Lugos. Beide zusammen haben 6.000 meistens wlachische Einwohner. Das Komitat treibt starken Handel mit den Erzeugnissen seines Bodens. Industrie ist fast gar nicht da.

Unmittelbar an dieses Komitat stößt die banatische Militärgränze. Einige Merkwürdigkeiten der Donaugegend dürften hier nicht am unrechten Flecke sein. Die Donau geht hier zwischen türkischem und österreichischem Gebiete durch ein Gebirge hindurch, was die Fahrt auf derselben so gefährlich als interessant macht. Unterhalb Belgrad beginnt schon das serbische Gebirge immer näher an das Ufer zu treten, während auf der linken Seite noch immer Moräste und Sümpfe dem Strom eine beliebige Ausdehnung gestatten. An der türkischen Festung Semendria vorbei kommt man zu den romantisch gelegenen Trümmern der Feste Kulich. Der Fluß bildet Insel auf Insel, theils mit Dörfern (Tschardaki) der Militärgränze, theils mit Röhrig besetzt, in welchem zahlloses Federwild nistet. Unterhalb Palanka treten auch die Gebirge des Banats mit den serbischen an den Strom, und bilden den hoch romantischen Engpaß der Donau bei Orsowa, welcher alle anderen Gegenden des Flusses an Reiz weit hinter sich läßt. Imposante Felsmassen, schroffe, sonderbar geformte Klippen, wie sie den Kalkgebirgen eigen sind. Dort fällt auch der Nera in den Hauptstrom, welcher hier schon eine ungeheure Wassermasse darbietet. An der ziemlich großen Insel Nova-

Gaja vorbei kommt man zur verfallenen serbischen Feste Gradischie, und weiterhin links zu dem romantischen Schlosse Poseschna, dem gleichnamigen Dorfe gegenüber gelegen. Nach einer Stunde erreicht man das Dorf Alt-Moldava mit einer Ruine, und den Bergflecken Neu-Moldava.

Hier beginnt nun die Strecke, auf welcher der Strom die Schifffahrt durch alle möglichen Hindernisse so sehr beschwerlich macht, daß selbst die Dampfschiffe zwischen den beiden Stationen Orsowa und Moldava den Reisenden zu Lande befördern lassen, obgleich es dem Dampfschiffe Argo zweimal gelang, die sich häufenden Schwierigkeiten zu besiegen. Unterhalb der Moldava-Insel ragt mitten aus dem Strome der Felsblock Babakali hervor. Die Donau, bis hieher spiegelglatt und ruhig, fängt hier an, mächtige Wellen zu schlagen, und wird bald darauf durch die Felsen Trivadicza in Ungarn und Jocz in Servien auf 650 Klafter eingeengt, an denen sich, gepeitscht von einem gewöhnlich sehr heftigen Winde, die Wellen unter Schäumen und Brausen brechen. Der Paß wird ungarischer Seits durch die Feste Babakali und türkischer Seits durch das Bergschloß Golubacs, dessen neun Thürme hoch über ein ärmliches Dörfchen herüber ragen, beherrscht. Die beiden Ruinen, auf gigantischen Felsmassen den tobenden Strom überragend, geben ein herrliches, wild romantisches Gemälde. Unter dem letztgenannten Orte ist auch die berüchtigte Golubacser-Höhle, aus welcher im Frühjahre die furchtbaren Mückenschwärme hervorbrechen, welche wie dichte zusammenhängende Rauchwolken nach Servien und dem Banat ziehen und die Heerden überfallen. Alle von Haaren entblößten Theile, Augen, Nase, die Geschlechtstheile, sind augenblicklich mit zahllosen Mücken bedeckt, und selten überlebt ein so gequältes Thier den Anfall, in ein paar Stunden ist es unter den furchtbarsten Schmerzen getödtet. Georg soll in dieser Höhle den gewaltigen Drachen getödtet haben, und von seinem Aase die Insekten entstehen. Wenn sie wirklich aus der Höhle kommen, warum mauert man sie nicht zu?

Der etwas breiter werdende Strom fließt ruhiger, doch immer noch stark bewegt durch die Gebirge. Unter dem Wachthause Alibei findet man die erste Klippenreihe, welche sich von Ufer zu Ufer unter der Wasserfläche hinzieht und bei niedrigem Wasser die Schiffer zur größten Vorsicht nöthigt, denn pfeilschnell schießt hier wieder der Strom durch sein eingeengtes Bette. Bei dem Wachthause Welika Kozla zieht sich die zweite Felsenreihe durch den Strom und verursacht eine heftige Brandung; die Anwohner aber, welche das Fahrwasser kennen, fahren ohne Schwierigkeit hindurch. Noch 3.000 Fuß weiter erreicht man den gefährlichen Wirbel Jardop, auch Szirinyak, von dem gleichnamigen

Bache, der hier in die Donau stürzt. Der Strom prallt von dem schroffen serbischen Ufer zurück und dreht sich mit furchtbarer Schnelligkeit im Kreise umher, einen eigentlichen, in der Mitte vertieften Wirbel bildend. Selbst den Anwohnern ist diese Stelle furchtbar, und sie kennen kein Mittel, der Gewalt des sich in sich selbst zusammendrehenden Wassers zu entgehen. Nun engt der Strom eine Felsenmauer bis auf 280 Klafter ein. So stürmt er auf den Doppelfelsen Bivoli zu, der mitten aus dem Flußbette hervorragt, doch nur zur Zeit hohen Wassers gefährlich ist, da ihn die Wasserfläche bedeckt. Weiter abwärts steht der Felsen Izlas, 40 Fuß und noch weiter abwärts der Felsen Tachtaglia, 300 Fuß hoch. Das ganze Flußbette ist hier von Felsen eingeengt und höchst gefährlich gemacht, denn nur an der serbischen Seite bleibt ein Raum von 12 Klaftern Breite, für die Schiffe befahrbar. Die Felsen sind mehr oder minder gefährlich, je nachdem der Wasserstand hoch ist, und es gehört ein eigenes Studium, eine immerwährende Aufmerksamkeit auf die Ufer, an denen der Schiffer sich die Höhe des Wasserstandes merkt, dazu, um ein Schiff glücklich durch dieses Labirinth zu bringen, denn jeder Schuh mehr oder weniger macht eine veränderte Richtung der Fahrt nothwendig. Dort wurden 1833 fünf große Schiffe zertrümmert.

Sehr schwierig, wenn auch nicht ganz so gefährlich, ist natürlich die Fahrt stromaufwärts. Die türkischen Salzschiffe, deren größte an 10.000 Pfund laden (was nicht viel ist, 100 Zentner), werden durch 120 bis 130 Menschen und 10 bis 20 Paar Ochsen gezogen, wobei noch ein mächtiges Segel nachhilft, — so mächtig ist der Druck des Wassers bei der Schnelligkeit, mit der es sich durch die Felsen drängt. Hat man diese Stellen überwunden, so theilt sich der Strom in zwei Arme, deren größerer einen Sturz bildet, welcher die Fahrt auf demselben durchaus unmöglich macht, daher die Schiffmannschaft ihre ganze Kraft aufbieten muß, um dem dahin führenden Strome zu entgehen und in den kleinern Arm einzulaufen. Die Theilung wird durch die ganz zu Serbien gehörige Insel Povecza veranlaßt, an deren rechtem Ufer, malerisch gelegen, der Flecken Povecz steht. Der Strom fließt hier langsamer und wendet sich nach einer großen südlichen Krümmung wieder nach Nordost. Am linken Ufer liegt das Dorf Szwinicza. Nun folgt bei dem Dorfe Plavishwiza das Riff Incy, welches jedoch nicht so gefährlich ist, da es bei hohem Wasserstande hinlänglich bedeckt ist, dann aber der Kalnich, in der Mitte des Strombettes emporsteigend, und dicht darunter der Kozan, gegen den die Wellen der hier auf 86 Klafter eingeengten Donau mit ungeheurer Wuth ankämpfen und einen neuen Wirbel bilden. Die Tiefe des Stromes berechnet man hier auf 168 bis 170 Fuß und der hohe Sterbecz steigt zu 2.184 Fuß em=

vor, dessen schroffe Felsenmassen das Schauerliche dieses Engpasses noch erhöhen.

Eine halbe Stunde unterhalb desselben liegt am linken Ufer die berühmte veteranische Höhle, so benannt von einem 1692 in Siebenbürgen kommandirenden General Veterani, früher Biscabara geheißen. Sie liegt zwölf Fuß hoch in dem Berge Schukuru, auch Blutberg, von einer Niederlage der Türken so genannt. Der Eingang ist 27 Fuß lang, 12 Fuß breit und $4^1/_2$ Fuß hoch; eine 6 bis 8 Fuß weite Oeffnung gibt der Höhle von oben her einiges Licht. Ihre militärische Wichtigkeit an dem 140 Klafter breiten Strome erkannten schon die Römer, wie einige Inschriften an den Ufern bezeugen. Vor dem Eingange, den eine eiserne Thüre versperrt, und den der überhangende Felsen von oben her schützt, sind Schanzen aufgeworfen (die Höhle liegt 300 Fuß vom Ufer des Flusses), und die Höhle selbst ist mit einem Backofen, einer Cisterne, Feuerstelle und sonstigem, für eine Garnison nöthigen Zubehör versehen. Eine Nebelhöhle dient als Pulvermagazin. Die große Höhle selbst faßt 6 bis 700 Mann. Doch ist der Aufenthalt kein angenehmer — ein schlechtes Wasser und nicht selten erstickender Rauch, da kein hinlänglicher Abzug vorhanden ist, machen sie schwer bewohnbar. Bei zweien harten Belagerungen ist sie doch nicht mit Gewalt, sondern durch Kapitulation genommen.

Gleich unterhalb der Höhle folgt Dubova an der Ogradina. Gegenüber von diesem Dorfe bildet der Uferfelsen eine natürliche, zwanzig Fuß breite Treppe, welche zu der Trajanstafel führt. Diese ist eine Inschrift, welche unter einem gewölbten Felsdache in die Ufersteine gehauen ist. Die halb aufgerollte Tafel, welche zwei geflügelte Genien halten, trägt eine Inschrift, welche jedoch durch die Fischer, die unter diesem Dache oft Feuer anzünden, schon sehr zerstört ist. Leserlich ist noch Folgendes: **Imp. Caes. D. Nerva Filius. Nerva. Trajanus Germ. Pont. — — — — ? imus** (vielleicht **Maximus**). Dies Denkmal verewigt Trajan's ersten Feldzug in Dacien um das Jahr 103. Zu beiden Seiten der Tafel sind Delfine, deren Schweif in dem Gewölbe endigt, welches in mehre Felder eingetheilt ist, deren mittleres den römischen Adler enthält. Die ganze Umgegend ist äußerst romantisch. In der Nähe sieht man noch deutliche Spuren der in den Felsen gehauenen römischen Straße.

In einem freundlichen Bergkessel liegt an der Donau der Marktflecken Alt-Orschowa, zum Distrikt des wlachisch-illyrischen Gränzregiments gehörig. Noch sieht man die Trümmer des ehemaligen türkischen Kastells. Hinter dem Orte liegt die Kontumaz in dem Dorfe Xubanek (Schupanek). Eine halbe Stunde unterhalb fällt die Tscherna in

die Donau, und noch eine halbe Stunde weiter beginnt eine Donauinsel, auf welcher die türkische Festung Neu-Orschowa liegt. Am rechten Ufer steht das einst von den Oesterreichern angelegte Fort Elisabeth (türkisch Schistab). Die Festung Neu-Orschowa ist in schlechtem Zustande und sehr ungesund. Sie enthält eine Moschee, aus einem ehemaligen Franziskaner-Kloster gemacht, eine Knabenschule und einen Bazar. Besonders interessant ist der Friedhof durch die fremdartigen türkischen Grabmäler. Unterhalb der Wodiczer Mühle bildet der Bagnabach die Gränze von Oesterreich gegen die Walachei, welche durch eine Piramide mit dem Doppeladler bezeichnet ist. Hier steht ein Hauptposten des Kordons. Gegenüber liegt das walachische Dorf Werozerowa. Von der Wodiczer Mühle kann man das Vorgebirge Alion besteigen. Es beherrscht die Festung und hat eine freundliche Aussicht über den Strom, die severiner Thürme, das eiserne Thor, den Punkt, wo Trajan seine Brücke schlug u. s. w.

Schifft man nun weiter die Donau hinab, so befindet man sich an beiden Ufern auf türkischem Gebiete, und das malerische Interesse der Gegend wird noch durch das Fremdartige der Bauart, der Trachten und des Lebens erhöht. Hier ist denn auch die großartigste Scene der ganzen Donaureise, der berühmte Paß und Katarakt des eisernen Thores. Schon 800 Klafter unter Neu-Orschowa trifft man auf eine starke Brandung, Gornya Belega genannt, und 300 Klafter weiter ist eine zweite, Dolnya Belega. Immer stärker wird das Getöse noch ehe man von den gefährlichen Felsen etwas erblickt. Endlich ist das Tosen der empörten Wellen so heftig, daß die Schiffer ihre eigenen Worte nicht mehr hören und sich durch Zeichen verständigen müssen, man ist an der Porta Ferea (türkisch Demirkapi). Der Strom ist hier zwischen hohen Uferfelsen auf 200 Schritte oder 67 Klafter eingeengt, und das Bette selbst ist voll zahlloser Klippen, welche überall Brandungen und Wirbel erzeugen. Die Tiefe ist nicht zu ergründen, denn der Strom ist so furchtbar reißend, daß er selbst zentnerschwere Gewichte nicht auf den Boden in senkrechter Richtung fallen läßt, sondern sie weit hinwegführt. Mit blitzesschnelle reißt er auch die Schiffe durch die Felsblöcke bis zu dem serbischen Orte Sip, wo sich die Gefahren abermals durch dreiundzwanzig Wirbel häufen. Die Fahrt durch das eiserne Thor dauert eine halbe Stunde, während welcher das Schiff von den stürmischen Wellen wie auf dem empörten Meere umhergeworfen wird. Gewöhnlich nimmt man von Orsowa Lootsen mit (Kormanyas), welche mit den engen, durch die Klippen führenden Kanälen vertraut sind. Strom ab kann man wohl fahren, stromauf ist es jedoch ganz unmöglich. Am serbischen Ufer ist ein natürlicher, nicht so gefahrvoller Kanal, der indessen

nur bei hohem Wasserstande befahren werden kann. Bei dem Dorfe Sip bemerkt man die Ueberreste eines gemauerten, nicht schiffbaren Kanals. Sollte die Donau die Wichtigkeit erhalten, welche sie für den Handel haben könnte, so müßte ihr Lauf hier geregelt werden, oder, da dieses fast unmöglich sein, der Fall auch immer viel zu stark bleiben würde, selbst wenn keine Klippen mehr den Fluß hemmten, so müßte man einen Kanal mit Schleusen neben dem Flusse fortführen; erst dann wäre es möglich, stromauf und ab die Donau zu beschiffen.

Nach dieser Abschweifung, welche uns des eisernen Thores wegen schon außerhalb des österreichischen Gebiets geführt hat (von wo an die Donau immer breiter und langsamer wird), kehren wir nach Ungarn zurück. In dem Raume der bis daher angeführten 46 Komitate, doch zu keinem derselben gehörig, gibt es noch vier Distrikte. Der erste ist das Jazygerland (Jászág). Denselben sollen die Nachkommen der alten Jazigó oder Kumanen bewohnen, welche 1086 mit Beute beladen wieder in ihre Heimath zurückkehren wollten, aber von König Ladislaus I. zum Dableiben und zur Annahme des Kristenthums gezwungen wurden. Sie wohnen östlich von Pesth an dem Ufer der Zagyva, an welcher ihr Hauptort Jász Bereny liegt. Er hat 16.000 Einwohner, 3.000 Häuser, mehre Kirchen, ein schönes Rathhaus mit Alterthümern (das elfenbeinerne schön geschnitzte Schlachthorn des ungarischen Feldherrn Leel oder Lehel). Der zweite Kreis ist

Groß-Kumanien (Nagy Kunság), östlich und südlich an den vorigen stoßend. Er hat sechs Märkte.

Kardszag Uj Szállás ist der größte derselben mit 3.450 Häusern und 13.000 Einwohnern. Der dritte Kreis ist

Klein-Kumanien (Kis Kunság), südöstlich von Pesth gelegen. Er ist größer als Groß-Kumanien, hat mehre bedeutende Märkte und Flecken, unter diesen den Hauptort Félegyháza in einer an Getraide und Wein reichen, fruchtbaren Gegend mit 16.000 Einwohnern; ferner Halász mit 12.000 Einwohnern; ein Dorf, Dorosma mit 8.000, ein anderes, Majsa, mit 6.000 Einwohnern. Der vierte Kreis besteht aus den Hajducken-Flecken (Hajdu Varosok) und ist fast ganz von dem Szabolcser (38) Komitat eingeschlossen. Er hat sechs Flecken und sechs Pradien (Haidendörfer mit großen Hütungen). Der Hauptort ist Boszermeni mit 15.000 fast durchaus reformirten Einwohnern. Der Flecken Szoboszló hat 14.000 Einwohner (südwestlich von Debreczin gelegen).

Zu dem eigentlichen, bis hieher betrachteten Ungarn ist in neuerer Zeit noch gezogen worden Slavonien und Kroatien. Das erste hat drei Komitate, eben soviel das andere.

47) Das veroczer Komitat hat zum Hauptort die königliche Freistadt Essek, das alte römische Mursia, welches Attila zerstörte und wovon man bei Ausgrabungen noch manche Denkmäler findet. Essek hart am Ufer der Drau, welche hier die Gränze zwischen Ungarn und Slavonien macht, besteht aus der eigentlichen Stadt und dreien Stadttheilen, oberhalb und landeinwärts gelegen. Die Festung faßt 30.000 Mann und ist daher gegen die Türkengränze von Wichtigkeit. Die 12.000 Einwohner treiben starken Handel nach der Türkei mit Vieh, rohen Häuten, Brettern, Getraide.

48) Das sirmier Komitat hat keine Stadt. Der Hauptort ist der Markt Illock auf einer Anhöhe an der Drau, in freundlicher Lage überragt von einem alten Felsenschlosse. Es hat derselbe 3.600 Einwohner, welche Weinbau und Fischerei treiben.

Der schönste Markt von Slavonien ist Alt-Vukovár von 900 Häusern und 4.300 Einwohnern.

49) Das poseganer Komitat hat die königliche Freistadt Posega zum Hauptort. Sie liegt am Fuße eines Weingebirges, ganz von Obstgärten umgeben, und hat 530 Häuser mit 5.000 Einwohnern, welche Wein- und Tabakbau und Seidekultur treiben.

Der Markt Pakrácz mit tausend Einwohnern ist der Sitz eines griechischen Bischofs, und die Umgegend ist die Heimat der gefürchteten Panduren oder Rothmäntel.

50) Das warasdiner Komitat liegt in Kroatien und hat zum Hauptorte die königliche Freistadt Warasdin, am rechten Ufer der Drau gelegen, mit 10.000 Einwohnern. Sie bildet ein Viereck, an dessen südlicher Seite man noch Befestigungswerke wahrnimmt. Auch steht daselbst das alte feste Schloß der Grafen Erdödy. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig, doch zeichnet sich die Stadt durch kein merkwürdiges Gebäude aus.

In dem Markte Toplika befindet sich ein besuchtes Schwefelbad.

51) Das kreutzer Komitat hat zwei königliche Freistädte, davon die südlichere, Kreutz, der Hauptort ist. Die andere heißt Kopreinitz. Beide sind klein, haben kaum 3.000 Einwohner, und waren ehemals befestigt.

52) Das agramer Komitat hat zwei Freistädte, deren größere, Agram, der Hauptort ist. Sie zerfällt in die obere, die untere, und die bischöfliche Stadt, in welch' letzterer die bischöfliche Residenz ist. Mehre schöne Plätze, große Gebäude zieren die Stadt, welche 12.000 Einwohner hat und die Hauptstadt von Kroatien ist, in welcher alle höheren Behörden ihren Sitz haben.

Die zweite Freistadt, Karlstadt, ist schon oben bei der Beschreibung der Militärgränze angeführt.

Das ungarische Littorale gehört zu keinem Komitate, und bildet einen besondern Regierungsbezirk, welcher 2 Freistädte, 3 Flecken und überhaupt 40.000 Einwohner enthält. Die Hauptstadt ist Fiume, an einem Busen des adriatischen Meeres. Sie ist schlecht gebaut, eng, krumm, bergig, hat aber in der neuen, niedriger gelegenen, Stadt schönere Häuser, und vom Meere her ein sehr freundliches Ansehen. Die ehemals reiche Handelsstadt hat jetzt kaum 9.000 Einwohner, welche von Rossoglio-, Makaronifabrikanten und einigem Handel leben. Fischerei scheint dabei ein Haupterwerbszweig zu sein, den auch

Buccari, die zweite Freistadt, an der Bucht von Buccaricza gelegen, betreibt. Es sind hier ungefähr 1.800 Einwohner. Beide Freistädte haben gute Häfen, doch wenige Besucher derselben.

X.

Das

Grossfürstenthum Siebenbürgen.

Das Grosfürstenthum Siebenbürgen.

Von allen österreichischen Ländern beinahe am wenigsten bekannt, verdiente dieses Wunderland es doch gerade am mehrsten; denn unerschöpflich sind die Schätze des Mineral- und Pflanzenreichs, welche sich dem Naturforscher darbieten. Durchaus Karpatenland, kann ich hinsichtlich der Beschreibung desselben auf den ersten Theil dieses Werkes verweisen, woselbst man die merkwürdigsten Höhen, so wie im zweiten Theile die Bewässerung findet.

Der Boden ist äußerst fruchtbar; seine Höhen geben alles, was die kälteren Länder haben, seine warmen Thäler schließen sich hinsichtlich der Sommerpflanzen an Italien, denn man hat hier so köstliche Zucker- und Wassermelonen als in der Lombardie. Dazu kommt noch Taback von ausgezeichneter Güte, Wein, der dem Ungarwein nicht viel nachsteht, und alle Früchte, welche nicht größere Wärme brauchen, als die Reben, also Pfirsiche und Aprikosen, so gut wie Kirschen und Pflaumen, Aepfel und Kastanien. Auch der Thiere gibt es so viele und vielerlei, daß Siebenbürgen reich ausgestattet genannt werden kann. Außer Pferden, Rindern, Schafen findet man noch einzelne Büffel und wohl gar Auerochsen; zu dem Iltis-, Marder- und Wieselgeschlechte gesellt sich das edle weiße Hermelin, und ein dem Hamster ähnliches, treffliches Pelzwerk lieferndes Thier, der Erdhund. Außer den braunen Bären findet man schwarze und weiße, außer dem gewöhnlichen Wolf und Fuchs noch den weißen und blauen. Auch Biber und Fischottern findet man — Beweis, daß

des Menschen Fuß das Land noch wenig durchstreift; denn wo dieses geschieht, zieht der Biber sich bald zurück. Von den Vögeln, welche als Wild betrachtet werden, hat das Land alles vom Auerhahn und der Trappe bis zur Wachtel und Krikente, Adler, Geier, große Falken, deren viele, damals als Siebenbürgen noch der Türkei gehörte, als Tribut nach Bizanz geliefert werden mußten; ferner Kropfgänse oder Pelikane, Kraniche, Reiher, weiß und schwarz, finden sich in Menge. Die Bäche und Flüsse wimmeln von Fischen. Zahllose Bienenschwärme geben ohne Wartung, ohne Pflege köstlichen weißen Honig, der einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet, indem die Bauern, die Jäger ihn aus den hohlen Bäumen der Urwälder sammeln. Eine Landplage sind leider nicht selten die Heuschrecken, welche aus der Moldau und Walachei herüber kommen.

Die Einwohnerzahl dieses Landes kann nur schätzungsweise angegeben werden, da keine bestimmten Zählungen Statt finden. Ohne die Militärgränze darf man jetzt wohl zwei Millionen annehmen, welche hauptsächlich den Ungarn, Deutschen und Szeklern angehören, worunter sich jedoch auch Walachen, Serben, Armenier, Juden, Russen, Zigeuner, Mähren, Griechen, Bulgaren, Polen, Raizen und Landler befinden, welche durch das ganze Land zerstreut sind.

Die Magyaren bewohnen den Westen und Norden, den sogenannten Komitatsgrund, und sind daselbst seit dem neunten Jahrhunderte ansäßig. Sie gleichen an Gestalt, Sitten, Kleidung ganz ihren Stamm-Verwandten im eigentlichen Ungarn. Ihnen ähnlich sind die Szekler. Beide Völker treiben hauptsächlich Feld- und Gartenbau, wohnen in ziemlich schlechten Häusern immer ganz zur ebenen Erde, wo nicht gar ein paar Schuh tiefer als die Straße.

Die Deutschen sind ein kräftiger, schöner Menschenschlag, die Mägdchen besonders haben ungemein viel Frische und Liebreiz, doch altern sie so früh, als sie früh reifen. Die Beschäftigung der Deutschen ist zwar auch, wie bei den Ungarn, Landbau, allein auf einen solchen Grad vervollkommnet, daß er dem des nördlichen Deutschlands wenig nachsteht, und den des südlichen bei weitem übertrifft. Dazu tritt Obst- und Weinbau, Garten-, Gemüse- und Blumenkultur, weil er neben gutem schmackhaftem Essen auch noch äußere Zier, Schmuck seiner Wohnung, seines Eigenthums sucht, was der Magyar ganz verschmäht. Der Deutsche baut sich ein wohnliches, freundliches Haus, dessen unterer Theil, so gelegen wie das Staatszimmer des Szekler und Ungarn (wenn derselbe ein solches kennt), nur der Keller oder die Rumpelkammer ist, über welchen sich dann ein paar freundliche, warme Zimmer erheben, zu denen eine Treppe außer dem Hause, bedacht, und oben mit einem geräumigen Vorplatze versehen, führt, auf welchem an freundlichen Sommerabenden

die Familie ihr Abendbrod einnimmt. In den Städten sind meistens Deutsche ansässig, welche Handwerke oder Fabriken betreiben. In der Kleidung unterscheiden sie sich wenig von den Ungarn.

Die Walachen treiben besonders Viehzucht, ihrer und der übrigen Völker ist bei Beschreibung des Königreichs Ungarn und der Militärgränze bereits gedacht, und sie zeichnen sich vor jenen dort angeführten wenig oder gar nicht aus. Die siebenbürgischen Pferde, von den Walachen in großer Menge wild gezogen, sind durch ihre Dauerhaftigkeit berühmt, doch werden sie nur bei den Deutschen durch gute Hengste veredelt, bei den Walachen aber sind sie sich gänzlich selbst überlassen. Noch mehr wird von ihnen die Schafzucht betrieben, wobei einer eigenen Raçe zu erwähnen ist, welche in Siebenbürgen heimatlich scheint, dieß ist das Zurkan-Schaf mit schmackhaftem, derbem Fleische, von ungewöhnlicher Größe und Stärke, mit langer bis zur Erde herabreichender, aber grober Wolle bekleidet, woraus die Walachen ihre ordinären Tücher, und ihre Pferdedecken machen.

Die Slaven betreiben häufig den Bergbau, der daher sehr im Argen liegt, so reichlich der Gewinn auch sein könnte, da Siebenbürgen unerschöpfliche Schätze fast an jedem Erze hat. Die Zigeuner beschäftigen sich mit dem Goldwaschen. Auch die Salzgewinnung ist außerordentlich groß, da das Gebirge überreich daran ist; doch werden wir nicht hier, wohl aber bei dem Königreiche Galizien und Lodomerien davon ausführlicher sprechen.

Ein so produktenreiches Land könnte, wie begreiflich, einen sehr ausgedehnten Handel haben, um so mehr, als es zugleich die türkischen Waaren ein- und durchführt; aber die Straßen sind so schlecht, daß auf denselben kaum fortzukommen ist. Die Regierung hat viel dafür zu thun beabsichtigt — doch der Himmel mag wissen, in wessen Händen das dazu bestimmte Geld kleben geblieben ist. Zum Straßenbaue, der nirgends wichtiger wäre, als hier, ist es nun einmal nicht verwendet worden. Diese schlechten Wege verhindern Reisende, das Land zu besuchen, hindern die Kommunikation der Städte und der Landestheile untereinander, der Mangel an Reisenden bedingt einen für den einzelnen Reisenden höchst fühlbaren Mangel an Wirthshäusern, und so greift eines in das Andere, um den Verkehr im Innern zu erschweren. Auch die Flüsse, welche zur Ausschiffung aller Produkte höchst wichtig wären, sind nicht gereinigt, und so wäre es denn kein Wunder, wenn Siebenbürgen uns völlig eine Terra incognita wäre.

Von wissenschaftlicher Bildung ist darum auch gar nicht zu reden. Gesetzmäßige Religionsbekenntnisse sind die katholische, lutherische, refor-

mirte und die unitarisch-griechische Religion; geduldet werden die nicht Uniirten, die Uniirten Griechen und die Juden.

Das Land hat 1.110 Quadratmeilen, in so fern man nach Karten dessen Größe bestimmen kann; denn gehörig vermessen ist es durchaus nicht. Es zerfällt in das Land der Ungarn mit eilf Komitaten und zwei Distrikten, in das Land der Szekler mit fünf Stuhldistrikten und in das Land der Sachsen mit neun Stühlen und zwei Bezirken. Umgeben ist es von der Türkei in Süden, von der Moldau in Osten, in Nordost von der Bukowina, in Norden und Westen von Ungarn.

Ortsbeschreibung.

Das große Land ist wenig bevölkert und hat wenige Städte. Die neun Komitate im Lande der Ungarn enthalten folgende bemerkenswerthe Orte.

1) Hunyader Komitat. Hauptort Marktflecken Dewa, an der Maros, mit 4.000 Einwohnern, meistens Walachen. Auf dem nahegelegenen, Zuckerhut ähnlichen, Felsen liegt ein Schloß, dessen Gründung man den Römern zuschreibt, weil daselbst viele römische Münzen gefunden werden.

Der Marktflecken Vajda Hunyad hat gleichfalls eine schöne Bergruine, von den Korvinern erbaut. Der Ort liegt höchst romantisch, hat gleich dem vorigen viel Obst- und Weinbau, betreibt auch Eisenberg- und Hammerwerke, wie denn im ganzen Komitate viel Erz gefunden wird.

Bei den Dörfern Gradissie, Demsus u. a., wie in einem großen Theile des südlichen Siebenbürgens, findet man noch prächtige römische Ruinen.

2) Zurander Komitat. Hauptort Körösbanya, mit Goldbergwerken und Goldwäschereien.

3) Krasznaer Komitat. Hauptort Szebágy Somlyo mit 2.800 Einwohnern. Das nahegelegene Schloß wird zu den ältesten und vorzüglichsten des Landes gezählt.

4) Mittleres szolnoker Komitat. Hauptort Waltenberg (Ziláh), sehr schön gelegen, mit 8.500 fast durchgängig reformirten Einwohnern. Es wird hier viel Weinbau getrieben.

Der Markt Sibo hat ein schönes Schloß des Freiherrn Veszeleny mit prächtigen großen Fasenerien u. s. w.

5) Inneres szolnoker Komitat. Hauptort der Markt Deés, am Zusammenflusse des großen und kleinen Zamos, vortheilhaft und angenehm gelegen, mit 5.500 Einwohnern.

Die Freistadt Szamos Ujvar ist klein, hat an 3.600 Einwohner, ist aber recht gut gebaut, und treibt nicht nur beträchtlichen Handel, sondern auch einige Gewerbe. Ein altes Bergschloß ist jetzt zum Strafhause eingerichtet.

Das Dorf Dees Akna hat bedeutende Steinsalzgruben. Das in diesem Komitate liegende Schloß Bethlen ist das Stammschloß der Familie gleiches Namens.

6) Das dobokaer Komitat hat den Hauptort Szek, ein früher durch seine Salzbergwerke bedeutender Marktflecken, der jedoch mit jenen Werken sehr gesunken ist.

Das klausenburger Komitat hat die Hauptstadt des ganzen Landes in seinen Gränzen, Klausenburg oder Kolosvar. Diese königliche Feistadt liegt an der kleinen Szamos in einem höchst romantischen Thale rings von fernern und nahen Gebirgen umschlossen. Ursprünglich von Sachsen erbaut, und nach ihrer Lage an einem Engpasse (Klause) genannt, ist sie aber jetzt größtentheils von Ungarn bewohnt, wiewohl sich auch von allen anderen Nationen einzelne Familien daselbst befinden. Die Stadt hat über 24.000 Einwohner und 1.200 Häuser, hat eine halbe Stunde im Umfange, ist mit alten Mauren und Thürmen umgeben, durch welche sechs Thore führen, und zerfällt in die Alt- und die Neustadt. Die erstere, von deutschen Kolonisten an der Stelle des alten Claudiopolis erbaut, liegt am Flusse Szamos, ist winkelig und düster; die Neustadt, ehemals durch eine Mauer von der Altstadt getrennt, umschließt dieselbe von zwei Seiten und ist viel heiterer und freundlicher. Die Mittelgasse besonders ist sehr schön, und gibt der breitesten Straße in Neuyork nichts nach, denn sie hat, wie jene, 150 Fuß Breite, und ist in einer Länge von 600 Schritten mit ansehnlichen Gebäuden besetzt. Auch der Marktplatz ist großartig, 500 Schritte lang und 360 breit, nur wird er, wie die darauf stehende herrliche Kathedralkirche, durch angebaute Buden sehr entstellt. Die Kirche ist 1414 durch die Gebrüder Gera ganz aus Quadern erbaut. König Sigismund befahl den Bau zum Dank für seine Befreiung aus Siklos. Auffallend ist, daß sie gar keinen Thurm hat, und man nicht weiß, ob ein solcher gar nicht im Plane gelegen, oder ob er hätte abgesondert gebaut werden sollen, wie man dieß häufig bei den Kirchen in Italien findet, und daß während des Baues vielleicht der König starb, oder die Mittel ihn zu vollenden fehlten. Mehre Kirchen und Privat- oder öffentliche Gebäude sind von Interesse, auch die Altstadt bietet deren, wenigstens aus dem Alterthume, dar. So hat man viele Antiquitäten, Münzen, Statuen aus Bronce gefunden, bei Nachgrabungen stieß man auf ein zweites, unter dem ersten gelegenes, Pflaster, ja an manchen Stellen noch auf ein drittes. Auch die Mauern

dieses Stadttheils hält man für Römerwerk. Außer der Alt- und der Neustadt hat Klausenburg noch fünf Vorstädte, welche, da sie unregelmäßig gebaut sind, den Umfang von einer halben Stunde weit übersteigen.

Klausenburg ist der Sitz der höchsten Landes-Behörden, mehrer Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten, einiger Fabriken und eines nicht unbedeutenden Landhandels.

Der Stadt gegenüber, auf einem Hügel am andern Ufer des Flusses, steht, an der Stelle eines römischen Kastells, das durch Karl VI. erbaute Schloß, die sogenannte Festung, in welcher man einen 210 Fuß tiefen Felsenbrunnen als Merkwürdigkeit zeigt. Die Festung beginnt zu verfallen.

Die Märkte des Komitats haben keine besondere Merkwürdigkeit. Auf den Feldern um das Dorf Felek findet man große gerollte, oft genau zu Kegeln gerundete Steine, welche man in Menge nach Klausenburg und anderen entfernten Orten bringt, wo sie als Abweisesteine für Wagen an Ecken, an Thorwegen dienen. Bei Nagy Alma's befindet sich ein zerfallenes Bergschloß. Daselbst ist eine Höhle, welche auf eigene Weise mit einem norddeutschen Mährchen, mit dem von dem Rattenfänger aus Hameln, zusammenhängt. Dieser hat, wie bekanntlich, gar so schön gesungen und gespielt, daß alle Kinder der Stadt Hameln ihm nach, und mit ihm davon zogen. Hier aus der Höhle bei Nagy Alma's sollen sie wieder zum Vorschein gekommen sein. Nur ein einziges Kind blieb zurück und meldete den in der Kirche versammelten Eltern den Vorfall und daß alle Kinder in einem Berge verschwunden seien, wohin es auch gewollt, wohin es aber nicht mehr kommen können, da sich der Berg bei seiner Ankunft schon wieder geschlossen; worauf der berüchtigte Rattenfänger aus diesen die erste sächsische Kolonie im Lande Siebenbürgen bildete.

8) Das thordaer Komitat hat seinen Hauptsitz in dem Markte Thorda oder Thorenburg mit 9.000 Einwohnern. Schlecht gebaut. Merkwürdig ist die thorenburger Kluft, ein Bergweg von einer Stunde Länge, zwischen hoch und steil anstrebenden Felsen, (wahrscheinlich durch ein Erdbeben getrennt), fortlaufend. Einige Salz- und Eisen-Bergwerke sind in diesem Komitate; doch werden sie nicht gut betrieben.

9) Das kokelburger Komitat hat die Freistadt Elisabethstadt von 2.000 armenischen Einwohnern zum Hauptorte. Mehre Trümmer alter Schlösser und ein armenisches Mechitaristen-Kloster, mit schöner Kirche, sind sehenswerth.

Der Markt Kokelburg (Küküllövar) hat ein schönes gräflich bethlen'sches Schloß mit großem Parke. Das Dorf Radnoth, mit ei-

nem vom Fürsten Rakotzi erbauten Schlosse, liegt fast im Mittelpunkte des Großfürstenthums.

10) Das unteralbenser oder weißenburger Komitat hat Straßburg (oder Nogy Enyed) zum Hauptorte; er ist ein ziemlich gut gebauter Marktflecken an der Maros mit 5.500 Einwohnern. Es besteht hier ein Kollegium der Reformirten, welches mit Bibliothek, Naturalien-Kabinette, Münzsammlung, fisikalischen Apparaten, gut ausgestattet ist.

Die Hauptstadt des Komitats (nicht Sitz der Verwaltung) heißt Karlsburg (Karoly fejervar). Sie liegt am Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel die gleichnamige Festung steht. Die königliche Freistadt hat 1.650 Häuser und 12.000 Einwohner. In der Festung, welche mit starken Bastionen umgeben ist, steht eine 210 Fuß lange, 100 Fuß breite Kathedrale, worin die Grabmäler vieler berühmter Helden und Fürsten sind, — ferner ein bischöflicher Palast, ein Domkapitelhaus, ein Landesarchiv, eine Münze, eine Sternwarte, ein Zeughaus, mehre Kasernen. Doch ist sie, als Festung betrachtet, sehr schlecht; denn obwohl nach einem Plane des berühmten Prinzen Eugen gebaut, hat sie doch zwei Hauptfehler: Mangel an Wasser, Unsicherheit der Lage. Sie wird nämlich von dem nahen Weingebirge bestrichen, und sie kann die Gegend hinter dem nahen Galgenberge nicht erreichen, daher sich der Feind ihr auf geringe Entfernung gefahrlos nähern kann.

Die untere Stadt an der Marosch hat nichts besonders Merkwürdiges, als die Gerechtsame der Juden, welche in ganz Siebenbürgen keine bürgerlichen Rechte genießen, hier aber dieselben haben, ausüben dürfen, und darin vom Bürgermeister und Bischofe vorzugsweise geschützt werden müssen. Die nahegelegenen Salzbergwerke liefern einen Haupthandels-Artikel.

Mehre Flecken von vier bis fünftausend Einwohnern sind wegen ihrer schönen und gesunden Lage bekannt, so daß mehre bischöfliche Sommersitze und mehre Paläste der Großen daselbst zu finden sind.

Bei dem Dorfe Maros Ujvar ist das größte Salzwerk von Siebenbürgen, welches dem von Wieliczka nicht viel nachgibt. Man gewinnt daselbst jährlich eine halbe Million Zentner. Das ganze Komitat zeigt Spuren von der Anwesenheit der Römer, zum Theil in römischen Namen, welche sich nebst mehren Traditionen im Munde des Volkes erhalten haben, zum Theil in vielen Alterthümern, die man über und unter der Erde findet.

Die Gegenden dieses Komitats, besonders nordwestlich von Karlsburg, sind in Hinsicht auf den Bergbau höchst merkwürdig. In einem angenehmen Thale an beiden Seiten des Flusses Ompoly, der an der-

selben Stelle den Morilor aufnimmt, liegt Zalantha, der Hauptort der siebenbürgischen Bergwerks-Administration. Das Städtchen selbst ist klein, allein rings umher sind viele Häuser angebaut, so daß man deren über 600 zählt, welche von 5.000 Menschen bewohnt sind. Dort sind die Berggerichte, Berg- und Hüttenämter, Goldpochwerke, große Schmelzhäuser, palastähnlich gebaut, und im Innern reich und verschwenderisch ausgestattet. Der Ort, um den Kalvarienberg herumgebaut, wird von den Wlachen für ihre Hauptstadt angesehen; auch zeigen sie hier in der That mehr Bildung und ein feineres Aeußere, als in den südlicher liegenden, von ihnen vorzugsweise bewohnten Theilen des Reichs. Bei dem großen Volksfeste, das jährlich auf dem Schlachtfelde des Trajan (eine große Wiese nahe bei Zalantha, welche man Prat de Trajan nennt) versammeln sich alle Volksstämme von Siebenbürgen, Ungarn und der Militärgränze. Die reichen Goldbergwerke waren schon den Römern bekannt und der Oberaufseher der dakischen Goldbergwerke hatte in dieser Gegend seinen Sitz. Man gewinnt jährlich 2.000 Mark Gold, 5.000 Mark Silber, 500 Zentner Blei, 600 Zentner Kupfer und 40 Zentner Quecksilber. An Waschgold liefern die Zigeuner jährlich 1.600 Mark. Der Zinnober kommt natürlich, theils kristallisirt, in großer Menge vor und wird durch Reduction zu Quecksilber gemacht. Die Ufer des Ompoly sind ganz roth gefärbt. Die Berge Braza, Fatzebaja, Ruschina und Botes enthalten die mehrsten Erzgruben. Der letztgenannte ist einer der reichsten. Von dem höchsten Gipfel des Botes, auf welchem die Einfahrt liegt, hat man eine entzückende Fernsicht bis nach Herrmannstadt und bis in die Türkei.

Von Zalantha aus führt ein zwar beschwerlicher, doch höchst romantischer Weg von Ompoly aufwärts bei einem Wasserfalle und Teiche vorbei, über den Gyalu Mare und das Thal des Abrud hinab, und an diesem Flusse in vier Stunden nach Abrud Banya (Groß-Schlatten, das alte Auraria major). Dieser hübsche Flecken hat durch seine Ausdehnung, seine schönen Häuser und das reinliche Pflaster, das man in Ungarn und Siebenbürgen so selten findet, das Ansehen einer freundlichen Stadt. Hier ist die Hauptgoldeinlösung für die Bergwerke, von deren Betriebe die Einwohner fast ganz allein leben. Im Orte sind mehre Pochwerke, Waschbänke, meistens von Wlachen betrieben, welche das Kruda oder Berggold in kleinen leinenen Beutelchen zur Hauptgold-Einlösung bringen und hier 1 Pistel (etwas weniger als ein Drittel Loth) 3 fl. 40 kr., (also wenig mehr als die Hälfte des Werthes) erhalten. Das Metall wird in Zalantha geschmolzen und zu Barren gegossen.

Die eigentlichen Goldgruben sind zu Vöröspatak. Der schön gebaute Ort ist eine Stunde lang und hat 600 Häuser, welche fast allein von Walachen bewohnt sind. Viele derselben sind durch den Bergbau, der hier außerordentlich leicht ist, sehr reich geworden. Man schätzt mehre auf 50.000 Dukaten, daher man auch nicht wenig überrascht wird, wenn man in diesem abgelegenen Thalwinkel einen Luxus im äußerlichen Baue der Häuser sowohl, als in ihrer Einrichtung findet, welche seltsam mit der Tracht der halbwilden Walachen kontrastirt.

Wie wenig die Regierungen durch Betreibung von Fabrikgeschäften und Bergwerken gewinnen, und wie bedeutend der Schaden ist, den sie den Unterthanen durch Entziehung solcher Gewerbszweige zufügen, sieht man hier von Neuem bestätigt, wo die Regierung die Bergwerke verlassen hat, weil sie ihr keinen Nutzen brachten, während die Bürger und Bauern den Betrieb derselben fortsetzen und, bei schlechter Bezahlung des gesammelten Metalls, doch große Vortheile haben.

Am Orte liegen in einem Halbkreise zehn reiche Goldberge; zahllose Pochwerke (nach Einigen 1.500) sind an den Ufern des Vörösflusses, welcher durch das Thal strömt, errichtet. Die größte Merkwürdigkeit dieser Gegend aber, und vielleicht das interessanteste Bergwerk in ganz Europa, ist das unter dem Namen der großen und der kleinen Festung (Csetatie Mare und Mike) am Berge Bay gelegene. Da fast alles Gestein des ganzen Berges goldhaltig ist, überdies sich im Sienit, Grünstein, Porfir viele Nester mit gediegenem Golde finden, so durchgräbt und durchbohrt man die ganze Gegend, und führt, namentlich bei der Festung, einen Bau, der eher einem Steinbruche, als einem Bergwerke ähnlich sieht, der aber schon von den Römern so angelegt wurde, wie die häufigen Inschriften, wie sogar noch Spuren von, durch das Feuer zerstörtem Gestein, beweisen. Von einem ziemlich bedeutenden Berge ist die ganze vordere Seite weggenommen, man hat geschürftgepickt, wie man es jetzt noch in Südamerika thut, und so die Felsen bis zu einer Höhe von 180 Fuß bloß gelegt, die nun wirklich einer Festung ähnlich sehen, daher der Name. Auf der Nordostseite ist eine Oeffnung, durch welche man in den sogenannten Hof kommt; mit Erstaunen sieht man, daß der ganze Berg unterminirt und im Innern ausgehöhlt ist. Der Hof ist eine Kluft, von drohend überhängenden Felsen umgeben. Von hier gelangt man in das Innere, welches ganz von großen und kleinen Bohr- und Sprenglöchern durchwühlt ist. Noch ärger sieht es in der kleinen Festung aus, in deren Hof man durch eine Verbindungsschlucht gelangt, das Innere ist noch mehr durchwühlt, und mit Schaudern sieht man in einen Abgrund von 500 Fuß Tiefe. An allen Klippen, auf Leitern, oft nur in Ritzen mühsam sich erhaltend, klettern und arbeiten die Bergleute;

der Boden erdröhnt vom Fußtritte der Rosse, welche das Erz in Säcken heraustragen, und furchtbar hallen die Sprengschüsse in den durchlöcherten Felsenwänden. Dazu ist die ganze Szenerie vom Pulverdampfe geschwärzt und so gibt das Ganze ein Bild, welches an Grauen und Furchtbarkeit seines Gleichen sucht. Noch schauerlicher ist der Anblick des Hofes von oben herein, wo man den Felsen erklettert, und in eine bodenlose Tiefe schaut.

Aeußerst merkwürdig sind auch die, 2 Stunden von Abrud Banya gelegenen, Basalt-Felsen Tunata goala (Donnerschlag), eines der größten Naturwunder der Monarchie. 6.000 Fuß im Umfange und 452 Fuß hoch steigt hier eine Masse von Basaltsäulen empor, drei, vier und sechsseitig, zwei Schichten bildend, deren untere senkrecht steht, während die obere liegt. Die einzelnen Säulen haben vierzig bis sechszig Fuß Länge. Die Walachen glauben, der Berg sei durch einen Donnerschlag entstanden, daher sein Name; sonst heißt er auch Piatra Csityera nyagra, Felsen der schwarzen Geige, weil die unteren Säulen bogenartig gekrümmt sind. (Schmidl.)

11) Das oberalbenser oder oberweißenburger Komitat besteht aus vielen kleinen Parzellen, welche zerstreut, nicht zusammenhängend sind. Hauptort ist das Dorf Martonfulva.

Zu den ungarischen Landen gehören noch die beiden Distrikte von Fagaras und Kovar.

Der Hauptort des ersten ist Fagaras, am südlichen Ufer des Altflusses, über den eine Brücke führt, welche man die schönste in ganz Siebenbürgen nennt. Der Ort hat 5.000 Einwohner, welche sich vom Handel und einigen Gewerben nähren.

Der Distrikt von Kovar hat nur einen Marktflecken, Kapnik Banya, welcher viel Bergbau treibt. Viele der dazu gehörigen Werke liegen im Königreiche Ungarn.

Zum Lande der Szekler gehören die folgenden Komitate oder Stuhlgerichte.

12) Der aranyoser Stuhl hat zum Hauptorte den Flecken Felvinez. Derselbe liegt, so wie der ganze Stuhl, als Enclave, im Lande der Ungarn (d. h. in Siebenbürgen).

13) Der maroser Stuhl hat zum Sitz der Verwaltung die königliche Freistadt Maros (Marosch) an dem Flusse gleiches Namens, in einer freundlichen Gegend, nach Art der ungarischen Städte offen und frei, doch noch schlecht gebaut. Sie zählt, weitläufig auf mehren Hügeln zerstreut, 1.120 Häuser und 11.500 Einwohner, mehrentheils Magyaren, daher daselbst auch vorzugsweise die ungarische Sprache herrscht, was

sonst bei ungarischen und siebenbürgischen Städten ungewöhnlich ist. Mehre ansehnliche Gebäude zeichnen sich aus. Im Palaste des Grafen Teleki befindet sich eine Bibliothek von 60.000 Bänden, welche derselbe dem öffentlichen Gebrauche widmete.

Maros ist der Sitz der königlichen Gerichtstafel für Siebenbürgen und der Stuhlkongregation, mehrer Klöster, eines reformirten Kollegiums, einer katholischen Primärschule u. s. w. Neben dem Handel ist, wie in allen ungarischen und siebenbürgischen Städten, der Landbau ein Haupterwerbszweig der Einwohner. Dieser wird hier besonders auf den Tabaksbau gerichtet, und zur Zeit der Tabaksärnte sieht man alle Häuser mit grünen Guirlanden geschmückt, indem man die Blätter büschelweise an denselben zum Trocknen aufhängt.

14) Der udvarhelyer Stuhl hat den gleichnamigen Flecken zum Hauptorte; er wird auch zugleich für den Hauptort des Szeklerlandes angesehen, hat jedoch nur 6.000 Einwohner, und ist weder schön noch freundlich gebaut, obwohl einzelne große Gebäude aus den engen und krummen Gassen hervorsehen — das Rathaus, ein Kollegium mit einer Bibliothek, mehre Kirchen. An einem Ende des Ortes steht ein altes Schloß.

Ein zweiter Flecken von 4.700 Einwohnern, Szekely Keresztur, nährt sich vom Siebmachen.

Unter den Dörfern müssen wir erwähnen Also- und Felsö-Olahfala (Ober- und Unter-Walachendorf). Sie liegen auf einer Hochebene am Fuße noch höherer Gebirge, sind ganz von Walachen bewohnt, ganz von Holz gebaut, und genießen mehre besondere Freiheiten.

15 und 16) Von dem cziker und dem haromszeker Stuhl ist bei Gelegenheit der siebenbürgischen Militärgränze bereits gesprochen worden. Beide gehören zu den gemischten Landestheilen, d. h. denjenigen, in denen sowohl militärpflichtige Gränzsoldaten, als auch nichtpflichtige Bürger wohnen.

17) Der repser Stuhl, so wie alle nachfolgenden gehören zum Lande der Sachsen. Reps, der Hauptort dieses Stuhls, ist ein freier Markt von 2.250 Seelen. Er liegt am Fuße eines hohen alten Bergschlosses und hat mehre Salzbrunnen. Die Einwohner sind Ackerbürger und Handwerker.

18) Der schäßburger Stuhl hat zum Hauptorte Schäßburg, eine königliche Freistadt mit 1.300 Häusern und 6.400 Einwohnern, welche Wein- und Obstbau und Leineweberei treiben. Sie besteht aus der obern und untern Stadt, nebst zwei Vorstädten. Die obere Stadt liegt auf einem Hügel, und ist mit Ringmauern umgeben. Auf dem höchsten Punkte des Berges steht ganz isolirt die St. Niklaskirche. Die untere Stadt

schlängelt sich in Gestalt eines S um den Burgberg, zu welchem mehre Treppen emporführen. Sie ist sehr schlecht und enge gebaut. Die Bewohner sind meistens Deutsche, evangelischer Religion, doch auch viele Wlachen, Armenier und Zigeuner befinden sich daselbst. Eine halbe Stunde von dem Orte ist die Ruine von Sandau und eine Stunde davon, bei Nagy Szölös, sieht man die Ruine eines Denkmals wegen der Schlacht mit den Türken, 1662, bei welcher Johann Kemeny blieb.

19) Der groß=schenker Stuhl. Amtsort der Markt Groß-Schenk, mit vielen Handwerkern und Ackerbürgern, welche auch den zweiten Markt, Agnetlen, bewohnen.

20) Der mediascher Stuhl. Hauptort die königliche Freistadt Mediasch, zwischen Reben= und Waldgebirgen in einem reizenden Thale am Kokelflusse liegend, über welchen eine Brücke führt. Die Stadt ist ummauert, hat sechs Thore, einen großen Marktplatz, ungefähr 600 Häuser und über 6.000 Einwohner, mehrentheils Deutsche. Auch befindet sich an diesem Orte ein lutherisches Gimnasium und eine lutherische Hauptkirche. Man baut hier guten Wein, aus dem man Champagner bereitet, was eben kein groß Wunder ist, da man dieses ja mit den herben deutschen Weinen kann.

Die vier Märkte dieses Stuhls sind besonders wegen der guten Weine bekannt, welche sie liefern; es sollen die besten in Siebenbürgen sein, was denn wohl von der Bearbeitung herrührt, die bei den Deutschen besser ist, als bei den Szeklern und Wlachen, sonst müßten die südlicher gelegenen Stühle des Komitats=Landes offenbar bessern Wein erzeugen. Von diesen Märkten ist Birthalm der Sitz des evangelischen Superintendenten.

Von den Dörfern ist Felsö Bajom wegen eines Salzbrunnens merkwürdig, dessen Wasser zum Salzen der Speisen gebraucht, und deßhalb den Anwohnern wöchentlich einmal unentgeldlich zu schöpfen erlaubt wird. Die unfern davon liegende Quelle des Kirchenbades ist nicht weniger interessant wegen des Wasserstoffgases, das nicht nur aus derselben, sondern aus der ganzen Umgegend in einer Strecke von 480 Fuß Länge und 360 Fuß Breite hervorbricht.

21) In dem leschkircher Stuhle war früher das große Dorf Olzen, ist aber jetzt der Markt Leschkirch Hauptort. Die Bewohner leben meistens vom Land= und Gartenbau.

22) In dem herrmannstadter Stuhl liegt die, gewöhnlich als Hauptstadt von Siebenbürgen betrachtete königliche Freistadt, von welcher der Stuhl seinen Namen hat.

Herrmannstadt liegt in einer der größten Thalebenen von Siebenbürgen, welche gegen Süden von dem fagora'schen Gebirgszuge, auf der andern Seite aber durch eine schöne, freundliche Hügelreihe begränzt ist. Der Anblick, den die Stadt von Ferne gewährt, ist wegen der vielen Thürme und der hervorragenden schönen Gebäude beinahe imposant, um so mehr, als die obere Stadt sich um etwas über die untere erhebt, und die drei, meistentheils von Wlachen bewohnten Vorstädte sich weit ausdehnen. Hier ist der Sitz des siebenbürgischen vereinigten Kameral- und montanistischen Thesaurarials (ächt österreichischer Titel), des General-Militär-Kommando's, des nicht uniirten griechischen Bisthums und Domkapitels, der sächsischen (siebenbürgischen) Nationalversammlung (hier Universität genannt), ferner mehre Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten.

Doppelte, jetzt stark verfallene, Mauern umgeben die obere Stadt, welche, auf einem Hügel erbaut, der älteste, und, was sonst nicht der Fall zu sein pflegt, der bei weitem schönste Theil der Stadt ist. Die Straßen sind fast alle gepflastert, einige sind regelmäßig, anderen fehlt dieser Schmuck und der noch größere, die Reinlichkeit, ganz. Einige Plätze sind sehenswerth. Zu ihnen gehört der große Hauptplatz. Die ehemalige Jesuiten-, jetzt katholische Hauptkirche ist ein schönes, 150 Fuß langes, 80 Fuß breites Gebäude. Hier ist auch eine evangelische Kirche (nicht Bethaus, etwas in Oesterreich sehr Seltenes). Sie wurde 1357 von König Ludwig begonnen und 1460 unter Mathias Corvinus vollendet. Sie enthält Grabmäler interessanter Personen, und einige schöne Bilder, ist mit einer Gallerie im Innern umgeben, und hat den höchsten Thurm im Lande (240 Fuß). An das Gebäude des evangelischen Gimnasiums stößt eine uralte kleine Kapelle, worin die Schulbibliothek von ungefähr 5.000 Bänden steht. Mit dieser Anstalt wurde das bruckenthalische Museum (in dem freiherrl. v. bruckenthal'schen Palaste) vereinigt. Dasselbe umfaßt eine Bibliothek von 15.000 Bänden, eine Bildersammlung von 1.092, und eine Münzsammlung von 18.000 Numern, ferner eine sehr bedeutende Sammlung von Alterthümern und Mineralien. Dazu gehört ein Vermehrungsfond von 12.000 Gulden. Das Rathhaus enthält das sächsische National-Archiv. Das passerfeld'sche Haus mit seinen Zinnen, Erkern, Freskogemälden, mit seiner sehr alten Kapelle ist ein würdiger Gegenstand des Besehens für Fremde, wie denn überhaupt Herrmannstadt manches merkwürdige Alterthümliche aufzuweisen hat.

Hohe steinerne Treppen verbinden die obere mit der untern Stadt, welche mit ihren nicht gepflasterten Straßen, ihrer schlechten, unregel-

mäßigen Bauart und ihrer Unreinlichkeit daran erinnert, daß man sich in Siebenbürgen befindet. Mehre Kasernen, Militärschulen und andere Gebäude sind der Beachtung werth. Die 17.000 Einwohner, von denen an 10.000 Protestanten, sind sehr gewerbfleißig. Sie verfertigen Filz, Leder, Tuch, grobes Manteltuch, Seilerwaaren, Hornarbeit, Töpfergeschirr, welches größtentheils nach der Türkei geht, und mit welchem ein bedeutender Aktivhandel getrieben wird, wie denn auch der Transithandel aus Ungarn und Böhmen, Herrmannstadt viel einträgt.

Unter den Dörfern ist Heltau merkwürdig als das Riesenland von Siebenbürgen. Dasselbe wird von einem so großen Menschenschlage bewohnt, daß sechs Fuß und sechs Zoll (sieben Fuß würtembergisch) nicht für eine auffallende Größe gilt. Die Frauen haben in der Regel 5 Fuß 9 Zoll (also über 6 Fuß würtembergisch), sind schön gewachsen und stark genug, um, wie Omfale und Dejanira, eines Herkules Umarmung auszuhalten.

Die Sachsen dieser Gegend sind ungemein thätig und betriebsam, während des Sommers bestellen sie ihre Felder, während des Winters weben sie Wollenzeuge, spinnen sie Wolle und Flachs, verfertigen sie Strohhüte, machen hunderterlei Holzwaaren und erfreuen sich deßhalb eines hohen Wohlstandes, der sich auch in ihren offenen, heitern Zügen, in den stets blühenden Gesichtern der Frauen und Mägdchen, in den saubern Kleidern und bequemen Wohnungen deutlich ausspricht.

23) Reußmarkter Stuhl. Hauptort Reußmarkt, ein Flecken, der starken Weinbau treibt. Merkwürdig ist, daß hier, wie an vielen andern Orten im Herzen des Landes, schon jetzt fühlbarer Holzmangel eintritt, während der ganze äußere Umkreis des Fürstenthums mit den dichtesten Urwäldern, die noch keines Menschen Fuß betrat, gekränzt ist.

24) Der mühlenbacher Stuhl hat zum Hauptort die Freistadt Mühlenbach, welche an einem Flüßchen gleichen Namens, in einem ausgedehnten fruchtbaren Thale gelegen, mit Mauern umgeben ist, zwei Thore, zwei Vorstädte mit 700 Häusern und 4.500 Einwohnern hat, welche hauptsächlich Wein-, Garten- und Feldbau treiben. Der ziemlich gutgebaute Ort hat eine altdeutsche lutherische Kirche, ein schöner Bau, mit einem merkwürdigen Bilderaltar. Die ganze Kirche ist von einer Mauer umschlossen.

Interessant sind wegen ihrer Goldseiherwerke die Dörfer Olah-Pian und Rekte. Bei dem letzten Orte wurde auch Bernstein von hyazinthrother Farbe gefunden.

25) Brooser Stuhl. Hauptort Broos (Szasvaros) mit 3.600 Einwohnern, welche von Garten- und Feldbau leben. Berühmt

nd die trefflichen Melonen dieser Gegend, so wie auch die Nüsse von usgezeichneter Größe und Güte sind. Nicht so rein wie in andern Stühlen des Sachsenlandes, sind die Deutschen hier stark mit Ungarn nd Wlachen gemischt, doch sind sie durch die Religion verwandt, indem e sich größtentheils zur reformirten Kirche bekennen. Der Ort hat ichts Merkwürdiges, in seiner Nähe aber, am Ufer der Maros, liegt as Brodfeld (Kenyermezo), auf welchem 1479 eine mörderische Schlacht vorfiel, bei welcher sich die ungarischen Helden Keneſi und Bathori unverwelkliche Lorbeeren errangen.

Der bistritzer Distrikt nimmt den nordöstlichen Theil von Sieenbürgen ein, und hat zum Hauptorte die königliche Freistadt Bistritz, elche an dem gleichnamigen Flusse in einem schönen heitern, obst- und einreichen Thale liegt. Sie ist sehr alt, war früher eine bedeutende estung, hat jedoch, trotz ihrer Gräben und Mauern, trotz ihrer zwei hore und zwei Basteien, jetzt keinen militärischen Werth. Die Stadt it den Vorstädten besteht aus 1.000 Häusern mit 7.000 Einwohnern. ls Merkwürdigkeit führt man an, daß die Hauptstraßen Pflaster haben - führt man dieses ja doch auch von Wien an, wo alle Vorstädte, mit usnahme zweier Hauptstraßen, ungepflastert sind. Die beiden Plätze, r Hauptmarktplatz und der Ring, sind nicht besonders. Mitten auf m Hauptplatze steht die evangelische Pfarrkirche, welche 200 Fuß lang d 60 hoch ist, und einen schönen Thurm hat, der eine weite Aussicht währt (überhaupt hat Bistritz 14 Thürme). Das Piaristen-Kollegium d das Minoriten-Kloster nebst den dazu gehörigen Kirchen sind schöne ebäude. Das ehemalige Kaufhaus am Hauptplatze, 330 Fuß lang, f 20 Pfeilern ruhend, hat lauter Kaufläden, und ist gewissermaßen r Bazar. Die Gimnasien, die Spitäler und andere Gebäude sind wohl s Sehens werth.

Ehemals mag Bistritz ein sehr wichtiger Ort gewesen sein, jetzt ist sselbe stark heruntergekommen; man findet nur in den vielen alten verlossenen Häusern, welche die Stadt sehr traurig machen, eine Andeug an das frühere rege Leben. Seiler- und Sattlerarbeiten, so wie ife gehen noch nach der Bukowina, an welche der Distrikt gränzt; h ist dieß natürlich nicht genug, um eine Stadt im Flor zu erhalten; selbst die borgoer Straße, welche Kaiser Joseph II. gründete, und lche von dem Besuche, den Kaiser Franz im Jahre 1817 in Siebengen machte, die Franzensstraße heißt, trug nicht viel zur Belebung des mal gesunkenen Handels bei.

Borgo ist gewissermaßen ein ungeheures Dorf, da alle Gemeinden ses romantischen Thales, wie in Schwelm, Barmen und Elberfeld an der pper, zusammenhängen. Sie sind alle sehr gewerbfleißig, wenn auch

ihre Thätigkeit auf sehr einfache Sachen gerichtet ist, wie thönerne Pfei fenköpfe, von denen eine Gemeinde, Borgo Sposzenyi, jährlich zwi schen 70 und 80.000 liefert, welche größtentheils nach der Bukowin gehen. Der Pfeifenthon wird auf dem Hencul berge gefunden, woselb man auch einen feinen und derben Sandstein, zu Steinhauerarbeiten seh gesucht, in großen Massen bricht.

Die Straße steigt immer höher und höher an, bis zum borgoe Passe, einer tiefen engen Bergschlucht, durch welche die Bistritza sic in schäumenden Kaskaden stürzt. Sie war früher fast unfahrbar, un konnte auch nur von Säumthieren oder von den elenden zweirädigen Kar ren der Moldauer und Siebenbürgen überstiegen werden. Seitdem abe die Straße mit geringer Steigung über das Gränzgebirge Mogur Kluni geführt worden, ist sie für die schwersten Frachtwagen wie fü die leichtesten Chaisen gangbar. Diese neue Straße hat zahlreiche Bo genbrücken, welche mit vieler Kühnheit über die tiefen Abgründe geschla gen sind. Die letzte ist die merkwürdigste, indem ein hoher Steindamn quer über ein breites Thal führt, die beiden entgegengesetzten Thalwänd verbindend. In der Mitte dieses Dammes befindet sich eine mächtig hoh Wölbung, breiter als die der Teufelsbrücke, wenn auch nicht so hoc unter welcher ein Wildbach hindurchschießt, gerade unter der Brüc einen schönen Wasserfall bildend. Ist man auf dem Gipfel der Straße auf dem Maguragebirge angelangt, so öffnet sich eine düstere, schauerlic schöne Aussicht in die Gebirgsreihen, in die Abgründe und Thalschluchte theils felsig und kahl, theils dicht und schwarz bewaldet. Unfern dies Punktes ist der siebenbürgische Gränzposten gegen die Bukowina, a welchem ein Militärkommando stationirt ist, dessen Befehlshaber die Päss zu visiren hat.

Der kronstadter Distrikt oder das Burzenland gränz an die Wallachei. Derselbe enthält die dritte Stadt des Reiches Si benbürgen, welche dabei zugleich die größte und volkreichste ist, nämli Kronstadt (von den Einwohnern Kronen, von den Ungarn Broß genannt). Diese ist ein wichtiger Handelsplatz, wohl zum Landhan geschickt, unfern der Gränze gelegen, doch ohne einen Fluß, der die Au fuhr der Landesprodukte erleichterte, in einem engen Thale, das sich n zweien Seiten etwas erweitert, im übrigen auch nicht an Wasserman leidet.

Der Ort besteht aus der innern Stadt und drei Vorstädten, Al stadt, Blumenau und Bulgarei, welche zusammen 3.500 Hä und 38.000 Einwohner haben. Die innere, die eigentliche Stadt, bi ein verschobenes Viereck, von alten Befestigungen, Mauern und Thür schlecht bewahrt, und wohl nur zu jener Zeit Widerstand leistend,

die Türken als einzige Belagerungswaffe die Mine gebrauchten, und man von der Zeit des ersten Kanonenschusses bis zum zweiten immer Zeit genug hatte, den entstandenen Schaden wieder auszubessern. Die 615 Häuser derselben sind allein von Deutschen bewohnt. Sie hat fünf Thore, sechs gerade, wohlgebaute Straßen, einen großen Marktplatz, vier Kirchen, unter denen die evangelische Kirche auf dem Marktplatze durch herrliche Bauart im reinsten mittelalterlichen Stile sich auszeichnet. Sie ist 230 Fuß lang, 130 breit und ruht auf 22 hohen Säulen. Die katholische Pfarrkirche. Das Franziskanerkloster (worin jetzt eine Tuchmanufaktur), das Rathhaus mit einem schönen Thurme, das Gimnasium sind ausgezeichnete Gebäude. Besonders merkwürdig ist aber das Kaufhaus, welches 1546 durch eine reiche Wittwe erbaut wurde. Es enthält einen ungeheuren gewölbten Keller von 250 Fuß Länge, im Parterre mächtige Waarenniederlagen für dreizehn verschiedene Nationen, welche hier ihre Schätze aufhäufen. Aussen herum sitzen eine große Menge Armenier, Griechen, Juden, lauter Wechsler, welche in kleinen Buden oder unter freiem Himmel an Feldtischen Geld liegen haben, um das der verschiedenen Nationen gegen einander auszutauschen, weil die Türken kein österreichisches, die Russen kein türkisches, die Böhmen kein russisches Geld nehmen. Im ersten Stocke dieses Hauses befindet sich ein wahrer Jahrmarkt von Handwerker- und Manufakturwaaren. Das abraham'sche Haus enthält das Theater, das löw'sche große Redouten- und Tanzsäle.

Um die Mauern der Stadt zieht sich ein Glacis, ein freier Platz von 300, an manchen Stellen 400 und mehr Fuß Breite, der in einen Spaziergang verwandelt worden ist. Ausserhalb dieses Kreises liegen die Vorstädte. Unter diesen ist die älteste, wahrscheinlich früher gebaut, als die eigentliche Stadt, die gewerbfleißige Altstadt (das eigentliche **Brassovia** der Römer). Sie liegt nördlich von Kronstadt, und zeichnet sich durch eine drei Viertelstunden lange, 130 Fuß breite Straße aus. Die evangelische Kirche, in Form eines Kreuzes gebaut, ist uralt. Die Vor-Stadt Blumenau liegt östlich, und ist größtentheils von Szeklern bewohnt, ist eng, schlecht, unreinlich gebaut und gehalten, sie hat zwei Kirchen und ein Spital.

Die südlicher gelegene Bulgarei [illegible] ößte der Vorstädte; sie hat 1.500 Häuser und ist meistens von W[illegible] bewohnt, welche sich zwischen Obst- und Blumen- oder Gemüsegärten ein großes Dorf angelegt haben. Die russische Kaiserin Elisabeth erbaute den nichtunirten Wlachen 1751 eine große und sehr schöne Kirche. Auch eine evangelische Kirche und ein Militärknaben-Institut befinden sich in dieser Vorstadt, welche wegen der vielen kleinen Bäche reich an Mühlen mancher Art, Getraide-, Schleif-, Walk- und Stampfmühlen ist.

In Kronstadt sind 600 Schnürmacher, welche nach Schmidl's Angabe jährlich 200.000 wollene Schnüre machen. Da kämen jährlich auf einen Schnürmacher 333 Stück, welches meines Bedünkens sehr wenig ist, die Schnüre müßten denn etliche tausend Ellen lang sein. Sie werden zum Besetzen der Kleider gebraucht und gehen in großer Menge nach der Türkei und der Walachei. Fünfzig Flaschendrechsler liefern jährlich über 30.000 Flaschen aus Ahorn. Vierundvierzig Tuchmacher liefern jährlich 40.000 Stück Tuch. Webereien, Wachsbleichen u. s. w. hat der Ort gleichfalls, so daß, wenn auch Mannigfaltigkeit der Gegenstände der Industrie mangelt, die Industrie selbst doch nicht fehlt. Zudem werden von griechischen privilegirten Handelsleuten mit einem Betriebskapitale von bedeutender Größe jährlich für sieben Millionen Gulden Geschäfte gemacht, wozu jedoch auch Vieh, Getraide und Salz kommt.

Höchst romantisch liegt die Stadt in einem rings von ferneren und näheren Bergen umgebenen Thale, welches nur durch zwei Engpässe zugänglich ist. Nördlich von der Stadt steht der Raupenberg, welcher auf seiner Kuppe zwei Wachtthürme trägt, von denen man weit ins Land hinausschauen kann. Nordöstlich steht der St. Martins- oder Schloßberg, so genannt von einer kleinen Festung mit Wall und Graben, mit vier Bastionen, einer kleinen Kaserne und einem 258 Fuß tiefen Brunnen (1553 wurde das Fort erbaut). Oestlich von Kronstadt liegt der Kapellenberg, auf welchem die Ruinen einer früher sehr festen Burg zu sehen sind. Jetzt steht daselbst eine Kapelle, davon der Name kommt. Von ihrem Dache hat man eine ausgedehnte, höchst interessante Ansicht von Kronstadt, dem ganzen Burzenlande, vom haranszecker Stuhl und mehren angränzenden Provinzen. Dieser Berg enthält auf seiner Südseite eine Höhle, das sogenannte Nonnenloch, mit tief in das Innere gehenden Spalten. Unfern davon ist ein schöner Hügel, welcher den Griechen und Wlachen zum Versammlungsorte für ihre Passafeier dient. Am Mittwoche nach Ostern, in jenen Ländern der vierte (mit dem heiligen Abend der fünfte) Feiertag, wandern sie in Schaaren dorthin, um daselbst nach alter Sitte das Osterlamm zu verzehren, wobei musizirt und getanzt wird. Eben zu diesem Behufe dient am genannten Tage der Salomonsstein, ein großer Felsen in dem sogenannten Grunde, einer Bergschlucht am Eingange in das Thal von Kronstadt, woselbst sich eine Höhle befindet, in welcher nach der Sage König Salomo (d. h. der ungarische), von den Bulgaren geschlagen, sich mehre Monate lang verborgen haben soll, auf wunderbare Weise von Wölfen genährt, welche ihm erjagtes Wild brachten und vor ihm niederlegten.

Zu Kronstadt gehören sieben Dörfer, von 13.000 Ungarn und Wlachen bewohnt. Von denselben ist das Dorf Zernest weit und breit

bekannt, weil es beinahe ganz allein von Fuhrleuten (Präwaner) bewohnt ist, welche, zehn und zwölf Pferde vor einem Wagen, Hunderte von Meilen weit durch das Land, selbst bis Wien fahren. Eine und eine halbe Stunde südwestlich liegt der sächsische Markt Rosenau von 5.000 Einwohnern. Ueber demselben, auf einem hohen und steilen Felsen, steht die Ruine Eulenburg, in welcher man noch einen Brunnen von außerordentlicher Tiefe (zwischen 550 und 600 Fuß) zeigt. Auf dem Gebiete dieses Ortes liegt auch die Höhle Ferenzenloch, deren Ende man bisher noch nicht gefunden. In großer Tiefe hört man das Rauschen eines wilden Stromes. Das Hochgebirge Butsches bietet viele Merkwürdigkeiten dar. Der in einer Höhe von 4.000 Fuß liegende wilde See, das Meerauge, hat zu vielen Fabeln Veranlassung gegeben; er soll unter andern mit dem schwarzen Meere in Verbindung stehen und immer so aussehen, so ruhig oder stürmisch, so hell und durchsichtig oder so trübe sein, wie dieses.

Der Markt Marienburg liegt nördlich von Kronstadt auf einem Bergrücken an der Alt, hat über 500 Häuser, eine breite Hauptstraße, ein Rathhaus, ein hoch und herrlich über dem Orte thronendes Schloß, leider in Ruinen. Der Markt leidet sehr an Wassermangel.

Nordwestlich von Kronstadt findet man den Marktflecken Schwarzburg oder Zeiden, welcher am Fuße des Zuckerberges liegt. Der Ort hat 3.500 Einwohner, muß jedoch in früheren Zeiten beträchtlich größer gewesen sein, wie sich aus weitverbreiteten Mauertrümmern schließen läßt. Der Ort betreibt viel Weberei in Halbleinwand (Flachs und Baumwolle).

Der Markt Tartlau hat 4.200 Einwohner, meistentheils Deutsche, welche Bienenzucht und Feldbau (Korn, Tabak, Flachs, Gemüse) betreiben. Die Straßen sind breit und helle. Die Kirche ist eine Art Festung, nach alter Manier mit einer starken, flüchtiger Belagerung ohne Sturmgeräth wohl widerstehenden, Mauer umgeben. Nur ist sie geschwächt durch eine Menge Höhlungen, verschließbaren Kammern, welche zu Vorrathshäusern für Getraide gebraucht werden, in denen die Bewohner auch wohl mitunter ihre Kostbarkeiten verwahren.

Das Dorf Hölteveny ist berühmt wegen seines prächtigen Pfarrhofes, der der größte und schönste in ganz Siebenbürgen sein soll. Der Paß Altschanze oder Römerschanze führt auf das türkische Gebiet, ist jedoch nicht fahrbar, sondern nur für Fußgänger und Reiter bestimmt. Er wird, wenn in der Türkei die Pest herrscht, ganz geschlossen.

XI.

Oesterreichisch Polen,

oder die

Königreiche Galizien und Lodomerien,

nebst der

B u k o w i n a.

Oesterreichisch Polen, oder die Königreiche Galizien und Lodomerien, nebst der Bukowina.

Diese Länder, welche den nordöstlichsten Theil der österreichischen Monarchie ausmachen, gehörten früher zum Theile zu Polen, zum Theile zur Moldau. Im Jahre 1777 ward das letztere unter dem Namen der Bukowina an Oesterreich abgetreten, das erstere aber war durch die Theilung des Königreichs Polen zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland durch begründete oder nicht begründete Ansprüche von Ungarn an den Kaiserstaat gefallen und ward mit dem Stücke der Moldau zu einem Reiche, dem Königreiche Galizien vereint. Es erstreckt sich vom 36sten Grade 34 Minuten bis zum 44° 17′ östlicher Länge und geht vom 47° 10′ nördlicher Breite bis zum 50° 11′, und umfaßt nach dem Generalquartiermeisterstabe 1547 ³/₄ Quadratmeilen, nach der bis zum Jahre 1821 fortgesetzten Triangulation 1570 Quadratmeilen. Es gränzt gegen Norden an Preußen mit 4 Meilen, gegen Krakau (die Freistadt) mit 12¹/₂ Meilen, gegen das Königreich Polen mit 59 Meilen nördlich, und östlich gegen Rußland mit 82 Meilen und gegen die Türkei östlich mit 41 Meilen. Im Uebrigen stößt es an Siebenbürgen, Ungarn, Schlesien u. s. w. Die Flüsse, welche von Wichtigkeit wären, der Bug, die Weichsel, bilden meistentheils die Gränze, gehen nicht durch das Land selbst. Gegen Ungarn und Siebenbürgen bildet der Hochgebirgsrücken der Karpaten die Gränze.

In fisischer Beschaffenheit Ungarn ganz ähnlich, würde es dieselben Produkte liefern, wenn es nicht von den Karpaten, als dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, so weit nördlich ginge, wie Ungarn sich südlich hinabzieht, daher denn Polen in stets größerer Entfernung von den Karpaten

kälter, Ungarn aber in gleichem Maße wärmer wird. Beide Länder sind zunächst den Beskiden bergig, hochgebirgig, erzreich, und werden, je weiter sie sich nord- oder südwärts davon entfernen, immer flacher, bis sie in völlig wagrechten, nur wenig über dem Meere erhöheten Ebenen auslaufen, — so Polen bis an die Ostsee, Ungarn bis an die Donau. Zu dem Königreiche Galizien und Lodomerien gehört nun freilich der Theil von Warschau, Thorn und Danzig, der Weichsel entlang, nicht, allein die Natur fragt in ihren großartigen Gestaltungen nicht nach kleinartigen politischen Abgränzungen.

Das zu Oesterreich gehörige Polen ist der höchstgelegene Theil des großen Landes und darum von ganz Polen der rauheste, so wie es auch das kälteste Land der ganzen österreichischen Monarchie ist, denn während in den niederen und nördlicher gelegenen Gegenden die edelsten Kern- und Steinobstsorten wachsen, wie an Spalieren die köstlichsten Pfirsich und vorzügliche Weintrauben zu einem seltenen Grade von Vollkommenheit reifen, wie man in nur einigermaßen geschützten Lagen sogar türkischen Weizen in Menge baut, so muß man alles dies in den nördlich an die Karpaten gränzenden Ländern entbehren, sich mit Holzbirnen und Holzäpfeln begnügen, indem das rauhe Klima nichts Besseres aufkommen läßt. Diesen Mangel, der durch ein hartes, rauhes Klima hervorgebracht wird, das dem Lande sechs volle Wintermonate bringt und den armen Bauern nöthigt, seine spät reifenden Sommerfrüchte, Hafer, Gerste, früher zu schneiden, als sie reif sind, weil sie sonst einschneien, hat die Natur durch einen außerordentlichen Mineralreichthum zu ersetzen gesucht, denn außer Sand- und Marmorsteinen, zu Bauten unübertrefflich, außer Kalk, Gips, Alabaster, Thon, von verschiedenen Farben und höchster Feinheit, — daher das polnische Töpfergeschirr berühmt ist, — außer vielen Ganz- und Halbedelsteinen hat es einen außerordentlichen Reichthum an Erzen (wovon jedoch ganz allein das Eisen benutzt wird) und an Salz, das ein wichtiges Regale ausmacht. Gold kommt in vielen Flüssen vor, Silber und silberhaltige Bleierze trifft man in Menge, nicht minder Galmai und gediegenen Schwefel, kristallisirt, von größter Reinheit, Kupfererze, Stein- und Braunkohlen, Bernstein. Alles dies wird jedoch vernachlässigt und höchstens von Kindern und ein paar armen Bauern nach Sumpf- und Rosenerz gegraben, bekanntlich seines Fosforgehalts wegen das schlechteste, kaltbrüchige Eisen liefernd.

Das Thierreich bietet die in Europa überall bekannten Hausthiere, Rind, Pferd, Schaf, Schwein, manches Wild, viel Geflügel, besonders Gänse, Fische in großer Menge, so daß daran nicht leicht Mangel Statt findet. —

Die Einwohnerzahl wird verschieden angegeben. Nach den in den Jahren 1776 — 1780, 1789, 1816 — 1820, 25, 31 gehaltenen Zählungen ergibt sich eine außerordentlich starke Vermehrung der Bevölkerung, und zwar im ganzen Kaiserstaate die stärkste, nämlich eine Verdoppelung in 54 Jahren, also jährlich beinahe um zwei Prozent. Demnach wäre die Bevölkerung im Jahre 1836 rechnungsweise auf 4.843.152 anzuschlagen, während sie bei dem Antritte Oesterreichs in der Regierung des Landes noch lange nicht dritthalb Millionen betrug, wobei jedoch die orientalische epedemische Brechruhr in Anschlag zu bringen, welche an hunderttausend Menschen weggerafft hat.

Den Stamm der Bewohner betreffend, hat man hauptsächlich den Osten und den Westen des Landes zu unterscheiden; den letztern bewohnen die eigentlichen Polen, den erstern die dem russischen näher verwandten Stämme.

Die in den Gebirgen wohnenden Polen nennen sich Goralen, die den Ebenen angehörigen Mazuraki, auf deutsch Masuren, was eine Art Spottnamen ist, der besonders in Beziehung auf die Sprache, den Dialekt übel empfunden wird, indem kein Pole masurisch sprechen will, wohl aber von einem Deutschen oder Fremden, der seine Sprache nur unvollkommen versteht, sagt, er spreche nicht po polski, sondern po masurski.

Die heutigen Bewohner von Polen sind ein Zweig des sarmatischen Slavenstammes, welcher um die Zeit des sechsten Jahrhunderts von den Bulgaren, welche sich hordenweise zur Donau drängten, aus den südöstlichen Theilen von Europa, aus den Gegenden um das schwarze Meer, an die Weichsel gedrängt wurden. Früher schon hatten die Lithauer, Stammverwandte der Letten — doch nicht, wie mehre Gelehrte (welche jedoch nie die Sprache beider Völker verglichen haben können) behaupten, ein slavischer Volksstamm, mit welchen in Körperbau und Sitte, in Mundart gar keine Aehnlichkeit Statt findet, — die von den Gothen und Vandalen verlassenen Ostseeländer besetzt; der Name Polen kommt erst am Ende des zehnten Jahrhunderts vor, als allen Slavenstämmen an der Weichsel gemeinschaftlich.

Die Polen hatten zu jener und zu früheren Zeiten eine Art Verfassung, welche der der Klans in Schottland ähnlich war. Einem Herrn, Hospodarsch oder Gospod, Pan, gehörte das Land auf so und so viele Meilen im Umkreise. Alles, was in diesem Umkreise sich befand, sich niederließ, gehörte diesem jaschnie wielmoschni pan (gnädiger, vielvermögender Herr); unumschränkter Gebieter über Leben und Tod, über Gut und Blut seiner Unterthanen, war solch ein kleiner König, der ganz nach den Maximen eines türkischen Pascha zu

regieren pflegte, für sich nahm, was an Feldfrüchten und Vieh ihm gut, was an Jungfrauen ihm schön dünkte, und köpfen, oder kürzer, von seinen Hunden zerreißen von seinem Jäger todtschießen ließ, was ihm mißfiel. Der Herr, der Edelmann, eine geheiligte Kaste, bildete die Nation, der Bauer, weniger werth als das Vieh, war durchaus nicht als Volk angesehen, wurde nicht vertreten.

Im neunten Jahrhundert erst ergab sich eine Andeutung von Ordnung, indem die vielen kleinen Häupter sich unter einem Oberhaupte, Namens Piast, einem Herzoge vereinigten, dessen Nachkommen, die Piasten, bis zum vierzehnten Jahrhundert herrschten. Durch Berührung mit den Deutschen kam die christliche Religion nach Polen, die Bisthümer Posen, Gnesen und Krakau wurden gestiftet, und Polen ging nach dem Aussterben der Piasten aus einem erblichen Königreich in ein Wahlreich über. Nach wechselvollen Schicksalen, in denen sich Polen durch Wladislaus Jagello (welcher Polen und Lithauen zu einem Reiche verband) zu seltener Größe und hohem Glanze erhob, und durch Stanislaus Augustus, Grafen von Poniatowski, zur tiefsten Schmach herabsank, ward, wegen eines Partheienkrieges, das Land von Oesterreich, Rußland und Preußen zerstückelt. Rußland nahm das Land zwischen der Düna und Dnieprr, Oesterreich das nachmalige Ostgalizien und Lodomerien; Preußen das ganze polnische Preußen, mit Ausnahme von Thorn und Danzig, und einen Theil von Großpolen bis an die Netze.

Bei einer zweiten und dritten Theilung, die erste durch eine gefährliche Konstitutionsakte, die andere durch einen förmlichen Aufstand, welcher zu beweisen schien, daß die Polen gefährliche Nachbarn, der Ruhe und des Friedens nicht fähig seien, veranlaßt, zerstückelte Polen ganz. Rußland bekam die Ukraine, Lithauen, Kurland und Semgallen und einen Theil von Kleinpolen; Preußen erhielt Danzig und Thorn, und den größten Theil von Großpolen, Oesterreich den ganzen Antheil, den es jetzt besitzt, — und der Kongreß in Wien gestattete alles so, wie es gegenwärtig besteht.

Dieses unruhige, stets nach Veränderung begierige, alles Neue mit Lebhaftigkeit und meistens ohne Prüfung aufnehmende Volk (d. h. die Herrenkaste, indem die andere gar nicht in Betracht kommt) spricht unter den slavischen Dialekten unzweifelhaft den feinsten und gebildetsten. Im Munde des Polen hat die Sprache etwas Liebliches, Einschmeichelndes und Sanftes; die Doppeldiminutive sind besonders anziehend, Bogina heißt Göttin, Boginna Göttinchen, und Boginka etwa kleines Göttinchen. So läppisch dies im Deutschen klingt, so anmuthig und lieblich ist es im Munde des Polen und schwer, den Schmeicheleien desselben zu widerstehen. Für die deutsche Zunge scheint die Häufung der Konsonanten

unüberwindlich und die Worte: **krschonschtsch brschmje w'trschtschince** (der Käfer summt im Rohr) scheinen nicht auszusprechen, allein das ist lediglich Gewohnheitssache, und Deutsche, in Polen erzogen, (d. h. von Kindheit auf), sprechen das Polnische eben so gut und vielleicht noch reiner und richtiger, weil sie es grammatikalisch lernen; und der Deutsche hat auch Worte, welche der Pole und jeder Andere ihm vergeblich nachzusprechen sucht, und deren Schwierigkeit gerade darin besteht, was man der polnischen Sprache vorwirft: in der Häufung der Konsonanten; ihr schluchzt, krächzt, schnalzt ist nicht leichter, als das schwerste polnische Wort.

Die Polen sind ein hochgewachsener, schlanker, schöner Menschenschlag, das weibliche, wie das männliche Geschlecht zeichnet sich durch schöne Formen, durch feurige Augen, weißen Teint bei sehr dunkeln, gewöhnlich schwarzen Haaren aus (selten sind blonde Haare, und man kann fast sicher sein, daß in diesem Falle die Rasse nicht ganz ächt ist, was bei der großen Neigung der beiden Geschlechter für das andere Geschlecht wohl möglich ist). Selbst das gemeine Volk, welches der vornehme Pole nicht zum Volke gezählt wissen will, der leibeigene Bauernstand, zeichnet sich durch vortheilhafte körperliche Bildung aus, und obwohl er nicht ein Edelmann ist und also das stolze Nationalgefühl des Polen nicht seine Brust schwellen kann, trägt er doch beim Tanz und bei fröhlichem Gelage wie in der Kirche seinen Kopf so hoch, als irgend ein Schlachtschiz (Edelmann), und weiß sich in einer gewissen, dem Polen angebornen Galanterie so fein und zierlich auszudrücken, wie unter manchem andern Volke der gebildete Städter es vergeblich versuchen würde.

Ist er ein Edelmann (und das ist dort mancher Bärentreiber), so ist gar sein Hochmuth gränzenlos; er hält sich, vielleicht noch jetzt, für das erste Wesen der Welt, für das Centrum gravitatis, um welches sich die Erde dreht; er kann ja, wenn der heutige König stirbt, morgen selbst zum Könige gewählt werden — und dieß ist die Ursache aller Unruhen in Polen, durch jede Staatsumwälzung sah der Edelmann sich auf der Liste der Wahlfähigen, und da das Land jetzt unter drei Mächte getheilt ist, also kein König mehr gewählt wird, so ist gerade dieses der Punkt, welcher den ewigen Krieg veranlaßt, der in jedes Polen Gemüth gegen seinen Beherrscher glimmt, und welchen zur lodernden Flamme des Aufstandes anzufachen es nur eines leisen Zugwindes bedarf. Auch weiß der Edelmann wohl, was ihm gebührt, und wenn er bei irgend Jemanden als Stallknecht, Viehhirte oder Drescher dient, und er soll für ein Vergehen durchgeprügelt werden, so ließe er sich lieber todtschießen, als daß er sich auf das hingebreitete Bund Stroh legte, — „jesdem Schlachtschiz! ich bin ein Edelmann!“ ruft er voll Selbstgefühl —

„mich schlägt man nicht wie einen Bauern auf einem Bund Stroh — ich muß eine Decke haben!“ Die Decke wird über das Stroh gelegt, nun streckt der Edelmann sich ohne Murren darauf aus und läßt sich fünfzig geben, und ruft am folgenden Morgen, im blauen Polrocke, mit einem Paß (Gürtel) von Goldstoff geschmückt, mit einem Säbel an der Seite und einer schwarzen Zobelmütze auf dem Kopf, beim Land- oder Reichstage sein Veto! so gut wie der erste Kronbeamte, und des freien, wenn auch um Tagelohn dienenden Edelmannes Wort stößt die Beschlüsse der Reichsversammlung eben so gut um, als das eines Landboten, eines Starosten oder Woiwoden, daher die sprüchwörtliche Redensart: „Dort geht es zu, wie auf dem polnischen Reichstag!“

Große Leidenschaftlichkeit ist des Polen Hauptkarakterzug; in dieser Leidenschaftlichkeit umschlingt die Polin den geliebten Mann mit einem verzehrenden Feuer und möchte ihn im eigentlichen Sinne des Wortes vor Liebe aufessen, um ihn ganz zu besitzen, um zu verhindern, daß nicht sein Blick eine Andere treffe, ja sogar, daß der Blick einer Andern ihn treffe; in dieser Leidenschaftlichkeit durchbohrt sie mit einer Scheere, erschlägt sie mit dem wild geschwungenen Spiegel, der ihre Schönheit freudig zurückstrahlte, das Kammermädchen, das eine Locke nicht recht befestigt, eine Masche des Kleides nicht recht gesteckt; mit dieser Leidenschaftlichkeit stürzt der Mann alle bestehenden Formen um, stößt Könige von dem Throne und setzt andere ein, — befiehlt, daß man einen Leibeigenen todtprügle, weil er nach einer Gans des gnädigen Herrn mit einem Steine geworfen. Dieses bis zur Raserei gesteigerte Gefühl (ein Pole im wilden Zorn geberdet sich wie ein Maniakus, wie ein Tollhäusler, den man in Ketten zu legen gezwungen ist) hat die kühnsten, erhabensten, die Bewunderung von Jahrtausenden fordernden Thaten hervor gebracht, und hat alle stürmischen Kämpfe der Polen unter sich, und ihre ewigen Zwistigkeiten, und ihre stete Uneinigkeit bei gemeinschaftlichen Handlungen, und ihren nie aufhörenden Verrath gegen sich selbst hervorgebracht, weil Privatneigung und Privathaß stets die Leitsterne ihrer Handlungen waren. Wenn nicht innerer Zwiespalt sie besiegt hätte, ein äußerer Feind hätte es nicht vermocht.

Neben dem ungemessenen Nationalstolze ist Prunksucht der Hauptzug des Karakters des Polen; immer will derselbe mehr und reicher scheinen, als er ist. Daraus entsteht eine höchst lächerliche Titulatur, in welcher die Polen die Spanier noch weit übertreffen. Pan, Herr, Mospanie, mein Herr, ist der Titel, auf welchen der geringste Sklave Ansprüche macht; wielmoschni pan, vielvermögender Herr, jaschnie wielmoschni pan, gnädiger, vielvermögender Herr, oder Moschtschi dobrodschiëu, mein Herr Wohlthäter, sind Begrüßungen, welche die ganz gemeinen Leute an einander verschwenden. Jedes Dienstmägdchen würde sich durch das Wort

Dschiftschina, (Mägdchen), höchst beleidigt finden, Panna (Mademoiselle) muß man sagen, und die Tochter jedes Bürgers will nicht mehr Panna, sondern Panie, (Dame, gnädige Frau) genannt sein, und wird aus der dem Polen angebornen Galanterie wirklich so genannt.

Prahlerei mit allen möglichen Vorzügen ist natürliche Folge von diesem Hang zum Großthun. Der ärmste Knecht, wenn er von Adel ist, hat seine Sonntagskleidung von einem Schnitte und einem Stoffe, wodurch er dem reichern Edelmann gleichgestellt wird. Diese besteht bei den Vornehmeren in einem eng anliegenden Tuchbeinkleide mit Schnürstiefeln oder eng anschließenden Saffianstiefeln von rother, grüner oder gelber Farbe, in einem eng anschließenden Rocke von hellfarbigem, schön geblümtem Atlas, gewöhnlich vorne offen, da der Pole Brust und Hals frei trägt, ferner in einem breitem Gürtel von Gold- oder Silberstoff (Paß), welcher zwei- bis dreimal um den Leib geschlungen wird, die Taille vortheilhaft auszeichnet, in zweien breiten Quasten endet, und den Säbel, oder wohl auch Pistolen, bei den Aermeren aber einen Stahl und Stein, Taback und Pfeife trägt. Ueber diesen Anzug kommt ein mit Pelz besetzter, häufig auch damit gefütterter Rock, dessen Aermel von dem Armloch bis an den Ellenbogen und von dort bis zum Handgelenk aufgeschlitzt sind. Die Arme sind nie in diesen Aermeln, welche immer frei herabhängen oder da, wo sie geniren könnten, über dem Rücken zusammengeknüpft werden. Den Kopf ziert eine zilindrische Pelzmütze.

Die Kleidung des gemeinen Mannes unterscheidet sich von der des Vornehmen nur durch den Stoff, ist aber immer über seinen Stand. Der Leibeigene aber darf dieses sich nicht erlauben, er geht daher gewöhnlich in einem weiten Schafspelz, den er Sommer und Winter über nicht ablegt und welcher ein wahres Treibhaus und Mistbeet für Ungeziefer, Krätze und eckelhafte Krankheiten ist. Die Schiffer auf der Weichsel, welche Holz, Töpferwaaren, Nüsse nach den großen Städten fahren und welche man Flissaki nennt, haben gewöhlich nichts weiter an, als eine Kutte von braunem Kapuzinertuch der allergröbsten Art, welche wie ein Hemde gemacht, durch einen Strick um den Leib festgeschnürt wird. Selten haben sie Bein- und Fußbekleidungen. Jünglinge scheeren sich den Bart, ältere Leute lassen sich denselben gewöhnlich stehen, manchmal nehmen sie ihn bis auf einen tüchtigen Schnauzbart ab.

Die Tracht des weiblichen Geschlechts ist höchst reizend. Ueber ein geschmackvolles leichtes Kleid, das nicht en blouse, sondern glatt, des schönen Körpers schöne Formen üppig hervorhebt und immer von Seide ist, kommt eine Art Tunika, ein kurzer, nicht bis an die Knie reichender Ueberwurf, gewöhnlich von Sammet oder vom feinsten Tuche, mit Pelz

verbrämt, im Winter damit gefüttert, mit geschlizten Aermeln, im Sommer offen, im Winter am Gürtel zugeknöpft, woran schwere Goldschnüre den äußern Besatz bilden und litzenförmig vom Gürtel bis zur Brust herauflaufen. Es ist schwer, etwas Schöneres und Graziöseres zu erdenken, und die Bäuerin, welche Kleider aus Linnen und grobem Tuche trägt, weiß sich so kokett und so anmuthig darin zu gebärden, wie die vornehmste Dame. Leider findet man bei allen einen unbesiegbaren Hang zur Bequemlichkeit, woraus die größte Unreinlichkeit hervorgeht, denn da es sehr unbequem ist, ein frisches Hemde anzuziehen, so läßt man dasselbe auf dem Leibe, bis es herabfällt, und was daraus folgt — wird nicht schwer zu errathen sein. Schwerlich wäscht eine vornehme Polin sich zu anderer Zeit, als wenn sie während des Sommers nach Karlsbad oder Warmbrunn geht. Man kann fast darauf wetten, daß unter dem elegantesten Kopfputz ungekämmtes Haar verborgen ist, und es wird keine Dame in Verlegenheit sein, wenn man von ihren blendend weißen Schultern ein kleines Thier nimmt, das bei uns nicht nothwendig zum Schmuck gerechnet wird, wie etwa in Südamerika der Brillantkäfer.

Eine Folge von dieser Unreinlichkeit ist häufig eine höchst eckelhafte, in Polen fast allein einheimische Krankheit, der Weichselzopf (polnisch Koltun). Die Haare werden dünner, feiner, als sie im gesunden Zustande sind, nach und nach schwellen die Haarwurzeln auf, die Kopfhaut nimmt eine außerordentliche Empfindlichkeit an, ein stinkender Schweiß entsteht, Pusteln brechen zwischen den Haaren auf, der daraus hervortretende Eiter klebt die Haare zu einem dicken Ballen zusammen, welcher länger und länger wird und in welchem sich Ungeziefer bis zum Entsetzen zahlreich häuft. Dabei leidet der ganze Körper, die Nägel werden dick verlieren ihre Durchsichtigkeit, erhalten ein gelbes Ansehen, die Haut wird fahl, der Athem übelriechend, die Verdauung geschwächt, Lähmungen treten ein, endlich unterliegt der Körper den sich häufenden Uebeln, Skrofeln treten hinzu, und selten ist Rettung möglich, obwohl vom Beginne der Krankheit bis zum Tode oft fünf, sechs und mehr Jahre verfließen. Abschneiden des so vergifteten Haares bringt Lähmungen, fürchterliche Schmerzen und schnellen Tod herbei.

Es ist wohl ohne Zweifel, daß die Krankheit kontagiös ist, daß sie sich mithin durch Ansteckung, namentlich durch die bösen Pelzmützen verbreitet, doch eben so gewiß, daß besondere Sorgfalt auf Kleidung, auf gesunde Nahrung, auf Sauberkeit des Körpers den bösen Folgen vorbeugen kann. Ist die Krankheit, die in Polen und den angränzenden Ländern endemisch ist, Menschen und Thiere, (Pferde, Hunde, Wölfe, Kühe) befällt, einmal ausgebrochen, so gibt es kein Mittel, sie zu heben. In seltenen Fällen kurirt sie sich von selbst; die Superation der Kopfhaut

läßt nach; es wachsen frische Haare; der Weichselzopf wird beweglich, hängt an diesen; dann kann man ihn abschneiden und muß nun den Kopf auf das sorgfältigste vor Erkältung hüten; doch gewöhnlich kommen auch in diesem günstigen Falle vier bis sechsmal sich wiederholende Recidive, bis der Körper unterliegt.

Die Lebensart der Polen ist größtentheils sehr ungeregelt, der gemeine Mann genießt als Lieblingsspeise, und beinahe als einzige während des ganzen Winters, ein stark in Gährung übergangenes Sauerkraut (Kapusti), welches, damit es schnell und stark die Säure annehme, in Fässern bereitet wird, deren Fugen mit Sauerteig ausgestrichen sind. Als Nascherei geht Mann und Frau, Knecht und Magd an das Faß, welches eben im Gebrauche ist; holt sich eine Handvoll von dem rohen Kraute heraus und verspeist es mit ungemeinem Appetit und trinkt einen Topf (Gläser kennt man nicht viel und nur zum Branntwein) von der übelriechenden Brühe dazu. Mit diesem Sauerkraut wird Speck in großer Menge gekocht, und bei einem solchen Gericht meint der Pole ein königliches Mahl gehalten zu haben und fragt stolz: „Wer hat etwas Besseres als ich!“ Wenig Brod, allein seit einem Jahrhundert etwa, oder nicht einmal so lange, Kartoffeln, werden dazu gegessen und machen die schwer verdauliche Speise etwas genießbarer. Doch mögen die Polen die Kartoffeln eigentlich nicht, und ich selbst habe in der Gegend von Bidgoschtsch *) (Bromberg), also schon im nördlich gelegenen preußischen Polen, einen Bauern gekannt, welcher fluchte, sobald die Pscheijuchi balbuni (die abscheulichen Balbunen, so nennt man eine eigene sehr große Gattung von Kartoffeln, welche nur zum Schweinefutter gebraucht werden, ihren Namen aber hergeben müssen, wenn man überhaupt von den Kartoffeln verächlich sprechen will) auf den Tisch kamen, und er, wie jeder seiner Landsleute, wollte nicht einsehen, daß, seit diese wohlthätige Frucht allgemeiner verbreitet, die Hungersnothen, welche sonst Jahr um Jahr Polen heimsuchten, und die Theuerungen, welche jedesmal vor der Aernte eintraten, aufgehört haben.

Diese schlechten Nahrungsmittel, die übermäßige Menge von Schweinfett, überdies ungesund gemacht dadurch, daß alle Schweine mit Branntweintrebern gemästet werden, ferner der unmäßige Genuß des Branntweins, welcher in dem kornreichen Lande außerordentlich wohlfeil ist und wofür der Pole alles hingibt, was er besitzt, und zuletzt sich selbst, macht

*) Ich schreibe alle polnischen Wörter so, wie sie gesprochen werden, weil die polnische Schreibart dem Deutschen unleserlich ist. Pac heißt Patsch, Kozina Koschina, Brzezc heißt Brschetschtsch u. s. w.

die Leute früh altern, macht sie durch und durch ungesund; nur die Jugendkraft überwindet diese Stürme; sobald sie verschwunden ist, tritt Siechthum beinahe überall ein. Dennoch ist die Natur des Volks an sich so außerordentlich gut, daß die Polen sehr alt werden und man häufige Beispiele von neunzig- und hundertjährigen Leuten findet, welche den Gebrauch ihrer Sinne noch vollkommen haben, ja mitunter noch recht rüstig sind, was besonders bei der ärmsten Volksklasse vorkommt, welche zu arm ist, um sich in dem verderblichen Branntwein übernehmen zu können. Ich kannte einen Fischer, der am See bei dem Städtchen Chodetsch, unweit Kowal, wohnte, hundert und zwei Jahre alt war und noch jeden Tag über den eine halbe Stunde breiten See ruderte, um Schilfgras für sein Vieh zu holen.

Die mittleren Klassen theilen den Geschmack des gemeinen Mannes für den Branntwein. Der letztere fällt dem, der ihm ein Glas voll schenkt, zu Füßen, setzt dessen Fuß auf seinen Kopf und nennt sich seines gnädigen Wohlthäters unterthänigen Sklaven; der reichere Bauer, der Freie (Edelmann) wird für ein paar Gläser Branntwein gern seine Waare zur Hälfte des Preises losschlagen, den er gefordert. Bei Zechgelagen kreisen immerfort Branntweinkelche mit abgeschlagenem Fuße, damit man sie nicht hinstellen könne, sondern austrinken müsse; der vornehme Mann selbst, der reiche Schlachtschitz trinkt Branntwein am liebsten, obwohl Ungarwein das allgemein verbreitete Getränke ist.

Trinken und nächst diesem Tanzen sind die Nationalvergnügungen der Polen; an jedem Sonntage, jedem Feste eines Heiligen wird getanzt und sehr getrunken. Seltener Anstand zeichnet dabei die geringsten Leute aus, und die gebildetere Klasse zeigt eine Leichtigkeit, eine Anmuth, die man an einem Tänzer von Profession bewundern würde. Der graziöseste Tanz ist die Polonaise, ein Spaziergang an der Hand der Dame durch den Saal; er ist der eigentliche Nationaltanz, kann aber in der That nur von Polen ausgeführt werden, da die höchste Grandezza, gepaart mit der höchsten Leichtigkeit und Ungenirtheit in allen Bewegungen, das Karakteristische desselben ist. Eine eigene Kunst muß der Vortänzer besitzen, er führt die lange Kolonie von vierzig und mehr Paaren in den mannigfaltigsten Windungen durcheinander, scheint sie in einen unaufhörlichen Knoten zu verwickeln, und löst doch die Verwirrung, ohne irgendwo den Reihen zu durchbrechen. Während man ihm die Sorge dafür überläßt, unterhält sich jedes Tänzerpaar auf möglichst galante Weise, bis plötzlich das Abklatschen alle Paare verändert; vor den Vortänzer tritt ein Anderer, macht gegen die Dame ein Kompliment, klatscht einmal in seine Hand und empfängt dann die Dame von ihrem Tänzer, welcher letztere sich eben so gegen seinen Hintermann wendet, der es mit

dem dritten gleichfalls so macht, bis der Vorletzte den Letzten aus der Stelle treibt und dieser nun, wenn er will, von vornen anfangen kann. Jeden Ball beginnt und beendigt eine Polonaise, außerdem werden wohl noch vier bis fünf getanzt, mit der letzten aber wandelt man durch die Zimmer alle bis zu dem Speisesaal, denn mit einem Abendessen schließt jeder Ball. Jeder Herr führt seine Dame an einen Platz und setzt sich neben sie. Wenn die Köpfe ein wenig illuminirt sind, so wird die Gesundheit der Königin des Festes aus deren Schuhen getrunken, wozu diese, wenn sie der Ehre gegenwärtig ist, sich immer mit einem Paar ganz neuer, aus Atlas gemachter versieht, die sie den Augenblick vorher anzieht und die sie sich von ihrem Tänzer, ihrem Begleiter, ausziehen läßt, wobei er vor ihr niederkniet und das Recht hat, ihren Fuß zu küssen.

Ein anderer sehr beliebter Tanz ist der Mazurek, eine Art Quadrille, welche so geeignet ist, die Schnelligkeit, Leichtigkeit der Bewegungen und die Kraft und Kühnheit der Tänzer zu zeigen, wie die Polonaise den Nationalcharakter entwickelt.

Etwas ganz Eigenthümliches sind die Kuliks der Polen. Während des Karnevals zieht die Familie eines Edelmanns maskirt auf irgend einen benachbarten Edelhof; man neckt, fragt, wird gefragt, allerlei Vermuthungen werden laut, man bemüht sich, zu errathen, wer die Besuchenden sind; der Kammerdiener der gnädigen Frau und das Kammermägdchen des gnädigen Herrn, nebst ein paar anderen Dienstboten werden in den Saal beordert, um am Flügel, begleitet von Violine, Violoncello, Klarinette und Trompete, Musik zu machen; man tanzt, macht einander gegenseitig die Kour, endlich fällt die Maske, lachend erkennt man einander, den lustigen Abend beschließt ein frohes Mahl.

Am folgenden Nachmittage fahren zwei Schlitten von dem Edelhofe ab und maskirt geht es zu einem dritten. Hier wiederholen sich alle gestrigen Szenen, bis man am vierten Tage zu einem vierten fährt, und nun drei Familien die Besuchenden sind. So geht es fort, bis eine Gesellschaft von hundert und mehr Personen beisammen ist, welche dann dort, wo sie ihren Ueberfall macht, keinen kleinen Rumor veranlaßt. Unterdessen hat man die Reise so eingerichtet, daß, sobald sich die Gesellschaft häuft, man dem Anfangspunkte des Kuliks nahe ist, und etwa da eintrifft, wo der erste Besuch gemacht worden ist, worauf dann diese ersten Besucher von der Gesellschaft scheiden, diese also um eine Familie kleiner wird; auf der zweiten Station bleibt die zweite, auf der dritten bleibt die dritte Familie zurück u. s. w. So erhält in diesem Kreise jede Familie zweimal den Besuch, und diejenige, welche zuerst die geringste Anzahl zu beherbergen hatte, empfängt bei dem zweiten Mal den größten Besuch, und die, welche zuerst den größten Besuch hatten, den wo sich der Kreis schloß, hat zuletzt

den kleinsten, weil sie nur noch mit einer Familie in ihrer Heimat anlangt.

Um es begreiflich zu machen, wie man auf dem Lande eine so außerordentliche Menge von Leuten aufnehmen kann, muß man die Bauart der polnischen Landsitze kennen. Der Starost, Graf, der reiche Edelmann hat ein Landgut von zweihundert, ja von fünfhundert und tausend Hufen, d. h. von so viel mal sechszig Morgen, denn eine Hufe hat 30 Morgen kulmisch oder 60 Morgen magdeburgisch, und das letztere ist dem süddeutschen Morgen oder dem österreichischen Joch ungefähr ähnlich; 1.000 Hufen machen also 60.000 Morgen. Die reichen Starosten haben noch größere Besitzungen. Ein Raum von 14 Morgen bildet nun den Hof, welcher vorn in der Regel von einem schlecht unterhaltenen, hölzernen Zaun eingefaßt ist, auf beiden Seiten aber ungeheure Ställe und Scheunen und Vorrathskammern von mehren hundert Schritten Länge hat. Dem Haupteingange gegenüber steht ein hölzernes Gebäude von der ganzen Breite des Hofes, denselben völlig schließend. Das Haus ist aus aufeinanderliegenden Balken gezimmert, außen mit Lehm beworfen, inwendig mit Brettern benagelt. Es scheint nicht wohnlich, eine Thüre mit halbverfallener Treppe, ein paar unregelmäßige Fenster, zum Theile die zerbrochenen Scheiben durch Papier verklebt, erregen keine brillanten Erwartungen. Man tritt ein, der mächtig große Hausflur ist ganz öde, etwas dunkel, sehr kalt, der Boden mit Lehm geschlagen oder, wenn er gediehlt war, so dick mit Straßenkoth überzogen, daß man ihn für einen verdorbenen Leymboden hält — lauter Berg und Thal reiht sich aneinander. Das nächste Zimmer ist nicht viel besser; seitdem das Haus erbaut, ist dasselbe nicht gereinigt worden. Ein ungeheurer Ofen verbreitet während des Winters eine erstickende Hitze, rund um denselben laufen Bänke, auf denen ein paar Jäger und Kutscher faullenzen. Jetzt öffnet sich eine Flügelthüre, ein heiteres, freundliches Vorzimmer und von diesem aus eine Reihe der prachtvollsten Piecen, Konversations-, Spiel-, Speisezimmer, Konzert- und Ballsaal, Boudoir, Kabinet, Bibliothek-, Schlaf- und Ankleidezimmer, Visiten- und Fremdenzimmer öffnen sich hintereinander, alle liegen parterre, alle stoßen aneinander; die eine Seite des Hauses hat der Herr, die andere hat die Frau inne, aber alle sind gleich schön und geschmackvoll möblirt; aus einem jeden Zimmer gehen zwei Flügelthüren, welche zugleich die Fenster vertreten, in den Garten, nach welchem die Hauptfront des Gebäudes gerichtet ist; zwischen je zwei solchen Thüren hängt an dem breiten Pfeiler ein mächtiger Trumeau; die Wände sind theils mit seidenen Tapeten, theils mit den elegantesten Papiertapeten überzogen; die Boudoirs, Schlaf- und Ankleidezimmer sind gewöhnlich mit großblumigem Kattun faltenreich drapirt. Allein die Unreinlich-

keit ist auch hier nicht zu verkennen, von außen sind die Draperien abgestäubt, in den inneren Falten nisten Spinnen; die Kommode von Mahagoni glänzen, die Bronceverzierungen sind auf das sorgfältigste gereinigt, aber unter die Kommode darf man nicht sehen, denn das Stubenmägdchen hat es niemals nöthig gefunden, den Schmutz darunter wegzufegen; in dem freundlichen Boudoir der gnädigen Frau, so schmeichelhaft warm, so üppig lockend, für jeden Genuß ausgesucht, inkommodirt den Fremden, dem das Glück zu Theil wird, dort zu weilen, nicht selten ein unangenehmer Geruch — ein gewisses unentbehrliches Geschirr, welches zu reinigen Niemanden einfällt, steht in irgend einem Winkel und verbreitet nicht den besten Parfüm. So ist immer neben höchster Eleganz irgend ein großer Uebelstand durch die Neigung zur Unreinlichkeit bedingt.

Noch viel ärger ist dieses unter dem Volk. In gewisser Art haben die Wohnungen der Bauern Aehnlichkeit mit denen der Herren, sie sind von Holz, haben Stroh- oder Schindeldächer, wie die des Starosten, sind weitläuftig, haben nur ein Geschoß, aber immer mehre Zimmer, und diese sind außerordentlich groß und weit; allein wie in eines mecklenburger Bauern Haus die Reinlichkeit, die Sauberkeit, die Ordnung überall durchblickt, so findet man hier von alledem das Gegentheil. Dick aufgehäufter Schmutz wird aus den Zimmern nur vor den Osterfeiertagen fortgeschafft, und dann nur, indem man mittelst eines Grabscheits die festgewachsenen Erdklumpen von den Diehlen wegstößt. Auf dem Ofen schläft in der Regel die ganze Familie. Er wird jedoch nicht stark geheizt, das Zimmer wird erwärmt durch ein hoch loderndes Kaminfeuer, bei welchem halbe Bäume brennen, die, wie die Flamme sie verzehrt, immer nachgeschoben werden. An diesem Feuer kocht die Hausfrau ihr Sauerkraut und macht sich gar nichts daraus, wenn ein Büschel ihrer Haare mit dessen Inwohnerschaft in den Topf fällt, und der die Bescherung findet, macht sich auch nichts daraus. Bestellt ein Fremder in einem solchen Hause Rühreier, so nimmt die Hausfrau eine Ecke ihres Pelzes auf, schlägt die Eier da hinein und rührt sie mit der Hand durcheinander, während in einer Bratpfanne, die niemals vom Wasser einige Kenntniß genommen, geräucherter Speck protzelt und bratet; mit der Hand schöpft sie die Eiermasse in die Pfanne, mit dem Finger streicht sie den Rest von ihrem Pelz hinein. Der Löffel ist dem Gast nicht anständig, weil sich eine Reihe von wenigstens zwölf verschiedenen Mahlzeiten darauf nachweisen läßt — der Knecht oder die Magd nimmt den Löffel gleichgültig, nagt ihn ab, wischt ihn an einer Ecke des Schafpelzes aus, und reicht ihn nun als sehr sauber dem Gaste. Geschieht doch dergleichen in den großen Häusern, wo man die abgetragenen Teller

den Jagdhunden zum Belecken hinsetzt und sie dann, mit einem Netz oder Fuchsschwanz abgewischt, den Gästen wieder vorsetzt — warum soll in einem polnischen Kretscham nicht dasselbe möglich sein!

Unter diesem Volke von Herren und Sklaven ist natürlich von Industrie gar keine Rede. Dem Bauern gehört nichts, er sich selbst nicht, denn er kann verkauft, verschenkt, aus seinem Hause, von seinem Gut verpflanzt werden, wohin es dem gestrengen Herrn beliebt. Seine Kinder sind gleich ihm des Herrn Knechte; er findet sie hübsch, brauchbar, entbietet sie zu sich auf sein Schloß und behält sie bei sich, so lange es ihm gefällt, und schickt sie fort, wenn es ihm beliebt. Nach den Gesetzen ist der Herr zwar nicht mehr Gebieter über Leben und Tod, allein wenn er einen Bauern, der ihm einen Hasen in einer Schlinge gefangen, oder der seine Befehle nicht zu seiner Zufriedenheit vollzogen, auf dem Hofe hinstrecken und von zweien Knechten so lang prügeln läßt, bis man voraussehen kann, daß er den nächsten Tag nicht mehr erlebt, so hat das nichts zu sagen, kein Huhn und kein Hahn kräht darnach. Für wen sollte denn nun der Bauer fleißig sein? Drei Viertel seiner Zeit muß er noch überdieß dem Herrn an Scharwerk oder Roboth (unentgeldliche Arbeit) opfern, das letzte Viertel wird durch Feiertage weggenommen, wann könnte denn nun der Bauer etwas thun? Er bestellt zur Noth seinen Acker, dessen er viel zu viel hat, den er bei weitem nicht übersehen kann, die Frau pflegt die Kühe, deren auch der Aermste ein halbes Dutzend und mehr hat, um an den Markttagen Butter auf den Markt zu bringen, welche fast ohne Preis ist, da in den großen Städten sie während des Sommers das Pfund 10 polnische Groschen, d. h. noch nicht 2 Silbergroschen preussisch Geld, oder ungefähr 5 Kreuzer Konventions- und 6 Kreuzer rheinisch Geld kostet. Allein für jedes Pfund kann der Mann fünf tüchtige Gläser Kornbranntwein trinken; ein paar Pfund behält sie in der Tasche, um sich auch etwas zu Gute zu thun — das ist alles, was von den Leuten für ihren Lebensunterhalt geschieht.

Des Edelmanns Einkünfte bestehen hauptsächlich in dem Zehenten und in der Arbeit, welche seine Bauern umsonst verrichten müssen. Er läßt durch sie Hanf und Flachs bauen, Schweine auf die Weide treiben, den Lehm zu Ziegeln streichen, zu Töpfen verarbeiten, sorgt dafür, daß an dem Orte, wo seine Branntweinbrennerei ist, auch eine Pfarrkirche sei, damit es seiner Brennerei nicht an Zuspruch fehle; er schickt diese seine Bauern und Leibeigenen mit dem gemästeten Vieh oder mit Schiffsladungen von geräuchertem Speck, oder mit Schiffsladungen von Butter, von Käse, von Töpfergeschirr, von Getraide nach den Handelsplätzen an der Weichsel, Warschau, Thorn, Danzig, und läßt sich von dem Zurückkehrenden das Geld abliefern, ohne ihm auch nur einen Pfenning für

keine Mühe zu geben. Dieses wird dann während des Sommers in den Bädern, während des Winters in den Hauptstädten verpraßt, verspielt, und dieses hat zur Folge, daß die reichsten Edelleute übermäßig verschuldet sind, daß ihnen oft nicht das Geringste von dem gehört, was sie ihr Eigenthum nennen.

Außer diesem, dem Hauptvolke, wohnen noch Deutsche, Armenier, Rußniaken, Moldewener, Juden, Szekler, Zigeuner, Bulgaren, auch Türken, Franzosen und Italiener in Polen. Die Rußniaken unterscheiden sich eigentlich nur durch den dem Russischen nähern Dialekt von den eigentlichen Polen, theilen sonst ihre Tugenden und Laster. Die Deutschen sind überall die ordentlichsten, reinlichsten, wohlhabendsten Bewohner des Landes, in dem sie sich niedergelassen; von ihnen kaufen die Städter auch am liebsten ihre Lebensbedürfnisse, Butter, Käse, Milch. Ihre Landwirthschaft ist gewöhnlich sehr geordnet; sie haben weitläuftigere Wohnungen, als die polnischen Bauern, die Räumlichkeit ist der eines schönen polnischen Edelhofes gleich und das Haus sieht besser, sauberer, wohlerhaltener aus; es hat stets einen ganz geschlossenen Hof, von vier Seiten dicht gedrängt mit Gebäuden umgeben; die nach der Straße des Dorfes gerichtete Fronte bildet das Wohnhaus, meistens von 100 Fuß Länge; noch länger sind auf beiden Seiten die Stallungen, deren obere, unter dem Dach befindliche Räume zur Aufbewahrung des Heues dienen; eben so breit ist die im Hintergrunde stehende, den Hof schließende Scheune.

In den Städten sind in der Regel die Deutschen es, welche Künste, Gewerbe und Handwerke treiben; Juden und Armenier beschäftigen sich ausschließlich mit dem Handel; die übrigen Bewohner der Städte leben von ihren großen oder kleinen Einkünften als Guts-, als Hausbesitzer; die vereinzelten Szekler und die Moldewenen sind alle, wenn auch nicht gerade Nomaden, so doch wenigstens Hirten, und Viehzucht ihre Hauptbeschäftigung.

Man zählt in **Galizien** mit Einschluß der **Bukowina** 95 Städte mit 76 Vorstädten, 194 Märkte, 6.040 Dörfer und 632.000 Häuser. Alle diese Orte, mit Ausnahme einiger weniger, sind höchst unbedeutend, daher ich sie auch nur dem Namen nach anführen will, um bei den wichtigeren etwas ausführlicher sein zu können.

Ortsbeschreibung.

Die vereinigten Königreiche werden in 19 Kreise getheilt, deren sechse auf das eigentliche Polen, zwölfe auf das östlich gelegene Land der Ruthenen kommen, und einer der Moldau angehört.

1. Der Wadowitscher Kreis hat Wadowitsch mit 2.400 Einwohnern, Andrichowo mit 1.200, Kenty mit 3.700, Biala mit 4.000, Schabusch mit 3.000, Landskron mit 1.500, Mischlenjetze mit 2.200, Oswientschim mit 2000 und Zator mit 1.500 Einwohnern. Die Orte haben nichts Merkwürdiges, sie sind alle schlecht gebaut, ungepflastert, höchst unreinlich, sind von Ackerbürgern bewohnt, haben eine elende Schule und ein paar prächtige Kirchen, häufig auch Klöster und Bettelmönche, doch sonst nichts, das sie interessant machte.

2. Der Bochnierkreis hat zum Hauptort Bochnia, eine kleine Stadt von 4.800 Einwohnern, mit 620 Häusern von Holz, wie denn in ganz Polen allgemein von Holz gebaut wird und nur wenige öffentliche Häuser aus Ziegelsteinen aufgeführt sind. Die Stadt hat nichts Merkwürdiges, als den beispiellosen Schmutz, in welchen man bei schlechtem Wetter zu versinken meint. Desto merkwürdiger ist das unter derselben gelegene Steinsalzbergwerk, in welches man auf dem Hauptplatze unweit der Kirche einfährt, und welches bereits die ganze Stadt untergraben hat. Der Hauptschacht ist 228 Fuß tief und wird nicht auf Leitern, sondern an einem Seil befahren. Die Oeffnung des Schachts belegt man mit Brettern; von der großen Winde senkt sich das Seil herab bis auf diese Decke, es hangen vier Schlingen daran, in deren eine sich der Besuchende setzt; sind deren mehre, so setzt sich ihm gerade gegenüber ein zweiter in eine solche Schlinge und ein dritter und vierter, nun wird ein Riemen in der Hüftengegend einem jeden um den Leib gelegt und an dem Hauptseil festgeschnallt, dieser Riemen dient als Rücklehne. Man faßt mit den Händen das Hauptseil, die Bretter werden weggezogen und man schwebt frei über dem schwarzen Abgrund. Sind mehr als vier Personen da, so werden die so eben befestigten um einige Fuß herabgelassen, über ihren Köpfen schließt sich der Schacht wieder durch übergedeckte Bretter und die Nachfolgenden werden gerade auf solche Weise in Schlingen gesetzt, wie die Vorgänger, jetzt läßt man die Winde los, und in wenigen Minuten hat man die Reise zurückgelegt.

In der Tiefe von 228 Fuß fängt das erste Lager oder Stockwerk an, welches der Schusterberg heißt, zum Andenken des seit 600 Jahren schon verstorbenen Entdeckers dieses Bergwerks, der bei Grabung eines Brunnens auf dieses Steinsalzflöz kam und so den Reichthum des Landes an Salz zur Kenntniß brachte. Dies Bergwerk ist also bedeutend älter als das des benachbarten Wielitschka. Dieses erste Stockwerk hat 2.400 Fuß Länge und 180 Fuß Breite, und ist jetzt fast ganz unbenutzt und durch Holzwerk verbaut. Es sind hier Stallungen für die Pferde, welche man in dieser Saline braucht und welche, wenn sie einmal hier unten sind, das Tageslicht nie wieder zu sehen bekommen.

360 Fuß tief unter diesem ersten Stockwerke liegt das zweite, zu welchem man über eine Treppe von 700 Stufen gelangt. Sie sind in vielen Absätzen, sieben bis acht Fuß hoch und neun bis zehn Fuß breit angelegt und äußerst bequem, so daß selbst Pferde ohne Anstoß darüber auf und ab gehen. Nicht Bretter, nicht Steine bilden dieselben, sondern reines Salz. In diesem zweiten Stockwerke befindet sich der größte Stollen des ganzen Bergwerkes, der 7.800 Fuß lange Auguststollen, welcher in einer Breite von 300 Fuß von Osten nach Westen streicht. Hier sind die ungeheuern Gewölbe, groß genug, um die höchste Kirche sammt ihren Thürmen aufzunehmen. Hier befindet sich auch eine Kirche, in welcher Altäre, Säulengänge, Verzierungen, Statuen (der Heiligen der Kirche), Leuchter und alle Gegenstände des Meßopfers aus Salz gebildet sind. Das Bergvolk läßt hier jährlich einmal ein Hochamt halten, bei welchem sich mehrere hundert Menschen in einer Tiefe von 540 Fuß unter der Oberfläche der Erde versammeln.

Noch 288 Fuß tiefer liegt das dritte Stockwerk, welches sich 6.000 Fuß von Osten nach Westen erstreckt und unter dem, 120 Fuß tiefer das vierte, kleinste, Stockwerk liegt. Alle diese Stockwerke liegen in einem und demselben ungeheuren Salzlager, welches sich höchst wahrscheinlich nicht allein bis zu dem zweiten galizischen Salzbergwerk, Wielitschka, sondern wohl gar bis zu dem von Oska Rimnik in der Wallachei, 120 Meilen weit, erstreckt, indem diese Salzlager ein ununterbrochenes Kontinuum mit denjenigen bilden, welche längs der Karpaten und durch die Wallachei laufen und bei Oska Rimnik endigen.

Die Art der Salzgewinnung hat etwas verschwenderisch Großartiges; wie bei einem Steinbruch, aus welchem man Quadern gewinnen will und bei welchem die kleinen unregelmäßigen Stücke als Abfall betrachtet, als beschwerlicher Schutt hinweggeräumt werden, — so will man auch hier blos große Quadern (Spiegel) oder kleine (Formalstücke) haben und achtet das Uebrige kaum des Ansehens werth, und würde es auch gewiß nicht verwerthen, wenn man nicht ohnedies gezwungen wäre, es um des Raumes willen aus dem Bergwerk zu schaffen, da es dann allerdings auch verkauft wird. In den gediegenen festen Salzstein haut man eine gerade Furche von 12 Fuß Länge und 2 Fuß Tiefe. Ein Klafter davon haut man eine eben solche Rinne parallel mit der vorigen. Die Enden dieser Linien verbindet man durch gleich tiefe Rinnen. So hat man ein zwei Klafter langes und ein Klafter breites Stück, von allen vier Seiten frei geschafft. Man bohrt nun entweder in das Stück selbst, oder wenn es auf einer Seite schon frei liegt (was dadurch geschieht, daß an derselben Stelle bereits ein oder mehrere Stücke herausgearbeitet sind), unter dasselbe ein Loch, welches mit acht Loth Schießpulver gela-

den wird, worauf man den Sprengschuß anzündet. Selten wird das Stück zertrümmert, gewöhnlich kommt es ganz heraus und wiegt dann nach Sartori's Angabe beiläufig 36 Zentner. Dieses muß jedoch ein Irrthum sein, denn das ganze Stück hat 144 Kubikfuß, das Salz ist beträchtlich schwerer als Wasser. Nehmen wir jedoch nur das Gewicht des Wassers, 66 Pfund auf den Kubikfuß, für das des Salzes, so kommen schon über 95 Zentner, also dreimal so viel als Sartori angibt, heraus.

An solchen Stellen, wo man nicht Spiegel gewinnen kann, macht man sogenannte Formalstücke, d. h. man treibt zwei parallele Furchen, einen Fuß tief, zwei Fuß weit von einander, so weit als es der Salzstock erlaubt, und sprengt aus diesen Furchen Stücke heraus, indem man Keile ansetzt. Die so erhaltenen Stücke werden wieder durch Querlinien getrennt, man erhält die Stücke, welche einen Fuß Dicke und zwei Fuß Länge haben. Sie haben nicht zwei Kubikfuß und wiegen darum auch nur 95 bis 100 Pfund, welches mit meiner so eben angeführten Rechnung wohl stimmt. Für jedes solches Stück erhält der Arbeiter 12 Kreuzer und kann sich, wenn er seine Arbeit gut versteht, wohl einen Gulden des Tages verdienen.

Man gewinnt drei verschiedene Sorten Salz. Das erste ist reines, in Würfeln kristallisirtes Salz. Es kommt in grauem Thon vor, ist jedoch ziemlich selten, so daß man nicht viel über 30 Fässer jährlich gewinnt, welche nach Wielitschka gehen. Die zweite Sorte nennt man — warum weiß ich nicht — grünes Salz; es ist durchaus nicht grün, wohl aber von grauem Thon, der dasselbe durchdringt, schmutzig. Das dritte ist das schibicker Salz, welches aus dem Schutt, den Trümmern bei Sprengung der Spiegel- und Formalstücke gewonnen in Fässern zu Tage gebracht und als Viehsalz oder Dungsalz sehr wohlfeil verkauft wird.

Aus dem stundenlangen Stollen und aus einer Tiefe von 900 Fuß fördert man das Salz durch einen elenden Pferdegöppel, da man alle besseren Anstalten und Maschinen entweder gar nicht kennt oder „halt Alles beim Alten läßt." Es werden auf diese Weise nie mehr als 16 Zentner fortgeschafft. Die Regenwasser, welche sich im obersten Stockwerke (im Schusterberge) sammeln und eine äußerst starke Salzsoole bilden, werden in zusammengebundenen Ochsenhäuten (man sollte meinen, man wäre auf Timor oder einer andern Südseeinsel) ebenfalls durch den Pferdegöppel emporgeschafft, und so werden viele tausend Zentner aufgelösten Salzes nutzlos fortgegossen, ohne daß — nach Sartori's Angabe — der ärmste Bauer sich desselben auch nur zum Viehtränken oder Düngen seines Feldes bedienen dürfte.

Wielitschka liegt nahe bei Bochnia, an demselben Salzfloz, und man behauptet, daß die Bergwerke und Gänge beider Städte mit einander zusammenhängen. Erwiesen ist dies nicht; wahrscheinlich geht es auf das Salzlager selbst, weniger auf die Stollen und Schachte. Die sehr unregelmäßig und echt polnisch gebaute Stadt zählt 4.600 Einwohner und 480 Häuser. In der Mitte der Stadt ist ein Marktplatz, auf welchem das Schloß sich erhebt, das Gebäude, in welchem die Bergämter ihren Sitz haben. Unmittelbar unter der Stadt befinden sich die Steinsalzbergwerke, welche noch berühmter sind, als die von Bochnia. Sie wurden von einem Hirten Namens Wieliczk (Wjelitschk) entdeckt und bald darauf eröffnet. Es befinden sich fünf Stockwerke übereinander (oder untereinander), welche man hier Kontignationen nennt. Die Sohle eines jeden folgenden liegt ungefähr 180 Fuß unter der vorhergehenden. Die beiden oberen Stockwerke liefern das graue, sogenannte Grünsalz, die drei unteren geben schibiker Salz. Dreizehn Schachten, an verschiedenen Orten auf freiem Felde angelegt, führen in die Grube. Sie sind mit Hütten überlaubt und sind entweder gewöhnlich Leiterschachten oder haben Treppen. Der Leschno hat eine Wendeltreppe von 470 aus Eichenholz gezimmerten Stufen, welche 200 Fuß tief hinab führen.

Eine ungeheuer große Halle, die einem kolossalen gothischen Saale ähnlich sieht, erregt die Aufmerksamkeit der fremden Besucher zunächst. Sie ist durch schlanke Säulen gestützt und trägt in der Mitte einen riesigen Kronleuchter von 20 Fuß Durchmesser, alles von Salz. Der Tanzsaal ist noch größer, leider verunziert durch geschmacklose, Verzierungen sein sollende, Kindereien, durch einen österreichischen Adler, durch auf Salztafeln aufgetragene Gemälde, durch schlechte Inschriften, welche dem imposanten Eindruck, den das Ganze haben könnte, mächtig schaden. Von den sechszehn unterirdischen Seen können viere mit Kähnen befahren werden. Trotz diesen Wasseransammlungen ist es doch so trocken in diesen Räumen, daß es stäubt. Die Arbeiter verrichten ihr achtstündiges Tagewerk nackend, weil der Salzstaub die Kleider angreift.

Der Salzgewinn beträgt in Bochnia jährlich über 230.000 Zentner, in Wielitschka 600.000 Zentner, was bei so spielend leichter Arbeit (in Beziehung auf die ungeheure Masse, bei welcher nicht zehnmal mehr taubes Gestein als Salz wegzuschaffen ist) äußerst wenig scheint und wieder beweist, wie alle Unternehmungen der Regierung unverhältnißmäßig weniger abwerfen, als sie einem Privatmanne geben würden. Bei einem Personal von 1500 Personen, wie es in beiden Salzwerken (nach Einigen gar in Wielitschka allein) arbeitet, sollte die jährliche Production sich auf 45 Millionen Zentner belaufen, oder wenn man nur 800.000 haben will, das Personal zum sechsten Theil reducirt werden können.

Podgorsche ist ein kleines Städtchen an der Weichsel, Krakau gegenüber, davon es eigentlich eine Vorstadt ist. Eine Floßbrücke verbindet beide Orte, und deßhalb wird Podgorsche, wie Triest, als Ausland behandelt, mit Zollschranken umgeben, hat nach außen freien Handel, darf jedoch nach Oestreich nichts ohne ungeheure Zölle absetzen.

3.) Der sandezer Kreis hat zum Hauptorte Sandez am rechten Ufer des Dunajezflusses, mit 450 Häusern und 4500 Einwohnern, worunter 1600 Juden. Alt-Sandez (Stare miasto, Altstadt genannt) liegt an demselben Flusse weiter aufwärts und hat 3.000 Einwohner.

4.) Der tarnower Kreis. Hauptort Tarnowo mit 2.300 Einwohnern. Merkwürdig eine hölzerne Bogenbrücke von 180 Fuß Spannung, ganz gedeckt. Es ist hier der Sitz der obern Gerichtsstelle für den westlichen Theil des Königreichs, ferner eines Bisthums, Domkapitels und seines Anhanges.

5.) Der jaschloer Kreis. Hauptort Jaschlo von 1.000 Einwohnern. Die Stadt Dukla von 2.300 Einwohnern treibt starken Handel mit Ungarwein.

6.) Der Kreis von Rscheschowo. Hauptort gleichnamig am linken Ufer des Wyslok. Einwohner nicht voll 5.000, worunter über die Hälfte Juden, welche viele Goldwaaren von sechs und acht Karat oder ganz unächt von Tombak machen, die einen starken Absatz im Inn- und Auslande haben.

7.) In dem ersten der russinischen Kreise liegt die Hauptstadt des ganzen Landes, Lemberg, die auch dem Kreise den Namen gibt. Die Lage in einem freundlichen Thale, an ziemlich hohe Berge gelehnt, ist reizend und höchst romantisch, doch ist die Stadt an sich nichts weniger als schön; die mehrsten Häuser sind von Holz, die wenigsten Straßen sind gepflastert, alles ist krumm, eng und winkelig, nur die eigentliche alte oder innere Stadt, sonst Festung, jetzt durch Spaziergänge, die aus den Werken entstanden, verschönert, hat einen regelmäßigen Platz und ein paar gute Straßen und Gebäude, doch fast durchgängig, wie überall in Polen, mit Schindeln gedeckt. Mit den Vorstädten zählt man 50.000 Einwohner, worunter über 20.000 Juden. Vierzehn katholische Kirchen, eine griechische Domkirche, ein evangelisches Bethaus, zwei Sinagogen, vier Manns- und drei Frauenklöster des römisch-katholischen, ein Mannskloster des griechischen und ein Frauenzimmerkloster des armenischen Ritus bieten große, zum Theil thurmreiche Gebäude und geben dem Ort von ferne ein sehr stattliches Ansehen. Lemberg ist der Sitz allen oberen Behörden für das Königreich, es hat sehr viel Gewerbe (an 2200 Meister verschiedener Handwerke und Gewerbe, unter diesen 900 jüdische Meister) und einen bedeutenden Speditions- und Aktivhandel.

Unfern Lemberg, im Dorfe Winiki, ist noch die kaiserliche Tabaksfabrik für Galizien.

8.) Der prschemischler-Kreis. Der Hauptort gleiches Namens hat 4000 Einwohner, ist schmutzig, häßlich, eng gebaut und hat nur in der schönen Brücke über den Sanfluß eine Merkwürdigkeit.

Jaroslaw am linken Ufer der San, 3.400 Einwohner, liegt ungemein reizend und romantisch, ist fast ganz von Juden bewohnt.

In dem Städtchen Jawarow von 3.300 Einwohnern ließ sich Kaiser Peter der Große seine geliebte Katharina (I.) antrauen.

9.) Der Kreis Sanok. Hauptort Sanok. 1.800 Einwohner, schlecht, ganz unbedeutend.

Das Dorf Rabe und das Dorf Tschisna haben Bergbau in den Karpathen; es wird jedoch nur Eisen gewonnen.

10.) Der Kreis Sambor. Hauptort gleichnamig, am Ufer des Dniestrs, 800 Häuser, mit den sich an denselben anschließenden Vorstädten und Dörfern 6.780 Einwohner.

Drochobitsch hat 3.200 Einwohnern, fast lauter Juden.

11.) Der stryer Kreis. Hauptort Stryy, am Ufer des gleichnamigen Flusses, 2.700 Einwohner, über die Hälfte Juden. Der Kreis hat viele Bergwerke und mehrere Salzsiedereien.

12.) Der Kreis Stanislowowo. Hauptort gleichnamig, 1.600 Einwohner, fast lauter Juden. Vorstädte reihen sich sehr weitläufig und dorfartig an die Stadt; alles zusammen hat 6.400 Einwohner, davon mehr als die Hälfte Juden, das andere polnische Bauern.

Haliez (Halitsch), kleines Städtchen von 1800 Einwohnern, merkwürdig wegen der in der Nähe befindlichen Ruine des alten Schlosses, in welchem die Beherrscher des Königreichs Halitsch oder Halicien wohnten und woselbst späterhin die römisch-katholischen Erzbischöfe residirten.

13.) Der Kreis Kolomya. Gleichnamiger Hauptort am linken Ufer des Pruth. 2.200 Einwohner, worunter 1.800 Juden; nach anderen Angaben hat der Ort 6.700 Einwohner, worunter 4.000 Juden.

14.) Der tschortkower Kreis hat zum Hauptort Saleschtschiki, auf einer Halbinsel des Dniestr. 5.600 Einwohner, über die Hälfte Juden.

Husiatyn am Podhorsche (Fluß, der die Grenze gegen Rußland macht) hat 1600 Einwohner, ²/₃ Juden.

15.) Der Kreis Tarnopol. Hauptort gleichnamig mit 10,000 Einwohnern, wovon die Hälfte Juden. Der Ort liegt am Flusse Sared, welcher hier einen See bildet, der die Gegend sehr verschönert. Die Stadt hat ein Schloß, sonst nichts von Bedeutung.

16.) Der Kreis Boschesch an y. Hauptort gleichnamig, am Bache Lipa Gnita und einem dadurch gebildeten See. 5.200 Einwohner. Hatte früher einen starken Handel mit Leinwand und Flintensteinen, welche hier gegraben und geschlagen wurden; seit einiger Zeit hat der Handel damit sehr abgenommen.

17.) Der Kreis Slotschowo. Hauptort gleichnamig, mit 4.000 Einwohnern, wovon die Hälfte Juden. Hat ein befestigtes Schloß und liegt an und zwischen Sümpfen, welche durch den Bug abfließen.

Brody. Das deutsche Jerusalem, mit 22.000 Einwohnern, wovon 19.500 Juden. Mehrere Plätze sind groß und regelmäßig. Die Sinagoge, eine katholische und zwei griechische (russische) Kirchen, ein herrschaftliches Schloß sind die hauptsächlichsten Gebäude der unschönen Judenstadt. Brody ist der wichtigste Handelsort von ganz Galizien, alle Produkte des Landes, Schlacht- und Zugvieh, Pferde, Schafe, Wachs, Honig, Talg, Häute, Leder, Pelzwerk werden hier hauptsächlich gegen Rußland abgesetzt. Eben so bedeutend ist der Transithandel.

18.) Der Kreis Solkiewo. Hauptort gleichnamig mit 4.000 Einwohnern. Hat ein Schloß, das sonst der Familie Sobieski gehörte. Auch hier sind zur großen Hälfte Juden ansäßig, welche jedoch, wie in ganz Polen, nicht so beschwerlich werden, als in anderen Staaten, da sie nicht nur eine Menge Handwerke, sondern sogar Ackerbau betreiben, während sie außer Polen und Rußland fast allein vom Handel und zwar größtentheils von dem betrüglichen Schacherhandel leben.

19.) Die Bukowina. Hauptort Tschernowictz, unfern des Pruth auf einem Hügel gelegen. Sie hat 6.500 Einwohner, unter denen 1.200 Juden, hat nahebei 900 Häuser, in der Mitte einen freien großen viereckigen Platz, sonst, außer einigen dem Aerar gehörigen Gebäuden, nur elende Hütten und schlechte winkelige Straßen. Der Ort ist der Sitz aller Behörden der Bukowina, einer Haupt-, einer Klerikalschule (Seminar zur Bildung der Schullehrer und Kirchendiener) u. s. w. Der Handel zwischen den weiter östlich gelegenen Ländern und Deutschland im Austausche ihrer Produkte und Kunsterzeugnisse ist sehr bedeutend.

Sereth, am Ufer des gleichnamigen Flusses, ist, wie man glaubt, die älteste Stadt dieses Kreises. Sie hat 3.000 Einwohner, worunter 900 Juden.

Sutschawa, der Hauptort der Moldau, welche früher viel größer gewesen sein muß, da man noch Trümmer von Kirchen und dem Residenzschlosse der moldauischen Fürsten sieht. Die Stadt hat ungefähr 800 Häuser mit 5.000 Einwohnern. Alles ist zerstreut gebaut, nur in der Hauptstraße schließen sich die aus bloßem Parterre bestehenden Häuser an einander. Die wenigen guten Häuser sind eben so schmuzig, so

in Koth versunken, wie die anderen. In den Seitenstraßen stehen die Häuser weitläufig und schon beginnt die orientalische Bauart, mit der Umfassungsmauer, welche Haus und Hof umgibt. In das Haus führt eine kleine Altane mit 2 Stiegen, der Gang von der Thüre geht gerade durch das Haus; zu beiden Seiten desselben sind die Wohnzimmer. Auch in Polen baut man größtentheils eben so, nur umgibt das Ganze keine Mauer. Die Stadt hat mehre griechische Kirchen und eine katholische. Die Juden haben eine Sinagoge. Es wird viel Leinwand und Baumwollenzeug gewoben.

Die vier Märkte dieses Kreises sind unbedeutend, von den Dörfern aber sind einige merkwürdig, so Dorna Kandreni und Dorna Watra an der Hauptstraße nach Siebenbürgen, in dem Thale von Dorna, welches außerordentlich reich an trefflichen Sauerwassern ist, davon mehre zu Bädern benutzt werden. Der Bergort Jakobeny hat ein Eisenbergwerk mit sechszehn Gruben, zwei Hochöfen, vier Eisenganghämmern, zehn Frischfeuern und einer Nagelschmiede, welche mit 224 Arbeitern 15.000 Zentner Roheisen, 96 Zentner Gußeisen, 4.500 Zentner Stab- und Stangeneisen, 41 Zentner Blech, 243 Zentner Zeugwaaren, 17.000 Stück geschmiedete Waaren, (Schaufeln, Krompen, Hauen) und 400.000 Nägel liefern.

Kirlibaba liegt gleich dem vorher genannten Orte an der goldenen Bistritza. Es befindet sich daselbst ein silberhaltiges Bleibergwerk, das fünf Gruben, zwei Schmelzöfen, einen Kupfer- und Treibherd hat, und jährlich 650 Zentner Bleiglätte und 500 Mark Silber liefern soll, was jedoch beinahe unglaublich ist, da nach dieser Angabe auf den Zentner Bleierz ungefähr eine Mark Silber kommt.

Stulpikany ist ein kleines Eisenbergwerk mit 4 Gruben und einem Hochofen. Poschtschorita hat ein durch das Aerar betriebenes, also beinahe keinen Gewinn lieferndes, Kupferbergwerk. Bei Moldawice, Bukschoja und an anderen Orten der Bukowina sind Eisenbergwerke, welche ihr Erz zum Theile sogleich verarbeiten.

Katschika hat ein Salzbergwerk und eine Salzsiederei.

Putna, Förstenthal und Kraschna sind mit Glashütten versehen.

[illegible]

XII.

Das Königreich Böhmen

mit

Mähren und Schlesien.

XII.

Das Königreich Böhmen.

Zwischen den 29° 50′ und 34° 26′ östlicher Länge, von Ferro, und den 48° 34′ und 51° 2′ nördlicher Breite, dehnt sich ein großes verschobenes Viereck von 953 Quadratmeilen aus. Es hängt im Südosten mit der Markgrafschaft Mähren, und im Süden mit Oesterreich selbst zusammen, bildet aber sonst ein Gränzland, das gegen Westen Baiern, im Norden und Nordwesten Sachsen, in Nordosten Preußen (Schlesien) zu Nachbarn hat.

Das Klima ist nicht sowohl seiner nördlichen Lage wegen, als wegen seiner hohen gebirgigen Beschaffenheit, rauh und unfreundlich. Andree's Angabe, daß die mittlere Temperatur 8 Grade und 9zehntel, also beinahe 9 Grade seie, beruht gewiß auf unrichtigen Beobachtungen, 9 Grade ist als mittlere Temperatur, überflüssig genug, um die trefflichsten Weine zu zeitigen; doch gibt es nur auf einer kleinen Strecke im leitmeritzer Kreise Weinbau, auch sind die Extreme vom Nullgrade auf und ab, zu 24 Grade angenommen, da doch die Wärme, wie bekannt, im Schatten auf 28° und 29° steigt, dazu ist die Angabe des Hesperus für den am angenehmsten und wärmsten gelegenen Ort, für Prag genommen, woselbst wohl noch größere Wärme vorkommt.

Bereits in der Einleitung und allgemeinen Uebersicht des Kaiserthumes, habe ich von den böhmischen Gebirgen gesprochen, es dürfte nur noch hinzuzufügen sein, daß sie, wenn auch nicht Hochgebirge, doch das ganze Land auf eine bedeutende Meereshöhe erheben, so daß es außer dem Elbethale wenige Punkte in Böhmen geben dürfte, welche unter tausend Fuß hoch liegen, ja der größte Theil des ganzen Raumes liegt 2.000 Fuß über dem Meere und mehre einzelne Punkte erreichen fast das Doppelte; daher eben die bedeutende Temperaturerniedrigung.

Böhmen erscheint gleichsam als ein großes hochgelegenes Thal, ringsum mit noch höheren Gebirgen umkränzt, selbst im Norden, welchen die Elbe durchbricht, ist dieses der Fall. Die Elbe sammelt fast alle Gewässer des Landes und führt sie der Nordsee zu; sie ist der Hauptstrom Böhmens, ist jedoch auf den böhmischen Gränzen noch sehr unbedeutend und wird erst für den Handel wichtig, wo sie sich mit der Moldau vereint, sowie für Schiffe von großer Lastfähigkeit erst wenige Meilen von der Landesgränze fahrbar, nämlich bei Leitmeritz, wo sich die Eger mit der Elbe vereint.

Das Land ist, in Hinsicht auf seine Fruchtbarkeit, sehr verschieden, in den Niederungen der Eger, der Elbe, der Moldau, findet man einen trefflichen, humusreichen Boden; der leitmeritzer und der saazer Kreis gelten für Kornkammern des Landes, ja es wird von da aus nach dem Erzgebirge und auf der Elbe abwärts viel verschickt, dagegen andere Strecken äußerst wenig fruchtbaren Boden haben, und dieser sich kaum einige Zoll hoch über den undurchdringlichen Fels erhebt, oder Sand und unfruchtbarer Thon die Urgebirgsarten bedeckt, welche den Böhmen umgebenden Gebirgen, zum Fundamente dienen.

Der Produktenreichthum ist sehr groß, vorzüglich sind es der Mineralien überaus viele, welche Böhmen schon seit einem Jahrtausende berühmt gemacht haben. Gold ist zwar selten geworden, Silber aber wird nicht unbeträchtlich, sowohl aus einigen Erzen als auch aus Blei gewonnen, Quecksilber und Zinnober ist nicht in großer Menge vorhanden; auch Kupfer und Zinn, eine Eigenthümlichkeit des böhmischen und des Erzgebirges, nimmt ab; dagegen Blei noch sehr häufig ist. Eisen ist das Hauptprodukt unter allen Metallen in Böhmen, doch kommt auch gewöhnliches und weißes Spiesglanzmetall, Wismuth, Galmei, Kobalt, Kupfernikel, Wasserblei, Arsenik in nicht geringer Menge vor, so daß überall der Grubenbau darauf belohnt wird. Titan, Uran, Wolfram kommt im Erzgebirge vor.

Merkwürdig ist, daß dieses, so wohl ausgestattete, Land gar kein Kochsalz hat, obgleich sein Boden mit andern Salzen geschwängert, zahlreiche Mineralquellen darbietet, so muß es den Bedarf für seine Küchen doch aus Oesterreich kommen lassen.

An Schwarz- und Braunkohlen hat Böhmen Ueberfluß, wie das Land denn überhaupt viele vulkanische Produkte zeigt, auch große Thonlager gebrannt, und die darin aufbewahrten Blätter verkohlt erscheinen. Grafit kommt häufig vor, und wird auf Bleistifte verwendet, oder zu Schmelztiegeln geformt. Die fast in allen Geografien angeführten vielen und vielerlei Edelsteine schwinden, dagegen in der Wirklichkeit, auf etwas sehr Geringfügiges oder völlig Fabelhaftes zusammen. Kalzedon, Karneol,

Jaspis, Achat, Heliotrop werden gefunden, und beschäftigen Steinschneider und Schleifer, indem man sie zu Petschaften, Siegelringen; Achat aber (früher mehr als jetzt) zu Dosen, Etuis, Medizinlöffeln, zu Vasen, Tassen verarbeitet; der einzige wahre hochgeschätzte Edelstein, der in Böhmen vorzugsweise gefunden wird, ist der Granat, und zwar der edelste der Pyrop. Er findet sich im leitmeritzer Kreise am südlichen Abhange des Mittelgebirges nach der Eger hin, besonders zwischen Laun und Leitmeritz auf einer zwei Stunden langen, eine Stunde breiten Strecke, wo er theils von den Feldern aufgesucht, theils gewaschen, theis bergmannisch in nicht tiefen Schachten und Stollen gegraben, und dann gewaschen wird. Etwa 200 bis 300 Pf. ist alles, was man jährlich erhält, und dieses ist wenig, nach André in der Regel nicht viel über 2,500 fl. an Werth, obgleich gewöhnlich 50 Pfund großer Granaten (von denen weniger als vierzig auf ein Loth gehen) mitunter jener Angabe begriffen sind. Die Granaten erhalten ihren Werth freilich erst durch das Schleifen und Bohren, was sie ziemlich theuer macht.

Ferner findet man viele Stein- und Erdarten, welche sehr nützlich sind und fleißig gebraucht werden, so Porzellanerde, Kiesel (zu Glas), Wetzschiefer, Trippel, Pollierschiefer — merwürdig ist dabei, daß Böhmen gar keine Gipslager hat.

Der Pflanzenreichthum ist nicht sehr groß, es wachsen zwar alle Cerealien, alle Obstgattungen bis zum Weine in Böhmen, aber die erstern werden aus Mangel an gutem Boden nicht reichlich lohnend, die letztern aus Mangel an Wärme nicht vollkommen.

Die Wiesenkultur ist sehr weit zurück, von künstlichen Mitteln zur Beförderung des Wieswachses, von Bewässerung, vom Futterbaue im Großen ist keine Rede. Kartoffeln bilden die Hauptnahrung des gemeinen Mannes, denn bei der Menge von Branntweinbrennereien, bei dem starken Handel mit Getraide, aus den allein recht fruchtbaren Elbegegenden nach Norden hin, müßte, besonders in den armen Gebirgsgegenden, eine Theurung entstehen, welche an eine Hungersnoth gränzte; dort sieht mancher Bauer wochenlang kein Brod, und wenn er aus der Stadt zurückkehrt und einen Laib mitbringt, so wird er von der ganzen Familie sehr sparsam und in kleinen Stücken als Kuchen genossen.

Flachs kann als die zweite Hauptnahrungspflanze der böhmischen Gebirgsbewohner angesehen werden. Er wird größtentheils aus russischem Leinsamen gewonnen, ist von Natur aus von vorzüglicher Güte, und wird an manchen Orten noch dadurch verbessert, daß man ihn nicht ganz reif werden läßt, dadurch die Samenerzeugung vernachläßigt, aber einen Flachs von viel feinerem Faden erhält. Eigenthümlich ist den Waldungen der Gebirge das isländische Moos, welches in großer Menge nicht als

Medikament, sondern als Nahrungsstoff gesammelt, durch Extraktion von seinem Bitterstoffe befreit, dann aber zu Gallert gekocht und gegessen wird. Die Waldungen selbst, obschon sie nicht kultivirt werden, machen doch einen Hauptreichthum Böhmens aus, sie sind die Bedingungen des Bestehens zahlloser Glashütten, Schmelzhütten (Bergwerke), Treibherde u. s. w., und obwohl gräulich gegen die Wälder gewüthet, obwohl sie mit Feuer und Axt vertilgt werden, gibt es doch noch viele jungfräuliche oder Urwälder, in denen noch nie der Klang einer Axt erschallte, in denen das alte absterbende Holz immer neue Lagen von Humus auf die alten häuft, zur Nahrung der kommenden Geschlechter.

Mit dem Viehstande sieht es noch schlimmer aus, als mit dem Pflanzenreiche, das hängt natürlich ein's vom andern ab; wo nicht genug Futter ist, kann man nicht Vieh halten, und wo es nicht viel Vieh gibt, mangelt es an Dünger für den Getraide- und Futterbau. So kann man für ganz Böhmen kaum auf 150.000 Pferde, 250.000 Ochsen und 700.000 Kühe rechnen, d. h. es kommen auf fünf Menschen eine Kuh — was außerordentlich wenig ist; rechnet man noch hinzu eine Million Schafe, und dieser zehn gleich einem großen Stücke Vieh, so kommen bei einer Million und 200.000 Stück großen Viehes, kaum eines auf 12 Morgen kultivirten Landes (deren man an 14 Millionen) annimmt. Doch selbst diese geringe Anzahl von Vieh kann nicht hinlänglich ernährt werden, weil die Wiesen schlecht sind, nicht genug Gras geben, und man also die Ration sehr herabsetzt und viel Stroh futtert (oft das ausgelaugte von den Dächern); daher der Schlag an sich schlecht, klein und verkümmert ist.

Wilde, reißende Thiere, die sonst auf dem blasker Gebirge im budweisser Kreise, und am Teufelsgebirge des prachiner Kreises sehr häufig waren, haben sich jetzt in andere Gegenden zurückgezogen, sind seltener geworden und nur noch in dem undurchdringlichen Forste des Böhmerwaldgebirges zu finden. Von Bibern gibt es eine ganze Kolonie, im Nordosten des budweisser Kreises, in der Nähe des budweisser Teiches. Wild: Hasen, Rehe, Hirsche, Eber gibt es eine große Menge, und Hasenbälge bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Berühmt ist Böhmen wegen seiner Fasanerien, welche, in großen eingezäunten Thiergärten angelegt, dieses edle Wild hägen; doch haben sie sich über das ganze Land verbreitet, und werden häufig von den Bauern zu Markte gebracht. Wilde Wasservögel, Gänse, Enten, Wasserhühner, Möven finden sich sehr häufig, wie überhaupt das Federwild, vom Auerhahn angefangen bis zur Wachtel, in großer Menge vorhanden ist. Auch die Flüsse und Seen sind stark bevölkert. Lachse steigen aus der Nordsee in die Elbe, und aus dieser in die Moldau und Wottawa, sie werden sowohl als die

Welse, in bedeutender Größe, oft bis sechzig und hundert Pfund schwer gefangen. Die Aale sind von vorzüglicher Güte, und viele Bäche liefern Forellen und Krebse in Menge, so wie die Teiche Karpfen und Hechte.

Noch zu bemerken sind die Perlenmuscheln, welche die Moldau liefert (auch die Wottawa), und worauf dort sowohl, als in der Elster bei Steingrün im Egerlande von einigen Fischerei betrieben oder deren Ertrag verpachtet wird; man findet noch bis auf 13 Gran schwere und viele von außerordentlich schönem Wasser, wenn auch nicht den orientalischen gleichkommend.

Die Einwohner des Königreichs Böhmen.

Die beinahe auf 4 Millionen (anfangs 1836 betrug die Bevölkerung 3.936.548) anzuschlagende Volksmenge, zerfällt in zwei Hauptstämme, Slaven 2.800.000 und Deutsche 1.000.000, überdieß kommen noch Italiener, die eine Kolonie bilden, Juden und Zigeuner dazu.

Die Slaven, als Urbewohner, bilden die eigentliche Hauptbevölkerung; sie sehen die Deutschen mit neidischen Augen und bösem Willen an, weil sie dieselben für, von dem Fürsten begünstigte Fremdlinge halten; alles Unheil, was dem Lande wiederfährt, schreiben sie den Fremden zu, und oft kam es deßhalb zu blutigen Auftritten. Die Böhmen nennen sich Tschechen (Czechen), und gehören mit den Mähren und Slowaken zu dem Lechischen Stamme der Slaven.

Ursprünglich scheinen in dieser Nation nur zwei Stände geschieden gewesen zu sein, die Beherrscher und die Sklaven oder Knechte. Der Adel war und ist Herr des Landes, Leibeigene müssen es für ihn bebauen. Jahrhunderte lang bestand dieser Druck und brachte, wie überall so auch hier, Faulheit, Indolenz, Kriecherei, Verstocktheit, die unmittelbare Folge eines äußeren Druckes der Amtsherren und des Mangels an Freiheit und Eigenthum hervor, und noch viele Generationen müssen einander folgen, bevor diese Mäkel sich aus dem Volkskarakter verwischen wird; wie man ihnen Treue und Gradherzigkeit, Mäßigkeit und freien Sinn, Gemüthlichkeit nachrühmen, wie man von ihnen sagen kann, sie seien in der Volksbildung gegen kein benachbartes Land zurück, wie es der Verfasser der humoristischen Reisebilder that, und wie es Blumenbach nachspricht, ist um so unbegreiflicher, da einem jeden das Gegentheil sogleich auffallen muß, und da die Böhmen selbst in Oesterreich deßhalb übel berüchtigt sind.

Die Deutschen bewohnen hauptsächlich die Gränzgegenden von Baiern Sachsen und Preußen, sind aber einzeln durch das ganze Land zerstreut.

Sie sind die gewerbfleißigsten und tüchtigsten Bewohner des ganzen Königreichs, stehen in Bildung und in allem Wissen, in allen Zweigen der Kultur auf einer viel höheren Stufe als die Slaven, deren Lehrer sie in Allem gewesen; sie wurden auch von Anfang für freie Leute erklärt, und erhielten viele Gerechtsame vor den andern voraus. Der Hofstaat ward nach deutschen Mustern organisirt, viele deutsche Rechtsansichten aufgenommen. Im zehnten Jahrhundert waren bereits viele Ortschaften fast ausschließlich mit Deutschen besetzt, zu Ende desselben kam auch die erste deutsche Prinzessin Hemma von Sachsen auf den böhmischen Thron. Im eilften Jahrhundert wurden zwar alle Deutschen verjagt, da man aber bald sahe, daß man ohne sie nicht leben könnte, weil plötzlich alle Gewerbe daniederlagen, so wurden sie sehr bald wieder zurückgerufen, und mehr begünstigt als je. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts ward die deutsche Tracht allgemein, und die deutsche Sprache die der vornehmern Klasse und des Hofes. Prschemischl und Ottokar II. zogen viele Deutsche in das Land (13 Jahrh.), ertheilten ihnen besonders in der östlichen Gebirgsgegend viele Wohnplätze, und errichteten aus ihnen ihre Leibgarde. Dieses setzten im vierzehnten Jahrhundert die Könige deutscher Abkunft fort; Handelsverbindungen, Kriegsgefangene und das Emporkommen des Bürgerstandes thaten das Ihre. Ganz vorzüglich begünstigte sie Karl IV., so daß die deutschen Lehrer an der von ihm gestifteten Universität zu Prag drei Stimmen, die böhmenschen aber nur eine hatten. Aber sein Nachfolger Wenzel ward durch Huß veranlaßt, daß man das Verhältniß umkehrte, was ein großes Unglück für das Land, die berühmte Gelehrten-Auswanderung, zur Folge hatte. Alle deutschen Lehrer, 20.000 deutsche Studenten zogen aus Böhmen fort, die Universitäten Leipzig, Krakau, Rostock und Ingolstadt entstanden dadurch, die prager Hochschule war fast ohne Schüler, und erholte sich nie wieder von diesem Schlage.

Die Deutschen und die Slaven haßten einander, der Kontrast ward immer schneidender. Bei Ausbruch des Hussitenkriegs waren die mehrsten Deutschen genöthigt, Böhmen zu verlassen; nach hergestelltem Frieden kehrten sie zwar zurück, empfanden aber den Druck der herrschenden Utraquisten, welche Slaven waren, auf das bitterste. Erst im sechzehnten Jahrhunderte entstand ein neues Bindemittel für beide Nationen, der Protestantismus, welcher sie zu gemeinsamem Wirken gegen ihre Gegner in Rom antrieb. Nach und nach vereinigte gleicher Schutz der Gesetze, aufhörende Bevorzugung der Deutschen und gegenseitige Familienverbindungen beide Nationen immer mehr, so daß sie jetzt friedlich mit einander leben, obschon die echten Deutschen von den echten Böhmen noch immer gehaßt und verachtet sind.

Die Juden kamen schon in den ersten Zeiten der Geschichte Böhmens als Sklavenhändler vor; sie leisteten vom neunten bis zum zwölften Jahrhunderte den Böhmen bei Bekämpfung der heidnischen Nachbarn wichtige Dienste, wofür man sie dankbar dadurch belohnte, daß man ihnen das früher ertheilte Niederlassungsrecht nahm, und sie wieder zu Feldflüchtigen machte. Der geistliche Fanatismus und der Wahn des von diesem aufgeregten Pöbels brachte neun hintereinander ausbrechende Judenverfolgungen hervor, nach und nach schliff sich auch hier das Schroffe ab; auf die wahrhaft unkristlichen, drückenden Gesetze, welche von Minoriten und Dominikanern gegen sie veranlaßt, welche Verachtung, Haß und Erbitterung gegen sie billigten, ja als verdienstlich heiligten, folgte ein Majestätsbrief, der sie auf ewige Zeiten zu dulden befahl, ihre Freiheiten wurden erweitert, und endlich strebte Joseph **II.**, sie zu nützlichen Bürgern des Staats zu machen; es wurden Schulen für sie eingerichtet, sie durften die hohen Schulanstalten der Kristen besuchen, sie dürfen alle technischen und sonstige Gewerbe, die Wissenschaften und die schönen Künste treiben, dürfen die zu ihrer Erniedrigung erfundenen Abzeichen an ihren Kleidern fortlassen, ja sie werden sogar adelsfähig, und mehre sind wirklich geadelt worden; ihre Zahl ist auf **3.600** Familien festgesetzt, wel- nicht überschritten werden darf, die Zahl der Familienglieder ist aber nicht bestimmt, daher sie sich bis jetzt beinahe auf **80.000** vermehrt haben, von denen ein großer Theil in Prag in einer eigenen Judenstadt lebt. Sonderbar ist, daß, obwohl die Juden in Prag ausser der Judenstadt viele Häuser besitzen und in denselben wohnen, doch die neun Thore dieser Judenstadt alle Abend von der Wache gesperrt werden. Dort sind neun große und mehr als dreißig kleine Sinagogen, und die einzige Hauptschule, welche die Juden in den österreichischen Staaten besitzen. Sie stehen unter dem Oberrabiner und **17** Kreisrabinern. Zu dieser Würde darf nur befördert werden, der sich durch für einen deutschen Schulmeister nützliche Schulkenntnisse ausweisen kann.

Das Volk theilt sich beinahe scharf nach der Nationalität, in Ackerbauer, Slaven; in Handwerker, Gewerbe und Künste treibende, Deutsche; und in handeltreibende, Juden. Abweichnungen herüber und hinüber kommen häufig vor, doch ist entschieden, daß alles, was die Slaven thun, also Ackerbau und Viehzucht, weit zurücksteht, hinter der durch die Deutschen auf einen seltenen Grad von Vollkommenheit gebrachten Industrie, welche, da sie beinahe alle Zweige umfaßt, hier nicht speziell behandelt werden soll; Jedermann weiß, daß die Bearbeitung der Metalle, daß die Glas-Fabrikation, die Flachs- und Leinenbereitung höchst ausgezeichnet ist.

Der Handel ist eben des vermehrten Gewerbfleißes wegen sehr wichtig und die Elbe als Hauptweg für die Produkte des Landes von unschätzbarem Werthe; doch geht auch auf der Achse sehr vieles nach allen Weltgegenden.

Ortsbeschreibung.

Die Hauptstadt des Landes ist **Prag**, beinahe in der Mitte des Königreichs, an beiden Seiten des Moldauflusses gelegen, durch eine lange Brücke, in gewisser Art der Elbbrücke bei Dresden ähnlich, verbunden. Sie hat zwei deutsche Meilen Umfange, liegt auf und an fünf Bergen, dem Schloß-, Laurenzi-, Strahof-, Wisherad- und Weinberge, und ist in die Altstadt (einschließlich der Judenstadt), die Neustadt, die kleine Seite und den Hradschin getheilt, ringsum von Festungswerken umgeben, doch ohne Haltbarkeit gegen ernstliche Angriffe. Acht Thore führen in die Stadt, welche mit den Vorstädten 54 Plätze, 108 Kirchen mit 127 Thürmen (daher **Boleslaus Balbinus** von Prag sagt, das es centum turribus coelum tangit) und Thürmchen, neun Männer-, vier Nonnenklöster, neun Sinagogen und 3.600 Häuser mit 120.000 Einwohnern hat.

Der altstädtische große Ring, nächst dem Rathhause bildet ein großes unregelmäßiges Viereck, in dessen Mitte die Mariensäule, von **Ferdinand III.** zum Andenken an die Befreiung der Stadt von den Schweden, und einem marmornen, sehr vernachlässigten Wasserbehälter mit Basreliefs steht. Der kleine Ring stößt an den vorigen und bildet ein unregelmäßiges Dreieck. Der Roßmarkt ist eine 360 Klafter lange, 25 bis 30 Klafter breite Straße mit mehren Wasserbassins und der Reiterstatue des heiligen Wenzel. Der Viehmarkt ist 280 Klafter lang und 80 Klafter breit. Zu den interessantesten Gebäuden gehört die Theinkirche in der Altstadt. Die beiden Thürme erbaute Georg Podiebrad, dessen Grab, wie das des berühmten Tycho de Brahe, darin ist. Die Kreuzherrnkirche zeichnet sich durch schönen Stil aus. Die Galluskirche war diejenige, in welcher Huß lehrte. In der Neustadt ist die Kirche zu St. Ignaz wegen ihres schönen, großartigen Portals interessant. Prächtig, mit Statuen, Reliefs, Vergoldungen beinahe überladen, ist die St. Nikolauskirche auf der kleinen Seite; alle diese und alle andern Kirchen enthalten herrliche Gemälde, mitunter Meisterwerke von Solimene, Rubens und andern berühmten Meistern. Auf dem Hradschin ist die uralte St. Georgskirche, von Wratislaus I. um 900 erbaut. Die Lorettokirche oder das heilige Haus, von Ludmilla Popel von Lobkowitz nach jener zu Loretto erbaut, enthält einen reichen Schatz, neben andern eine Monstranz

von 6.666 Brillanten. Die Prämonstratenserkirche hat die größte Orgel in Böhmen mit 3.177 Pfeifen und 50 Registern. Die Domkirche auf dem Hradschin ist eins der herrlichsten Denkmale der alten Baukunst, außerordentlich kühn und zierlich sind die offenen schlanken Bogen, welche die hervorstehenden Thürme mit der Kirche verbinden. Das Innere der Kirche hat 157 Fuß Länge, 144 Fuß Breite, das mittlere Schiff aber hat 48 Fuß Breite und ruht auf 36 Säulen, das Gewölbe hat 116 Fuß Höhe. Die vielen Freskogemälde, ziemlich schlecht, schwächen den Eindruck, den das großartige Gebäude machen könnte, ungemein; ein großer Brand hat einen bedeutenden Theil und auch den Thurm so beschädigt, daß der letztere um ein beträchtliches, die ausgebrannten Mauern aber ganz abgetragen werden mußten.

Ursprünglich von Wenzel dem Heiligen gegründet, rühret dieser kolossale Bau von Georg Johann von Luxemburg her, welcher 1344 denselben durch Mathias von Arras begann, worauf ihn Peter Arler so weit vollendete (1386), als er jetzt noch steht. Wenzel IV. und Leopold I. begannen die Vergrößerung desselben, welche jedoch durch einen Brand in's Stocken gerieth. Unter den zahlreichen Denkmalen verdient das silberne Grabmal des heiligen Johann von Nepomuk, 1736 vollendet, besondere Beachtung. Auf einem Altare von Marmor tragen vier Engel einen Sarg, worin in einem aus Spiegelscheiben zusammengesetzten Behälter die Gebeine des Heiligen ruhen (seine Zunge wird besonders aufbewahrt); vier Engel knieen an dem Sarge, vier Engel tragen einen rothseidenen Baldachin. Das daran befindliche Silber wiegt 36 Zentner. Zwölf Seitenkapellen umgeben das Schiff der Kirche, unter diesen ist die Wenzelskapelle besonders reich, ihre Wände sind aus lauter Chrisoprasen, Amethisten, Karneolen und andern Edelsteinen von ungeheuerer Größe (oft Stücke von zehn Zoll Länge und acht Zoll Breite) dicht nebeneinander bedeckt. Panzerhemd, Helm und Schwert des heiligen Wenzel wird dort bewahrt. Mit dem Letztern werden die neuen Mitglieder des Wenzelordens zu Rittern geschlagen. Die größte Glocke des Doms wiegt 270 Zentner.

Die königliche Burg wurde von Karl IV. im Jahre 1333 nach dem Muster des alten Louvre erbaut; ihre jetzige Gestalt erhielt sie aber unter Maria Theresia durch den Baumeister Boratschkow, nach Zeichnungen von Banasty. Die Burg ist drei Stockwerk hoch, hat 600 Fuß Länge, enthält 440 Zimmer, einen Huldigungssaal von 212 Fuß Länge, 60 Fuß Breite und 42 Fuß Höhe, in einem einzigen Gewölbe ohne Pfeiler. Der innere Hof hat 380 Fuß Länge und 165 Fuß Breite. Im Schloßgarten befindet sich der einst so berühmte Löwenzwinger, befinden sich die Treibhäuser. Zu Rudolfs II. Zeit war das prager Schloß

als das achte Wunder der Welt berühmt, so groß war der Schatz an Kunstwerken, Büchern, Handschriften, bis 1632 Kurfürst Johann Georg von Sachsen fünfzig Wagen davon hinwegführte, und die Schweden den größten Theil des noch übrigen hinwegnahmen, was so bedeutend war, daß die Königin Kristine dem Herzog von Orleans 250 Gemälde schenkte, worunter allein 11 Koreggios. Nachdem man die Trümmer der alten Pracht lange Zeit von einem Winkel zum andern geschoben, wurde der Rest 1782 öffentlich versteigert. Auf dem Burggraben unter dem spanischen Saale sind zwei Piramiden aufgerichtet zum Gedächtniß an die durch Thurn aus den Fenstern gestürzten kaiserlichen Abgeordneten.

Die berühmte Moldaubrücke gilt für das Wahrzeichen von Prag. Sie ist 1.800 Fuß lang, 36 Fuß breit und ist 42 Fuß über dem mittleren Wasserstande erhaben. Sie wurde 1358 angefangen, doch erst 1507 vollendet, besteht aus 16 Bogen, von 70 Fuß Weite. Die Trottoirs sind mit gußeisernen Platten belegt, an beiden Seiten erheben sich Thürme, zur Vertheidigung bestimmt. 28 Gruppen von Heiligen zieren die Brücke eben nicht, denn sie sind über alle Maßen grotesk und gränzen sehr häufig an das echt komische. Mitten unter diesen Heiligen wurde ein Platz für Kaiser Josefs Standbild ausgewählt, eine Ehre, welche sich derselbe jedoch verbat. Der Platz ist noch leer. Ein eisernes Gitter mit fünf Sternen bezeichnet den Ort, wo der heilige Johann von Nepomuk in's Wasser gestürzt wurde.

Eine Menge prachtvoller Bauten, entweder königlich oder dem hohen Adel angehörig, ziert alle Theile der Stadt. Die Unterrichtsanstalten sind zwar nicht mit andern großen Städten zu vergleichen, doch für Böhmen außerordentlich, ja sie übertreffen in mehren Zweigen die von Wien. Die Universität hat 42 Professoren, 15 Assistenten, nach der Angabe Einiger 2.000 Studenten, was in jedem Falle um mehr als das Doppelte zu viel ist, wenn man nicht, wie häufig geschieht, die Schüler der obersten Klassen in den Gimnasien, auch Studenten nennt. Der botanische Garten hat viel Interessantes, eben so das Mineralienkabinet mit 8.000 Nummern; schlecht und unbedeutend ist das zoologische Kabinet, was zwei Pfennige jährlich auszugeben hat, seine ganze Dotation besteht nämlich in 260 fl.; das fisikalische Kabinet ist eben so reich bedacht, es hat 200 fl. jährlich. Interessant ist das ständische politechnische Institut, das Konservatorium der Musik und anderes mehr. Das Theater ist besonders im Lustspiele und der Posse sehr gut, es wird deutsch und böhmisch gespielt.

Unfern Prag liegt Wischerad, der alte böhmische Herrschersitz, woselbst schon Krok eine Burg erbaut haben soll; auf dem Platze derselben steht jetzt das Zeughaus, und der Ort an sich ist ohne Bedeutung.

Böhmen wird in sechszehn Kreise getheilt, welche meistens nach ihrer Hauptstadt benennt sind.

1) Der Kreis Rakonitz. Die gleichnamige Stadt hat 2.280 Einwohner, liegt in einem Gebirgsthale und hat schöne Bergwerke. Der Hauptort heißt Schlan von 3.650 Einwohnern mit Tuch- und Strumpfweberei. Er hat drei Thore, ein hübsches Rathhaus und Piaristen-Kollegium.

Raudnitz am linken Elbufer ist die Hauptstadt eines Herzogthums, das dem Fürsten Lobkowitz gehört. Im Schlosse ist eine große Gewehr- und Rüstkammer und eine Bibliothek.

2) Der berauner Kreis. Hauptort Beraun (in alten Urkunden Verona) hat 2.200 Einwohner und 290 Häuser, ist mit alten Ringmauern umgeben, hat aber nur einen Platz und eine Straße. Das Kreisamt dieses Kreises hat seinen Sitz in Prag.

Horzowitsch, Hauptort der gräflich wrbna'schen Güter, hat 2.300 Einwohner, welche von den Eisenwerken leben, die in der Umgegend sind; es werden auf der dortigen Gießerei die größten wie die kleinsten Sachen geformt.

Die königliche Bergstadt Przibram hat Silber- und Bleibergwerke — —

Schloß Karlstein, von Karl IV. 1548 erbaut, enthält unter den 800 Burgen in Böhmen die größten Merkwürdigkeiten, und wird daher häufig besucht.

Karlstein ist keine gewöhnliche Ritterburg, sie war das Heiligthum des Landes, welches kein Fremder, welches kein weiblicher Fuß betreten durfte, und dessen Hüter (Burggraf), der höchste Würdenträger des Reiches war. Vom Kaiser Rudolf sorgsam erneuert, traf der Vandalismus des 30jährigen Krieges auch Karlstein, und erst 1815 gab Kaiser Franz eine Kleinigkeit, zur Erhaltung des noch Vorhandenen, (8000 fl.) her. In drei Absätzen steigt der gewaltige Bau empor, einst von dreifachen Mauern umgeben. Ein Thurm von dicken Quadern erbaut, überragt hoch die drei Stockwerke haltenden Gebäude. Im Zwinger steht die St. Nikolaikirche; noch ist daselbst der 300 Fuß tiefe Brunnen, der Keller und das Gefängniß zu sehen. Im zweiten und dritten Stocke ist Karls Wohnung höchst einfach eingerichtet, der verfallene Domherrenhof stößt an diese, dann ein Gebäude worin über den Gefängnissen die Dechantei befindlich ist. Im zweiten Stockwerke sieht man die Kollegiatkirche Mariä Himmelfahrt, ehemals geziert mit herrlichen Wandgemälden von Wurmser von Straßburg, jetzt sind diese leider beinahe alle übertüncht. Eine Mauerblende von zwölf Fuß Länge und sechs Fuß Tiefe, enthält die prachtvolle noch ganz erhaltene Katharinakapelle. Die Wände sind ganz

mit geschliffenen Edelsteinen belegt, welche durch vergoldeten Gips mit einander verbunden sind. Die Decke ist ganz vergoldet mit blauen Sternen besäet, so auch die Gurten des Kreuzgewölbes. Die beiden Schlußsteine sind mit Edelsteinen besetzt, deren die mittelsten, ein Topas von außerordentlicher Schönheit, und ein in Kalcedon geschnittener großer Engelskopf sind. Die Bildnisse Kaiser Karls IV. und seiner Gemahlin Anna auf Gips gemalt und der Betschemmel, den Karl sich selbst geschnitzt hat, gehören noch zu den Merkwürdigkeiten dieser Kapelle. An diesem Gebäude schließt sich auf der höchsten Felsenspitze ein 57 Fuß breiter, 85 Fuß langer und 121 Fuß hoher Thurm aus ungeheuren Quadern mit einer Mauerdicke von 15 Fuß (ganz unten) erbaut; er hat fünf Stockwerke. Im Fundamente sind die furchtbarsten tiefen, fast unergründlichen Gefängnisse, mit allen Schrecken jenes barbarischen Zeitalters ausgestattet, dem bloße Entziehung der Freiheit nicht genug war, welches auch den Gefangenen noch durch das Entsetzliche seines Aufenthaltes immerfort quälen wollte. Eben daselbst befindet sich im ersten Stockwerke die Gerichtsstätte, auch ein Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit, in welcher kein Herr an seine Herrenrechte glaubte, wenn er nicht Scharfrichter und Richtplätz immer um sich hatte, daher beinahe in jedem Lustschlosse dergleichen zu finden, als Attribut der Herrschergewalt. Ueber der Gerichtsstätte sind die Rathssäle, im dritten Stocke ist die herrliche Kreuzkapelle, durch vier eiserne Thüren mit neunzehn Schlössern geschützt. Dort sind zahlreiche Reliquien vorhanden, dort wurde einst die Krone von Böhmen verwahrt. Die Kapelle nimmt beinahe den ganzen innern Raum des Thurmes ein, ist fünfzig Fuß lang und mit den Marmorvertiefungen auch fünfzig Fuß breit und 28 Fuß hoch. Unten ist sie ringsum mit geschliffenem Karneole, Jaspis und andern Halbedelsteinen in vergoldeten Gips ausgelegt, darüber hängen 130 Bildnisse von Heiligen. Unter diesen Bildnissen befanden sich sonst die Reliquien derselben. Das zierliche Kreuzgewölbe stellt das Firmament vor, die Sterne sind durch mit Gold belegte Gläser gebildet. Die Fenster enthalten statt des Glases Halbedelsteine. An den Wänden läuft ein vergoldetes Eisengeländer herum, auf welchem bei feierlichen Gelegenheiten 1.330 Lichter brannten; ein vergoldetes Gitter mit Chrisopras geziert, schließt das Presbiterium, in welchem die Fenstervertiefungen mit Wandgemälden geziert sind. Das Altarkästchen enthält das Bildniß von Thomas von Mutina.

Eine Stunde östlich von Karlstein liegt das Schloß Dobrschichowitz mit den Ruinen der Burg Karlik, woselbst Karls IV. Gemahlin wohnte, wenn der Kaiser sich in Karlstein aufhielt. In der Nähe dieses Schlosses ist in sehr gebirgiger Gegend, St. Johann unter dem Felsen, ein Schloß mit einer Wallfahrtskirche und einer merkwürdigen Höhle, in welcher,

während des neunten Jahrhunderts, der heilige Jwan als Einsiedler gelebt haben soll.

3. Der kaurzimer Kreis. Hauptstadt die, in fruchtbarer Gegend liegende, alte königliche Kreisstadt Kaurzim, mit 1.900 Ackerbürgern; auch dieses Kreisamtes Sitz ist in Prag.

Kollin an der Elbe hat 5.900 Einwohner. Nahe dabei fiel die berühmte Schlacht vor, in welcher Friedrich der Große einen bedeutenden Theil seines Heeres verlor.

Bola hat 1.400 Einwohner, mit einem wenig besuchten Gesundbrunnen. Ehemals waren hier reiche Goldbergwerke; Zizka ließ sie verschütten, und seit dieser Zeit sind sie nicht wieder aufgenommen worden.

4. Der bunzlauer Kreis hat zur Hauptstadt Jung-Bunzlau an der Jser, auf einem Hügel gelegen, mit 450 Häusern und 5.000 Einwohnern. Die Bewohner treiben viel Weberei, Kattundruckerei. An dem Flusse ist eine Militär-Schwimmanstalt.

Neu-Benatek (neu Venedig) gleichfalls an der Jser, hat nur 900 Einwohner, ein hübsches Schloß auf einem Hügel, berühmt durch Tycho de Brahe's Beobachtungen; der gelehrte Astronom starb hier 1601.

Melnik, königliche Leibgedingstadt an der Elbe mit 1.400 Einwohnern, bekannt durch den besten Wein, der in Böhmen wächst, und der, obwohl er herzlich schlecht ist und dem Meisner weit nachsteht, doch theuer bezahlt wird.

Reichstadt, von 2.000 Einwohnern, liegt am Fuße des Kamnitzberges und treibt Weberei in Baumwolle und Lein. Das aus sämmtlichen toskanischen Herrschaften in Böhmen bestehende Herzogthum hat von dieser Stadt den Namen, und Napoleons Sohn, der Herzog von Reichstadt, hatte von diesem Fürstenthume seinen Titel.

Gabel oder Gablau hat einen Paß nach der Lausitz, 2.200 Einwohner, sehr gewerbsam.

Zwickau, 3.600 Einwohner, hat viel türkisch Garnfärberei.

Reichenberg an der Neisse, ist nächst Prag die größte Stadt Böhmens, sie hat 1.400 Häuser und 12.000 Einwohner und beinahe zwei Stunden im Umfange. Die Straßen sind nur zum Theile regelmäßig; 3 Kirchen, 2 herrschaftliche Schlösser, ein Theater, ein großes Schulhaus zieren die Stadt, welche bedeutende Tuchfabriken hat. An 1.150 Meister Tuchweber, 114 Meister Tuchscheerer, 39 Meister Tuchbereiter, 602 Schafwollspinnmaschinen, 2.000 Lein- und Baumwollweberstühle. Der Handel dieser Stadt übersteigt an 4 Millionen Gulden jährlich.

Friedland am Wittigbache von 3.150 Einwohnern, gibt dem gleichnamigen Herzogthume seinen Namen, welches Wallenstein 12 Jahre lang besaß. Es besteht aus 65 großen Gütern. Die Residenz von Git

schin, das sehenswerthe friedlander Schloß, sammt der Herrschaft dem Grafen Clam Gallas gehörig, liegt auf einem Basaltfelsen und zerfällt in das obere und untere Schloß; das obere Schloß wurde von Wallenstein ausgebaut, es hat drei Geschoße, mehre Säle mit den Bildnissen der früheren Besitzer. Die Rüstkammer ist merkwürdig wegen vieler Alterthümer. Ein runder, sehr stark gebauter, Thurm hat fürchterliche Gefängnisse. Das untere Schloß ist bewohnbar.

Turnau mit 3.700 Einwohnern ist berühmt durch die Fabriken von unechten Edelsteinen, womit nach der halben Welt Handel getrieben wird, auch ächte Edelsteine schleift man hier in Menge; sie werden im Bergrücken von Tatobot, östlich von Turnau, gefunden.

Münchengräz liegt an der Iser, hat eine 30 Klafter lange Brücke, zählt 2.800 Einwohner, und umschließt in der St. Annen- oder Schloßkapelle die Gebeine des, 1634 am 15. Februar ermordeten, Wallenstein.

Alt-Bünzlau und Gablenz sind bedeutende Fabrikorte mit Weberei.

Von den Dörfern dieses Kreises wäre besonders der schöngelegene Badeort Liebwerda, unfern Friedland, zu nennen. Die Umgegend gleicht einem Garten im großartigsten Stile; ein stattliches Schloß des Grafen Clam Gallas steht daselbst. Ein ebener, mit Bäumen beschatteter, Platz umgibt den Gesundbrunnen. In der Nähe sind die hübsch eingerichteten Badegebäude, auch ein Kursaal, ein Schauspielhaus, ein großer Kunstgarten mit Laubgängen. Die Quellen haben eine Temperatur von 50 bis 52 Grad.

5. Der bidschower Kreis hat zum Hauptorte die königliche Leibgedingstadt Bidschow, an der Czidlina, mit 500 Häusern und beinahe 4.000 Einwohnern. Das Kreisamt hat seinen Sitz in

Gitschin, der Residenz des Herzogthums Friedland. Diese Stadt hat 400 Häuser und 3.900 Einwohner, ein prächtiges, 1610 von Wallenstein erbautes, jetzt den Trautmannsdorfs gehöriges Schloß. Rund um die Stadt, welche in einem großen Garten zu liegen scheint, sind die mannigfaltigsten Spaziergänge. In der Nähe ist der Berg Welitsch, welcher eine Kapelle trägt, deßhalb merkwürdig, weil Herzog Jaromir an derselben durch die Wrssowetsche mörderisch angefallen, durch Homora aber, (welcher der Ahnherr der Kolowrat) befreit worden.

Stohendbe, Arnau, Prodiebrad, Chlumetz sind lauter kleine gewerbsame Städtchen; das letzte hat ein Schloß der Grafen Kinski. Karlskron ist in Form einer Krone gebaut, und hat einen großen Thiergarten.

6) Der königgrätzer Kreis hat zur Hauptstadt die gleichnamige königliche Leibgedingstadt und Festung, als solche durch ihre Wasserwerke bedeutend, indem sie ganz überschwemmt werden kann, so daß die Stadt gleich einer Insel aus einem weiten See hervorragt, sie hat ungefähr

800 Häuser und 8.000 Menschen. Der Platz mit Arkaden umgeben, ein paar Kirchen, ein bischöflicher Palast, bilden die nicht wichtigen, noch zahlreichen, Merkwürdigkeiten dieses Ortes.

Josefstadt, 1780 angelegt, eine königliche Freistadt und Festung, ist sehr regelmäßig gebaut, hat jedoch nur 46 Häuser mit 1.800 Einwohnern.

Ganz nahe liegt die größere königliche Leibgedingstadt Jaromiertsch von 3.530 Einwohnern; sie ist mit Josefstadt durch eine Allee verbunden.

Königinhof zählt 4.400 Einwohner, welche viele Baumwollenwaaren weben und drucken.

Trautenau, mit 2.500 Einwohnern, ist der Mittelpunkt des Leinwandhandels auf der böhmischen Seite des Riesengebirgs.

Reichenau ist der Hauptort einer gräflich kolowratschen Herrschaft, zählt 4.000 Einwohner, ist schlecht gebaut, hat aber eins der schönsten Schlösser in Böhmen.

Adersbach ist berühmt wegen seines Steinwaldes, einer Felsenpartie von einer Meile Länge und einer Viertelmeile Breite, aus lauter piramidalen, obeliskenartigen, konischen, zilindrischen Sandstein-Säulen bestehend.

7) Der chrudimer Kreis. Hauptort Chrudim am gleichnamigen Flüßchen gelegen, ist eine königliche Leibgedingstadt von beinahe 800 Häusern und 6.000 Einwohnern. Sie hat eine alte Kirche mit einem hohen Thurme und einem wunderthätigen St. Salvatorsbilde.

Leutomischel ist eine gräflich waldstein'sche Schutzstadt von 6.000 Einwohnern mit einer filosofischen Lehranstalt.

Landskron, Hauptort der gleichnamigen Herrschaft von beinahe 8 Quadratmeilen und 45.000 Einwohnern; die Stadt selbst zählt nur 4.400. Es wird in allen diesen Orten starker Leinwandhandel und Weberei betrieben.

Pardubitz hat 3.800 Einwohner und ist nicht häßlich gebaut, obwohl etwas altfränkisch. Ein Kameralschloß mit Wall und Graben umgeben (die jedoch mit Obstbäumen bepflanzt und nicht mehr der Vertheidigung gewidmet sind) ist von pensionirten Offizieren bewohnt, und ein Filial des Invalidenhauses in Prag.

8) Der Kreis Tschaslau. Hauptort gleichnamig, mit 3.400 Einwohnern. In der Dechantkirche zeigte man sonst des furchtbaren Tschischka (Zizka) Grab, welches man jedoch in neuerer Zeit fortgeschafft hat. Der Thurm dieser Kirche soll der höchste in Böhmen sein.

Kuttenberg ist der größte Ort des Kreises, 8.600 Einwohner und 780 Häuser. Früher, als die Bergwerke hieselbst noch im Gange wa-

ren, soll sie über 20.000 Einwohner gezählt haben. Sie hat 40 Gassen und 20 Plätze, sechs Thore und sechs Pforten, eine Kirche. Die Stadt begründete die Ansprüche der Böhmen auf die Erfindung der Buchdruckerkunst, indem sie behauptete, der Hans Gänsfleisch, genannt Guttenberg, sei ein Böhme gewesen, aus obiger Stadt gebürtig; es ist jedoch entschieden, daß er 1397 in Mainz geboren worden. Nationaleitelkeit verführt mitunter zu solchen Schlüssen, wie auch die Franzosen behaupten, die Buchdruckerkunst sei eine französische Erfindung, weil Guttenberg in Straßburg zuerst gedruckt habe. Damals aber dachte noch niemand daran, daß das deutsche Straßburg mit dem deutschen Elsaß jemals würde zu Frankreich gehören können. Es ist auch schmählich genug, daß sie jetzt dazu gehören.

9) Kreis Tabor. Hauptstadt gleichnamig, mit 4.100 Einwohnern berüchtigt als Hauptort der Taboriten und Adamiten, einer Sekte, die, wo sie sich blicken läßt, jetzt mit Feuer und Schwert verfolgt wird, und deren Mitglieder nach dem Standrechte prozessirt werden.

Neuhaus ist der Hauptort der gräflich czerninschen (spr. Tschernjin) Herrschaft, und die größte Stadt dieses Kreises, sie hat beinahe 6.000 Einwohner, und ist ziemlich gut gebaut. Die Pfarrkirche zählt man zu den schönsten in Böhmen. Das große Schloß soll der Hauptsitz der berühmten weißen Frau sein.

10) Der budweiser Kreis. Hauptort, böhmisch Budweis mit 7.600 Einwohnern, hat einen hübschen regelmäßigen Marktplatz, ist sonst jedoch eng und schlecht gebaut. Bedeutende Gebäude sind nur das Rathhaus und das Zeughaus. Der Ort ist Sitz eines Bisthums und eines Domkapitels. Von hier aus geht die Eisenbahn nach Linz, welche man im Böhmischen interessant nennt, weil die Wendungsbogen kurz, die Radien derselben klein sind, was jedoch ein Beweis von der Kenntnißlosigkeit der Erbauer ist; denn sobald ein Dampfwagen in vollem Zuge auf solche kurze Biegung kommt, so wird er durch seine eigene Zentrifugalkraft von der Bahn herunter geschleudert. So lange man nur mit Pferden diese Bahn benutzt, hat es freilich nicht viel zu sagen.

Böhmisch-Krummau liegt an der Moldau und hat 5.700 Einwohner. Sie ist die Hauptstadt eines fürstlich-schwarzenbergischen Herzogthums, welches 22 Quadratmeilen mit 48.000 Menschen umfaßt. Hoch über der Stadt thront das Schloß, mit weitläuftigen altmodischen Gärten und einem Denkmale, das der große Feldherr sich selbst und seinem Nachruhme errichtete.

Böhmisch-Gratzen hat 1.600 Menschen, und gehört zur Herrschaft des Grafen Buquoi. Auf derselben befinden sich fünf berühmte Glashütten, unter denen die Silberberghütte Hyalith von schwarzer, brauner, rother Farbe, und auch buntes Hyalith liefert.

11) Der prachiner Kreis hat zur Hauptstadt Pisek (Piassek, Sand), in einer öden sandigen Gegend an der Wottawa, über welche eine Brücke von Stein, alt und tüchtig gebaut, führt, es ist die längste nach der Prager, welche Böhmen aufzuweisen hat. Die Stadt hat 5.600 Einwohner, 480 Häuser, und ist von einer alten, noch festen, thurmreichen Mauer ganz umgeben.

Strakonitz, mit 4.000 Einwohnern, ist etwas düster zwischen dichten Wäldern gelegen, hat jedoch viele fruchtbare Aecker in seiner Umgebung. Es befindet sich daselbst ein Schloß, die Residenz eines Großpriors mit einer prächtigen Kirche, und einer steinernen Brücke über die Wottawa.

12) Der klattauer Kreis. Hauptort Klattau mit 5.300 Menschen, 550 Häusern, einer schönen Dekanatskirche und einer ehemals den Jesuiten gehörigen Kirche, einem Seminare derselben, welches in ein Brauhaus verwandelt ist. Um die Stadt sind auf den alten Festungswerken Spaziergänge angelegt.

Thaus ist eine Gränzstadt von 5.700 Einwohnern, welche sich durch besondere Eigenthümlichkeiten, in Sprache und Sitten von andern Böhmen unterscheiden sollen. Es sind daselbst Manufakturen in Band aus Lein, Wolle oder Baumwolle, und Schnüren u. s. w.

Bischof-Teinitz mit 2.200 Einwohnern, hat ein schönes Schloß mit großen Gärten, ausgedehnte Fasanerie u. a. m. in äußerst romantischen Gegend gelegen. Sie ist der Hauptort einer großen trautmannsdorf'schen Herrschaft, von 2 Städten, 89 Dörfern und 22.600 Einwohnern.

Nepomuk liegt am Flüßchen Uslawa, hat 1.490 Einwohner und ist der Geburtsort des heiligen Johann von Nepomuk, (geboren 1323, gestorben 1383). An der Stelle des Hauses, welches den Aeltern des Heiligen gehörte, steht die Kirche mit seinem Denkmale und seiner ganz von Silber gearbeiteten Statue. In dem Kreise von Klattau sind viele Spiegel- und Hohlglas-, Porzellan- und Steingutfabriken.

13) Der pilsener Kreis. Hauptort Pilsen, mit 9.000 Einwohnern, in einem Wiesenthale gelegen, das die Beraun durchströmt, hat mit Einschluß dreier Vorstädte 565 Häuser, eine schöne gothische Hauptkirche mit guten Gemälden, ein gothisches Rathhaus, ein Militär-knaben-Erziehungshaus, ein Theater. Es wird hier viel Tuch und Leder fabrizirt.

Radnitz, Hauptort der gräflich-sternbergischen Herrschaft, hat 2.000 Einwohner. Die Herrschaft liefert außer trefflichen Steinkohlen, eine große Menge Eisenwaaren und chemische Produkte.

Topl hat 1.700 Einwohner, und unfern von dem Städtchen ein prächtiges Prämonstratenserstift mit großer Kirche.

14) Der ellenbogener Kreis hat als Hauptort Ellenbogen auf einem hervorspringenden Felsen am linken Ufer der Eger, ist mit alten Mauern umgeben und hat nur ein einziges Thor. Die 2.100 Einwohner nähren sich von Landbau und Fabrikgeschäften, zu denen eine Porzellanmanufaktur beiträgt. Das Kreisamt, das Rathhaus und das alte Schloß sind merkwürdige Gebäude.

Karlsbad ist eine freie offene Badestadt. Sie liegt in einem romantischen Thale am rechten Ufer der Eger beim Einflusse der Tepl in dieselbe, und ist von prächtigen hohen Granitfelsen umgeben, an deren Abhängen zum Theil die Häuser hingebaut sind. Das Thal selbst bietet durch die reiche Abwechslung ein angenehmes Bild, doch ist für den Fremden der Dunst auffallend, der immer über dem Orte liegt, und der einen eigenthümlichen Geruch verbreitet.

Die Stadt hat zwar mehre eigentliche Wirthshäuser, doch genau genommen ist jedes Haus ein solches, denn alle Gebäude sind zur Aufnahme von Fremden eingerichtet. Die alte Wiese ist gewissermaßen der Hauptplatz, der Versammlungsort der eleganten Welt; es ist eine breite Straße am linken Ufer der Tepl, mit vielen Bäumen, und unter diesen mit Krämerbuden besetzt. Das Ende dieser Straße bilden die Kaffeehäuser, der böhmische und der sächsische Saal. Am andern Ufer desselben Flusses liegt die neue Wiese, eine eben so breite Halbstraße mit einer Allee; dort steht auch das Theater. Sechs Brücken und Stege verbinden die beiden Ufer des Flüßchens. Außer diesen beiden Plätzen sind die Straßen sehr enge, der Markt, mit der Statue Kaiser Karls IV., sehr uneben.

Karlsbad verdankt seinen Ruhm siebzehn Mineralquellen, von denen aber nur achte benützt werden. Kaiser Karl's Jagdhunden gebührt die Ehre sie entdeckt zu haben. Sie verbrannten sich die Füße in der heißen Quelle, und der Kaiser, hier jagend, durch ihr Geheul aufmerksam gemacht, sah die sprudelnden, kochenden Wassermassen, und empfand bald die wohlthätigen Wirkungen des Heilwassers an seinem eigenen Körper.

Die Hauptquelle ist der Sprudel, welcher durch Verstopfung der untersten Oeffnungen, und durch ein eingesetztes Rohr zum Steigen gezwungen, sich acht bis neun Fuß hoch erhebt, er hat eine Temperatur von 58 Grad, und das ablaufende Wasser ist noch so heiß, daß die Bewohner von Karlsbad es zum Abbrühen der Hühner und Schweine brauchen, welche dort, nicht auf einer Bank, sondern in dem Bache selbst gewaschen werden. Eine Kuppel bedeckt diese Quelle. An den Tempel

stößt eine Wandelbahn, eine bedeckte Kolonnade, welche gegen die Tepl hin mit einer Wand von Glasfenstern verwahrt ist, und in den fast eben so großen Sprudelsaal führt. Unfern des Sprudels ist der neue Sprudel, oder die Hygeaquelle, welche 59 Grad Reaumur hat, und gleichfalls mit Säulengängen und Ruhebänken versehen ist. Am Ende desselben ist das 1826 errichtete Dampfbad befindlich. Der Mühlbrunnen hat 44 Grad, der Neubrunnen 47, der Bernhardsbrunnen 55, der Theresienbrunnen 41, der Schloßbrunnen 40 ꝛc. Schwefelsaures Natron, salzsaures Natron und kohlensaures Natron sind die Hauptbestandtheile des Wassers; dazu kommt noch kohlensaurer Kalk und kohlensaure Magnesia, außerdem aber noch viele andere Mineralien, wie Strontian, fosforsaure, flußspathsaure Thonerde, Eisenoxid, ꝛc. Die außerordentlich starke Mischung bildet nur in der Hitze eine Auflösung; sobald die Temperatur sich verändert, bildet sich oben eine Haut, den Badeschaum, unten im Becher aber einen gelblichen Bodensatz. Es schmeckt, heiß getrunken, wie Hühnerbrühe, und wirkt sehr auflösend, soll sogar den Stein völlig zerfressen und zertheilen, obwohl es selbst, wenn auch nicht im menschlichen Körper, Steine absetzt, den unter dem Namen Sprudelstein bekannten Kalksinter, welcher alles inkrustirt, was man in das Wasser des Sprudels auf einige Zeit hineinhängt.

Jetzt ist der Ort so stark besucht, daß jährlich an 5.000 Bade- und Brunnengäste daselbst eintreffen, welche sich einer höchst lästigen Etikette unterwerfen müssen, die eine strenge Absonderung der Stände hervorbringt. Die mannigfaltigen Vergnügungen und die höchst reizenden Umgebungen entschädigen für diese lächerliche Sitte, welche die sogenannten vornehmen Leute die Last ihres Ranges bis in die Bäder mitnehmen heißt, und sie dadurch von dem angenehmen Umgange des gebildeteren Theils, der Künstler, der Gelehrten, des feinen Mittelstandes ausschließt, trauriger Langeweile sie hingebend.

Die Karlsbader haben nicht nur von den Gästen großen Gewinn, indem diese ihr Geld in ihrem Orte verzehren, sie haben auch noch einen eigenen Industriezweig für dieselben gegründet; dieß sind die kleinen niedlichen, unbrauchbaren, aber hübsch aussehenden Galanteriewaaren von Stahl, auf's Aeußere, auf Glanz und Nettigkeit berechnet, häufig mit polirtem Sprudelstein eingelegt, welche in außerordentlicher Menge verfertigt und verkauft werden.

Königsberg und Schlaggenwald haben bedeutende Bergwerke, wie denn überhaupt dieser Kreis reich daran ist.

Maria Kulm, ist ein berühmter Wallfahrtsort, in dessen Kirche eine Kapelle befindlich ist, die in etwas grellen Frescogemälden die Geschichte der Entdeckung einer Mörderhöhle darstellt, welche hier gewesen sein soll. In der Gegend von Maria Kulm, und zwar auf der Höhe

von Arbesau fiel die Schlacht zwischen den Preußen, Oesterreichern und den Franzosen vor, bei welcher der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den Oberbefehl führte. Die Franzosen unter General Vandamme wurden total geschlagen, ihr Feldherr gefangen genommen. Unfern des Posthauses stehen zwei Monumente, ein sehr geschmackvolles von Gußeisen, mit der Inschrift „Die gefallenen Helden ehret dankbar König und Vaterland.“ Das andere ist von den österreichischen Offizieren, nicht sowohl dem tapfern Colloredo, als seiner Exzellenz dem hochgebornen Grafen und kaiserlich königlichen Feldzeugmeister Hieronimus von U. geweiht. Noch 20 Jahre nach jener Schlacht (30. August 1833), sah man an den mehrsten Häusern der dort gelegenen Dörfer Spuren von den Kanonen- und Flintenkugeln.

Eger ist eine Gränzfestung, welche auf einem Felsenplateau am rechten Ufer der Eger liegt. Sie hat vier Thore, beinahe 800 Häuser und 10.000 Einwohner. Sehenswerth ist die alte Burg der Markgrafen von Vohburg, das sogenannte Schloß, wahrscheinlich die älteste Ruine in Böhmen. Dort wurde Wallenstein ermordet, dort wurden ebenso Illo und Trzka (nicht Terzki), nebst dem ganzen Anhange des Fürsten umgebracht. Von dem Saale in welchem dieß geschah, als die Generale alle bei einem freundlichen Mahle versammelt waren, sind noch einige Mauern und Fenster zu sehen. Ein Thurm des Schlosses ist aus schwarzen Lavaquadern aufgeführt. Eine Kapelle ist horizontal getheilt, so daß zwei Kapellen über einander stehen, deren untere auf Granitsäulen, die obere auf Marmor ruht. Das Rathhaus schließt unter andern Merkwürdigkeiten auch Gemälde ein, welche die grausame, nur durch das Zeitalter in der sie geschah, begreifliche Ermordung Wallensteins und seiner Anhänger darstellen. Die direkten Nachkommen des großen Feldherrn haben ihre Ansprüche auf des Ahnherrn konfiszirte Güter geltend gemacht, da derselbe weder prozessirt worden, noch auch gegen ihn ein anderer Beweis, als die, von seinen Feinden und Anklägern vorgelegten Abschriften der Briefe, die er geschrieben haben soll (kein einziges Original), vorgebracht worden ist. Das sogenannte Egerwasser kommt aus dem eine Stunde von der Stadt entfernten Franzensbad, sonst Egerbrunnen genannt. Es werden jährlich nahe an 200.000 Krüge verschickt.

15) Der saatzer Kreis hat zur Hauptstadt Saatz, (Satetsch) mit 5.000 Einwohnern, die hauptsächlich von Hopfen- und Gartenbaue leben. Das Rathhaus und die Pfarrkirche sind sehenswerthe Gebäude. Bei diesem Orte ist eine Kettenbrücke über die Eger gebaut, welche eine Spannung von 200 Fuß hat, 18 Fuß breit, und auf eine Tragekraft von 5.000 Zentner berechnet ist. In diesem Kreise wird mehr

Garten- und Feldbau als Fabrikarbeit getrieben, die Obstzucht ist im Egerthale nicht unerheblich. Doch sind Porzellan, Leinwand, Spitzenfabriken häufig.

Schönhof ist ein gräflich tschernin'sches Schloß mit einem, drei Stunden im Umfange haltenden, Parke.

Pülna hat treffliches Bitterwasser, das zur Gewinnung des Bittersalzes gebraucht, und häufig verschickt wird.

16) Der leitmeritzer Kreis hat die Hauptstadt Leitmeritz, am rechten Ufer der Elbe, auf einer Anhöhe in höchst reizender Lage. Die Stadt ist ziemlich wohlgebaut, hat 600 Häuser und 4.400 Einwohner. Die schönsten Kirchen sind die Allerheiligenkirche und der Dom; Obst, Getraide und Weinbau waltet vor, doch schlafen die Gewerbe nicht ein, besonders ist eine Strohhutflechterei von Wichtigkeit.

Bilin hat 2.500 Einwohner; ein berühmter Sauerbrunnen zieht viele Gäste her und sein Wasser wird stark verschickt. Das Kurgebäude ist für diejenigen bestimmt, welche das an Kohlensäure reiche Wasser an der Quelle trinken wollen. Merkwürdig sind das neue und das alte Schloß, das erste enthält eine schöne Mineraliensammlung, dem Bergrath Reus gehörig, das andere enthält eine Bittersalz- und Magnesiafabrik, in welcher Salze und Erden aus dem saidschützer Bitterwasser durch Abdampfung gewonnen werden. Der hohe biliner Stein ist ein steiler Berg, ganz mit Basalt bedeckt.

Teplitz, ein berühmter Badeort, liegt am östlichen Ende eines herrlichen romantischen Thales, das durch das Erz- und Mittelgebirge gebildet wird und dessen Heilquellen schon vor mehr als 1000 Jahren (762) durch Kolostuy, einen Vasallen des Herzogs Prschemischl entdeckt wurden. Die Heilkraft des Wassers zog viele Ansiedler herbei, so daß bald eine Gasse entstand (Ulice), welche wegen der heißen Quellen, die warme Gasse tepla ulice (polnisch, tscheplo, warm), genannt wurde, woraus denn bald durch Zusammenziehung und Abkürzung teplice oder Teplitz wurde.

Aus dem Erzgebirge streicht eine mächtige Lage von Sienitporfir herab. Aus diesem entspringen siebzehn ziemlich gleichartige Quellen auf einem kleinen Raume vertheilt, zwei in der Stadt selbst, drei in der Vorstadt, sechs in dem nahen Dorfe Schönau, die übrigen sechs vertheilt. Sie enthalten hauptsächlich kohlensaures und salzsaures Natron, kohlensauren Kalk, Magnesia und Kieselerde und schwefelsaures Natron.

Die Quellen werden vorzüglich zu Bädern benützt; nur beim Stadtbade und dem Schwefelbade besteht zugleich eine Trinkanstalt. Am ausgezeichnetsten ist die Heilkraft bei Wunden, dann auch bei Gicht, bei

Lähmungen. Die Quellen haben 25 bis 36 Grad Wärme. Man zählt jetzt im Ganzen 84 Bäder, unter denen die Fürstenbäder besonders elegant sind.

Das fürstliche Schloß hat einen ausgedehnten Park, in welchem man als Merkwürdigkeit einen Haselnußbaum zeigt; weiter südlich sind solche Bäume nichts seltenes mehr. Ein Theater ist in dem Schlosse, auf dessen höchstem Gipfel eine große Fahne weht, wenn die Fürsten Klary anwesend sind. Die Dechantkirche ist im altdeutsch sein sollenden Stile höchst geschmacklos renovirt, an dieselbe stößt die alte Burg. Das alterthümliche Stadtbad, das Herrnhaus sind bemerkenswerthe Gebäude, sonst sind alle übrigen (380 mit 2.350 Einwohnern) zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, deren vier bis fünftausend zu kommen pflegen, weil das Bad viel angenehmer ist, als Karlsbad und andere, indem die absurde Etikette und der lächerliche Rang- und Adelstolz hier nicht so grell hervortreten.

Die Umgebungen des Städtchens sind höchst reizend, und durch viele Gesellschaftswagen ist es äußerst leicht gemacht, jeden hübschen oder sonst merkwürdigen Punkt zu erreichen; zur Verbindung mit Prag sind stets eigene Gelegenheiten vorhanden, da man bei zwanzig Pfund Gepäck nur zwölf Kreuzer für die Meile zahlt. Auf dem Kirchhofe bei Teplitz liegt Seume begraben; ihm ließ Elisa von der Recke ein Denkmal errichten.

Dux ist eine kleine, gräflich waldsteinische Schutzstadt. Das herrschaftliche Schloß ist großartig gebaut und macht einen imposanten Eindruck; es enthält eine Antikensammlung, eine Rüstkammer, ein Porzellankabinet, eine Naturaliensammlung, ein Lesekabinet und eine 13.000 Bände starke Bibliothek. Das Städtchen selbst ist kleiner, als manch tausend Dörfer, es hat kaum 900 Einwohner.

Böhmisch Leippa ist die größte Stadt dieses Kreises, sie hat beinahe 6.000 Einwohner und treibt viel Handel mit Töpferwaaren, mit gedruckten Baumwollenzeugen und dergl.

Noch viele andere Städte von zwei bis dreitausend Einwohnern enthält dieser Kreis, dessen Haupterwerbszweig Flachsbau und Zwirn- und Leinwandfabrikation ist. Der Hauptsitz des Zwirnhandels ist der Marktflecken

Schönlinde mit 3.800 Einwohnern. Weber, Strumpfwirker, Bleicher.

Das Dorf Plottendorf bei Burgstein hat eine große Glasfabrik und Schleifereien.

Stein-Schönau ist ein, der Herrschaft Böhmisch Lommitz zuge-

höriges Dorf, hat gleichfalls große Glasfabriken, 312 Glasarbeiter, 23 Glashandlungen.

Längs der Elbe sind die romantischen malerischen Gegenden, davon ein Theil die sächsische Schweiz genannt wird, und welche beinahe ein jeder Deutsche, vom Hörensagen wenigstens, kennt. Von dem Gipfel des Schneeberges, an dessen Fuße das kleine gleichnamige Dorf liegt, soll man eine Uebersicht von 200 Quadratmeilen haben.

Die Markgrafschaft Mähren mit österreichisch Schlesien.

Die beiden Fürstenthümer, zusammen 482 Quadratmeilen (Schlesien $77^2/_5$), liegen im Norden von Oesterreich und sind östlich von Galizien und Ungarn, im Süden von Ungarn und Oesterreich, im Westen von Böhmen, und im Norden von Preußen umschlossen. Das ganze Gebiet ist in acht Kreise getheilt, von denen sechs zu Mähren, zwei zu österreichisch Schlesien gehören. Das Land ist durchgehends bergig oder hügelig, und die dasselbe von drei Seiten einschließenden Gebirge, die böhmischen, mährischen, glazischen, schlesischen und die Beskiden, sind beinahe durchgängig Urgebirge. Merkwürdig sind die vielen Erdfälle in den niederen Uebergangsgebirgen, einer der interessantesten ist die **Matschocha**, ein enges, dreißig Klafter breites, fünfzig Klafter langes, und 84 Klafter tiefes Felsthal, das von allen Seiten ganz von schroffen senkrechten Felsen eingeschlossen ist und nur von zwei Punkten nahe betrachtet werden kann, davon der eine ein überhängender Stein ist, auf den man sich legen muß, um nicht vom Schwindel ergriffen zu werden. Der andere Punkt liegt auf der entgegengesetzten Seite, und man kann etwas tiefer, als auf dem vorhergenannten, zu dem Abgrunde hinunter gelangen. In den Seitenwänden sieht man Höhlen, durch welche Wasser strömt. Man glaubte, daß ein kleiner Bach, die Punka, der anderthalb Stunden von der **Matschocha** zu Tage geht, aus diesem Bergsturze hervorkomme; es hat sich jedoch erwiesen, daß dieses nicht möglich ist, weil die Punka bedeutend höher liegt, als der Wasserspiegel jenes Abgrundes. Unfern desselben ist eine Röhre in dem Felsen, welche bis ganz hinunter führt, und von den Landleuten der Rauchfang genannt

wird. Die Röhre geht nicht gerade, sondern in mannigfaltigen Windungen, doch immer sehr steil, hinab, so daß ein Stein, den man hinein wirft, unter lautem Tosen und Krachen, zermahlen wird, und als Staub wieder zum Vorschein kommt. Nicht ferne von diesem merkwürdigen Felskessel ist die Teufelsbrücke, ein hochgelegener natürlicher Felsbogen, welcher zwei senkrecht stehende Felspfeiler mit einander verbindet. Von den vielen Höhlen, welche Mähren hat, will ich nur einige anführen, so das Gevatterloch in der Nähe von Weiskirchen, auf dessen Grunde ein kleiner Teich mit säuerlichem Wasser befindlich ist, den man mit einem Kahne befahren kann. Unsern Slaup ist eine Tropfsteinhöhle mit prächtigen, hohen Wölbungen und eigenthümlichen Tropfsteingebilden; nicht weit davon ist auch ein langes Gewölbe (120 Fuß), das bei einer Höhe von 24 Fuß durch das Gestein setzt und einen Pausilipp bildet, einen Durchgang durch einen Berg, der auf beiden Seiten die entzückendsten Aussichten öffnet, wenn sie auch nicht gerade auf ein Meer von Neapel führen. —

Der größte Theil von Mähren dacht gegen Süden ab, und die March nimmt die Gewässer des südlichen Abhanges fast aller mährischen Gebirge auf, dieselben zuvörderst, als Gränzscheide zwischen Ungarn und Oesterreich, dann als einen Theil der Donau zum schwarzen Meere wälzend. Die nach Norden gelegenen Gebirgsstrecken verbinden sich theils mit der Elbe, theils mit der Weichsel und eilen so der Nord- oder Ostsee zu.

Die Temperaturverhältnisse sind dem Lande nicht günstig, es ist zwar nicht so arg, als die österreichischen Astronomen und Geografen es machen, doch ist es eins der kältesten Länder der Monarchie. Sonderbar muß erscheinen, daß man in Oesterreich die Gesammtunterschiede der Temperatur auf die nördlichen und südlichen Lagen des Landes schiebt, und die Höhen über dem Meere fast unberücksichtigt läßt, da doch die allerauffallendsten Beweise für die Unstatthaftigkeit einer solchen Berechnung gerade in Oesterreich, und nirgends mehr, als dort, vor Augen liegen, da man nur an das rauhe Kroatien und den rauhen Karst denken darf, im Vergleiche mit dem viel wärmeren, ja heißen, aber weit nördlicheren Ungarn. So auch mit Mähren; man nimmt Rücksicht auf seine unbedeutende Ausdehnung von Süden nach Norden, welche kaum anderthalb Grad beträgt, und sagt natürlich, daß der nördliche Theil von Mähren viel rauher ist, als der südliche, und vergißt, daß der nördlichste viel milder ist, als der mittlere, weil dieser mittlere viel höher ist, und eine Abdachung nach Norden sowohl als nach Süden Statt findet.

Diese Differenzen und der sehr verschieden gelagerte Boden bringen eine große Verschiedenheit in der Pflanzenwelt hervor, ein großer Theil

besteht zwar aus Sand, Torfmoor, versauerter Erde, oder aus kahlem Fels, wovon der Landwirth keinen Nutzen zu ziehen weiß, andere Theile aber sind so fruchtbar, daß sie zu den reichsten Gegenden Deutschlands gezählt werden können, und daß ihr Ueberfluß nicht nur hinreicht, den Mangel anderer zu decken, sondern auch noch Produkte für den auswärtigen Handel in nicht geringer Menge liefert.

Der Mineralreichthum ist zwar nicht groß, doch ist bis auf einige Steinbrüche und ein paar Eisen- und Kupferbergwerke der Schooß der Erde noch nicht erschlossen, und was an Bau- und anderen Steinen, an Gemmen darin verborgen liegen mag — man hat kaum Kenntniß davon.

Das Pflanzenreich bietet für den Botaniker viel Interessantes und Neues, wiewohl diejenigen Alpenpflanzen, welche große Meereshöhen brauchen, um fortzukommen, sich in Mähren nicht finden, obgleich das Land sehr gebirgig ist. Dagegen ist der Reichthum an Waldungen, an mehltragenden Gräsern, an Futterkräutern, an Gemüsen sehr groß, auch Obst gedeiht in einigen Gegenden und in den südlichsten Kreisen wird sogar Wein gebaut, obwohl das nur ein sehr schlechter Wein ist.

Das Vieh, was sich der Landmann hält, Pferde, Rinder, Schafe, ist gemeiner, schlechter Rasse, einzelne Gutsbesitzer haben ihre Schafheerde zu veredeln gesucht, und dann sehr gute Wolle erhalten, im Allgemeinen aber hat die Veredlung noch keinen Eingang gefunden. Wild ist sehr zahlreich, auch das Federwild, Raubwild, vom Wolfe abwärts, kommt in in den Beskiden vor, dort sollen auch einzelne Bären von den ungarischen Beskiden (Karpaten) herüberstreifen. An Fischen ist ein großer Ueberfluß.

Am Anfange des Jahres 1836 betrug die Einwohnerzahl 2.026.906, von denen drei Viertel Slaven und nur ein Viertel Deutsche sind. Die Slaven gehören zwar eigentlich ganz den böhmischen Stämmen an, doch theilen sie sich selbst in folgende Klassen: Hannaken, in der Mitte des Landes; Slowaken, im östlichen und südöstlichen Theile; böhmische Mährer, an der böhmischen Gränze; Kroaten oder Bodluzakis, an der Südspitze von Mähren und endlich eigentliche Polen, im östlichen Theile von österreichisch Schlesien. Die Deutschen theilen sich in vier Völkerschaften: deutsche Schlesier oder Gesenkbewohner, im troppauer Kreise; Kuhländer, in den Niederungen der Oder; Schönhängstler, in der Gegend des gleichnamigen Passes an der böhmischen Gränze, und endlich in Thrayaner oder österreichische Mähren, im südlichen Theile des znaimer oder brünner Kreises.

Zu diesen beiden Völkern kommen noch Zigeuner und Juden im ganzen Lande zerstreut vor; Schweden, welche zur Zeit des 30jährigen Krie-

ges sich in Mähren niedergelassen haben, aber ganz in der Gesammtmasse untergegangen sind, so daß man sie nirgends mehr erkennt, und Franzosen, welche, im Jahre 1763 aus Lotharingen kommend, sich auf der Herrschaft Göding angesiedelt haben.

Die mährischen Slaven kommen in körperlicher Bildung ganz mit den Böhmen überein, kommen aber in geistiger so weit hinter sie zurück, als die Böhmen hinter die übrige Welt. Die Polen sind ein kräftiger tüchtiger Menschenschlag, voll Muth und Ausdauer, voll Unternehmungsgeist. Die in Mähren wohnenden Deutschen kommen ganz mit ihren Nachbarn, den Oesterreichern, überein; die Schlesier sind dagegen auffallend von den übrigen Deutschen des böhmischen Staates verschieden, sind schlank und hoch gewachsen, außerordentlich stark. Unter den Mägdchen soll sich sogar eine ganz allgemeine und auffallende Aehnlichkeit in den Fisiognomien nicht verkennen lassen; alle haben große blaue Augen, eine hohe Stirne, eine gerade Nase, volle geröthete Wangen, etwas aufgeworfene Lippen und ein spitzes Kinn, bei den Männern ist diese Gleichheit weniger offenbar, doch kann man einen Schlesier oder eine Schlesierin, bevor sie ein Wort sprechen, sogleich erkennen, wenn man ihre hohen Figuren, ihren schlanken Wuchs, in Verbindung mit großer Fülle der Extremitäten, fleischigen Armen und Beinen betrachtet, worin ihnen die Slaven weit nachstehen. Die Lebensart der Slaven ist meistens sehr schlecht. Die wohlhabenden Bewohner der fruchtbaren Ebenen haben, wenn auch wenig, doch etwas Milch, und folglich auch Butter und Käse, den ärmeren fehlt aber auch dieses, und sie leben fast nur von Sauerkraut und Kartoffeln; vom Fleisch ist ihnen das des Schweines am liebsten. Geflügel ziehen sie nur, um es zu Markte zu bringen. Die Goralen leben noch schlechter. Die rauhen Gebirge liefern ihnen keine Gemüse; dagegen der Viehhandel Geld zum Branntweine, den sie leidenschaftlich lieben; schon Kinder werden in diesen himmlischen Genuß eingeweiht, und Knaben von fünfzehn Jahren werden ausgelacht, wenn sie nicht ein Maß Branntwein vertragen können.

Viel besser leben die deutschen Schlesier. Sie bauen viel Futterkräuter und haben viel Vieh, daher es ihnen an Milch nie gebricht. Brod, bei den Slaven ein Festtagsessen, hat der Schlesier immer im Ueberflusse; Fleisch wird viel gegessen; indem sich in den wohlhabenden Dörfern nicht nur Fleischhauer finden, die dasselbe pfundweise verkaufen, sondern auch mehre Familien zusammentreten, um ein Rind oder Schwein zu schlachten. Zudem wird nicht die Hälfte des zahlreichen Geflügels verkauft, sondern das mehrste in den Häusern verzehrt. Im Sommer kommt viel Obst auf den Tisch, Sonntags ein Kuchen; aus Milch und Kartoffeln wissen die schlesischen Bauern verschiedene Gerichte zu bereiten, welche selbst

dem verwöhnten Gaumen des Städters behagen. Sehr häufig ißt man gebratene Gänse mit Krautstrünken gefüllt, welche letzteren einen trefflichen Geschmack annehmen. Hirsebrei in Milch gekocht, mit fein geriebenem Lebkuchen bestreut (dort Pfefferkuchen genannt), ist ein Lieblingsgericht der Schlesier; das gewöhnliche Getränk ein gutes, schmackhaftes Bier; der Branntwein wird nur als Erwärmung oder vermeintes Stärkungsmittel bei schwerer Arbeit genossen.

Die Wohnungen der Slaven findet man überall, auch hier, beispiellos schmutzig, öde, schlecht gebaut, häufig nur aus übereinander gelegten Bäumen oder Lehmpatzen bestehend. Ein ordentlich gezimmertes, mit Riegelwänden versehenes, ausgemauertes Haus, ist eine Seltenheit, und findet sich fast nur in Städten, welche von Deutschen bewohnt sind. Eine große leere Stube umfaßt die ganze Familie, zu welcher, wie in den slavischen Ländern bekannt ist, das kleine Vieh: Schweine, Hühner, Enten und Gänse gezählt werden. In der Mitte dieses Raumes ist der Herd, ohne Rauchfang. In einer Höhe von vier Fuß schwebt ein dicker Qualm; aufrecht gehend müßte man darin ersticken; der Slave, gewohnt immer einen krummen Rücken zu machen, findet sich in der stets gebeugten Lage nicht genirt. Ganz anders sieht es mit den Wohnungen des Deutschen im Norden aus; der Schlesier hat feste, beinahe immer aus Stein, und auf den Gebirgen, der Kälte wegen, aus Holz gebaute Häuser. Bequem, zierlich und reinlich sind sie selbst bei dem ärmsten Kleinhäusler. Ein Gehöfe schließt sich an das Haus, zu welchem ein gewölbter und gemauerter Thorweg führt. Der Hof ist viereckig, von Gebäuden, Ställen, Scheunen umgeben. Das Haus selbst ist licht, hoch, hat eine bis zwei Küchen, hat ausgemauerte Rauchfänge und Oefen, die Fenster sind groß, die Zimmer licht, alles ist reinlich, denn jährlich zweimal weißt der Bauer sein ganzes Haus in- und auswendig.

Nicht minder auffallend ist der Unterschied in der Bekleidung, welche bei den Slaven zwar sehr verschieden, aber immer abscheulich und geschmacklos, bei den Deutschen zwar nicht schön, doch sauber und ordentlich ist. Die Mährer tragen größten Theils Schafpelze, die rund um den Leib anschließen und der ganzen Gestalt etwas ungeschicktes Zilindrisches geben, so daß man weder Brust, noch Taille, noch Hüften wahrnimmt, auch die Frauen und Mägdchen tragen dergleichen, und man würde sie von den Männern so wenig unterscheiden können, wie das in Grönland möglich ist, wenn nicht ein Vorstoß vom Pelzwerke den Frauenrock verbrämend blau gefärbt wäre, so daß man an diesen den Geschlechtsunterschied wahrnimmt; übrigens sind die Slaven meistens so arm, daß sie für die ganze Familie nur ein oder zwei Pelze haben, welche sie sich gegenseitig leihen, wenn sie aus ihrem Hause zu gehen genöthigt sind. Dazu kaufen Män-

ner und Frauen lange Stiefel, welche weit über die Schenkel hinaufreichen, aber in tausend Falten zusammengerollt sind, so daß sie kaum bis über die halben Waden gehen; sie machen, da die Falten am Gehen hindern, den Gang schwerfällig und ungeschickt. In der südlichen Hälfte von Mähren, und da wo dasselbe an Ungarn gränzt, kleiden sich die Slaven in grobleinene Säcke, deren zwei das Beinkleid und drei andere den Rock bilden. Alle Slaven haben ganz kurze Hemden, die kaum bis an den Gürtel reichen, welche mit Speck und Talg eingeschmiert und häufig absichtlich geräuchert werden, häufig aber auch nur zufällig, indem sie zum Trocknen in der Rauchstube hängen, da sie dann bald so braun aussehen, wie die Haut der Slaven selbst. Bei festlichen Gelegenheiten wird eine der ungarischen ähnliche Tracht gewählt; wenigstens hat man blaue mit Schnüren besetzte Beinkleider, auch wohl eine blaue Jacke oder einen Rock. Der Gorale oder Bergpolack trägt sich, wie wir uns gewöhnlich die Zigeuner vorstellen, mit eng anliegenden weißen, mit Schnüren besetzten Tuchbeinkleidern, welche in dem Gürtel mit einem Riemen festgeschnallt werden, und sich an das ganz kurze geräucherte Hemd anschließen. Hierauf kommt eine von der unveränderten Wolle brauner und schwarzer Schafe gewebte, vorne geschlossene Kutte, welche bis auf die Hälfte der Lenden reicht. Die Brust und der Hals bleiben offen. Den Kopf deckt ein breitkrämpiger Hut mit ganz niederem halbkugelförmigem Kopfe.

Die Deutschen an der Gränze von Oesterreich tragen sich ganz wie die Bauern des Erzherzogthums. Die schlesischen tragen gute große Ueberröcke von Tuch, mit oval silbernen Knöpfen. Die Tracht der Frauen hat etwas Eigenes; ihre Hemden sind an beiden Seiten aufgeschlitzt, und bestehen aus zwei Theilen, ein hübsches oft gesticktes Mieder umschließt den Leib, der nicht durch eine zu kurze Taille entstellt ist; von den Hüften wallt ein kurzer, bis über die Knie gehender Rock von blauem oder rothem Tuch, in vielen Falten herab; die Mägdchen tragen das Haar in Zöpfen; und sie sieht gar hübsch aus. Eine solche frische Dirne mit kurzen Hemdärmeln, mit sauberen weißen Zwickelstrümpfen, welche die Rüstigkeit und Derbheit des kräftigen, wohlgewachsenen Menschenschlags zeigen.

Beispiellos ist die Faulheit der Slaven, welche sich nicht eher rühren mögen, als bis die Noth sie dazu zwingt; eigenthümlich ist ihre Ansicht über das Mein und Dein. Wie die Wilden, nehmen sie, was ihnen an Kleinigkeiten gefällt, wovon sie nicht den Herren sehen: Geräthschaften, welche sie nicht haben, doch brauchen könnten; Getraide oder Gras, das sie heimlich abmachen können, und wovon sie glauben, daß es den Pferden, wie ihnen das gestohlene Brod, besser schmecke als das

eigene; doch würden eben diese Menschen sich nie erlauben, etwas aus der Scheune oder dem Stalle des Nachbarn zu nehmen, den sie Tags zuvor ohne Gewissensbisse bestohlen haben, als das Getraide noch auf freiem Felde lag; die Scheunen sind deßhalb auch meistens ohne Thor und Riegel, und werden nach dem Einführen des Getraides nur mit Gesträuch zugesetzt. Härte des Gemüths scheint ihnen überhaupt eigen, das geht aus dem bösen Willen hervor, mit welchem sie die alten, der Arbeit nicht mehr fähigen Aeltern behandeln; nur mit stillem Grimme wird ihnen verächtlich ein Stück Brod zugeworfen, und ungern duldet man sie auf der warmen Ofenbank, und thut auch wohl dieses nicht, wenn sie nicht durch Betteln etwas Geld zusammenbringen, das sie Sohn oder Tochter zu Branntwein und Tabak geben. Tief gewurzelter Überglauben und die fröhliche Hoffnung, jede erläßliche Sünde vom Priester verziehen zu sehen, sind die Hauptzüge des Karakters der Slaven in Mähren, welche sich von manchen andern nicht vortheilhaft unterscheiden.

Die Schlesier werden als ein wackeres tüchtiges Volk gerühmt; Geradheit, Ehrlichkeit, Offenheit spricht sich auch schon in den fröhlichen Gesichtern aus, welche nicht scheu zur Erde blicken, wenn ein Fremder mit ihnen spricht, sondern die klaren blauen Augen offen, ohne Keckheit aber auch ohne hinterlistige Scheu auf Jeden richten, der ihnen begegnet. Das Volk ist arbeitsam, mäßig, verständig, geneigt das nützliche Neue anzunehmen, nicht mit blinder Vorliebe an dem Alten hängend, geschickt in mechanischen Arbeiten, und auch sehr wohl fähig, sich höhere Bildung anzueignen, wie man denn aus dem Bauernstande viele Schullehrer, Prediger und Professoren, wie man Offiziere und höhere Staatsbeamten findet, deren Aeltern in jenem oder diesem Dorfe Bauern sind. Ja der Umgang, die nahe Berührung, in welcher sie mit dem Norden von Deutschland stehen, hat sie das Bedürfniß eines höheren Unterrichts kennen gelehrt, und wie in preußisch-Schlesien die Regierung für sie einschritt, und aus eigenen Fonds Schulen und Gimnasien stiftete, so haben sie hier noch rühmlicher aus sich selbst Alles entwickelt, was sie brauchten, daher man den Schlesier den wohlunterrichtetsten Mann in ganz Oesterreich nennen kann. Musterhaft ist noch hier der Ackerbau, und während in Mähren und ganz Oesterreich die üble Dreifelder-Wirthschaft besteht, weiß der Schlesier sein Land besser zu bauen, ihm durch gute Düngung immerfort Nahrung zu verschaffen, und in reichlicher Tragkraft zu erhalten, obwohl der Boden an sich nicht so gut ist, wie in Mähren. Wo in diesem letztern die Landwirtschaft gut oder besser betrieben wird, kann man sicher sein, einen Deutschen als Herrn zu finden. Doch liefert die Natur selbst viel, und Mähren hat mehr Feld- und Gartenfrüchte, als es braucht.

Die Industrie ist nicht weit her, und fast durchgängig in der Hand der Deutschen, denn obwohl der Slave viel mechanisches Geschick hat, so ist seine Faulheit doch noch viel größer als sein Talent, und darum thut er nichts anderes als hölzerne Löffel schnitzen, oder gleich, den Zigeunern, Flechtwerk aus Wurzelfasern, aus gespaltenem Holze (Siebschienen), Kober zum Bewahren des Mundvorraths auf Reisen) oder aus Weidenruthen zu machen. Die Deutschen treiben hauptsächlich Leinwand- und Tuchweberei, etwas Bergbau und Gärberei. Auf den Gebirgen hüten die Slaven ihre Schafheerden, welche gemelkt werden, und Käse und Butter liefern. Der Handel ist daher größtentheils passiv, da nur Getreide, Vieh und Leinwand zur Ausfuhr kommen, und selbst Rinder in großer Menge, über hunderttausend Stück jährlich, in das Land gebracht werden.

Die Schul- und Unterrichts-Anstalten sind im Durchschnitte gerade so wie in dem übrigen Oesterreich. Examinirt wird viel, gelernt wenig. Die Religion ist katholisch, doch werden Protestanten geduldet.

Ortsbeschreibung.

1) Der brünner Kreis hat zur Hauptstadt Brünn, die auch die Hauptstadt des Landes ist; sie ist mit starken hohen Mauern umgeben, welche zugleich die Festung oder Zitadelle Spielberg einschließen. Die Stadt ist unregelmäßig, winklig gebaut, hat noch nicht 600, doch mit den vierzehn Vorstädten 2.200 Häuser und mit dem Militär 40.000 Einwohner. Mehre Kirchen, die bischöfliche Residenz, das Augustinerkloster, das Dikasterial-Gebäude, das Rathhaus, mehre Paläste mährischer Großen zeichnen sich zwar in der Stadt Brünn aus, würden jedoch in andern Ländern nicht viel Aufsehen erregen. In Brünn drängen sich die Hauptlehranstalten von ganz Mähren zusammen, es ist also daselbst eine filosofische Lehranstalt (höheres Gimnasium), ein Gimnasium mit kleiner Bibliothek, ein bischöfliches Alumnat mit theologischer Lehranstalt, eine Normalhauptschule, eine evangelische Schule, ein Ursuliner-Nonnenkloster mit einer Mägdchenschule. Eine öffentliche Bibliothek fehlt. Der Spielberg ist als Festung zerstört, und dient jetzt als Staatsgefängniß.

Für Mähren ist Brünn die bedeutendste Fabrikstadt; es sind daselbst an 200 Tuch- und Kasimirwebstühle und große Fabriken; außerdem gibt es noch 70 Tuch-, 48 Zeug- 400 Wollenzeugweber. Sie produziren jährlich 15.000 Stücke Tuch und 18.500 Stück Kasimir. Die große Gärberei von Lettmaier soll wochentlich über 300 Häute gärben, in 70

Lohgruben steckt ein schönes Kapital. Man glaubt, daß in Wollen- und Leinengeweben jährlich für drei Millionen Geschäfte gemacht werden.

Nikolsburg hat 8.000 Einwohner, wovon beinahe die Hälfte Juden sind, welche, obschon die Stadt häßlich, eng und schmutzig ist, doch noch einen engeren und schmutzigeren Theil derselben, die Judenstadt von 350 Häusern bewohnen. Mehre Kirchen kann man schöne Gebäude nennen; auffallend aber ist das mitten in der Stadt, auf einem hohen Felsenplateau sich erhebende, und von Thürmen überragte fürstlich dietrichstein'sche Schloß, das eine große Bibliothek und ein Naturalienkabinet in sich schließt, und dessen Keller ein 2000 Eimer haltendes, leider leckes, Faß umschließt. Dieses ungeheure Faß wurde in der Zeit gebaut, da man alle Weine aus den zehentpflichtigen Kellereien aufsammelte, da sie dann durch das Zusammenliegen in großen Massen sich aus ihrer beispiellos schlechten Qualität (Schüttwein) zu etwas Besserem erhoben; jetzt sind die Zehnten gewöhnlich an viele einzelne Leute verpachtet, darum stehen die Fässer leer.

Austerlitz an der Litowa, ein kleines, von 2.200 Einwohnern belebtes Städtchen, ist berühmt durch die Schlacht zwischen den Franzosen, Oesterreichern und Russen. Interessant ist eine neue, in römischem Stile aufgeführte Kirche (durch den Fürsten Kaunitz gebaut), und das Schloß, welches eine große Gemälde-Sammlung enthält.

An der österreichischen Gränze liegt der Marktflecken

Eisgrub, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Fürsten Lichtenstein, mit einem Parke, der alle Spielereien und Gartenanlagen enthält, die man sich nur denken kann, vom einfachsten Schirm gegen Sonnenhitze oder Regen bis zum prachtvollsten orientalischen Thurm von 180 Fuß Höhe, um welchen sich eine fast frei schwebende Treppe schlängelt, von der einfachsten Gartenbank bis zu 500 Fuß langen Treibhäusern, in denen die drittehalb Fuß dicken Orangen überwintert werden, mit Grotten, Lusthäusern, Wasserleitungen u. s. w. überfüllt.

2) Der olmützer Kreis. Hauptort Olmütz, die ehemalige Hauptstadt von Mähren, ist eine der stärksten Festungen der Monarchie, vorzüglich durch die March, welche so sehr gestaut werden kann, daß sie einen großen Theil der Festungswerke und ihre Umgegend unter Wasser setzt. Die Stadt ist nicht zum schönsten gebaut, doch besser als die mehrsten andern Städte von Mähren, hat vier Thore, fünf Vorstädte, 1.280 Häuser und 11.380 Einwohner ohne die Fremden. Die beiden Plätze Ober- und Niederolmütz sind groß und schön; als Merkwürdigkeit wird jedoch auf ersterem eine 114 Fuß hohe Dreifaltigkeits-Säule gezeigt, die gar nicht merkwürdig ist, als etwa durch die Geschmacklosigkeit dessen, der sie erfunden. Mehr werth sind unstreitig von allen reli-

größen Bauwerken, neben den dreizehn Kirchen, der Dom, ein herrlicher altdeutscher Bau, durch König Wenzel III., dessen Grabmahl sich hier befindet, errichtet. Das Presbiterium enthält in seinem Souterrain selbst wieder eine geräumige Kirche. Die Moritzkirche hat einen Thurm, von welchem man Olmütz am besten übersieht; die große Glocke daselbst soll gegen 140, nach andern gegen 358 Zentner wiegen. In der, mit einer prächtigen Kuppel gezierten Michaeliskirche ist das Grabmal des Dechanten Sarkander, welcher in der Frohnfeste durch die Ultraquisten gefoltert wurde, weil sie glaubten, er habe den Einfall der Polen bewirkt. Das Rathhaus, das Zeughaus ꝛc., sind merkwürdige Gebäude. Olmütz ist der Sitz eines Domkapitels, welches allein in Oesterreich das Recht hat, sich einen Erzbischof zu wählen, (der hier seine Residenz hat). Dieses Wahlrecht trägt irgend einem Prinzen des österreichischen Kaiserhauses den bischöflichen Rang ein; bisher war es des verstorbenen Kaisers Franz Bruder Rudol. Die 1827 errichtete Universität hat eine Bibliothek von 50.000 Bänden. Eine ältere Bibliothek wurde durch Wrangel und Torstensohn als Beute im dreißigjährigen Kriege hinweggeführt, sie enthielt wichtige Werke für die Geschichte mehrer slavischen Länder; wohin sie gekommen, ist ganz unbekannt, obwohl man weiß, daß sie lange in Stralsund eingepackt gestanden.

Die Industrie ist in Olmütz nicht bedeutend; für die Unterhaltung ist eben so wenig gesorgt, da der Festung wegen, ein Glacis von 6.000 Fuß Breite, selbst die unbedeutendsten Privatgärten so weit von der Stadt hinwegweist.

Prostnitz liegt zwischen Olmütz und Brünn, hat ungefähr 7.000 Einwohner, worunter über 1.500 Juden, welche über 40 Branntweinbrennereien betreiben. An dem Orte ist ein Kloster der barmherzigen Brüder mit einem wohleingerichteten Spitale.

Mährisch Trübau ist der Hauptort einer fürstlich liechtenstein'schen Herrschaft mit einem Schlosse, es hat ungefähr 3.250 Einwohner, welche Tuch- und Leinenweberei treiben. Auch die Stadt Sturmberg gehört dem Fürsten Liechtenstein. Sie hat 550 Häuser, ein prächtiges Schloß, mehre Kirchen, ist sehr gut gebaut, hat einen schönen Marktplatz, an 8.500 Einwohner, die starke Leinen- und Baumwollenweberei treiben.

Das Dorf Kniebis, eine sternberg'sche Besitzung, soll in dem Meierhofe Papuwka den größten Kuhstall des ganzen Kaiserthums besitzen; er ist 450 Fuß lang, 33 breit, und hat 170 Stücke Vieh.

3) Der prerauer Kreis hat die Stadt Weiskirchen zum Hauptorte. Sie hat beinahe 5.000 Einwohner, welche starke Leinwebereien und Leinwandhandel betreiben.

Prerau ist eine der ältesten Städte von Mähren. Auf einer Anhöhe liegt ein uraltes Schloß; das Rathhaus enthält viele Antiquitäten, verschiedene Armaturen, Helme, Handschuhe, welche einem Riesengeschlechte angehört zu haben scheinen.

Kremsier ist die gewöhnliche Sommer-Residenz des Erzbischofs von Olmütz; die Stadt hat 450 Häuser und 4.200 Einwohner, welche vielen Obstbau treiben. Das fürst-bischöfliche Schloß ist prachtvoll und groß, es umfaßt eine Gemäldegallerie, ein mineralogisches, ein mathematisch-fisikalisches Kabinet, eine 30.000 Bände starke Bibliothek. Ein schöner Park im englischen Geschmacke schließt sich daran. Ueber einen Arm der March führt eine Kettenbrücke.

Neutitschein, mit 6.500 Einwohnern, liegt an der Straße nach Teschen, an der südlichen Seite des sogenannten Kühländchens, es gibt dort viele Weber und Färber, und der Tuch- und Wollenzeughandel ist nicht unansehnlich. Eine Dampfmaschinen-Fabrik, welche Dampfmaschinen bis zu zwanzig Pferde Kraft baute, bestand eine Zeit lang, doch soll sie keine glänzenden Geschäfte gemacht haben.

4) Der hraditscher Kreis. Hauptort, ungarisch Hraditsch, auf einer Insel der March, mit 350 Häusern und 1.600 Einwohnern. Sie liegt zwar in sehr fruchtbarer Gegend, ist aber häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und muß wegen der vielen Sümpfe, Bäche und Flußarme, 39 Brücken unterhalten, von denen eine 750 Fuß lang ist.

Holaschowo, eine Stadt von beinahe 4.000 Einwohnern, mit dem berühmten erdödy'schen Schlosse, das einen schönen Garten und eine große Fasanerie hat.

Wschetin, eine Stadt von beinahe 3.000 Einwohnern, ist, so wie die Umgegend ein Hauptsitz der Protestanten; von den 5.500 Einwohnern der zu dem Orte gehörigen Pfarreien sind 4.000 Protestanten. Viel Grobtuchwebereien.

Stratschnitz an der March, hat 4.300 Einwohner, worunter 650 Juden, an diesem Orte wurde die erste Kettenbrücke in Oesterreich im Jahre 1814 gebaut. Sie ist 90 Fuß lang und 14 Fuß breit.

Unfern der March liegt der Flecken Poleschowitz, welcher der erste Bischofssitz in Mähren gewesen sein soll; man zeigt hier auch noch die Trümmer der Wohnung des heiligen Kyrillus.

Wellehrad ist ein aufgehobenes Zisterzienserstift. Es soll der einstmalige Herrschersitz der alten Könige von Mähren gewesen sein, und wird als Wallfahrtsort, am Feste des heiligen Kyrillus in Methodus besucht.

5) Der znaimer Kreis. Hauptort Znaim am linken Ufer der Thaya in einer weinreichen Gegend ist ziemlich gut gebaut, und umfaßt

nebst vier Vorstädten beinahe 800 Häuser, in welchen 6.000 durchgehends deutsche Einwohner leben. Einige Kirchen sind nicht ohne Interesse. An der Westseite der Stadt, auf einem der höchsten Punkte des Hügels, an dem sie liegt, sieht man die alte landesherrliche Burg, eine der ehemaligen Residenzen mährischer Fürsten, jetzt zu einem Militär-Hospitale verwendet. Neben dieser steht eine alte Rotunda, die das Volk den Heidentempel nennt.

Mährisch Krummau ist ein fürstlich liechtenstein'sches Städtchen an der Jarmeritz, auf einem Felsenhügel gelegen, mit einem großen fürstlichen Schlosse, welches eine schöne Rüstkammer enthält. Unfern davon sieht man die Trümmer der Feste Tempelstein am rechten Ufer der Iglau. Man bemerkt noch ganze Mauern und einen 500 Ellen (1000 Fuß) tiefen Brunnen.

Jarmeritz an dem gleichnamigen Flüßchen, gehört dem Fürsten Kaunitz; es ist auffallend schlecht und elend gebaut, was doppelt grell hervortritt, da das fürstliche, in dem Orte gelegene Schloß groß und imponirend ist.

Frain ist ein Marktflecken, dem Grafen von Mnischek (Mniszek), gehörig, welcher hier eine neue Bergstraße anlegen ließ, wofür ihm die Einwohner ein Denkmal aus weißem italienischem Marmor errichteten. Der Ort besitzt eine dem Grafen gehörige Fayance- und Wedgewood-Fabrik. Das unfern des Marktes auf einer Anhöhe gelegene Schloß ist ziemlich groß, enthält eine Bibliothek und mehre interessante Gemälde.

6) Der iglauer Kreis hat eine der ältesten Städte des Landes, Iglau, zum Hauptort. Diese ehemalige Bergstadt zählt mit den Vorstädten 1.100 Häuser und 14.600 Einwohner; sie ist sehr uneben, und, wie fast alle österreichischen und mährischen Städte, eng gebaut, denn die schönsten Straßen sind nur etwas weniger eng als andere. Der große Platz in Iglau ist wirklich schön, obwohl mehre Häuser ihn nicht zieren; er ist unregelmäßig, 1.038 Fuß lang und 3 bis 400 Fuß breit, in der Mitte desselben steht die Hauptwache. Die altdeutsche Pfarrkirche ist sehenswerth. Die ehemalige Jesuitenkirche ist heiter und freundlich, mit etwas geschmacklosen Freskomalereien geziert. Mehre bedeutende Häuser und Paläste mährischer Edelleute sind in der Stadt zerstreut. Der Ort ist einer der gewerbsamsten in Mähren; 123 brauberechtigte Häuser, zwei Pottaschensiedereien, zwei Schönfärbereien, 470 Tuchmachermeister, welche 24.000 Stücke Tuch und 50.000 Stück schmale Wollenwaaren erzeugen, machen den Handel lebhaft. Die ehemals wichtigen Silbergruben werden nicht mehr bearbeitet. Das Wappen der Stadt war noch im vorigen Jahrhunderte ein Igel mit der Devise: sub umbra

alarum tuarum. Diese Igelsflügel haben der Stadt den Beinamen des mährischen Schilda gebracht.

Trebitsch ist eine gräflich-waldstein'sche Munizipalstadt von 5.400 Einwohnern. An der Westseite der Stadt liegt auf einer Anhöhe ein großes, weitläuftiges gräfliches Schloß, das eine schöne Kirche hat, und an der Stelle gebaut ist, an welcher vormals ein reiches Benediktinerkloster gestanden.

Teltsch war einst der Sitz der berühmten rosenberg'schen Familie, es steht daselbst noch ein bedeutendes Schloß, der Familie Rosenberg von Neuhaus angehörig, in welchem die weiße Frau umgehen soll, ein Gespenst das bekanntlich an allen deutschen, miteinander verwandten Höfen erscheint, sobald ein Mitglied derselben sterben soll.

Die beiden folgenden Kreise gehören zum Herzogthume Schlesien.

7) Der troppauer Kreis hat zur Hauptstadt Troppau, welche zugleich die Hauptstadt eines fürstlich liechtensteinischen Herzogthums ist. Sie liegt an der Oppa und hat drei, mit einem jenseits des Flusses gelegenen Oertchen vier Vorstädte und über 12.000 Einwohner, ist befestigt, hat jedoch durch die regelmäßigen breiten und geraden Straßen ein freundliches Ansehen, welches zum Theile dadurch bewirkt wird, daß die Schindeldächer (die gleich den Schieferdächern, schwarz, etwas Düsteres haben) durch hoch emporsteigende Feuermauern verdeckt sind. Unter den fünf Plätzen sind der Freithofsplatz mit der Kommende des deutschen Ordens und dem Bürgerspitale, und der Oberregierung mit dem Theater und der Hauptwache die schönsten. Unter den Gebäuden verdient Erwähnung die Marienkirche, welche aus Basalt gebaut ist, und zwei Thürme hat, davon der eine, modern, sonderbar absticht gegen den alterthümlichen Bau. Die Jesuitenkirche, die Minoritenkirche, das Conventualhaus, das Schloß, das alte große Rathhaus mit dem Stadtarchive, das Theater im Innern, dem in Wien nachgebildet, die Hofkirche, der Stadtthurm sind sehenswerthe Gebäude.

Troppau ist der Sitz aller oberen Justiz- und Verwaltungsbehörden für österreichisch-Schlesien. Es treibt die Stadt einen lebhaften Verkehr und Handel zwischen dem Norden und dem Süden von Deutschland.

Jägerndorf. Hauptort des fürstlich liechtensteinischen gleichnamigen Fürstenthums, davon ein Theil schon zu preußisch Schlesien gehört. Die Stadt liegt am Fuße des Burgberges sehr schön, zwischen der großen und kleinen Oppa ausgebreitet. Sie ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat drei Thore, 590 Häuser und beinahe 5.000 Einwohner. Die schöne Stadtpfarrkirche hat zwei Thürme von 230 Fuß, welche die höchsten in Schlesien sind. Ein Minoritenkloster ist an dem Orte, und ein fürstliches Schloß, mit großer Meierei. Der Gewerbfleiß der Ein-

wohner hat sich fast ganz auf die Weberei gerichtet (230 Tuchmacher, 110 Leinweber.) Der nahe gelegene Burgberg trägt eine schöne Kirche, welche vor 110 Jahren gebaut worden ist. Man übersicht von dort drei Thäler, das Gesenke, die schlesische Ebene, und erblickt in der Ferne die Karpaten. Auf dem Kellerberge im milkendorfer Reviere steht der König und die Königin der Lärchtannen, der erste 171 Fuß hoch, durchaus gerade, eilf Fuß im Umfange haltend, die zweite hat 167 Fuß Höhe.

Das Dorf Klein-Morau hat große Eisenbergwerke, Hochöfen, Gießereien und Drahtzüge.

Karlsbrunnen ist ein sehr besuchter Badeort mit stark eisenhaltigem kohlensaurem Wasser.

8) Der teschener Kreis hat zum Hauptorte die Stadt Teschen am Fuße der Beskiden. Sie ist zugleich die Hauptstadt des Herzogthums Teschen, welches dem Erzherzoge Karl gehört, liegt auf einer schmalen, sanft ansteigenden Bergzunge zwischen der Oelsa und dem Bober. Mit den drei Vorstädten zählt die Stadt 550 Häuser und 7.000 Einwohner. Die Straßen sind uneben, oft steil ansteigend, schmal und unregelmäßig, der Ort hat einen freien großen Markt, ein Quadrat von 260 Fuß Länge und Breite. Es sind vier katholische Kirchen in Teschen, auch eine protestantische, welche im Osten der Stadt steht, eine Bibliothek hat, und zu welcher 36 Ortschaften eingepfarrt sind. Das auf dem Markte stehende Rathhaus hat ein Theater und einen Konzertsaal. Das katholische Gimnasium hat eine Bibliothek und ein Mineralienkabinet, auch eine Schmetterlingssammlung. Auch mehre lutherische, adelige, militärische, und Mägdchenerziehungsanstalten und Schulen befinden sich in Teschen, ferner zwei Klöster der barmherzigen Brüder und der Elisabethiner-Nonnen mit Spitälern. Viel Gewerbfleiß ist daselbst; Tuchweber, Gärber, Büchsenmacher; der Handel mit den Produkten derselben und mit Ungarwein, Honig und Wachs ist von Wichtigkeit. Auf einem isolirten, von drei Seiten sehr steilen Hügel steht die ehemalige fürstliche Residenz, ein altes, sonst befestigtes Schloß, das aber jetzt in Trümmer zerfällt.

Jablunka, Städtchen von 1.850 Einwohnern an der Oelsa, nahe an der ungarischen Gränze. Hier führt ein Paß über die Beskiden, der sonst befestigt und zur Vertheidigung gegen die Ungarn eingerichtet war. Später hätte man es umkehren mögen, denn die Ungarn wurden durch polnische Räuber von dort aus oft bedroht, und um nicht geplündert zu werden, mußten sie sich ihr Geleit erkaufen, welches jedoch um ein Billiges geschehen konnte.

Bielitz am linken Ufer der Biela, ist Hauptort des gleichnamigen Fürstenthums, welches dem Hause Sul Kowski gehört. Der Ort

hat 5.400 Einwohner, welche sich mit Tuch- und Leineweberei und Druckerei beschäftigen, und ihre Waaren, welche zum Theil fein sind, weit verschicken. Das fürstliche Schloß ist ein alterthümliches, befestigtes Gebäude mit einem schönen Parke.

Friedeck, Hauptort einer dem Erzherzoge Karl gehörigen Herrschaft, hat beinahe 4.000 Einwohner und ein ziemlich großes Schloß mit einer Wallfahrtskirche. Der Generalvikar der breslauer Diözese für den österreichischen Antheil an Schlesien hat hier seinen Sitz.

Das Dorf Weichsel ist eines der ausgedehntesten der Erde, wenn auch nicht das volkreichste. Es hat seine Häuser auf einem Raume von vier Quadratmeilen zerstreut, und liegt nahe an dem Ursprunge der Weichsel an einer sumpfigen Wiese. Unfern davon bildet das Bächlein einen Fall von 180 Fuß Höhe, weiter abwärts treibt es ein paar Mühlen. Hinter dem Orte befindet sich auf dem Himbeerberge (Malinowo, von Malina, die eigentlich gelbe und süßeste Himbeere), ganz nahe an der Gränze von Galizien, eine sehenswerthe Felsenhöhle, das Windloch (Dschiura wiatrschnia), in welchem ein großes gothisches Gewölbe mit schönen Spitzbogen, ferner ein tiefer Brunnen, in welchem sich das Wasser der Höhle sammelt, merkwürdig ist; zu Zeiten brechen aus dieser Höhle heftige Windstöße hervor, daher ihr Name.

Inhalt des siebenten Theiles.

Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

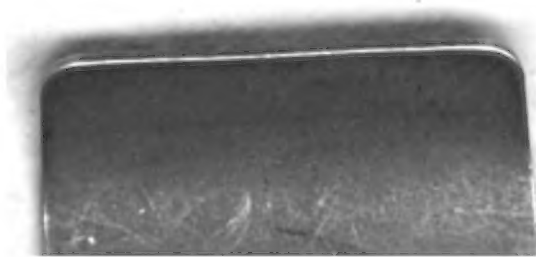
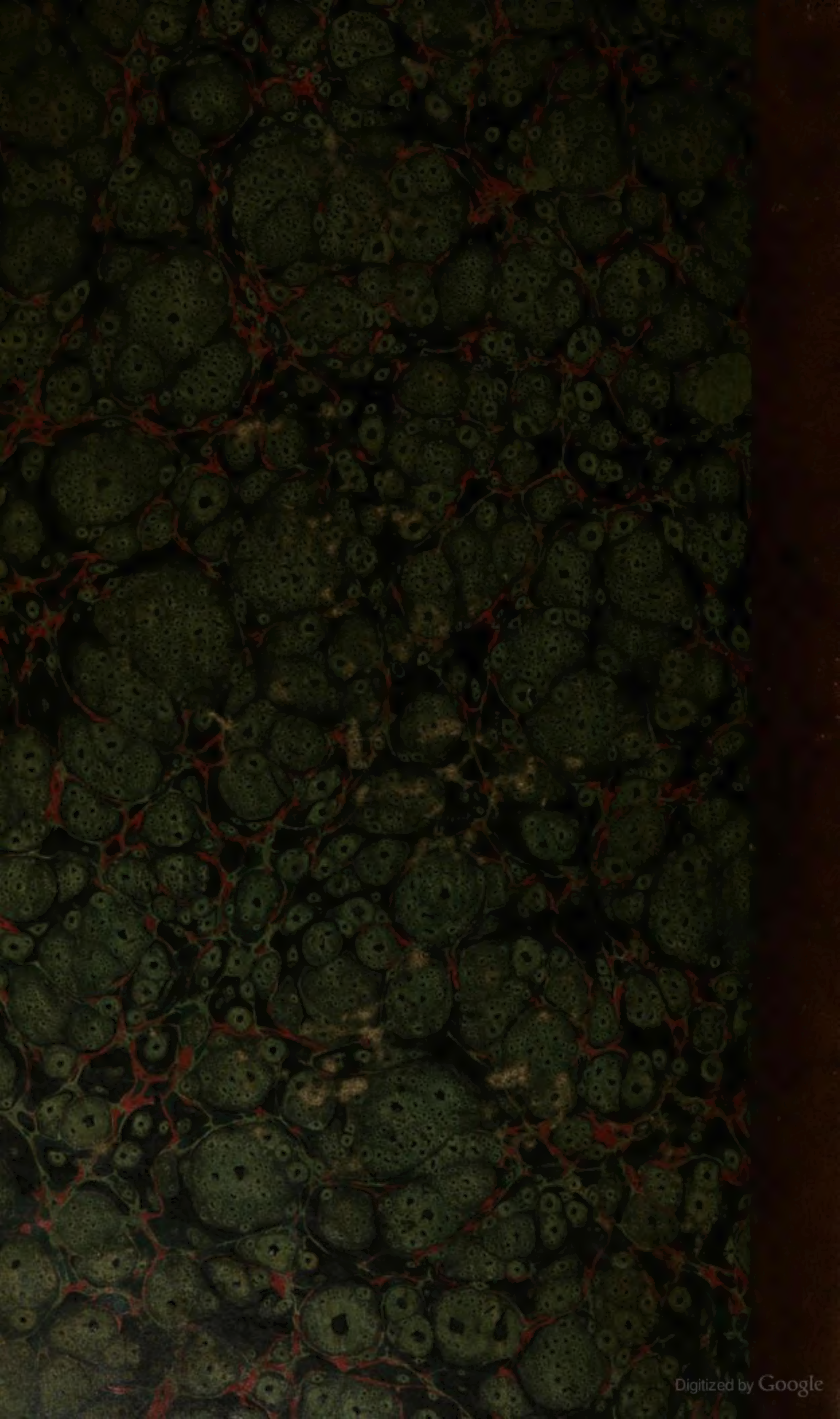
G.

H.

J.

K.

L.

O.

P.